Groß = Griechenland.

Ein Gedicht

von

P. J. Rehfues.

Bonn, 1815.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Meinem Freund,

August Wilhelm Flattich,

Königl. Württemb. Hofrath.

Weg über diesen engen Thales Schranken,
Freund, laß die schwere Gegenwart uns fliehn!
O folg' entzückt dem sehnenden Gedanken,
Nach jenen frohen Küsten fliegt er hin.
Er ruft den Tag, an dem wir uns gefunden
Im heil'gen, ewig heitern Wunderland,
Den Tag, der uns am lebenreichen Strand
Zur Freundschaft bis zum Tode fest verbunden.

Du schautest damals noch mit neuem Staunen
Von jener Stadt die hohen Wimpeln wehn,
Die, oft verändert von der Zeiten Launen,
Des Glücks und Jammers Wechsel viel gesehn,
Und, gleich dem Himmel, auf der Hölle wohnet,
Die unter ihr in ew'gem Feuer glüht,
In Donnern dröhnt, und Blitze von sich sprüht,
Stolz, wie ein Gott, auf Flammenwolken thronet.

Wie sah' ich da dein Auge sich erhellen!
Die neue Schönheitswelt verschlang dein Blick.
Noch mocht' er ruhen nicht auf schönen Stellen;
Denn eine schön're schob sie stets zurück.
Und, wie der Mensch in solchem Zauberlande
Nur gaukelt vom Momente zum Moment,
So ist dem Aug' hier Ruhe nicht vergönnt,
Unhaltbar schwebt's an dieses Golfes Rande.

Und wer kann ruh'n im ruhelosen Leben,
Wo ohne Rast die stolze Welle pocht?
Wo ew'ge Gluten nach Zerstörung streben,
Nie löschend rings die Schwefel-Esse kocht?
Ein Schiff verliert sich in des Meeres Wüste,
Ein andres steigt empor am Himmels-Saum;
Sie gehn und kommen, wie ein leichter Traum,
Sie suchen ängstlich, fliehen froh die Küste.

O schöne Welt, die, unsrem Blick entschwunden,
In heitern Bildern nur uns ewig lebt!
Die, weil wir uns zuerst in ihr gefunden,
Ein fester Band um unsre Liebe webt,
Wo ich der Freundschaft schäumende Pokale
Zuerst mit meinem Ludewig geleert,
Dann du, den mir das Glück für ihn bescheert,
Sie wieder neu gefüllt, die Nektarschale.

Kannst du den Uferbogen je vergessen,
Mit seiner Städte, Dörfer, Villen Kranz,
Den unser Aug entzückt so oft gemessen,
Wenn ihn der Abendsonne letzter Glanz
Vom Vorgebirg Misene's lang bestrahlte,
Und, wie die Wangen einer zarten Braut,
Beim Scheiden deß, dem sie ihr Herz vertraut,
Der Trennung Schmerzen hold erröthend mahlte?

Wie unser Aug' in diesen Herrlichkeiten
Nur Wunder über Wunder aufgesucht,
Wir in des Golfes fernbegrenzten Weiten
Zuerst begrüßt Capräa's offne Bucht,
Der Insel Form mit einem Sarg verglichen,
In dessen Raum ein finstrer Welt-Tyrann,
Dem die Natur kein Lächeln abgewann,
Umsonst das Leben fliehend, sich geschlichen.

Wo sich Tiber der frohen Welt verborgen,
Da suchten wir des Lebens Hochgenuß;
Wo er geseufzt in schweren Herrscher-Sorgen,
Da lieh der Frohsinn Flügel unsrem Fuß.
Was uns die Stunde gab, wir nahmens heiter,
Wir nahmen's dankbar aus der Rosenhand;
Wir sprangen fröhlich an den grünen Strand,
Und eilten muthig, ohne Rückblick, weiter.

Denn schon stand Ana-Capri's Felsenmauer
Vor dem erstaunten Blick sich thürmend da;
Ergriff's dich nicht, o Freund, mit leisem Schauer,
Als diese stolzen Höh'n dein Auge sah?
Betratst du mit geheimnißvollem Beben
Den steilen Pfad nicht an dem Berg empor,
Wo bald der Blick im Abgrund sich verlor,
In Zinnen bald, die jedem Aug' entschweben?

Uns soll der jähe Bergpfad nicht ermüden;
Was ist uns frohen Wanderern zu schwer? —
So ruh'n wir denn, wo uns ein Dach beschieden,
Gefahrlos ragt es über dieses Meer!
In ihre Schatten ladet die Kapelle,
Die uns Madonna's sanftes Bild verhüllt;
Ich habe schon den Becher dir gefüllt
Mit Labung aus der spiegelklaren Quelle.

§ 3

Wohlan! das schöne Ziel steht nicht mehr ferne!
Noch hundert Stufen, und es ist erreicht.
Steil ist der Pfad; doch, ach! mein Freund, wie gerne
Betreten wir einst wieder ihn vielleicht! —
Wo sind wir? Welch ein Land von stillem Frieden,
Ein Land von mährchenhaftem Schäfer-Glück,
Eröffnet hier sich unsrem nassen Blick? —
O wäre da zu leben uns beschieden!

Dann bauten wir uns unter diese Bäume
Ein Haus für dich, ein anderes für mich.
Da wohnte Sie, die keinem meiner Träume,
Seitdem ich ihren Reiz gesehn, entwich.
Was wär' uns alle Welt auf diesen Auen?
Geliebter Freund, dieß Götter-Paradis,
Das mir die Wirklichkeit zur Hälfte wieß,
Ach, könnt' ich's ganz durch sie verherrlicht schauen!

O weg von diesem himmelvollen Traume!
Nicht alles Glück war Einem je vergönnt.
Laß' ohne Wunsch mich in dem schönen Raume,
Von allem, Freund, nur nicht von dir getrennt,
Froh', wie ein Kind, im Jugendspiel ergehen!
Schau'st du am Baume dort die goldne Frucht,
Die oft umsonst der durst'ge Blick gesucht,
Schaust du sie dort im dunklen Laub sich blähen?

Siehst du die strahlend weissen Häuser blinken?
Es wölbt ein Rebendach sich über sie.
O wie sie freundlich uns entgegen winken!
So lockten uns selbst Roms Paläste nie!
Wie sie bequem im Schatten sich erheben!
Es krönt sie hoch ein luftiger Altan;
Wie um des Vorhofs weite Schattenbahn
Orangen und Zitronendüfte schweben!

Wie gastlich sind die Wandrer aufgenommen!
Wie froh erstaunt die Kinder um uns stehn!
„Aus weiter Ferne seyd ihr wohl gekommen,
„Und habet gar Neapolis gesehn?“ —
„Ja, Kinder, weiter noch, aus fernern Landen.“
„Neapolis ist doch wohl fern genug;
„Wer weiter geht, spricht Vater, ist nicht klug.“ —
„O glaubt es ihm; er hat es wohl verstanden!“

Und eine Jungfrau mit verschämtem Blicke
Bereitet uns im Freyen unser Mahl.
Und ists geschehn, tritt sittsam sie zurücke,
Und kehrt zur Mutter in des Hauses Saal.
Mit reifen Trauben steht der Tisch belastet,
Mit Milch, Orangen, Feigen, Brot und Wein,
Und freundlich lädt der Wirth die Wandrer ein.—
Nein! Süßer haben nirgends wir gerastet!

Und keinen Dank will er, als Dankes-Worte. —
Er braucht zu seinem Glück kein elend Gold.
Begleitet uns von selbst an alle Orte,
Die, wohl den Musen und den Künsten hold,
In Prunk-Palästen, wie er uns erzählet,
Einst alles dem erstaunten Blick gezeigt,
Was Römer-Gier und Griechen-Kunst erreicht,
Doch wo das Glück nur, das ihm lacht, gefehlet.

Was kümmern uns der todten Pracht Ruinen,
Da wir Sankt-Peters Herrlichkeit geschaut?
Ist uns vom Sonnenberg nicht mehr erschienen,
Als was die alt' und neue Kunst erbaut?
Vermag dein Blick zu ruh'n auf diesen Weiten?
O wonnetrunknes Aug, wo irrst du hin?
Willst deinem Herrn begeistrungsvoll entfliehn,
Mit Ikarus um seine Kühnheit streiten?

Gaetas Hafen magst du wohl erreichen;
Doch Velter, wo in silberblauem Duft
Noch fern're Städt' und Länder dir entweichen,
Dort schließt sich dir die kecke Bahn der Luft.
O wage dich nicht auf des Meeres Wellen!
Das wilde Aser nimmt dich willig auf;
Gehorsam folge seinem Schlangenlauf,
Es führet dich zu tausend schönen Stellen.

Gefahrlos kannst du Ischia berühren,
Des Epomeo's kühnes Haupt umgehn;
Du darfst in seinen Hainen dich verlieren,
Und des Vulkanes graufe Laven sehn;
Die Nymphen kannst im Bade du belauschen,
Wie tausend Quellen Heilkraft sie verleihn;
Sie lassen dich in jene Grotten ein,
Wo die geheimnißvollen Wasser rauschen.

Auch Procida eröffnet seine Buchten.
Ein kleines Volk, voll Heldenmuths, wohnt da,
Das unsrer Zeiten Laster nie versuchten,
Das unsres Glanzes Elend niemals sah.
Reich ist's in seiner kargen Wünsche Schranken,
Und groß in seiner armen Wenigkeit,
Und ruhig bey der Elemente Streit,
Wenn seiner Insel Felsen-Pfeiler wanken.

Ein Sprung! du schaust vom Vorgebirg Misene
Mit tiefem Mitleid schwermuthvoll herab
Auf der Verwüstung graufe Warnungs-Szene,
S. 8 — Auf manches Welt-Beherrschers öbes Grab.
Dort spricht dir die kumäische Sybille
Von einer Zeit, die, ihrem Rathe taub,
Furchtbarer Nemesis gerechter Raub,
Nun liegt und ruht in finstrer Todes-Stille.

Wo sind die hundert Flotten hingekommen,
Die wilder Römer-Stolz einst hier erschuf;
Auf welchen Heere kühn die Welt durchschwommen
Gehorchend eines Einz'gen hohlem Ruf,
Der hier in goldenem Pallaste wohnte,
In schnöder Lüste faulen Schmutz versenkt,
Der Welt Geschick mit Einem Wort gelenkt,
Und, feig und allgehaßt, doch sicher thronte?
v. S. 9.

Wo ist das reiche Leben, das so lange
An diesen Ufern üppig sich geblähet?
Ist hier ein Nachhall noch von Flakkus Sange?
Hat Chronos Sichel alles hingemähet?
Mit Bajä durfte sich kein Ort der Erde
Im Glanze messen und in Lieblichkeit;
Hier schwand in ew'ger Lust die rasche Zeit,
Und Freude lacht', aus jeglicher Gebärde.

Da wohnten Bacchus, Ceres, wohnte Flora;
Nur frohem Dienst geweihter Tempel Pracht
Bepurpurten die Rosen von Aurora,
Als ob sie hier, nicht im Olymp, erwacht.
Der ganze Himmel war herabgestiegen;
Denn jegliches Gebüsch' und jeder Hain
Schloß tausend hehre Götterbilder ein,
An jeder Quelle sah man Nymphen liegen.

Hier schlief, vom Vollgenuß der Lust ermattet,
Die Ménas nackend unter einem Baum;
Mit Mädchen zogen Helden dort gegattet
Bácus Wagen an dem goldnen Zaum.
Bald sank der Lenker mit dem leeren Becher,
Und wankend schlich das jubelnde Gespann
In Schatten, wo umsonst die Quelle rann
Für diese wilden, wollustgier'gen Zecher.

Dort wandelt Tullius in Lorbeer-Schatten,
Und sieht von des Vaterlands Gefahr,
Und von der alten Römer-Kraft Ermatten,
Und von der hohen Roma, wie sie war.
Die Diktatoren hinterm Pfluge gingen,
Und Consuln, reich an Tugenden allein,
Groß im Senate nur, zu Hause klein,
Wohl für den Staat, für sich kein Gold empfingen.

Dort schläft im Arm von nakter Mädchen Chören,
Erdrückt von grober Lust und glüh'ndem Wein,
Ein Kaiser, dem drey Welten angehören,
In seinem Doppelrausche keichend ein.
Zwey Schiffe laufen eiligst in den Hafen.
„ Wir bringen Sieg, o Herr! von deinem Heer. "—
„ Wir Unglück; eine Stadt versank ins Meer. "—
„„ Wer wagt es, mich zu wecken? Laßt mich schlafen! ""

Dort ruht Heinz an seiner Silberquelle,
Wo sie ins weite Meer sich murmelnd aeußt.
„O! „singt er, „ Leben, Meer, und Kaq und Welle,
„ Wie eines um das andre rasch verfleußt!
„ Drum laß den Augenblick dir nicht entfliehen,
„ Wie seine Rosen muß er schnell vergehn. —
„ Seh' ich nicht Lalage'n dort wartend stehn,
„ Für die ich ewig, ewig werde glühen? v. S. 10.

Ach! dieſe Zauberey'n ſind hingeſchwunden;
Es ſcheint ein Traum, was ehmals hier geſchah.
Nur Schmutz und Armuth hat der Blick gefunden,
Wo er der Welten Glanz vereinigt ſah.
Weh! Alles hat der Acheron umfangen;
Er deckt Elyſium's lachendes Gefild,
Und in der Wüſte, gleich dem Orkus wild,
Erblickſt du Skorpionen nur und Schlangen.

Dort neckt das Meer Jahrtauſende die Trümmer
Der Brücke, die Kaligula erſann;
Dort taucht hungernd ſich ein kühner Schwimmer
Und ſucht, womit er manchen Lohn gewann,
In Marmorſälen, die die Fluth bedecket,
Idole, Münzen, Statuen, Kamee'n;
Und, was wir ſtaunend in Pallaſten ſehn,
Ward hier durch einen Bettler aufgeweckt.

Wo einſt die Herrn der Erde prachtvoll wohnten,
Da kämpfen Schiffer nun mit Lebensmühn;
Wo goldne Götter in den Tempeln thronten,
Da ſiehſt du Schnecken ihre Kreiſe ziehn.
Serapis demantharte Porphyr-Säulen,
Bewohnt ſie nicht ein zahllos Muſchein-Heer?
Und im Theater, Glanz- und Menſchen-leer,
Nicht unter Diſteln magſt du lange weilen.

Und wo ſonſt keine Tugend vor Verführung,
Und keine vor dem Laſter ſicher war,
Da fühlet ſelbſt der Wüſtling keine Rührung
Bey brauner Mädchen ſtaubbedeckter Schaar.
Mit dem Falerner flob von dieſen Küſten
Die Schönheit, nur das bleiche Laſter blieb,
Und wo die Wolluſt ihre Spiele trieb,
Da hauſen Schand' und Elend nun in Wüſten.

O laß uns fliehn vor Agrippina's Jammern;
Dort ächzt es ja aus ihrem Trümmer-Grab!
Was sehn wir auch an diesen hundert Kammern,
Das uns die neue Zeit nicht größer gab?
Dianens stolzer Tempel liegt verfallen,
Verlassen steht Neptunus Heiligthum,
Und keines Gottes froh gefeyr'ter Ruhm
Ertönt in diesen moosumtraurten Hallen.

Drum laß uns fort; denn finster füllt die Seele,
Was Menschen-Thorheit, Menschen-Stolz zerbrach.
Wo willst du hin? — Die Solfatara wähle,
Ich folge dir nicht zum Agnano nach.
Was kann die Fluth des todten See's uns zeigen,
Der Leben weckt, erstorben schon im Schmerz?
Nicht trauren soll des Wandrers frohes Herz;
So laß uns von der engen Grotte schweigen!

Du kannst so furchtlos wandeln über Grüften,
In deren Schlund die Schwefel-Esse kocht.
Nie hat ein Halm gegrünt auf diesen Triften,
Nie hat ein Puls mit Ruhe da gepocht.
Der Höllen Eine schaust du hier in breiter,
In langer Kluft, wie Dante sie gezählt;
Nur Ein's hat dieser Hölle stets gefehlt:
Die Teufel sah'n sie blos, und — gingen weiter.

Doch glaubst du, was ein Eremit berichtet,
Den einst ich in der Solfatara fand,
So wird hier über falschen Ruhm gerichtet,
Den Mancher schon für niedern Preis erstand.
Hier siedet Nero, nicht für jene Frevel,
Vor denen noch die späte Nachwelt bebt,
Nein, weil der Thor nach Sänger-Ruhm gestrebt,
Zu ew'ger Quaal verdammt, im glüh'nden Schwefel.

Hier röſten Fürſten, die das Glück von Staaten
Für blut'gen Lorbeer mitleidslos vertauſcht;
Hier Höflinge, die Tauſende verrathen,
Von des Monarchen Gnaden-Blick berauſcht;
Miniſter, Feldherrn, die durch andrer Mühen,
Und nicht mit eignen, Fürſten-Lohn erreicht,
Sie müſſen, bis die Ewigkeit erbleicht,
Was nie geſchehn, in eignen Strahlen glühen.

In dieſen Gluten winſeln matte Dichter,
Und ſeichte Köpfe, die ſich tief geglaubt,
Mit Diebeshand dem feilen Splitterrichter
Den After-Kranz für kurze Zeit geraubt;
Die leeren Ruhm mit vollen Schüſſeln zahlten,
Dem unverſchämten Lober aufgetiſcht,
Und bis die Nemeſis es ausgewiſcht,
Für große Männer des Jahrhunderts galten.

Und Künstler, angestaunt von hohlen Laffen,
Die nie der Künste Leben warm gefühlt,
Sie braten hier mit allen jenen Affen,
Mit denen sie um Schmeicheley'n gespielt.
Nur diese Ewigkeit kann ihnen taugen;
Es bannet hoffnungslos die Quaal sie fest,
Und der sich loben ließ, und lobte, bläst
Dem andern glühn'den Schwefel in die Augen.

Ein ew'ger Musenbach auf Schultern träufelt,
Die tausendmal bedeutend sich gezückt.
Gelehrte sind's, die heuchlerisch gezweifelt,
Wo fremd Verdienst ihr feiger Neid erblickt;
Gelehrte sind es, die des Schülers Fragen
Erwiedert nur mit einem leeren Wort.
Sie ächzen es nun Ewigkeiten fort:
„Da liesse sich gar viel darüber sagen!"

So hat der Eremite mir berichtet,
Und manchen Nahmen hat er mir genannt;
Und ob es wahr, ob er es nur erdichtet —
Nie sey aus meinem Geist sein Wort verbannt:
Mit falschem Lob laß nimmer dich verschönen,
Nie zahle Schmeicheley'n mit Schmeicheley'n;
Denn wirst des wahren Ruhms du würdig seyn,
So muß er einst die Stirne doch dir krönen!

§ 4

O fort aus diesem schauervollen Thale,
Wo Schwefel-Qualm den Athem uns bestrickt!
Den Berg hinauf, wo aus des Golfes Schaale
Ein Sapphir-Spiegel uns entgegen blickt!
Wie seine Bilder unsern Geist erheben,
Den Busen schwellen mit der Zauber-Pracht —
Wie herrlich, Freund, uns hier das Leben lacht,
O laß uns über diesem Himmel schweben!

Ich senke früher mich nicht mehr hernieder,
Als bis ich Maro's heil'ges Grab erschaut. —
Da steht es! Sey gegrüßt, du Fürst der Lieder,
Deß Asche man dieß Monument erbaut!
Wie ist's so stille hier! Ruht sich's so süsse,
O Maro, in dem kühlen Lorbeer-Hain? —
Freund, gib den Becher mir mit glühn'dem Wein,
Damit ich ihn auf diesem Grab vergiesse!

Hier ruht ein Mann, den die Natur geliebet,
Von hohem Geist, von kindlichem Gemüth,
Der jede Kunst als Meister ausgeübet,
Der aller Dinge tiefsten Sinn errieth;
Vor dessen Sang des Orkus ehr'ne Pforten,
Wie einst dem Thracier sich aufgethan,
Den ohne Zorn die ernsten Richter sah'n,
Erweicht von seines Liedes Zauber-Worten.

Hier schlummert er, wo er so oft gesessen,
Wenn seine Ley'r im müden Arm geruht.
Da hat sein Aug' entzückt den Golf gemessen,
Hier schaudernd des Vulkans Zerstörungs-Glut.
Hier hat er, wie die Sage fromm berichtet,
Den Sturm beschworen und des Windes Drau'n;
Ein Zauber schien's, da in dem frohen Hain
Er von Elissa's blut'gem Schmerz gedichtet.

Von süssem Schatten sieht die Urn' umfangen,
In duft'ge Blüthen zärtlich eingehüllt.
Wie Reben-Ketten feurig sie umspangen,
An denen üppiger die Traube schwillt!
Und Feigenbäume schütteln Honig-Früchte
Zum ew'gen Opfer auf des Sängers Gruft;
Unsterblich grünt der Lorbeer hier, und ruft
Den Nahmen: Maro! in die Welt-Geschichte.

So mächt'gen Geist birgt dieser Urne Hülle
Sie brachten Helden von Brundusium,
Und Hirten nahmen sie, und senkten stille
Sie unter Lorbeern in dieß Heiligthum.
Ach! weckten sie dich nicht des Flaccus Klagen?
Augustus und Mäcenas Thränen nicht?
Wenn Venus Sohn des Orkus Riegel bricht,
Wie kann er dir zu widerstehen wagen?

Hier, edler Freund, muß jede Klage schweigen,
Du stehst an Pausilypo's Felsenthor!
Schaust du die Sonne sich am Himmel neigen?
O warte, bis sie sich dem Aug verlor!
Du wirst sie dann in neuem Glanz erblicken,
Wie du sie nie und nirgends noch gesehn;
Laß einen Augenblick uns harrend stehn,
Dann wird das größte Schauspiel dich entzücken

Nun, schau hinein! Kannst du den Glanz ertragen,
Der dieser Grotte tiefem Grund' entglüht?
Wer darf das Gluten-Meer zu mahlen wagen,
Das in die Augen ihm die Sonne sprüht?
„Strebt Phöbus Wagen durch des Berges Engen?
„Droht Phaeton, deß allzukühne Hand
„Die ihr entfallnen Zügel nimmer fand,
„Mit neuem Brand den Erdball zu versengen?"

O bebe nicht! Der Heliaden Trauer
Ist lange schon am Padus ausgeweint.
Schau diese Herrlichkeiten ohne Schauer,
Die Sonn' ist es, die durch die Grotte scheint.
Du glaubst es nicht? „Dieß ist das Thor der Himmel,
„Hier geh'n die Seel'gen," sprichst du, „aus und ein."
So wage kühn dich selber nur hinein,
Und mische dich in dieses Glanz-Gewimmel!

Schau, wie allmählich nun das Strahlenfeuer
Sich freundlich löst in milder Purpur-Glut.
Dein Herz schwillt auf, die enge Brust wird freyer,
Wie groß, wie götterstolz ist dir zu Muth!
O fasse dich in deinen kecken Träumen!
Noch Erd' ist hier, wo unsre Füsse stehn;
Dein trunknes Aug', es hat den Herrn gesehn;
Ein Blick! — Und Nacht liegt in der Grotte Räumen.

Wie ist's so kühl' an dieses Meers Gestaden!
Ach, welche Düfte bringt die Abend-Luft!
Gemuthet dir's, in klarer Fluth zu baden,
Aus der dir gleich ein neues Wunder ruft?
„Wie? ist der Himmel hier herabgestiegen?
„Ergeh'n die Nymphen sich im Wogentanz?
„O schaue doch, welch wunderbarer Glanz
„Das Meer erhellt in langen Flammen-Zügen!"

„ Und siehst du, wie die Kreise sich von Strahlen
„ Um diesen kühnen Schwimmer gaukelnd ziehn?
„ Wie hinter jenem Boot sie Bahnen mahlen,
„ Die, gleich den Blitzen, in den Wellen glühn?
„ Sind denn die Elemente, die sich hassen,
„ Vom ew'gen Streite friedlich ausgesöhnt?
„ Was ist's, das diese Wogen so versöhnt?
„ Daß die Gestirne selbst in Neid erblassen?

§10 Der vielen Wunder eins hast du gesehen,
Wie dieses Land sie wechselnd zeigt, verhüllt;
Denn dieser Golf, wo tausend Flaggen wehen,
War einst von einem Flammen-Pfuhl erfüllt.
Wer weiß, ob er noch in den Tiefen lodert?
Ob's nicht der Wiederschein des Feuers ist,
Das ewig in den Gründen um sich frißt,
Bis einst Kampanien sein Rachen fodert?

Und mag's ein Weiser anders dir erklären,
Und sey's ihm nur ein zahllos Thierchen-Heer,
Die, nicht dem Blick bemerkbar, sich gebären,
Und leuchten nur, nicht brennen in dem Meer,
Gleich jenen Würmern, die in schwülen Nächten
Wie Sterne blinken auf der dunklen Flur; —
Laß über dieß Geheimniß der Natur
Uns nicht mit finstern Philosophen rechten!"

Wie tausend Zweifel höhnen noch ihr Wissen?
Ward ihnen alles klar, was sie gelehrt?
Was sah'n sie denn in des Vulkanes Flissen?
Hat's Einer uns befriedigend erklärt?
Wer nährt die Feuer unter diesem Lande?
Wer zündet die Zerstörungs-Gluten an?
Wer zeichnet ihnen ihre Schreckensbahn,
Die wir so oft bestaunt an diesem Strande?

Die Wunder kommen, daß die Menschen glauben,
Der Glaube sinkt, wie die Erklärung steigt.
Drum soll sie kein's der Wunder hier uns rauben,
Wir glauben froh, was uns die Dichtkunst zeigt.
Hephästos ist's, der in Vesuvens Bauche
Dem ew'gen Vater glüht den Rachepfeil,
Und der Titanen furchtbares Geheul
Erhebet sich aus jenem schwarzen Rauche.

Da stehst du nun auf des Vulkanes Spitze,
Und blickst hinab in diese Feuer-Glut.
Ein Schwefel-Qualm erhebt sich, tausend Blitze
Verkündigen des Elementes Wuth.
Zum Himmel lodern blut'ge Feuersäulen,
Dem Monde drohet der Zerstörungs-Schlund —
Zerriß denn der Planeten Friedens-Bund,
Soll keine Welt mehr bei der andern weilen?

Ein Glutenschaum quillt aus des Berges-Rachen,
Dem ew'gen Schwefelpfuhl der Höll' entkocht.
Da platzt er auf mit schweren Donners Krachen,
Bis er als Riesen-Strom zur Tiefe wogt.
Er reisset Gärten, Wälder in die Flammen,
Als wilde Katarakte brausend schießt
Er in den Gluten-See, der unten fließt,
Und Berge stürzen heulend drin zusammen.

Hat dich Virgil an diesen Rand geführet,
O Dante, der das Höllenreich besang,
Und jeden zu der Quaal, die ihm gebühret,
Mit unerbittlichem Gerichte zwang?
Sind's die Verdammten, die in diesen Gründen,
Geplagt für eine kurze Lebenszeit,
Und trostlos, ach! die graue Ewigkeit
Hindurch des Jammers Ende nimmer finden?

Wohl magst du ächzen in den Schwefel-Gluten,
Wo jede Hofnung ewig dir entweicht!
Du ließest ja das theur'ste Leben bluten,
Kein Mitleid hat dein Tiger-Herz erreicht,
Du trotz'ger Anjou! Kann sie dich nicht rühren,
Des jungen Helden früh gereifte Kraft,
Die Milde nicht, und nicht die Wissenschaft,
Die Konradinen's edle Seele zieren?

Du hast den schönsten Keim mit rohen Händen
Dem heil'gen Feld des Schicksals ausgerauft;
Dir muß den Nahmen ew'ger Abscheu schänden!
O hättest du der Mutter ihn verkauft,
Die, um den Sohn zu lösen, aus dem Norden,
Mit schwerem Schatz beladen, dich gesucht!
Du bist von Deutschlands Genius verflucht,
Der unter Stauffens Schutz so groß geworden!

In dieser edlen Fürsten Helden-Stamme
Stieg uns ein schöner Morgenroth empor.
Sie leuchteten mit heil'ger Oriflamme
Des Geist's und Herzens ihrem Volke vor
Sie weckten sanfte Sitten und Gesänge,
Durch sie ward jeder Bildung Keim gehegt,
Durch sie des Wissens zarte Frucht gepflegt,
Sie standen mild in ihrer Zeiten Strenge.

Da kamst du, blut'ger Karl, mit deinen Schergen,
Zertrümmerst Deutschlands Glück mit Einem Wort.
Du wirst dich ewig nicht dem Abscheu bergen,
Du schleppst die Schmach zum Welten-Ende fort!
Was hilft es dir, wenn diese Stauffen sterben?
Nicht kannst du Oestreichs glänzendes Geschick
Zerstören mit dem Basiliken-Blick,
Sinkt Friedrich auch, so leben Rudolphs Erben.

Wohl magst du Donner aus dem Berge heulen,
Wohl Feuerströme schütten in das Land,
Du wirst verderbend nimmer uns ereilen,
Wir stehen ruhig an des Kraters Rand.
Wir fluchen dir, und was der Fluch geschworen,
Das wiederhohlt der Greis von Syrakus;
Ihn schickt Siciliens trau'rnder Genius,
Der, ach! noch mehr mit Konradin verloren!

Komm, reich' uns deine Hand, o Landolina,
Es wankt dein Fuß an diesem Berg hinab.
Gedenke nicht der stolzen Akradina,
Vergiß der Vorzeit oft geschautes Grab.
Von Syrakuser schäumen die Pokale,
Dein Silber-Haar umweht noch Jugendscherz,
Laß tauchen uns der nahen Trennung Schmerz
In diese hochgefüllte Freudenschaale!

Siehst du die Sonne sich im Osten heben?
Ihr erster Strahl vergoldet unsern Wein.
Rings um uns her erwacht ein neues Leben;
Die erste Schaale laßt Apollo'n seyn!
Er gab den Sinn, den Geist, der uns geleitet
Auf allen Wegen dieses Wunderlands;
Ich nenn' ihn Vater unsres Freundschafts-Bands,
Der erste Dank von uns sey ihm bereitet!

Den guten Allen gilt die zweyte Schaale,
Die nah' und fern mit Lieb' uns je beglückt!
Die dritt' ist uns, die hier beym frohen Mahle
Der Nord und Süden freundlich nah gerückt! —
Jezt, Brüder auf! Hinunter in die Tiefen!
Wir nahen uns dem grossen Wunder-Ort
Mit seinen Tempeln, die des Forschers Wort
Jahrtausende hindurch verstummet schliefen.

Pompeji's heil'ge Mauren, seyd gegrüſſet,
Die ihr die ew'ge Roma überlebt,
Die ihr uns kühn der Vorwelt Thor' entſchlieſſet,
Uns zeiget, wie ſie geſtern noch geſtrebt! —
Wie? Lenkt Trajanus noch der Welt Geſchicke
Mit ſeiner liebevollen Vaterhand? —
Geſunken iſt der Zeiten ehr'ne Wand,
Das goldne Alter lacht mit mildem Blicke!

Das goldne Alter! — Offen alle Häuſer,
Wo dem Beſitze die Gefahr nicht droht.
Schläft Alles noch darin? — So redet leiſer,
Nicht weckt die Glücklichen das Morgenroth! —
O ſchöner Irrthum! fern ſind ſie gezogen,
Das heitre Feſt von Cypris zu begehn.
Siehſt du den Tempel auf La Cava ſtehn? —
Dort herrſcht ſie dem frohen Volk gewogen!

Beglückte Zeit, wo Venus Dienst beim Feste
Der Völker Jubel-Schaaren hold umschlingt,
Wo man der Blumen und der Früchte beste
Auf ihre lachenden Altäre bringt,
Wo Kind und Greis im Jugendtanz verschlungen,
Ein ganzes Volk in Einer Lust vereint,
Aus jedem Aug die Freude strahlend scheint,
Und Venus Preis erschallt von tausend Zungen!

Willst dich mit mir in diese Reigen mischen,
So stimm, o Freund, in Cypris Lobgesang!
Die schöne Stunde soll uns nicht entwischen,
Das goldne Alter währt für uns nicht lang.
Bald kommt die finstre Zeit der Karakallen,
Bald löscht der Griechen heitrer Genius
Die Fackel, die uns jetzt noch leuchten muß,
Und läßt sie in der Zeiten Abgrund fallen.

„Dir, holde Göttin, sey der Preis gesungen,
„Die, wo sie will, in hoher Allmacht thront!
„Mit einem Lächeln hast du Mars bezwungen,
„Ein Himmel ist das Haus von dir bewohnt.
„Von dir stammt jeder zarte Keim des Lebens;
„Du sendest jeden schönen Augenblick,
„Du gibst der Seeligkeiten höchstes Glück,
„Du bist die Sonne jedes höhern Strebens!“

„Wer kann sich deiner Herrschaft stolz entziehen?
„Weß Brust erreicht nicht deines Sohns Geschoß?
„Wer mag vor deiner süssen Lockung fliehen?
„Wo ist der Mund, dem nie dein Lob entfloß?
„Hast du das Herz Dianen nicht erweichet?
„Nicht Ceres Brust mit Liebesquaal erfüllt?
„Ach! Wem von Liebe nie der Busen schwillt,
„Der hat des Lebens Höchstes nicht erreichet!“

„Was war die Welt, als neidisch noch die Wogen
„Ihr deiner Allmacht Reitze nicht gegönnt!
„Wie traurig war die Flur! Wie träge zogen
„Die Horen fort am bleichen Firmament!
„Kein Held, kein Gott noch strahlt' aus den Gestirnen,
„Und keine Nymphe seufzt' im öden Hain;
„Nur Faunen luden freche Mädchen ein,
„Die plumpen Scherz vernahmen ohne Zürnen."

„Noch dufteten nicht Rosen in Gebüschen,
„Kein Veilchen schmückte noch die traur'ge Flur.
„Nicht wimmelt'es im trüben See von Fischen,
„Verborgen lag der Reichthum der Natur.
„Die Vögel sassen stumm auf ihren Aesten,
„Nur Stürme heulten durch das finstre Thal,
„Und Molche, Kröten, Schlangen ohne Zahl
„Erblickte man in stinkenden Morästen."

„Da hob zum erstenmal im Purpurkleide
„Sich Eos am azurnen Himmelsrand,
„Verkündigend die neue Jugendfreude
„Die lächelnd dem Geschicke sich entwand.
„Mit Rosen ward der Ozean bedecket,
„In Wonn' erröthend stand die Erde da,
„Als sie das Glücklichste der Wunder sah,
„Die Schönheit aus dem langen Schlaf erwecket.“

„Es theilet freudebebend sich die Welle,
„Als aus dem Grund die goldne Muschel steigt.
„Der Himmel strahlt in wunderbarer Helle,
„Erwartungsvoll des Windes Athem schweigt.
„Es hebt sich schwanenweiß aus Purpurfluthen,
„Zum Leben, Cypria, bist du erwacht! —
„O wie auf einmal nun die Erde lacht,
„Erwärmt von deiner Götter-Schönheit Gluten!“ —

„Von Nereiden an das Land getragen,
„Verfolgt von jubelnder Tritonen-Schaar,
„Besteigest du den stolzen Götter-Wagen,
„Bespannt mit sanfter Täubchen Schmeichel-Paar.
„Und Rosen sprossen unter deinen Füssen,
„Und Veilchen, Nelken, Lilien empor;
„Den Lobgesang erhebt der Vögel-Chor,
„Da dir sich froh die Zauber all' entschliessen!"

„Und schnell entwickelt sich ein neues Leben.
„In Blüthen lächelt Wiese, Busch und Baum,
„Und auf den Zweigen sieht man Früchte schweben,
„Gereift in diesem ersten Liebestraum
„Die Quellen rieseln neue Wundertöne,
„Gebirg und Haine säuseln Himmelsluft,
„Und jedes Aug' und jede Zunge ruft:
„Sey uns willkommen, Anadyomene!"

„Und was in Klüften wohnet und in Wäldern,
„Im offnen Thal, im schattigten Gebüsch,
„Vereinigt sich auf diesen Zauberfeldern
„In buntem, friedlich tanzendem Gemisch;
„Und Löwen, Tiger, Schaafe, Rinder, Ziegen
„Ergehn sich in vereintem Unschuldspiel,
„Und in des neuen Lebens Wonnegefühl
„Muß Liebe jeden alten Haß besiegen."

„Die Heerden suchet der verlaßne Hirte,
„Und findet sie erstaunt in diesen Reihn;
„Da ist sein Bruder auch, der fremd ihm irrte;
„Sie binden sich zu traulichem Verein.
„Und Mädchen nahen sich zum erstenmale
„In holder Liebes-Sehnsucht zart verschämt;
„Ein neu allmächtiges Gefühl bezähmt
„Die rohe Sitte bey dem Freuden-Mahle."

„Und schwellend hebt es sich in jedem Busen,
„Und jedes Herz nach Mitgefühlen strebt.
„Beym neuen Feste fehlen nur die Musen
„Und ihr Gesang, der Alles hoch belebt.
„Da steigt Apollo von den Flammen-Wagen,
„Die sichern Zügel ruh'n auf dem Gespann,
„Die stolzen Rosse staunen freudig an
„Die neuen Zeiten, die der Erde tagen."

„Es tritt der Gott zu dieser frohen Menge;
„Sie laden ihn als einen Hirten ein.
„Er bringt zum Fest die himmlischen Gesänge,
„Zum Nektar schafft sein Lied den Purpurwein.
„Verwundernd lagern sie sich in die Runde,
„Als er vom schönen Arm die Leyer nimmt,
„Und jeder schweigt, wie er die Töne stimmt
„Zum Zauberlied, entströmend seinem Munde."

„Und jetzt verstehn sie, was sie nur empfunden,
„Sie fühlen sich in fremder Liebe Schmerz.
„Er reißt, er heilet neu' und alte Wunden
„In dieser hochbeglückten Schäfer Herz.
„Die Greise stehn im Sinnen tief versunken,
„Da ihnen klar wird, was sie längst gefühlt:
„Der Jüngling ahnt, was ihm im Herzen wühlt,
„Zur Flamme wird der erste Liebesfunken."

„An Phöbus Munde hängen Aller Blicke,
„Und seine Töne fesseln jedes Ohr.
„Die Herzen pochen stolz im neuen Glücke,
„Verstummet horcht der Vögel buntes Chor.
„Deukalion kniet fern' in den Gebüschen,
„Den Göttern dankt sein flammender Altar,
„Und nur der Satyrn fühllos-rohe Schaar
„Sieht man in Neid' und frechem Spotte zischen."

„Und wie der Liebe Glück er süß besungen,
„Da stimmt sein Lied zu hohem Ernst sich um.
„Er singt, wie sie Familien umschlungen,
„Wie Eintracht Völker hob zu ew'gem Ruhm;
„Und wie der Mensch im festen Staaten-Bunde,
„Der Tausende mit sanftem Zwang umschließt,
„So sicher ruht, so mannichfach genießt,
„Davon gibt sein Gesang die erste Kunde."

„Und als Apoll zum Volke sie vereinigt,
„Da kommt Geschenkereich der Götter-Chor.
„Und Ceres zeigt, wie man die Fluren reinigt,
„Und wie ein Saat-Korn, das die Hand verlor,
„In tausend Halmen aufsteigt, schwer an Segen,
„Und Pallas lehrt der Frauen nützlich Müh'n,
„Die Männer des Gewerbes Kreise zieh'n,
„Und alle sich in schönem Wirken regen."

„Und allgeschäftig wimmelt's in dem Lande,
„Und Berg und Hain von frohem Fleiß erschallt,
„Und Städte heben sich an Flusses Rande,
„Und Brücken spotten seines Stroms Gewalt.
„Die Tempel steigen von der Berge Zinnen
„Mit Kühnheit in die Luft zum erstenmal,
„Und grüssen freundlich das erstaunte Thal,
„Wo die bezähmten Bäche dankbar rinnen."

„Der erste Tempel, den die Kunst vollendet,
„Wird, grose Cypris, deinem Dienst geweiht.
„Du hast der Welt Geschick zuerst gewendet,
„Du sammeltest die Völker, die zerstreut
„Und feindlich einsam vor einander flohen,
„Dich preisen wir, Dionens holdes Kind,
„Und wie wir freudig hier umschlungen sind,
„Wir danken dir's, der Süssen, Schönen, Hohen!"

„Und ewig dir und deinem Wonne-Dienste
„Gehöret unser frohes Leben an;
„Und was des regen Fleisses milde Künste,
„Und was des Geistes höchster Flug ersann,
„Wir bringen's deinen lachenden Altären,
„Wir weihen's dankbar deinem Heiligthum!
„Wir preisen ewig deinen hohen Ruhm,
„Magst du uns ewig deine Huld gewähren!“ —

Willst du mit diesen muntern Völker-Schaaren,
Zurück, o Theurer, nach Pompeji ziehn? —
Ach, laß uns diesen schönen Traum bewahren,
Der auf La Cava's Höhen uns erschien!
Wir wollen nicht gedenken, was ein Andrer,
Dem Phöbus nie den trägen Geist beseelt,
Von einer alten Schreckenszeit erzählt;
Denn Fröhlichkeit geziemt dem fremden Wanderer.

Drum heiter, Freund! Wir nah'n Sorrento's Fluren,
Die Taſſo's erſter Lebensblick geſehn.
Da finden wir des edlen Sängers Spuren —
Siehſt du beſcheiden dort das Häuschen ſtehn?
Hier hat ihn Porzia der Welt geboren,
Der uns Armidens mächt'gen Zauber ſang;
Jahrhunderte hat er mit ſüſſem Zwang,
Wie ſie Rinaldo's Heldenkraft, beſchworen.

In dieſen Gärten, dieſen milden Triften
Hat er die Schönheit der Natur belauſcht,
Mit ihrer Pomeranzen Blüthe-Düften
Die kindlich zarte Seele früh berauſcht.
Auf dieſen Hügeln hat er ſtill gewandelt,
Den groſſen Geiſt erfüllt vom heiligen Land,
Und was er hier ſo mild, ſo reitzend fand,
Das ward von ihm zum Paradis verwandelt.

Bernardo hat den wunderſamen Knaben
Mit tiefem Staunen oftmals angeſchaut,
Wie in des Geiſtes früh gereiften Gaben
Die Dämm'rung der Unſterblichkeit gegraut.
Er hat je ſelbſt um ihren Kranz geſungen,
Jedoch der größte Ruhm, den er erreicht,
Er hat, wovor der kühnſte Neid erbleicht,
Als Vater, nicht als Dichter, ihn errungen.

O ſüßer Sänger, deſſen Melodieen
Mir hoch Entzücken tauſendmal gewährt,
Laß mich an deines Hauſes Schwelle knieen,
Und faſſen, was dein Schickſal mich gelehrt!
Nicht nach dem Lächeln, auch des beſten Fürſten,
Nicht nach bedeutungsloſem Gnadenblick,
Will ich, vergeudend Seelen-Ruh und Glück,
Wie du, unglücklicher Torquato, dürſten!

Das war der groſse Mangel deines Lebens,
Das hat so vielen Jammer dir erzeugt.
Dieß hohle Glück war oft dein Ziel des Strebens,
Und daß es floh, hat dich so tief gebeugt.
Wie manchen Sang hast du an die verschwendet,
Die nur den stolzen Träumer in dir sah'n!
Wie tausendmal hat dich der eitle Wahn,
Du sey'st gefühlt, verstanden, nicht geblendet?

O hätten sie dich ganz wie Er empfunden,
Der deinem Geiste mannichfach verwandt,
Ein neu Gedicht für deinen Ruhm erfunden;
Ach! wie viel schöner hat er dich gekannt!
Auch über Göthe's erstem Lebens-Blicke
Hat Phöbus höchster Mittagsstrahl gelacht;
Ihm hat er tiefen Sinn und Glück gebracht,
Dir tiefen Sinn und alle Schicksals-Tücke.

Dein Vaterland bewunderte die Klänge,
Wie schmeichelnd bald, bald donnernd sie ertönt;
Jedoch dein Leben ward mit herber Strenge
Verkannt, getadelt, schändlich selbst verhöhnt.
Er spricht als Herr zum Volk, das er bekehret,
Als Meister zu der Kunst, die er erfand;
Ihm ward das Glück, das immer dir entschwand;
Als Ersten hat die Mitwelt ihn verehret.

Früh ist auch ihm schon ein Alfons geworden,
Ein zweiter Hof von Este nahm ihn auf,
Der, neu verschönert durch die Braut vom Norden,
Erschüttert wohl in dieser Zeiten Lauf,
Doch feste stand in drohenden Gefahren.
Hier fand er sie, die wandellose Gunst;
Denn, Tasso, die dir fremd war, jene Kunst
Verstand er: Fürsten-Gnade zu bewahren.

§ 16.

Lebt wohl, Sorrento's holde Zauberfluren!
Lebt wohl! Vielleicht für immer iſt's gesagt. —
Uns ruft das Meer; im Schutz der Dioskuren
Sey diese neue Schiffahrt froh gewagt. —
An Kapri's Eiland ſind wir angekommen,
Erſtiegen iſt des Sonnenberges Haupt,
Und was das Aug noch eben fern geglaubt,
Das hat der Geiſt im Augenblick erklommen.

Nun laß uns raſten von dem langen Fluge!
Wie iſt's im Thymus-Duſte dir zu Muth?
Noch folgſt du, Freund, der nahen Küſten Zuge; —
„Wie heißt die Stadt, die an dem Golfe ruht?" —
Haſt du Salerno's Thore denn vergeſſen,
Wo du auf Boie'n, den ein früh Geſchick
Dahin gerufft aus ſchöner Jugend Glück,
Ermüdet einſt und wartend lang geſeſſen?

Dort winken uns Poseidons Tempel-Säulen
Auf öder Ebne trauernd einsam zu.
Sie konnte die Zerstörung nicht ereilen,
Die Stadt nur liegt in tiefer Trümmer-Ruh.
Die Tempel stehen noch, die Götter sanken,
Kein Opfer duftet mehr im heil'gen Raum;
Wo der Altar sich hob, da steht ein Baum,
Um Marmorwände siehst du Epheu ranken.

Und leer und todt sind diese langen Küsten,
Die einst Poseidons Vaterschutz belebt.
Hier sah man Tausende von Masten rüsten,
Und wo jetzt kaum ein Fischer-Nachen schwebt,
Da kamen, gingen Schätze von drey Welten
In frohem, vielfach wechselndem Verkehr,
Und manches Schiff von Reichthum überschwer,
Im Abgrund mußt' es seine Gier entgelten.

An dieſer Küſte ſchwamm ich einſt hinunter;
Mich führte nach Sicilien das Glück.
Wie flog das Schiff vorbey, ſo ſtolz, ſo munter,
Wie taub dem finſter warnenden Geſchick!
Volkano's Gluten lachten ſeine Flaggen,
Wir tranken froh der Liparoten Wein,
Wir ſah'n der Feuer-Inſeln Wunder-Reih'n,
Und endlich Mongibello's kühne Zacken.

Charybdis Wirbel wollten wir nicht meiden;
Wir nahten Scyllas Klippen ungeſtraft.
Ihr Necken ſah'n wir ohne Furcht und Leiden,
Als oft ſie uns vom Lande weggerafft.
Nur deſto länger konnten wir betrachten,
Wo einſt Ulyß dem Zauber widerſtand.
Im Abendrothe lag das ſchöne Land,
Und Scylla's ſchroffe Purpurfelſen lachten.

Wie ſchnell hat die Gefahr der Menſch vergeſſen,
Ruht ſie, der Schlange gleich, auch nur im Gras!
Als auf Meſſina's Höhen ich geſeſſen,
Mein Aug der Palazzata Trümmer maß,
Da hoben wohl im ſchaudernden Gedanken
Die alten Ungeheuer ſich empor,
Wie einſt umſonſt Madonna ſie beſchwor,
Da ihrer theuren Tochter Mauren wanken.

Die Sonne traur't von trübem Dunſt umhüllet,
In fahlem Schatten liegt das ganze Land.
Mit Oehle ſcheint des Meeres Grund gefüllet,
Kein Wellchen lebt am weiten, todten Strand.
Die Vögel bergen ſtumm ſich in den Klüften,
Die Thiere ſchleppen angſtvoll ſich umher,
Den Menſchen drückt die finſtre Ahnung ſchwer,
Wie hohle Todesſtimmen aus den Grüften.

Da schallt es von Calabrien herüber
Mit dumpfem, furchtbar warnendem Getön,
Des Meeres Spiegel wird allmählig trüber,
Bis endlich seine Wellen sich erhöhn.
Tief in den Gründen rast der Erde Beben,
Bis es Messina's grünen Strand erreicht —
Der Palazzata feste Mauer weicht,
In Trümmern liegt ihr ganzes, stolzes Leben!

Und noch erzittert rings umher die Erde
Von diesem ungeheuren Mauerfall;
Zum Himmel fleht mit ängstlicher Geberde
Der Mensch; umsonst ist seiner Klage Schall.
Der Himmel schließt sich eures Opfers Flammen,
Nicht rettet euch Madonna's heisses Flehn;
Der Dom vermag nicht mehr zu widerstehn,
Er stürzt auf die, so ihn gebaut, zusammen!

Und weinend hüllt die wilde Schreckens-Szene
Die bebende Natur in finstres Grau'n.
Zum Himmel schallt das Angst- das Schmerz-Gestöhne,
Selbst die Zerstörung ist nicht mehr zu schau'n.
Im grausen Dunkel rast sie nur noch freyer,
Unsichtbar tobt sie in der armen Stadt,
Und was ihr mächt'ger Stoß verschonet hat,
Es fällt ein Raub für das gefräß'ge Feuer.

So stürmt vom Abend bis zum langen Morgen
Erbarmungslos der wilde Schreckensgeist;
Und keine Tröstung will der Himmel borgen,
Kein Gott erscheint, der Rettung hier verheißt.
Und als die Sonne zitternd auf den Trümmern
Der schönen Stadt vom Fiebertraum erwacht,
Noch hat sie keine Hoffnungen gebracht
Den Tausenden, die auf Ruinen wimmern!

Und jetzt erkennen sie, was sie verloren,
Wie den Besitz die Jammernacht verschlang.
Nicht Einer ist von Allen auserkoren,
Dem seiner Habe Rettung hier gelang.
Ach! Neue Schätze könnt ihr wohl erwerben;
Doch, grauer Vater, wo du dir den Sohn?
Die ganze Zukunft ist für dich entflohn,
Und unbeweint mußt du auf Trümmern sterben!

O Mutter, gib es auf, dein Kind zu suchen,
Nicht dankt dir fürder mehr sein Liebesblick!
Bist du so stark, dem Schicksal nicht zu fluchen,
Das dir geraubt dein schönstes Lebensglück? —
Noch, Knabe, kannst dein Elend du nicht fassen;
Dort unter'm Schutte stöhnt er noch vielleicht.
Sein Ohr wird nicht von deinem Fleh'n erreicht—
Du bist allein, bist hülflos, bist verlassen!

Magst du von eigener Gefahr nichts wissen,
Durch diese Trümmer fliegen, zarte Braut;
Du horchst umsonst an der Gewölbe Rissen;
Antwortet dir ein süsser Tröstungslaut?
Vergebens eilst du durch die Jammer-Horden,
Umsonst durchwühlest du das goldne Haar —
Ach! die noch gestern überglücklich war,
Sie ist zur Wittwe, statt zur Gattin, worden!

Da liegen sie verzweifelt in dem Sande,
Und keine Hand zur Hülfe mehr sich regt.
Zerrissen sind die tausend schönen Bande,
Worin sie gestern noch sich froh bewegt.
Was hilft es hier, zu suchen, zu erwerben?
Das Leben nur gibt dem Besitze Werth;
Wo gierig so der Tod am Leben zehrt,
Da gibt's kein Glück, als Hand in Hand zu sterben!

Wer mag bey solcher Schreckensszene weilen?
Sie endet einst gewiß, wenn gleich nur spät.
Bald streben neu empor des Domes Säulen,
Bald prangt die Stadt in frischer Majestät.
Der Thränen tiefer Quell ist ausgeweinet,
Nur milden Ernst weckt die Erinnerung,
Sie zähmt der lauten Freude kühnen Schwung,
Wenn sie die heitre Gegenwart bescheinet.

Und hoch erfreut durch dieses neue Leben,
Das jugendlich der schönen Stadt erwacht,
Sieht du Morgana durch die Lüfte schweben
Mit ihres Zauberspiegels holder Macht.
In kühnem Bilde zeigt sie dir die Insel
Mit allen ihren Städten, groß und klein,
Mit ihren Häfen, Wäldern, Berge-Reih'n,
Gemahlt von ihrem wunderbaren Pinsel.

Zum Spiegel iſt der ganze Himmel worden;
Er zieht die Welt empor in ſeinen Raum.
Kalabrien verliert ſich hier im Norden,
Und dort Apulien an Oſtens Saum.
Erkenneſt du in dieſen Trümmern allen
Die Reſte noch von jenem ſchönen Land,
Das einſt Pythagoras dem Schlaf entwand,
In den es wieder traig zurückgefallen?

Ach! Jene Marmorſäle ſind verlaſſen!
Wo einſt die Weisheit Jahre ſinnend ſchwieg,
Der ernſte Lehrer mit den kühnen Maſſen
Bis zu dem Reigentanz der Sphären ſtieg;
Da hüllt ſich Dummheit nun in todtes Schweigen,
Da miſst mit ſeinem Stab ein armer Hirt,
Der in der Trümmer-Wüſte ſich verirrt,
Die Dornen-Wege, ſo ſich rings ihm zeigen.

Wo sind der Sybariten Gold-Paläste?
Wo ist Tarentums prächtig Flottenheer?
Wo Rhegiums und wo Crotona's Veste,
Zu schützen dieses oft beraubte Meer?
Charondas Grabmal hat die Zeit zerstöret,
Archytas Nahmen ist ein fremder Schall;
Theano! seufzt der Berge-Wiederhall;
Doch niemand fühlet hier, was er gehöret.

10. O decke, güt'ge Fee, mit blauem Schleyer,
Was uns dein Spiegel freundlich zugewandt;
Denn wo des Genius geheiligt Feuer,
Wie hier, bis auf die Asche sich verbrannt,
Da mag in ihrem wechselreichen Leben,
Im Blüthenschmuck der südlichen Natur,
Die Glück verlassne, Menschenleere Flur
Dem Geist des Wandrers keine Freude geben.

Drum wende deines Zauberſpiegels Helle
Der ſchönen Inſel heil'gem Dreyeck zu.
Da flieſst Lidus Saft aus ew'ger Quelle,
Da herrſcheſt unverehrt; doch ſegnend, du,
Demeter, von dem grauen Wolkenthrone.
Dort hab' ich dich an Enna's See geſehn,
Vernahm ich, ach! dein unerhörtes Fleh'n
Um die verlorne Tochter Perſephone.

Dort ſchwang ich mich, vor deinen Klagen fliehend,
Hinüber auf des Aetna's greiſes Haupt.
Da ſah' ich, von dem langen Brande glühend,
Der Thränen-Tröſtung durch Ulyß beraubt,
In tiefem Grunde Polyphemos Qualen;
Da tönte mir ſein furchtbar Schmerz-Geheul,
Da ſah ich Jovis ſchweren Donnerkeil
Zernichtung ſelbſt den ew'gen Göttern ſtrahlen.

Dort saß ich sinnend auf des Thurms Ruinen,
Den Empedokles Hände sich erbaut.
Mit ernster Warnung ist sein Geist erschienen,
Ein Wort der Zukunft hat er mir vertraut.
„Dieß Land wird einst dir, „ sprach er, "Heimath geben,
„Folgst du der Lockung, die dich bald besucht.
„O rette dich vor ihr durch schnelle Flucht,
„Sie will zu deinem Unglück dich erheben! "

„Nicht folge du der Fürstin Gnadenblicken,
„Wenn ihre Größe dir mit Fesseln lacht.
„Ach einzig umlau'rt von allen Schicksals-Tücken,
„Nicht widersteht sie selbst der Zeiten Macht.
„Und welche Gunst du immer magst erringen,
„Sie sinkt mit ihr dahin, die dir sie gab,
„Verzweiflung wird am unbeweinten Grab
„Auf fremdem Boden quälend dich umschlingen."

„Doch mag die seltne Gunst dir viel bedeuten,
„Denn einer grössern geht sie nur voran,
„Die, jetzt noch schlummernd in dem Schooß der Zeiten,
„Doch bald sich dir und freundlicher wird nah'n.
„Ein Fürst von hohem Geist, voll Herzensgüte,
„Von sanftem Ernst, voll edler Menschlichkeit,
„Den das Geschick für ew'gen Ruhm geweiht,
„Erscheint dir bald in frischer Jugendblüthe."

„Es haben deine Väter seinen Ahnen
„Jahrhunderte gedient mit frohem Muth;
„Ihm öffnen sich der Helden-Größe Bahnen —
„Was ist zu hoch für solches edle Blut?
„Ein Biedervolk knüpft Jahre langen Glückes
„An den erlauchten Nahmen hoffend an;
„Denn, was die Parze freundlich lächelnd spann,
„Das ist Gesetz des ewigen Geschickes."

„Ihm magst du kühn, und seiner Huld vertrauen;
„Denn was Er sprach, das hat Er stets erfüllt.
„Du darfst auf Ihn dein Lebens-Schicksal bauen,
„Ob es die Gegenwart auch noch verhüllt.
„Er wird dir einst die edle Muße geben,
„Die Flakkus sich als höchste Glücks-Gewähr
„Erfleht. Verdienst du sie auch nicht, wie er,
„So wirst du doch, sie zu verdienen, streben."

So sprach der Geist. Und als er mir entschwunden,
Erhob ich hoffnungsvoll mein sinnend Haupt.
v. S. 30. Drey Gletscher hat mein staunend Aug gefunden,
Wo leblos ich den ew'gen Schnee geglaubt.
Ich nahm's für ein bedeutend Schicksals-Zeichen,
Ein stolz Vertrauen schwellte meine Brust,
Ich sah mit hoher, nie gefühlter Lust
Der Zukunft schwerste Zweifel mir entweichen.

Und wie sich jetzt die Zukunft mir entschlossen,
So that sich auch die Vorzeit willig auf.
Morgana lacht von neuem Glanz umflossen,
In Silber strahlet des Symäthus Lauf.
Mit tausend Villen Hybla's Höhen prangen,
Es graß't die Heerde Theokrits im Thal,
Und bunte Flaggen seh' ich ohne Zahl
Die Zinnen von Ortygia umfangen.

Und sinnend dort an Arethusa's Quelle
Weilt Archimed an seinen Stab gelehnt.
Sein Aug verfolgt den Lauf der Silber-Welle,
Die brünstig sich nach Alpheus Kusse sehnt.
„Ach!" spricht er; „rechnen Zahlen und Figuren,
„Was unbegreiflich wirkend Liebe schafft?
„Und welches Hebels wundergleiche Kraft
„Erreicht die Macht von liebenden Naturen?"

„Kühn will ich, was unmöglich ist, erstreben,
„Wird dieses Hebels Kraft mir unterthan.
„Ich will die Erd' aus ihren Angeln heben,
„Verrücken der Planeten alte Bahn.
„Die Sonne soll auf mein allmächtig Winken
„Um Venus liebliches Gestirn sich dreh'n,
„Und, wie im eignen Kreis die Sterne gehn,
„So sollen sie in Einen nur versinken!" —

„Warum die Ordnung der Natur zerstören,
„Wie höchste Lieb' und Weisheit sie erfand?"
Spricht Theokrit, von holder Mädchen Chören
Umlagert, am Cyanens grünem Strand.
„Hat Hesperus Bescheidenheit gelogen?
„Ist's Liebe, die der Sterne Herrschaft will?
„Ach! Wie sie still beglückt, so mag sie still
„Bescheiden stehn am blauen Himmels-Bogen."

„O steige nicht bis zu den ew'gen Sternen,
„Wenn deine Weisheit Großes schaffen mag.
„Kannst du des Vaterlands Geschick' entfernen,
„Verhüten der Bestimmung schweren Schlag;
„Auf neue Kräfte mußt du rastlos sinnen,
„Um dem Eroberer zu widerstehn,
„Bald wirst du ihn an diesen Ufern seh'n,
„Zerstörung drohend Akradina's Zinnen."

„Denn tausend Schiffe rüsten sich zum Streite,
„Von einem Legionen-Heer bemannt,
„Das, nicht gesättigt von der Welten Beute,
„Die Ländersücht'ge Roma hergesandt.
„Was mag uns nun Hieron's Staatskunst fruchten?
„Nicht rettet uns Karthago's Freundes-Bund;
„Kein Fleck ist auf der Erde weitem Rund,
„Wo diese Krieger nicht nach Sklaven suchten."

„Ein Tag wird aufgehn über Syrakusa,
„Da ihrer Thürme stolzes Haupt sich beugt,
„Vom Bürgerblut geschwellet Arethusa
„In purpurrothen Fluthen weinend steigt.
„In Gräbern wird das Leben Freyheit suchen,
„Und in der Katakomben finstrer Nacht
„Ein ganzes Volk, das gestern noch gelacht,
„Dem Tod, dem es umsonst entgangen, fluchen."

„Hast du die Kraft, um diesen Tag zu hindern?
„Reicht deine Weisheit hier zur Rettung hin?
„Kannst du des Schicksals herbe Schlüsse lindern?
„Mit einem Zauberwall die Stadt umziehn?
„Ach! Jener Hebel, der aus ihren Kreisen
„Die Welten kühn zu werfen sich vermißt,
„Wie mächtig du ihn lenken magst, er ist
„Zu schwach, der Herrschgier Grenzen anzuweisen!"

Und stumm hat Archimed das Wort vernommen;
Doch seinen Geist beugt diese Warnung nicht.
Er sieht mit frohem Muth die Stürme kommen;
Wie oft er aber auch ihr Wüthen bricht,
Der Fall der Stadt wird doch nur aufgeschoben —
Kaum rollt ein flüchtiges Jahrhundert ab,
So suchet mühsam Tullius sein Grab,
Und findet es von Unkraut überwoben.

Mit Syrakuse's Freyheit stürzten alle
Die stolzen Städte dieser Insel um.
Nur in der Welt-Geschichten Wiederhalle
Ertönet noch Siciliens alter Ruhm.
Die Katakomben müssen's stumm bezeugen;
Du findest keine Aschenkrüge mehr.
Die Gräber selbst sind durch die Habsucht leer,
Und fragst du nach Timoleon — sie schweigen!

O welche Bilder haſt du auferwecket,
Morgana's wunderkühne Zaubermacht!
Iſt's beſſer nicht, Vergeſſenheit bedecket
So viele Größe mit der Vorzeit Nacht?
Was hilft's, daß Syrakuſa's Herrlichkeiten,
Daß Agrigentums Tempel vor uns ſtehn?
Sie haben manch Jahrtauſend ſchon geſehn,
Gewarnt, doch unbelehrt, vorübergleiten.

Verſtanden ſie's, was deine Trümmer lehrten,
Du Große, Tiefgeſunkne, Gela's Kind?
Von deinen Tempeln, die die Götter ehrten,
Konkordia's Säulen nur erhalten ſind.
Konkordia! du Schützerin der Welten,
Der Völker einziges Palladium,
So lang du ihnen bleibeſt, grünt ihr Ruhm,
In Knechtſchaft müſſen ſie dein Flieh'n entgelten!!

Was ist zu groß, wo deine Fascen walten?
Wo ist, wo du im Reihen kämpfst, Gefahr?
Was darf ein Volk für unerreichbar halten,
Das deinem Dienste niemals untreu war?
Du hast der Staaten erstes Band geschlossen,
Du hast der mächt'gen Städte Grund gelegt;
Sie waren groß, so lang sie dich gepflegt,
Sie wurden klein, so bald sie dich verstossen.

Konkordia! du stärktest jene Krieger,
Vor denen Xerxes Millionen floh'n.
Durch dich ward Roms Senat zum Welt-Besieger,
Das Kapitol zu aller Völker Thron.
Dich jagte Cäsars Ehrgeiz aus den Hallen
Des Donnergotts, der Roms Geschick bewacht;
Du wardst von Deutschlands Genius verlacht,
Drum ist er auch so tief herabgefallen.

Da liegen sie, die einst so stolzen, alle!
Was ist von Taurominium noch da?
Was blieb, o Karl, von jenem schweren Falle,
Als was mein Aug' mit deinem trauernd sah?
Wie konntest du den Pinsel kräftig leiten,
Wo Alles dich an die Zerstörung mahnt?
Hast du's auf diesen Trümmern nicht geahnt,
Kein Kunst-Gebild entgeht dem Sturm der Zeiten?

Wohl lebt, was Kunst und Freundschaft einig schufen,
So lang auf jenem Bild mein Lebensblick
Zu ruh'n vermag, wo auf bemooßten Stufen
Der Greis, den Jüngling warnend vor dem Glück,
Von schönen Tagen spricht, die längst vergangen,
Nur in der Trümmerspur noch ahnbar sind? —
Doch, spielt um unsre Gräber einst der Wind,
Kann deine Kunst auch meinen Dank empfangen?

In welchem Aug' wird jenes Bild ſich mahlen,
Wenn einſt mein Blick in Todes-Nacht ſich ſchloß?
Doch wird es nie ein Aug' ſo froh beſtrahlen,
Wie mein's, das oft vor Rührung überfloß.
Ach! Wie aus einer ſchönen Seele Klarheit
Die höchſte Schönheit jugendlich entſpringt,
Auch nur zu ihr verwandter Seele dringt,
Des ſo geſchaffnen Kunſtwerks volle Wahrheit!

Was hilft's, daß du Siciliens Zauberfluren
Des Nordens ſtarre Länder ahnen ließ'ſt?
Was hilft's, daß über groſſer Vorzeit Spuren
Du allen Reiz des ſchönen Süden gieß'ſt?
Wer wird's empfinden, der es nicht geſehen,
Wer wird es fühlen, der dich nicht geliebt?
Und fühlt er's, muß er innig nicht betrübt,
Daß du ihm fern biſt, vor dem Bilde ſtehen?

Wohl wird der edle Rechberg dich empfinden,
Wenn du des Aetna's Wechselreitz gemahlt.
Wohl wird der Freunde Paar dich wieder finden,
Wo sie mit uns Palermo's Glanz bestrahlt.
In Panoramen mag es Schinkel zeigen,
Was uns in hoher Wirklichkeit beglückt,
Doch sehen Tausende das auch entzückt,
Nie wird's zu ihnen, wie zu uns, sich neigen.

Drum laß uns fest an jenen Tagen halten,
Da wir Europa's letzten Saum berührt,
Da unsre Herzen freudig überwallten
Im Glück, das uns in dieses Land geführt;
Da Dionysens Ohr den stolzen Fragen
Der fremden Wandrer leise Antwort gab;
Und in der Franziskaner offnem Grab
Wir still vernahmen manche Wundersagen.

Nie sey der edle Mario vergessen,
Der auf dem heil'gen Boden uns geführt;
Mit dem wir einst auf Labdalum gesessen,
Nachdem wir alten Schätzen nachgespürt,
Wie frommer Glaub' einfältig es erkundet.
Da wir gewiß nach Golde nicht gesucht,
Wenn uns nach jedes schönern Tages Flucht
Bey ihm der Kalabrese süß gemundet.

Und Ruhm der Schönheit jener Schwestern beyden,
An die ich bald mein armes Herz verlor;
Als, störend du des schönen Abends Freuden,
Um Trennung deine Freundschaft mich beschwor;
Halbträumend ich von Syrakus geschieden,
Mein Geist in Selinunt, Marsala nicht,
Nicht, wo die Woge sich am Eryx bricht,
Kaum in Palermo wieder fand den Frieden.

O unvergeßlich schöne Jugendzeiten,
Wenn höher Glück auch später mir geblüht!
Wie jauchzten wir, als von des Berges Seiten,
Den Monreale's alte Stadt umzieht,
Wir durch die tausend Gärten, Villen zogen,
Wo sich Pomona's reichste Füll' ergoß,
Und unser Aug' entzücket überfloß
Beym Purpurglanz der fernen Meereswogen!

Da ruhten wir von unserm langen Zuge
In jener glanzbedeckten Königsstadt,
Wo wenig von der Zeit Zerstörungs-Fluge
Der armen Nachwelt sich erhalten hat;
Da wir von Zisa's Zinnen niederschauten,
Mit Wehmuth der Jahrhunderte gedacht,
Wo milde Sitte diesem Land gelacht,
Durch jene Sieger, die dieß Schloß erbauten.

O frohe Zeit, die mit dem Volk verschwunden,
Das aus des Mittel-Alters finstrer Nacht
Zuerst in Kraft und Anmuth sich entwunden,
Und Ostens Licht dem Westen zugebracht!
Das jedes Land, wo seine Fahne kriegte,
Der Freyheit nicht, der Anarchie entriß,
Ihm seinen Glauben, seine Sitten ließ,
Und, wie durch Tapferkeit, durch Milde siegte.

Genüsse waren dieses Volkes Leben,
Es kannte der Entbehrung Tugend nicht.
Allein nur von dem süßen Saft der Reben
Gebot Enthaltung ihm die kluge Pflicht.
Sonst mocht es spielen, schwärmen, tanzen, singen,
Es schloß sich ihm der heitre Himmel nie,
Und wie es seine Freuden all' ihm lieh,
So durft' es Huri's lebend schon umschlingen.

Wie traurig mahneten des Klosters Zellen
Uns an der Sarazenen frohe Zeit,
Da wir betraten jener Grüfte Schwellen,
Wo in des Todes-Tempels Dunkelheit
Der Abendsonne Strahl nur zitternd sinket;
Wo uns ein künstlich Leben ward enthüllt,
Das mit Entsetzen unsern Geist erfüllt,
Als uns ein Heer von Todten zugewinket.

Wie wenn aus ihren Gräbern sie sich flüchtend,
Umsonst beim Leben Rettung aufgesucht,
Der Himmel sie, zur Strafe nicht zernichtend,
Gefesselt auf der überkühnen Flucht —
So standen sie, des Grabes Sirlphiden,
Im zweyten Tode schrecklich warnend da,
Und was das Aug mit tiefem Schaudern sah,
Lang' stört' es mir der Seele sanften Frieden.

O liebet zu Palagonia's Fratzen,
Wie sein verbrannt Gehirne sie erfand!
Zu Einer Form sind Lämmer hier und Katzen
Vereint mit ekelhaftem Kunst-Verstand.
Bei diesen Ungeheu'rn, die nie geboren,
Wär' eine Schönheit jenes Dichters Weib,
Deß blendend weisser, runder Frauenleib
In einen grünen Fischschwanz sich verloren.

Soll sich die Kunst zum Scherze dir verbingen,
So wähle du Butera's scharfen Spott.
Leicht wird, wie ihm, ein Kloster dir gelingen,
Wo, einzig opfernd man dem frohen Gott,
Zu den Karthäusern lust'ge Nonnen steigen,
Der strengsten Regel grausam harter Zwang
Sich beuget vor der Liebe süßem Drang,
Nur Ein Gebot geheiligt ist — das Schweigen.

Nie wurde dieß Gebot hier übertreten,
So viel es da auch auszuplaudern gibt.
Die Mönche findest nie du in Gebeten;
Sie haben keine Tugend je geübt.
Sie essen stets, wie oft des Erdballs Axe
Sich dreht, ohn' einen Fasttag zu begehn;
Nie hat man hungrig, satt sie nie gesehn,
Doch ist es Sünde nicht; sie sind — von Wachse.

Laß mich den Scherz zum leichten Abschied nützen,
Die ernste Trennung wird mir sonst zu schwer.
Noch einen Blick herab von Aetna's Spitzen
Auf dieser Insel Städte, Fluren, Meer,
Wo heute vor Rosalien ich kniete,
Vor Ceres Morgen und vor Lucien,
Zugleich Leukothea'n und Agathen
Mein Dankgebet in frommer Andacht glühte!

Leb wohl, Trinakria, mit jenen Guten,
Die mir auf dir das Leben so verſüßt!
Ihr Lilybäums und Pachinums Fluthen,
Die ihr Karthago's öden Ufer küßt;
Lebt wohl, Palermo, Trapani, Meſſina,
Lentini, Syrakus, Selinus du,
Und euch Zerſtörten ruf' ich's weinend zu:
Lebt wohl, o Gela, Hybla, Kamarina!

Nun, Hypnos Sohn, den an dem Hippokrene
Einſt Mnemoſyn' erzogen, nun zu dir!
Wiſch mir, o Phantaſus, vom Aug' die Thräne,
Leih deiner goldnen Flügel Schnelle mir!
Du haſt mir oft die Gegenwart erheitert,
Die groſſe Vorzeit mir erweckt ſo oft,
Du gabſt mir viel, was nimmer ich gehofft,
Du haſt die enge Bruſt mir kühn erweitert.

Ich lege ſicher mich in deine Arme,
Du führeſt nach Neapel mich zurück. —
Wo findet in dem bunten Menſchen-Schwarme
Den Freund, den ich verließ, mein Sehnſuchtsblick?
Da iſt er! Reich die Hand dem treu'n Genoſſen;
O Wilhelm, blieb ich ferne dir zu lang? —
Denn nicht um unſre Freundſchaft war dir bang,
Sie hat ein holdes Schickſal ja geſchloſſen.

Wie haſt du dir die ſchöne Zeit vertrieben?
Haſt du das Blut Gennaro's fließen ſehn?
Biſt oft in Francavilla lang geblieben,
Wo Raphaels und Vinci's Werke ſtehn?
Haſt du Farneſe's Kraft-Koloſſ gemeſſen,
Und ſeine Flora ſtaunend angeſchaut?
Hat dir vor ſolcher Größe nicht gegraut?
Haſt oft vor Dirce's Gruppe du geſeſſen?

Laß uns Sankt Elmo's Spitze noch beſteigen!
Wir kehren bei den frommen Mönchen ein.
Wohl mögen ſie manch Werk der Kunſt uns zeigen;
Hier iſt die Kunſt, wie groß ſie ſey, doch klein.
Was kann das Auge ſchöner, größer ſehen,
Als was Natur in dieſem Golf gemacht?
Du rufſt: wie fröhlich hier das Leben lacht!
Leis ſeufzt der Mönch: „für die, ſo wieder gehen!“

Siehſt den Pallaſt auf jenem Berge prangen?
Auf Katakomben ſteht er hoch gethürmt,
Die, jetzt bewohnt von Räubern nur und Schlangen,
Den Glauben und die Unſchuld einſt geſchirmt.
Dort liegt der Garten an des Hügels Rande,
Wo, ſtets willkommen, oft wir eingekehrt,
Die Gaſtlichkeit uns manches Mahl beſcheert,
Gewürzt durch Reden von dem Vaterlande.

Dort wohnt der edle Greis mit seinem Glücke
In Schatten, die er selber sich erzog.
Dort sah' ich oft in seine nassen Blicke,
Wenn er des Lebens Wechselgang erwog;
Beym Monument, das seine Liebe baute,
Von Theuren, die ihm starben, mir erzählt,
Und er, von Freundschaft jugendlich beseelt,
Mir manchen Schmerz, den er bestand, vertraute.

Dann, redend von dem Schicksal und vom Leben,
Dem Nestor gleich, gediegne Weisheit sprach,
Der Generationen buntes Streben
Mit Laune mahlte, wie sie nach und nach
An seinen Jahren hüpfend hingezogen.
Da gaukelt' er um ihn, der frohe Scherz,
Da öffnete sich mir das weiche Herz,
Und, wie ein Pfeil, die Stunden mir entflogen.

Und in der Freundschaft herrlichen Ergüssen,
Im Schwelgen in der alt' und neuen Kunst,
Und in der zaubrischen Natur Genüssen,
Und in der Stunden mannichfacher Gunst —
Schon ist ein Jahr, gleich einem Traum, enteilet.
So ist es denn zum letztenmale heut,
Daß sich mein Aug' an dieser Schönheit freut,
Vor der's in langem Sehnsuchts-Schmerz verweilet?

So muß ich denn von diesen Küsten scheiden,
Wo meiner Jugend frohste Zeit verstrich?
Soll sich mein Blick am Golfe nimmer weiden,
Wo mir der Tag, wie ein Moment, entwich?
Wo zieht mich's hin? — Ich kann nicht widerstehen;
Lebt wohl, ihr Freunde, mit dem schönen Land!
Reich mir zum Abschied, Wilhelm, deine Hand,
Bald werden wir in Rom uns wiedersehen!

Erläuterungen.

Dieſes Gedicht wurde im Sommer 1812 in einer der kleinern Reſidenz-Städte von Deutſchland geſchrieben. Die Unterhaltung über Italien war der tägliche Gegenſtand des Geſprächs zwiſchen dem Verfaſſer deſſelben und dem Freund, welchem es zugeeignet iſt. Der Druck der Zeit und der Verhältniſſe in jener Stadt ließ Beyde in ihren Rückerinnerungen an das ſchönſte Land von Europa oft eine Zerſtreuung finden, der ihre innige Freundſchaft einen noch höhern Werth gab. Die Spuren der Zeitverhältniſſe vom Jahr 1812 ſind daher überall in dieſem Gedichte ſichtbar. Aber ſie ſind abſichtlich nicht aus demſelben weggewiſcht worden, — was ſo leicht geweſen wäre — weil es gut iſt, den Gedanken an das Unglück

nie ganz fahren zu lassen, um Mäßigung im Genusse des Glücks, und Kraft, um es zu behaupten, zu bewahren.

Den Verfasser führte der Umschwung der Zeit in die befreyten deutschen Länder des Rheinstroms, und das Vertrauen der obersten Verwaltung derselben für die hohen alliirten Mächte verlieh' ihm die erste Administrations-Stelle in dem Kreise von Bonn. Dieses Amt machte es ihm, besonders in der Zeit, in welcher er die Geschäfte desselben übernahm, zur Nothwendigkeit, ja zur Pflicht, sich von dem Umgang mit den Musen loszusagen. Kaum wurden ihm bis jetzt einige Augenblicke, um der Wehmuth über diese Trennung nachzuhängen. Die wenigen, die er fand, benutzte er, um dieses Gedicht drucken zu lassen; und auch dazu wär' er vielleicht nicht gekommen, wenn der Gedanke, die erkämpfte Freyheit deutscher Cultur in einer Stadt, welche einst eine so schöne Anstalt für ihre Beförderung besessen, durch eine der ersten Früchte derselben zu feyern, nicht einen großen Reiz für ihn gehabt hätte.

Seit langer Zeit ist wohl keine Schrift in Bonn gedruckt worden, welche die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland in Anspruch hätte nehmen können. Der Verfasser dieses Gedichts wagt soviel mit derselben; indem er sich zunächst an die große Zahl seiner Landsleute wendet, die mit

ihm die Erinnerungen an Italien theilen, und auf deren freundliche Nachsicht er daher rechnen darf. Für diese hätt' es auch nur weniger Erläuterungen bedurft, um persönliche Verhältnisse, die berührt werden, zu erklären. Da aber der Nahme Groß-Griechenland in den Ohren Aller, welche in ächter Bildung aufgewachsen sind, einen so schönen Klang hat, so erkühnt er sich, auf eine größere Theilnahme des Publicums zu hoffen, und sucht diese durch nachfolgende Anmerkungen zu erleichtern.

Seite 2. Oben.

Es ist bekannt, wie häufig das Schicksal von Neapel gewechselt hat. Kein Land Europa's wurde so oft und so leicht erobert, und eben so oft und schnell wieder verloren. Auch weiß Jedermann, daß rings um die Stadt Neapel Anzeigen von unterirdischem Feuer sind.

S. 3. Unten.

Es war natürlich, daß sich für den Dichter an alle Erinnerungen an das schöne Land die Erinnerung an seine Freunde angeschlossen hat. Hier ist der, gegenwärtig in Neapel lebende, Banquier, Herr Breyer von Stuttgart, gemeint, dessen Freundschaft für den Dichter nicht zu den gewöhnlichen Verhältnissen gehört.

S. 4. Unten.

Das Vorgebirg von Misene schließt den Golf von Neapel auf der Einen Seite. Seine Beleuchtung ist in der Abendsonne wunderbar herrlich.

Ebendas. Unten bis S. 10.

Capri, bey den Alten Capraea, die entfernteste unter den Inseln des Golfs von Neapel. Sie hat wirk-

lich, von dieser Stadt aus betrachtet, völlig das Ansehen eines Sargs. Daß sie, trotz aller Verschwendung der Kunst, nicht viel mehr, als das für Tiber, der seine Residenz hier nahm, seyn konnte, weiß jeder, welcher den finstern Charakter dieses Kaisers kennt.

Die ganze Insel trennt sich durch eine, völlig senkrechte, ausserordentlich hohe, Felsenmauer in zwey Theile, von welchen der höher gelegene Ana-Capri heißt. Die steile Treppe an dieser Felsenmauer empor ist bekannt. Was zum Ruhm von Ana-Capri gesagt wird, kann nur denen zu viel scheinen, die es nicht selbst gesehen haben. Es ist ein wahres Feen-Land, und die Trümmer alter Pallähe sind bey weitem nicht seine größten Merkwürdigkeiten.

Der Sonnenberg, il Monte Solare, bildet den höchsten Punkt von Ana-Capri, und ist wirklich sehr beschwerlich zu ersteigen. Die Aussicht von ihm dürfte wohl der schönste und umfassendste Punkt in der ganzen Gegend seyn. Nur des Auges Schwäche beschränkt sie, und darum hat ihn der Dichter am liebsten zu seinem Standpunkt erwählt, um die verschiedenen Gemälde an einander zu reihen.

S. 11. Oben.

Ischia, eine andre von den Inseln des Golfs, die im Alterthum Enaria und Pythecusa hieß.

Der höchste Berg dieser Insel ist der Exomeo, auch Epomeo, ein ausgebrannter Vulkan, dessen Besteigung höchst merkwürdig, aber mit mancherley Beschwerlichkeiten verbunden ist.

Die Insel hat heut zu Tage ihren Ruhm besonders durch ihre Heil-Quellen, deren sie eine Menge besitzt, und wovon ein kleines Werkchen: brevi e succinte notizie di Storia naturale e civile dell' isola d'Ischia, del D. Franc. de Siano S. die beste Auskunft gibt.

Die höhern Gestade der Insel sind voll von Grotten, die bei weitem noch nicht gekannt sind, wie sie es verdienen.

Ebendaselbst unten.

Procida, eine andere kleine Insel in der Nähe von Ischia. Was zum Lob ihrer Bewohner gesagt wird, widerspricht wenigstens die benachbarte Hauptstadt nicht.

S. 12. Oben.

Die Entfernung von Procida nach dem Vorgebirge von Misene ist unbedeutend. Bekanntlich zog sich von diesem bis an das heutige Pausilypo-Gebirge der Landstrich, welchen der Luxus der Römer, im Verfall ihrer Freyheit, mit aller Verfeinerung des Alterthums ausgeschmückt hatte.

Unter den mancherley Ruinen der alten Stadt Kuma zeigt man auch noch einige, denen man den Nahmen von der berüchtigten Kumaischen Sibylle gegeben hat, welche den Trojanischen Krieg und Roms Erbauung vorausgesagt haben, und Verfasserin der berühmten Sibyllinischen Bücher gewesen seyn soll, die man auf dem Kapitol aufbewahrte.

Ebendaselbst unten.

Diese Gegend war unter Augusti und seinen Nachfolgern wirklich eine der Hauptniederlagen der römischen Marine. Man brauche sich blos an den Julischen Hafen zu erinnern.

Daß die römischen Kaiser nicht immer ganz sicher thronten, ist dem Dichter nicht unbekannt. Aber es ist schon viel, wenn Menschen, wie Caligula und Nero, nur wenige Jahre regieren.

Am besten möchte dieß auf August passen. Daß er feig war, ist kein Zweifel; und daß er gehaßt wurde, darf man annehmen, wenn schon die Schriftsteller, welche alle in seinem Solde standen, davon schweigen. Umsonst hat wohl Horaz seinem Freund Pollio, der die Geschichte der Bürger-Kriege seiner Zeit schreiben wollte, davon nicht in folgenden Versen abgerathen:

Periculosae plenum opus aleae
Tractas, et incedis per ignes
Suppositos cineri doloso.

S. 13. Oben.

Anspielung auf den bekannten Vers von Horaz:
Nullus in orbe sinus Bajis praelucet amoenis.

S. 14. Unten.

Bekanntlich hatte Cicero in dieser Gegend zwey Landgüter. Das eine bei Anma, und das andre in der Nähe des heutigen Pozzuoli, wo man noch die Trümmer davon zeigt. Letzteres nannte er seine Academia, und schrieb da seine akademischen Fragen. Briefe an den Atikus B. 1. Br. 3. — Plinius B. XXXI. C. 2.

S. 15. Unten.

Die Schönheiten und die Lebensgenüsse dieser Gegend werden manchmal von Horaz berührt. Da er mit den reichsten und vornehmsten Römern seiner Zeit gelebt hat, so ließe sich wohl denken, daß er oft in Bajä gewesen sey, wenn es uns seine Werke auch nicht selbst sagten. Der Schluß des Verses ist eine Anspielung auf seine bekannte Ode (B. 1. Od. 22.), welche mit den Worten endigt:

Dulce ridentem Lalagen amabo,
Dulce loquentem.

S. 16. Oben.

Der ganze Landstrich, westlich von Baja, von den Ufern des sogenannten Mare morto bis Misene, hieß im Alterthum das elysische Gefild, wahrscheinlich wegen der mannichfaltigen Reitze, welche Natur und Kunst über ihn verbreitet hatten.

In der Nähe dieser elysischen Gefilde waren mehrere Seen, von denen besonders der Avernus wegen seiner gefährlichen Ausdünstungen berühmt war, und der wohl zu der Idee Anlaß gegeben haben mag, seine Umgebungen mit dem Tartarus zu vergleichen, wie man jene mit Elysium verglichen hatte. Daher Silius Italicus z. B. die Seen von Pozzuoli zusammen schon avernia et styx palus nennt.

Auch gab es hier einen Acheron, wie natürlich, wo man den Tartarus hatte. Er ergeß sich in den Avernus-See.

Ebendaselbst unten.

In der Nähe von Pozzuoli sieht man im Meer noch eine Reihe von Pfeilern hervorragen, welche wahrscheinlich Reste der alten Moles puteolanae, oder Pilae Puteolorum sind, die man aber an Ort und Stelle die Brücke des Kaligula nennt.

Letzterer Nahmen erinnert an eine der zahllosen Thorheiten, welche dieser gekrönte Tollhäusler gemacht hat. Er ließ nemlich von dem alten Puteoli (dem heutigen Pozzuoli) aus bis nach Bauli hinüber, also über den ganzen Golf von Pozzuoli, eine Schiffbrücke schlagen; zu welcher beynah alle Schiffe dieser Küste verwendet wurden, so sehr, daß die Zufuhren der Stadt Rom dadurch auf das gefährlichste litten. Wer Lust hat, diese, in der Geschichte der menschlichen Narrheit beinah einzige, Begebenheit ausführlicher kennen zu lernen, findet sie bey Dio Cassius und bey Sueton aufs genaueste geschildert.

Es wohnen an dieser Küste viele Schiffer, die durch Untertauchen oft köstliche Alterthümer aus dem Grunde des Meers herver holen; indem wirklich manche der prachtvollsten Gebäude, welche ehmals durch Dämme gesichert waren, nun vom Wasser bedeckt sind.

S. 17. Oben.

Was hier gesagt wird, ist wörtlich wahr, und weiß Jeder, der diese Gegenden selbst gesehen hat.

Ebendaselbst unten.

Für diesen Vers spricht die 12te Elegie im 2ten Buch von Properz am allerbesten. Clodius warf sogar Cicero'n

schon den Aufenthalt vor, den er in Baiä gemacht hatte.

Nach einiger Meynung ist der berühmte Falerner-Wein in dieser Gegend gewachsen. Ob dieß Grund hat, kann wenigstens dem Dichter gleichgültig seyn, wenn er nur weiß, daß er hier reichlich getrunken wurde. Und dieß wird wohl niemand bezweifeln!

S. 16. Oben.

Unter den Resten von Bauli zeigt man eine antike Baute, die inzwischen eher dem Bruchstück eines Theaters gleicht, unter dem Nahmen des Grabs der Agrippina. Zu dem spricht die Stelle bei Tacitus (Annalen XIV.) entschieden dagegen, daß das Grab der gleich schuldbedeckten und unglücklichen Frau an dieser Stelle gewesen sey: levem tumulum — sagt der Geschichtschreiber von ihr — viam miseni propter et villam Caesaris Dictatoris, quae subjectos sinus editissime prospectat. — Daß aber ist keinem Zweifel unterworfen, daß Agrippina hier ermordet wurde.

Von den Tempeln der Diana, des Neptun und anderer Götter sieht man noch mehr und minder bedeutende Trümmer.

Ebendaselbst unten.

Der Lago d'Agnano, welcher eine der ersten Merk-

würdigkeiten ist, der man auf dem Wege von Neapel nach dem Golf von Bajä begegnet, verdient den Nahmen des todten See's so gut, als z. B. das Mare morto, von dem oben die Rede war, und vielleicht noch eher, da er mit Gewißheit die Mündung eines Vulkans ist, in dessen Tiefen man noch Reste von alten Gebäuden sieht, die wahrscheinlich bey der Natur-Erscheinung, welche hier alles veränderte, verschlungen wurden.

Gleich neben diesem See ist die sogenannte Hundsgrotte, in welcher man für jeden Fremden die grausame Operation mit einem Hunde wiederhohlt, den man zuerst in den Dünsten dieser Grotte erstickt, und im Wasser dieses See's wieder in sein trauriges Daseyn zurückruft. Dieß gab dem Dichter Anlaß, von dem See zu sagen:

„Der Leben weckt, erstorben schon im Schmerz."

S. 19 bis 21.

Die Solfatara ist eines der merkwürdigsten Phänomene dieser vulkanischen Gegenden.

Sie ist der ovalförmige Krater eines halberloschenen Vulkans, hat etwa zweyhundert und fünfzig Ruthen Länge, und bildet ein Thal, das auf allen Seiten mit Hügeln umschlossen ist, ausser auf der, wo sich der Ein-

gang befindet. Der Boden, auf welchem man wandelt, klingt unter dem starken Fußtritt hohl. Aus den Rissen der Hügel steigen unaufhörlich heiße Dünste empor, und Schwefel, Alaun und andere vulkanische Produkte sind in Menge hier.

Bekanntlich hat Dante seine Hölle in verschiedene Abtheilungen getrennt, die er Bolgie nennt.

S. 21. Unten.

Unerachtet sich dieser Vers von selbst versteht, so bemerkt man doch, daß der Schluß desselben die individuelle Bezeichnung eines Mannes ist, von dem Viele, die ihn genauer gekannt, mit dem Dichter behauptet haben, er verdanke das große Glück, das er in der Welt gemacht hat, blos dem Wort:

„Da ließe sich gar viel darüber sagen!"

in welches er den ganzen Anschein seines Verstandes, seiner Gelehrsamkeit, seiner Discretion und seiner Gutmüthigkeit gehüllt hat.

S. 23 — 25.

Man zeigt über dem Eingang in die Grotte von Pausilypo ein altes Gewölbe, in welchem einst die Urne von Virgil gestanden hat.

Bekanntlich lebte dieser Dichter lange Zeit in Neapel, und wurde er, nachdem er zu Brundusium gestorben war, in jener Stadt begraben. Letzteres unterliegt zwar keinem Zweifel; denn die verschiedenen Stellen, welche Heyne (in dem Leben von Virgil S. XXXVIII. vor der Ausgabe der Werke dieses Dichters) gesammelt hat, sind völlig entscheidend.

Ob aber das antike Denkmal, welches man seit Jahrhunderten das Grab von Virgil nennt, wirklich einst die Asche dieses großen Dichters enthalten hat, das ist von Einigen bestritten worden. Das Nöthigste über die Momente dieses Streits hat der Verfasser dieses Gedichts in seinem Gemählde von Neapel gesagt; er glaubt daher hier nur, was er dort ausgesprochen, wiederholen zu dürfen: „wenn dieses Denkmal auch nicht Virgils Grab war, so verdient es doch solches zu seyn!“

Der Vers:

„Vor dessen Sang des Orkus eh'rne Pforten,
„Wie einst dem Thrazier, sich aufgethan,
„Den ohne Zorn die ernsten Richter sah'n,
„Erweicht von seines Sanges Zauberworten.“

braucht wohl für die Wenigsten die Erinnerung, daß er

eine Anspielung auf das sechste Buch der Aeneide ist, wo Virgil seinen Helden Aeneas, Venus Sohn, gleich dem Homerischen Ulyss, eine Reise in die Unterwelt machen läßt, welche dem Thrazier (Orpheus) bekanntlich wegen seines Gesangs gleichfalls gelungen ist.

Desto weniger verständlich mag aber manchem Leser seyn, wenn kurz nachher gesagt wird:

„Hier hat er, wie die Sage fromm berichtet,
„Den Sturm beschworen und des Windes Drau'n,
„Ein Zauber schien's, da in dem frohen Hain
„Er von Elissa's blut'gem Schmerz gedichtet."

Es ist nemlich eigenthümlich, daß der Nahmen von Virgil in dieser Gegend unter der Vorstellung eines mächtigen Zauberers fortlebt. Was die Verse ausdrücken, erzählt der neapolitanische Pöbel namentlich von ihm, wie in dem, schon angeführten, Gemählde von Neapel mit Mehrerem, vielleicht noch Wunderbarerem, zu lesen ist.

Elissa, ein Nahmen der Dido, welcher häufig von Virgil gebraucht wird.

S. 25. Unten und weiter.

Der Dichter sieht sich hier wieder genöthigt, auf sein

Gemählde von Neapel hinzuweisen. Er spricht auch dort von der ganz einzigen Natur-Erscheinung, wenn die Sonne bei ihrem Untergang, einmal jedes Jahrs, gerade vor die westliche Oeffnung der Grotte von Pausilypo zu stehen kommt, und ein Schauspiel bildet, das er vielleicht zu kühn war, zu beschreiben.

Die Fabel von Phaeton, welchem sein Vater Apollo einst, zum Unglück der Erde, die Leitung des Sonnen-Wagens anvertraute, und der Jammer seiner Schwestern, der Heliaden, die ihn am Padus (dem heutigen Po) oder Eridan, beweinten, ist zu bekannt.

S. 27. Unten bis S. 29.

Diese, hier geschilderte, Natur-Erscheinung ist das sogenannte Meer-Leuchten, das man auch an andern Orten in Europa, jedoch wohl nirgends so stark, als hier, bemerkt hat. Jede Bewegung bildet in schönen Nächten Strahlen in dem Meere. Die Ruder ziehen lange Glanzstreifen im Wasser, und ein Schwimmer scheint mit einer Glorie in allen Umrissen seines Körpers umgeben.

Es ist bekannt, daß man den Golf von Neapel häufig für einen ungeheuren, eingestürzten Vulkan gehalten hat; und manche Erscheinungen in demselben machen diese Vermuthung nicht unwahrscheinlich.

S. 30. und 31.

Züge, die der Dichter aus dem Lauf der Eruptionen von 1804 und 1805, da er immer in Neapel war, entlehnt hat.

S. 32 — 34.

Konradin von Schwaben, der letzte Sprosse des Hohenstauffischen Kaiser-Hauses, dessen Erlöschen von Deutschland nie genug bedauert werden kann, wurde den 19ten Oktober 1268, auf Befehl von Carl von Anjou, seinem Ueberwinder, in einem Alter von sechszehn Jahren, auf dem heutigen Platz del Mercato, in Neapel, enthauptet. Sein treuer Waffengenosse und Freund, Friedrich von Baden, wegen seiner Ansprüche, von Oesterreich genannt, theilte sein Schicksal.

Schmid bemerkt zwar, daß sich aus Deutschland Niemand, selbst keiner ihrer Verwandten, für die Prinzen verwendet habe. Allein eine Inschrift im Kloster Santa Maria del Carmine, das auf dem genannten Platze steht, scheint doch eine Theilnahme der Art anzudeuten. Sie ist unter der uralten Statue einer Frau, im königlichen Anzug, welche einen Geldbeutel in der Hand hält, angebracht, und lautet nach der Descrizione di Napoli, del D. G. Sigismondo, Nap. 1788. B. II. S. 169. folgendermaßen:

Margaritae Augustae,
Quae Conradino Filio et Friderico nepoti captivis
opitulatum opibus onusta Neapolim festinarat,
cum capite plexos reperisset
virili quidem pectore
non lacrymas pro illis
sed profusissima munera
ad hoc templum exornandum profundens
ad aram hic maximam humandos curavit,
familia Carmelitana ingentibus ab ea divitiis
donata
tam piae benemeritae semper aerumnam ploratura
ac celestem
pro tantis principibus imperatricem oratura
P. Anno Domini MDCCLXIX.

Diese Inschrift ist in mancherley Rücksichten merkwürdig. Zuerst, weil Konradins Mutter bekanntlich Elisabeth, eine Tochter Herzogs Otto von Baiern, und keine Königin Margaretha war. Nun könnte man freylich sagen, die Inschrift ist neu, und der Irrthum für Mönche ganz glaublich. Allein Keißler in seiner Reise, hat die Jahrzahl am Ende nicht 1769, sondern 1269, was auch wahrscheinlich richtig ist, unerachtet der Lapidar-Styl dieser Inschrift überhaupt kaum in das dreyzehnte

Jahrhundert gehören möchte. Wie dem nun seyn mag, so liegt doch hier ohne Zweifel ein historisches Ereigniß zum Grunde. Es ist so schön, zu glauben, daß eine Mutter alles anwendet, um einen so hoffnungsvollen Sohn zu retten, und der Dichter fragt gewiß nie nach gelehrten Beweisen, wo von Zügen der Mutterliebe die Rede ist.

Der verehrte Greis von Syrakus ist der selige Malteser-Ritter, Don Xaverio de Landolina e Nava, von Syrakus, welcher allen Reisenden durch Sicilien wegen seiner Gefälligkeit und der mannichfachen Belehrung, die sie seinem Umgang verdankten, bekannt ist. Dieser, wirklich von Jedermann verehrte, Greis befand sich zugleich mit dem Dichter in Neapel und in Rom. Trotz der Verschiedenheit des Alters entspann sich zwischen Beyden ein ungewöhnlich inniges Freundschafts-Verhältniß. Sie machten ihre meisten Besuche bei den Merkwürdigkeiten, besonders von Neapel, und also auch ihre Reisen auf den Vesuv, mit einander, wo der liebenswürdige Sechsziger immer für guten Syrakuser-Wein sorgte, und auf die angenehmste Weise an der frohen Stimmung seiner jungen Freunde Theil nahm. Nicht ohne tiefe Rührung kann sich der Dichter an diesen in jeder Rücksicht vorzüglichen Mann erinnern, und er wird es nie vergessen, wie er sich im Sommer 1805 zum letz-

zennal in Rom von ihm trennte, und der Greis mit thränenden Augen von der Trennung für ein ganzes Leben sprach, welche sein Silberhaar verkündigte, und sein, vor zwey Jahren erfolgter, Tod bestätigt hat.

Akradina ist eins der Quartiere des alten Syrakus.

Der Vorzeit oft geschautes Grab die Katakomben der eben genannten Stadt.

S. 36.

Pompeji wurde bekanntlich im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung durch einen Ausbruch des Vesuvs ganz mit Asche bedeckt, und in neuern Zeiten zum Theil wieder ausgegraben. Der Anblick dieser Stadt ist ganz einzig. Vieles steht noch, als ob es die Bewohner eben verlassen hätten. Gerne wollte der Dichter darum die finstre Erinnerung an die Schreckenstage derselben vermeiden, und stellte sich vor, als ob die Bürger der Stadt sämmtlich zu einem Feste der Venus ausgezogen wären.

Ob diese Göttin in dem heutigen, romantischen Thale von La Cava einen Tempel hatte, ist dem Dichter nicht bekannt. Aber daß einer da stehen sollte, daran hat ihn Vieles gemahnt. An den meisten Kirchen dieser

Gegend sind in den architektonischen Verzierungen Tauben angebracht; eine Menge dieser Vögel werden in eigenen Thürmen dort, wie nirgends, gehegt — warum sollte ein Dichter da nicht einen Tempel bauen dürfen, wenn es mit so geringen Kosten geschehen kann?

S. 38 — 47.

Ein Freund hat den Dichter in diesem Hymnus an eine Reminiscenz aus Schillern erinnert. Er gesteht es daher lieber selbst ein, als daß er es sich von einem Kritiker vorwerfen läßt, der eine Wunder-Entdeckung gemacht zu haben glaubt, wenn er so etwas gefunden hat. Es giebt aber vielleicht in der Poesie, wie in der bildenden Kunst, gewisse Züge, die einmal als Kanons dastehn, und nicht geändert werden dürfen. — Man will aber mit allem diesem nicht bekennen, daß man Schillern ausgeschrieben habe.

S. 43. und 44.

Der Dichter hatte bey diesen Versen das vortreffliche, der schönsten Zeiten der Kunst würdige, Gemählde des seligen Schick, Apoll unter den Hirten, im Sinne. Natürlich hielt er sich nicht an die Beschreibungen, welche davon ins Publikum gekommen sind, sondern deutete es sich nach seinem Sinne. So hat er einen Deukalion genommen, wo andre mit einer Figur, die

in der Ferne vor einem flammenden Altar kniet, in Verlegenheit zu seyn schienen. So auch fand er in den Satyrn, welche

„in Neid und frechem Spotte zischen,"

in diesem Gemählde mit Vergnügen Claudians schöne Dichtung wieder, da er sagt: „die Satyrn, welche „wegen ihres Muthwillens und ihres rohen Scherzes aus „dem Aufenthalt der Grazien verbannt worden sind, „stehen nun hinter dem Zaun, und lachen boshaft über „die glücklichen Sterblichen, welche die Liebe in ihre „herrlichen Gärten eingeführt hat."

S. 43 und weiter.

Torquato Tasso wurde bekanntlich in dem schön gelegenen Sorrent, am Golfe von Neapel, gebohren. Seine Mutter hieß Porzia, und sein Vater war der bekannte Dichter, Bernardo Tasso, der vielleicht nur von seinem Sohn und von Ariosto übertroffen worden ist.

Der Augenblik von Tasso's Geburt war, wie bey Göthe, derjenige, über dem Phöbus höchster Mittags-Strahl lacht, wie uns der deutsche Dichter in seinem Leben, und der Abbate Serrassi in dem von Tasso versichert.

Was von Letzterem weiter gesagt ist, scheint durchgängig in dessen Lebens-Schicksalen gegründet. Kaum braucht man wohl zu erinnern, daß Göthe's Tasso gemeint wird, wo von einem Gedicht, zu Tasso's Ruhm erfunden, die Rede ist. Auch der Hof von Este, Alphons u. dgl. sind denen verständlich, für welche das Bisherige überflüssig gesagt war.

S. 52. Unten.

Salerno, eine bekannte Stadt an dem Meerbusen dieses Nahmens. Von Boje, ein junger Liefländer, den wir in Neapel kennen gelernt, und mit dem mein Freund eine Reise nach Pästum gemacht hat. Dieser, in mancher Rücksicht wirklich merkwürdige, junge Mann starb wenige Jahre nachher.

S. 53.

Einige Stunden südlich von Salerno liegen die Ruinen der alten Stadt Päſtum, oder Poſeidonia, einer groſſen, mächtigen und reichen Handelsstadt des grauen Alterthums. Wirklich hat sich von ihr beynahe nichts, als bedeutende Reste von Tempeln erhalten, die auf dem festen Lande von Italien wohl die einzigen, ganz dorischen, architektonischen Denkmale seyn mögen.

S. 54.

Der Dichter ging im Mai 1804 zu Schiffe von Neapel nach Meſſina. An der Inſel Strombolo, welche nichts, als ein, mitten im Meer ſtehender, Feuerſpeyender Berg iſt, kam er wirklich ſo nahe vorbey.

Die Feuer-Inſeln ſind die Liparischen, welche mehrere Vulkane enthalten. Bekannt iſt der Wein von Lipari.

Mongibello, der, in Sicilien gewöhnliche, Nahmen des Aetna, deſſen Rauchfahne man ſchon in weiter Entfernung von der hohen See aus erblickt.

Das von Scylla und Charybdis geſagt wird, iſt der Wahrheit getreu. Das Schiff, das den Dichter und ſeine Gefährten trug, lag gegen ſechs Stunden, ohne in die Meer-Enge einlaufen zu können, auf dem Punkte, wohin viele Antiquare die Charybdis geſetzt haben. Es war der ſchönſte Mai-Abend von der Welt, und die Felſen von Scylla lagen in hohem Purpur von der untergehenden Sonne bemahlt da. Weiter iſt hievon geſagt worden in dem Buch: Neueſter Zuſtand der Inſel Sicilien, von P. J. Rehfues. Tübingen 1807. B. 2. S. 5. u. w.

S. 55 — 59.

Der Dichter hat bey dieſer Beſchreibung des Erd-

Lebens von Messina das von 1783 vor Augen gehabt, dessen weitläuftige Schilderung bey Barcels nachzulesen ist.

Die Palazzata, ein groſses öffentliches Gebäude an der Seeküste, das noch 1804 in Trümmern lag.

Die Madonna ist die Schutz-Patronin von Messina.

S. 60. Unten bis S. 62.

Die Fata Morgana (Fee Morgana), eine bekannte, wunderbare Natur-Erscheinung, welche man zuweilen in der Meer-Enge von Messina sieht, wo der Himmel gewissermaſsen zum Spiegel eines ganzen Landes wird, und die Luft-Gebilde eine solche Wahrheit gewinnen, daſs schon die bloſse Sage davon einem Dichter willkommen seyn müſste.

Groſs-Griechenland, wie Jeder weiſs, der Schauplatz der Thätigkeit von Pythagoras und seinen Schülern.

„Wo einst die Weisheit Jahre sinnend schwieg.“ Anspielung auf das fünfjährige Schweigen, das sich jeder Schüler von Pythagoras gefallen lassen muſste.

Sybaris, Tarentum, Crotona, Rhe-

gium — berühmte Städte von Groß-Griechenland, an welche die heutigen, Taranto und Reggio, freylich nur noch durch die verwandten Nahmen erinnern.

„Dieses oft beraubte Meer", wobey der Leser sich ohne Erinnerung die Barbaresken denken wird, welche in neuern Zeiten diese Gewässer sehr gefährlich gemacht haben.

Archytas und Theano, sind wenigstens aus Wielands Schriften, jener als ein großer Philosoph, Staatsmann, Kriegsheld und edler Mensch, diese als tugendreiche Frau und Schülerin von Pythagoras bekannt.

S. 63. Oben.

Die Form der Insel Sicilien ist wenigstens eher einem Dreyeck zu vergleichen, als die von Europa einer Jungfrau. Sicilien hieß darum auch im Alterthum Trinacria.

Bekanntlich hatte Ceres in Enna, wo das heutige Castro-Giovanni liegt, berühmte Tempel, von denen noch einige schwache Spuren übrig sind. In der Nähe von letzterem Städtchen zeigt man einen See mit einer Grotte, durch welche, der, von manchem frommen Sicilianer noch geglaubten, Sage nach, Pluto die Proserpina (Persephona) in die Unterwelt entführte.

Ebendaselbst unten.

Polyphemos Schicksal ist den Lesern aus Homer sattsam bekannt, daß es überflüssig seyn dürfte, zu erzählen, wie ihn der listige Ulyss um sein einziges Auge gebracht hat.

S. 64 — 66.

Auf der einen Spitze des Aetna sieht man kleine Reste eines alten Gemäuers, das man seit undenklichen Zeiten die Ruinen des Philosophen-Thurms nennt, und von Empedokles erbaut und ehmals bewohnt glaubt, mit dessen Lebens-Ende die Geschichte bekanntlich, wie mit einer Fabel, gespielt hat.

In dieser Reihe von Versen bezeichnet der Dichter sein eigenthümliches Lebensschicksal, das ihn durch die Gnade, womit ihn Ihro Majestät, die Königin Karolina von Neapel und Sicilien, beehrt, beynah in neapolitanische Dienste gebracht hat.

Dieses würde auch wohl geschehen seyn, wenn nicht um dieselbe Zeit Se. Königliche Hoheit, der Kronprinz von Würtemberg, nach Neapel gekommen wäre, und den Dichter zu Hoffnungen für sein künftiges Lebensglück berechtigt hätte, die sich nirgends schöner, als im Vaterland, und unter diesem Herrn, erfüllen konnten.

Die Erscheinung der drey Hirsche ist eine Anspielung auf das württembergische Stamm-Wappen.

S. 67. Oben.

Symäthus, der heutige Fluß Giarretta.

Hybla's Höhen, die sanfte Gebirgskette dieses Nahmens zieht sich vom Aetna aus nach Syrakus hin.

Ortygia, eins der Quartiere des alten Syrakus, auf welches das heutige ganz eingeschränkt ist. Es bildet eine hochgelegene Halb-Insel, die zugleich den Eingang in den großen Hafen schließt.

Ebendaselbst unten.

Die Quelle der Arethusa fließt in Ortygia. Die Mythe der Alten von der Liebe der Nymphe Arethusa und dem Flußgott Alpheus, dem sie von Griechenland aus unter dem Meer durch nach Sicilien gefolgt ist, kennt Jedermann als diejenige unter den mythischen Fiktionen, welche man für die kühnste Bezeichnung der Kraft der Liebe ansehen kann.

S. 68. Unten bis S. 71.

Theokrit war bekanntlich ein Syrakuser. Was er Archimeden sagt, bezieht sich auf die Belagerung

und Eroberung von Syrakus, das mit Archimed gefallen ist, durch den Römer Metellus.

Cyane, einer der syrakusischen Flüsse, welcher sich in den großen Hafen ergießt.

Akradina, eins der Quartiere des alten Syrakus, dessen Namen erst für die ganze Stadt genommen wird.

Hierons Staatskunst gieng bekanntlich dahin, sich mit den Römern in Freundschaft zu erhalten. Später schloß sich Syrakus an Carthago und damit an sein Schicksal an.

Archimeds Grab war bekanntlich schnell vergessen, und erst von Cicero (Tullius) wieder gefunden worden. Es lag nicht mehr, als Ein Jahrhundert zwischen diesen beyden Männern, und schon konnte es sich der große Römer zum Verdienste rechnen, des großen Siciliers Asche wieder entdekt zu haben!

Braucht es erinnert zu werden, daß Timoleon einer der ehrwürdigsten Nahmen in der Geschichte von Syrakus ist?

S. 72. Oben.

Agrigent war eine Kolonie von Gela. Wirk-

lich hat sich unter allen Resten des Alterthums in dem heutigen Girgenti der sogenannte Concordias Tempel am besten erhalten.

S. 74 — 76.

Tauromínium, das heutige Taormina. Der Dichter gedenkt dabey eines schönen Gemähldes, das er der Freundschaft seines Reisegefährten, des Dichters und Mahlers, Herrn Carl Graß, verdankt. Es stellt eine Ansicht der Trümmer des antiken Theaters von Taormina vor. Auf den Stufen desselben sitzt ein Greis und ein Jüngling. Ueber die Ruinen des Pro-Scenium's weg eröffnet sich die Aussicht nach der heutigen Stadt, und in der Ferne nach dem Aetna.

Der jetzige Königl. Bairische General-Major, Herr von Rechberg, befand sich zur Zeit von des Dichters Aufenthalt in Sicilien, als Abgeordneter des damaligen Bairischen Maltheser-Priorats, bey dem Großmeister dieses Ordens in Katania, und beehrte den Künstler und seinen Freund mit besonderem Wohlwollen.

Herr Schinkel und Herr Steinmeier, aus Berlin, machten die Reise durch Sicilien mit den beyden Freunden. Die Panoramen des erstern sind bekannt.

S. 76. Unten.

Das Mährchen von Dyonisius geheimer Polizey in Syrakus verlangt noch heutzutag in dem sogenannten Ohr des Dyonisius, welches man in einem alten Steinbruch zeigt, Glauben.

Das offne Grab der Franziskaner, ein Kloster, das gleichfalls in einem uralten Steinbruch (Latomien) von Syrakus steht, bey welchem der Dichter gern auf sein, schon angeführtes, Werk über Sicilien hinweisen möchte, wenn er nicht selbst der Kommentator seines Gedichts wäre. — Die Franziskaner treiben in Sicilien häufig das Gewerbe, die Leichname ums Geld auf eine eigene, dort beschriebene, Weise auszutrocknen, und in den Grüften ihrer Klöster aufzustellen. Daß es da nicht an Wundersagen fehlt, läßt sich denken, und daß sie den Fremden, der mitten unter diesen Todten das steht, wundersam ergreifen, wird Jeder ermessen. Die größte Anzahl solcher getrockneter Leichen befindet sich in einem Kloster bey Palermo, wovon später wieder die Rede seyn wird.

S. 77. Oben.

Der Dichter hat hier seinem Freunde, dem Maltheser-Ritter, Mario Landolino, dem Sohn des ober-

genannten, einen Denkstein für die viele Freundschaft setzen wollen, die er bey ihm genossen.

Don Mario begleitete ihn zu allen Merkwürdigkeiten von Syrakus, und erquickte ihn jeden Abend mit Calabrese, dem besten aller syrakusischen, und somit sizilischen, Weine.

Labdalum, ein Kastell des alten Syrakus, von welchem noch bedeutende Trümmer übrig sind. Als die Freunde diese Gewölbe mit Don Mario durchkrochen, glaubte eine Frau, die ihnen begegnete, es geschehe den Schätzen zu lieb, die, nach der Volkssage, in denselben liegen.

Ebendaselbst unten.

Die beyden Marquisinnen ... und .... lernte der Dichter am letzten Abend seines Aufenthalts in Syrakus in einer Gesellschaft bey dem Baron Boico kennen. Schneller hat ihn nicht leicht weibliche Schönheit und Anmuth ergriffen, als ihm bey diesen beyden Schwestern geschehen ist. Er brachte bis tief nach Mitternacht die Zeit, zwischen ihnen beyden sitzend, in den angenehmsten Gesprächen zu, und hätte sich wohl schwerlich so bald von Syrakus getrennt, wenn ihn die Freunde nicht beynah mit Gewalt fortgezogen hätten.

Selinunt und Marsala, diese eine Stadt des neuen, jene des alten Siciliens. Von Selinunt sind nur noch ungeheure Trümmer übrig.

„Wo die Wege sich am Eryx bricht —"

Das heutige Trapani, und das ehemalige Trepanon. Der Berg Eryx, welcher im Alterthum wegen seines Venus-Tempels so berühmt war, hebt sich an der Landzunge empor, auf deren Spitze die Stadt liegt.

S. 78. Oben.

Wir kamen von Trapani über Alcamo nach Palermo. Von jener Stadt aus geht der Weg über ein wildes Gebirg, das sich überraschend in den Abhang endigt, auf welchem Monreale liegt. Von hier eröffnet sich der Blick in die herrliche Ebene von Palermo, in welche die Natur wirklich all' ihre Reize ausgegossen hat. Sie schließt sich durch die Aussicht auf das Meer, und, als wir uns Palermo näherten, war die See eben von der untergehenden Sonne mit einem Purpur-Glanz bedeckt, den man nur in Sicilien in dergleichen Natur-Erscheinungen findet.

Ebendaselbst unten.

In Palermo hat sich wirklich wenig von den Resten der Vorzeit erhalten.

Eine der ſparſamen, aber die bedeutendſte Ausnahme, macht der alte ſarazeniſche Pallaſt, la Ziſa genannt, welcher beynah ganz unangetaſtet geblieben iſt.

S. 80.

In der Nähe vom Pallaſte Ziſa ſteht ein Franziskaner-Kloſter, das eine der eigenthümlichſten ſicilianiſchen Merkwürdigkeit enthält. Dieß iſt eine ungeheure Sammlung ſolcher ausgetrockneter Leichname, von denen oben ſchon die Rede war.

Die Abendſonne fiel gerade, als ſich der Dichter in dieſer Gruft befand, durch eine kleine Oeffnung in dieſe Wohnungen des Todes.

Die Verſteinerung der Seriphiden iſt aus der Mythologie bekannt.

Seite 81. Oben.

In der ſogenannten Bagaria, einer der reizendſten Küſten-Gegenden von Palermo, liegt der berüchtigte Landſitz des Fürſten von Palagonia. (Dieſer Nahmen hat ſeinen Accent auf dem i, wie er im Rhythmus genommen iſt.)

Brydone ſchon hat dieſen Nahmen bekannt gemacht, und Bernouilli ſich ſogar die lächerliche Mühe genommen,

die Kunstsachen, welche der Fürst hier versammelt hat, Stück für Stück zu beschreiben. Nur ein Fieberwahnsinn kann die verschieden-artigsten Thierformen so zusammen setzen, wie hier geschehen ist: und in allem Ernst würde da der horazische Rahmen aller Unförmlichkeit:

Desinat in piscem mulier formosa superne.

noch unendlich weit übertreffen.

Ebendas. Unten bis S. 82.

Unfern von Palagonia's Landhaus steht eine grosse Villa des Fürsten von Butera, die unter mannichfaltigen Anlagen ein Karthäuser-Kloster enthält, dessen Wahrheit nichts, als das Leben seiner Bewohner fehlt. Diese sind vortrefflich in Wachs nachgebildet, und sämtlich in den abwechselnden Stellungen gegeben, welche Müssiggang und Frevelnäh der Mönche, so wie scharfer Spott der Kunst, erfinden können. Das Ganze ist eine, plastisch-ausgeführte, Satyre auf die Gewissenhaftigkeit, mit der strenge Mönchs-Regeln häufig beobachtet worden sind.

S. 82. Unten.

Rosalia, bekanntlich die Schutz-Heilige von Palermo.

Lucia, die von Syrakus. Ceres war es im Alterthum von ganz Sicilien.

Bekannt ist der Schleyer der Nymphe Leukothea; aber minder bekannt, und desto merkwürdiger, daß die Legende von der heiligen Agatha, der Schützerin von Catania, eben so mit der Letztern Schleyer spiele, als die Mythe des Alterthums mit dem der Nymphe Leukothea.

Ueberhaupt aber haben heutzutag, wie in der griechischen Vorzeit, die meisten sicilianischen Ortschaften weibliche Schutzheilige.

S. 83. Oben.

Trinakria, ein poetischer Nahmen Siciliens bey den Alten.

Lilybäum und Pachinum, zwey Vorgebirge der Insel.

Von den alten Städten, Gela, Hybla und Camarina sind nur noch einige und unbedeutende Trümmer übrig. Die von Selinus gehören, ausser denen von Girgenti, zu den größten und imposantesten Ruinen des Alterthums.

Ebendaselbst unten.

Phantasus, nach der Mythe ein Sohn des Hypnos (Schlafs), den Mnemosyne am Helikon erzogen hat.

S. 34. Unten.

Bekannt iſt die Gaukeley mit dem Blut des heiligen Januars (San Gennaro), welche jedes Jahr einmal in Neapel getrieben wird.

Im Pallaſte Francavilla war unter den Bourbons eine auserleſene Gemälde-Sammlung, in der ſich beſonders ein Rayhael und ein Da Vinci auszeichneten.

Farneſe's Kraft-Koloß, der bekannte Farneſiſche Herkules.

Flora, die, gleichfalls koloſſale, berühmte Farneſiſche Flora.

Dirce's Gruppe, das wohlbekannte Kunſtwerk, welches ehmals in Rom geſtanden hat, und nun in dem öffentlichen Spaziergang von Neapel, Villa reale, bewundert wird. Dieſe antike Gruppe, ſo wie die beyden vorigen Statuen, ſind wohl die vorzüglichſten Werke alter Bildnerey, welche ſich in dieſer Stadt befinden.

S. 35. Oben.

Sankt Elmo, ein Kaſtell, das auf einem, beynah kegelförmigen, Berge mitten in der Stadt hoch über dieſe wegragt.

Unter demſelben ſteht das Karthäuſer-Kloſter, San Martino, welches reich an Werken der Kunſt iſt, und von dem aus man eine entzückende Ausſicht über den ganzen Golf von Neapel genießt.

Die Anekdote, auf welche hier angespielt wird, ist ganz zuverlässig. Ein Reisender rief beym Anblick der herrlichen Gegend aus einem der Fenster des Klosters voll Begeisterung aus: „Hier oder nirgends ist die Glückseligkeit!“ — „Ja,“ sprach leise der Mönch, der neben ihm stand, „für die, welche nur zum Besuche hier sind.“

Ebendaselbst unten.

Der Pallast von Capo di Monte, welcher ausserhalb der Stadt auf einem hohen Berge steht, ist wirklich über alten Katakomben aufgeführt, die den ersten Christen zum Zufluchts-Ort, und später allem schlechten Gesindel zur Sicherheit dienten.

Auf einem niedrigen Hügel, am Fuß des Bergs von Capo di Monte, liegt das Landhaus des vormaligen dänischen General-Konsuls, Herrn Heigelin's aus Stuttgart, das er selbst angelegt hat. Dieser ehrwürdige und heitre Greis ist den meisten Deutschen, welche nach Neapel kommen, bekannt.

Der Dichter brachte die Sonntage häufig in San Paolo (dieß ist der Nahme des Landguts von Herrn Heigelin) zu, und freut sich über diese Gelegenheit, seinem verehrten Freunde ein kleines Denkmal der Liebe und Dankbarkeit zu stiften.

Verbeſſerung.

Man bittet Seite 20 Linie 2 von oben ſtatt mitleidsvoll zu leſen: mitleidslos.

Die

neue Medea.

Ein Roman

von dem Verfaſſer des Scipio Cicala.

In drei Bänden.

Erſter Band.

Stuttgart.
Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.
1836.

Erstes Buch.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Erſtes Kapitel.

Auf dem Vorderſten der ungeheuren Felsblöcke, welche die Ecke des Hafendamms zu ſchirmen beſtimmt ſind, ſitzt eine Frau, die auch in dieſer Stellung noch durch die ungewöhnliche Höhe ihrer Geſtalt und den Reichthum ihrer Formen auffällt. Der heftige Libecciowind ſcheint ſie an den langen fliegenden Haaren und dem ſchwarzen Schleier, der ihre ganze Kopfbedeckung ausmacht, von der gefährlichen Stelle wegreißen zu wollen, welche ſie eingenommen. Aber umſonſt ſucht er die ſchweren Gewänder zu faſſen; ſie ſitzt unbeweglich, den Blick hinausgerichtet auf die See. Das bräunliche Antlitz ermangelt des kräftigen Roths, das ihm gewöhnlich zu ſeyn ſcheint; die ſchwach geöffneten Lippen ſind blaß, und nur das große, ſchwarze Auge glüht in einem wilden Ausdruck, in welchem die ſteigende Heftigkeit der Sehnſucht dem Zorn mit Mühe das Gleichgewicht hält. Der Gemüthszuſtand, worin ſich die ſeltſame Frau befindet, ſtimmt ganz zu dem Charakter von ſchauerlicher Erhabenheit, der ihre Geſtalt, ſelbſt mitten unter der gewaltigen Aufregung der Elemente, noch bedeutend heraushebt.

Und in der That ist das Meer aus seiner tiefsten Tiefe aufgerüttelt, und scheinen die gewaltigen Felsen umher von den furchtbaren Schlägen der Gewässer des Abgrunds zu zittern. Das Brausen des Windes wird durch das donnerähnliche Krachen der zerschellenden Wogenberge übertäubt, und die hochaufspritzende Brandung verbirgt in kurzen Zwischenräumen die trüben Fernen, in welche sich das Schönste aller Länder gehüllt hat. Nur einige Sturmvögel durchschneiden mühsam in schiefem Fluge die Luft mit den weitausgebreiteten Fittichen, und wenn jene Spitzen, die sich zuweilen, dem Auge kaum erreichbar, über die wogenden Linien des fernen Wasserhorizonts erheben, die Maste von Schiffen sind, so mögen sie sich nur dem heiligen Januarius, der von der Mauer des kleinen Castells herab den Vulkan der gegenüberliegenden Küste bändiget, mit Gebet und Gelübden zu Schutze befehlen; unfehlbar müssen sie sonst gegen die Felsen geschleudert werden, denen die Wogen alle zueilen, um ihre Gewalt vergeblich gegen sie zu versuchen.

Von höhern Mächten allein kann hier Hülfe kommen; denn der Widerstand der Felsen scheint die Wuth des Elements nur zu vermehren. Wenn es auch eine Weile rastet aus Ermüdung, so ist es nur, um seine Kraft zu sammeln und desto furchtbarer wieder zu kehren. Plötzlich schweigt alsdann der Wind; blos im Abgrund braust es dumpf fort, und wer seine Tücke nicht kennt, dürfte ihn für beruhigt achten. Aber auf einmal bricht der Orkan mit schneiden-

dem Pfeifen desto stärker los. Das Meer steigt zu Bergen auf und fällt in tiefe Thäler ab, die, sich wechselseitig verschlingend, der Küste nähern, bis sie, zum ungeheuren Wassergebirg angewachsen, sich auf die Felsen stürzen, und, krachend an ihnen zerstäubend, die schäumende Brandung weit in das Land hinein verspritzt wird.

Manchmal sind solche Springwogen nur die Vorläufer größerer Fluthen, welche die ganze Küste unter Wasser setzen. So scheint es auch hier zu seyn; denn indem sich die Brandung in längere Bogen ausbreitet, bleibt der schmutzige Saum der rückkehrenden Wogen stets höher an dem Felsen stehen. Bereits netzt er den Fuß der Harrenden; aber sie bemerkt es nicht. Er steigt immer höher und höher, und kehrt die Brandung mit verhältnißmäßigem Wachsthum wieder, so muß sie die Unglückliche bis zur Hälfte des Leibes bedecken, wird sie anders nicht ganz von ihr weggespült und in die See hinausgerissen.

Aber in diesem Augenblick schweigt auch der Wind, und zieht sich die Woge tief hinunter an den grauen Felsen. Ihr Plätschern in den Lücken zwischen den gewaltigen Blöcken übertönt das dumpfe Brausen des Abgrunds, und das wüthende Element bäumt sich nur noch in den alten Fesseln, in die es zurückgekehrt scheint. Sichtbarlich schärft sich der Blick der Harrenden; ein schwaches Roth, das über ihre Wangen fliegt, verräth die neue Bewegung in ihrem Innern. Ihr Haupt beugt sich weit hinaus über den ganzen

Körper, als wollte sie, so weit es ihr möglich wäre, die Entfernung abkürzen bis zu dem Gegenstand, der ihr Auge gefesselt.

Bald wird auch ein Fahrzeug sichtbar, das sich dem Lande nähert. Es ist eine Feluke von mittlerer Größe, ohne Mast und ohne Segel. Sie schwankt so auffallend in ihrer Richtung, daß man nicht zweifeln kann, sie habe auch das Steuerruder verloren. Je näher das Fahrzeug kommt, desto deutlicher lassen sich die Anstrengungen erkennen, welche die Mannschaft macht, um dasselbe über die Spitze des Hafendammes hinauszutreiben. Gelingt es, so ist die Feluke gerettet und läuft ohne weitere Gefahr in den Hafen ein; kann sie jene Spitze nicht überwinden, so ist sie unfehlbar verloren und wird von den Felsen zertrümmert, welche nur den Damm gegen die Wuth des Elementes beschützen.

Trotz seinem schwankenden Laufe kommt das Fahrzeug der Küste schnell näher und immer näher; aber damit steigt auch seine Gefahr. In gleichem Maße wächst die Schwierigkeit, die Dammspitze zu umfahren. Man möchte glauben, daß diesen Felsen eine unwiderstehliche Anziehungskraft beiwohne; unzählige Schiffe sind schon an ihnen gescheitert.

Auf einmal versinkt das Fahrzeug hinter dem Wogenberge, der sich vor ihm aufgethürmt, und im nämlichen Augenblick springt die Harrende von dem Felsen auf, um ihren Blick weiter hinauszusenden in die Ferne. Die erhabene Gestalt, wie sie mitten unter

den starren Felsmassen, umrauscht von der wilden Brandung, allein dem Sturmwind steht, und unbekümmert um sich selbst über ein fremdes Schicksal zu wachen scheint, hat etwas Uebernatürliches. Und schon zeigt sich auch die Feluke gefahrvoll schwankend auf der Höhe des Wassers; aber jetzt bricht auch der Orkan los aus allen Schlünden der Tiefe. Mit einem schrecklichen Gemisch von Pfeifen und Krachen stürmen die Winde in das kochende Element. Die Feluke schießt auf's Neue in einen Abgrund, um im nächsten Momente auf dem Gebirge zu erscheinen, der aus demselben aufsteigt. Wild verlangend streckt die Harrende ihre Hände dem Fahrzeug entgegen. Ihr Angstruf wird von dem tobenden Element übertäubt. Das Schiff verschwindet wieder vor dem Wogenberg, der sich vor ihm aufbläht, und die Unglückliche, die nicht zurückweichen will, wird bedeckt von seinem nassen Schaume.

Beinah im nämlichen Augenblick hat eine andere Woge das Fahrzeug gefaßt und gegen die Felsen geschleudert. Aber auch hier verbirgt die wilde Brandung eben so schnell das grausame Werk des unbarmherzigen Meeres.

Welches Glück, welche Hoffnungen mögen zu Grunde gegangen seyn in diesem Momente. Für ein Wunder wäre die Rettung zu achten, die ein lebendes Wesen hier zwischen dem Wasser und den starren, spitzigen Felsmassen fände.

Die zurücktretende Strömung zeigt, daß hier die Liebe oder der heilige Januarius gewacht hat; denn

durch den dichten Sprühregen hebt sich zu halbem Leibe die Gestalt eines jungen Mannes empor, welcher die Harrende in dem Augenblick, da die Woge sie fortreißen wollte, von hinten um den Leib gefaßt haben muß. Sie ist ohne Bewußtseyn und läßt das blasse Haupt auf seine Schultern hängen, während ihre langen, schwarzen Haare triefend den Arm bedecken, der sie unter der Brust umschlungen hält. Das Wasser strömt ihrem Retter von Haupt und Schulter nieder, und die edle Gestalt, die einer Todten gleich an seiner Brust liegt, ist so stark durchnäßt, daß die völlig durchweichten Gewänder fast an den Gliedern kleben und die Fülle der großartigen Formen nur um so bedeutender hervorheben.

Indem er einen Augenblick zu warten scheint, ob die Gerettete nicht das Bewußtseyn von selber wieder gewinne, versucht er es, sie weiter emporzuheben und sanft von dem Felsen herabgleiten zu lassen. Während er langsam und vorsichtig bemüht ist, um weder ihren Anzug an den rauhen Steinen zu beschädigen, noch ihren Körper auf eine Weise zu fassen, der das weibliche Zartgefühl verletzen könnte, tritt seitwärts hinter einem andern Felsen eine kraftvolle Männergestalt hervor, die ein weibliches Geschöpf, das gleichfalls ohne Bewußtseyn, wenn nicht gar todt ist, auf den Armen trägt. Das Blut fließt dem Mann in starken Strömen von der Stirne herab; aber er scheint nur bemüht, zu verhindern, daß das liebliche Wesen, dessen leichte Gewänder sich wie nasser Flor um die anmuthigen

Glieder gelegt, nicht davon befleckt werde. Entweder ist es ihm nicht gelungen, oder die Arme selber verwundet; denn ein langer Blutstreifen zieht sich herab von ihrer Brust über das Kleid, das bis zur Erde niederreicht.

„Was macht Ihr hier, Steuermann Jaffier und Donna Laura?“ fragte der Mann, welcher zuletzt sichtbar geworden war, höchlichst verwundert, Beide hier zu sehen; „kommt Ihr auch aus der Salzlake? Aber lege sie nieder auf den Stein dort und leihe mir Deinen Mantel, daß ich den sanften Engel, den ich auf meinen Armen habe, damit umhülle. Er zittert vor Frost.“

„Erst laßt uns Donna Laura'n Hülfe leisten,“ erwiederte der junge Mann, den wir Jaffier nennen gehört; „ist sie nur erst selbst zum Bewußtseyn zurückgekehrt, wird sie schon für Alles Rath schaffen.“

„Ich sage Dir, das zarte Geschöpf halt es nicht aus —“

„So denkt doch zuerst an Donna Laura, Capitän Jacques Pierre —“

Bei diesen Worten hatte der junge Mann sich mit der einen Hand den Mantel abgerissen und ihn über die niedrige Einfassungsmauer des Dammes ausgebreitet. Dann ließ er die Bewußtlose sanft darauf nieder.

„Mir däucht, es müßt ihr das Mieder gelüftet werden —“ sprach Jaffier etwas verschämt.

„So thu's und eile, daß sie wieder zu sich kommt,“ antwortete der Andere mit sichtbarem Unmuth; „das

Blut, das mir vom Gesichte strömt, netzt dem zarten Engel sonst vollends das ganze Gewand —“

„Capitän Jacques Pierre —“

„Nun, Jaffier?“

„Ich meine, das müßtet Ihr selber thun —“

„Du siehst ja, daß sie kein Bewußtseyn hat; ist sie wieder bei Sinnen, so weiß sie nicht, wer es gethan.“ —

Jaffier schickte sich an, der Frau, die halb lag, und halb in seinem Arm ruhte, die Schnüre des Mieders zu lösen. Seine Hand zitterte, und ein hohes Roth überlief sein bräunliches Gesicht, indem er sie berührte. Aber kaum waren die ersten Schnüre frei, als die Ohnmächtige die Augen öffnete und dem jungen Mann im nämlichen Augenblick einen heftigen Schlag auf die Hand versetzte. „Was soll das, Unverschämter?“ rief sie; „zurück!“

„Ihr müßt es mir bezeugen, Capitän,“ sprach Jaffier verlegen, „daß ich Donna Laura nicht berühren wollte —“

„So ist er da, der leichtsinnige Land- und Meerschwärmer, der nicht verdient, daß sich ein Frauenherz um ihn bekümmert?“ —

Mit diesen Worten, in deren Ausdruck die Freude den Vorwurf nicht ganz überwog, hatte sich Donna Laura gegen das andre Paar umgewendet. „Bei unserer lieben Frau,“ setzte sie hinzu; „wär' mir nicht um Deine Sünden gewesen, hätt' ich Dich den Meerfrauen wohl überlassen mögen. Aber was ist das? Hat er nicht Eine mitgebracht?“

„Scherze nicht, Laura," erwiederte Jacques Pierre;" die Arme hat Hülfe nöthig."

„Ei seht mir doch die normänniſche Dankbarkeit an," ſprach Laura. „Ich ſtehe Todesangſt aus um ihn; ich zittre nur vor dem nahen Untergang der Welt, weil ich nicht mit ihm ſterben kann: da kommt er, bluttriefend, mit einem Meerungeheuer im Arm, das zum Glücke todt iſt —"

„Todt, Laura? Todt, ſagſt Du?" rief Jacques Pierre mit Entſetzen; „es iſt nicht möglich. Sie iſt nicht todt, ſie kann nicht todt ſeyn, ſie darf nicht todt ſeyn!"

„Hat Dich das Salzwaſſer trunken gemacht, Du Meerunke?" fragte Donna Laura verwundert. „Welcher Wahnſinn ſpricht aus Dir? —"

Aber Jacques Pierre nahm gar keine Kunde mehr von ihr, ſondern legte ſeine Laſt auf Jaffier's Mantel nieder, von welchem Donna Laura eben aufgeſtanden war. Er bemühte ſich ängſtlich, die Bewußtloſe wieder zu ſich zu bringen. Er rieb ihre Schläfe mit ſeinen Händen, und als es nichts helfen wollte, verſuchte er gleichfalls, den Theil des Kleids zu löſen, der ihren Buſen umſchloß. Aber ſcheu zog er ſeine Hand zurück und rief: „Laura, meine Laura, wenn Du mich liebſt, hilf hier! Hilf dem zarten Kinde! Sie iſt Deine Schweſter! Nein, ſie iſt Deine Tochter! —"

„Thor, der Du biſt, trotz Deinen vierzig Jahren," ſprach Donna Laura begütigt; „ſo tretet zurück und laßt mich gewähren!" —

Die Männer wichen auf die Seite, und die entschlossene Frau näherte sich der Bewußtlosen mit den Dienstleistungen, welche hier nöthig waren. Der Erfolg war schnell; die Liebliche hob ihr Haupt ein wenig empor und öffnete die Augen nach einer Weile.

„Wo bin ich?“ fragte sie, wie aus einem schweren Traum erwachend, und ihre Helferin mit blinzelnden Augen ansehend.

„Ihr seyd in Neapel, wohin Ihr ohne Zweifel gewollt habt,“ erwiederte Donna Laura; „sonst wäret Ihr schwerlich hier. Nur hat Euch diese, sonst so gastliche, Küste etwas unsanft empfangen.“

„Wer seyd Ihr? O Eure Augen — Eure Augen — mir wird so bange“ — lispelte das Mädchen ängstlich, indem der Frost seine Glieder schüttelte.

„Fürchtet Euch nicht, Zoë,“ fiel Jacques Pierre ein und trat herbei; „es ist Donna Laura, von der ich Euch erzählt habe —“

„Heiliger Spiridion! Ihr blutet“ — rief Zoë mit Angst aus; „was ist Euch geschehen?“

„Beruhiget Euch, Zoë,“ erwiederte Jacques Pierre mit einem sehr bemerkbaren Ausdruck von Zufriedenheit; „es ist nichts, ein Paar Hände voll Wassers, und Alles ist weg. Aber mit dem Salzwasser will ich heute nichts mehr zu thun haben; lieber mit den Felsen, die offenbar gnädiger gegen uns gewesen sind. Ihr zittert vor Frost; kommt und lasset Euch in diesen Mantel hüllen.“

„Was wird ihr der Mantel helfen über den nassen

Kleidern?“ sprach Donna Laura verdrüßlich; „aber was ist daran gelegen, ob man in nassen oder in trockenen Kleidern stirbt?“

„Stirbt, Laura? Wer wird sterben wollen, ist man dem Tode so eben, wie durch ein Wunder, entronnen?“ sagte Jacques Pierre.

„Als ob es auf unser Wollen ankäme?“ erwiederte Donna Laura. „Soll die Welt untergehen, so kann der Mensch für sich keine Ausnahme verlangen.“

„Freilich, wenn der Himmel einfällt, muß sich auch das stolzeste Haupt beugen,“ sprach Jacques Pierre; „aber ich kann wohl warten, bis die Welt untergeht.“

„Du wirst nicht mehr lange warten dürfen, Jacques Pierre,“ sagte Donna Laura. „Hat der Himmel doch mein Gebet erhört, daß ich mit Dir sterben darf, so mag es nun auch schnell geschehen. Aber laß uns wenigstens an heiliger Stätte sterben! Komm, Jacques Pierre, kommt, Jaffier, und Ihr, wie Ihr auch heißen möget —“ setzte sie gegen Zoë'n gerichtet hinzu.

„Ich dächte, wir eilten nach Hause,“ antwortete Jacques Pierre, „kleideten uns trocken und tränken warmen Wein. Die Kirche wird uns inzwischen nicht davon laufen. Ich könnte meine Sache ohnedieß nicht so schnell mit ihr abmachen. Ich habe der Madonna del Carmine ein goldenes Herz gelobt für unsere Rettung, und, bei unsrer lieben Frau vom Berg, es reut mich nicht. Sankt Januar, wie groß er auch dort

auf dem Caſtell ſteht, hätte mich untergehen laſſen wie ſo viele Andre, die Narren genug geweſen ſind, ihr Vertrauen auf ihn allein zu ſetzen.“

„Ruchloſe Seemannsreden, in denen kein Verſtand iſt, als der Glaube an die Madonna del Carmine,“ ſprach Donna Laura. „Du haſt kaum Zeit zur Buße; drum verliere ſie nicht mit neuen Sünden. Komm, mein Jacques,“ ſetzte ſie ſanfter, als es ihre Gewohnheit zu ſeyn ſchien, hinzu; „benützen wir die wenigen Augenblicke, die uns noch vergönnt ſind, um den Himmel mit uns zu verſöhnen. Der Verderber naht.“—

„Jeſus, Maria und Joſeph!“ riefen Alle, wie aus einem Munde; denn in dieſem Augenblick erfolgte ein ſo gewaltiger Windſtoß, daß die ganze Erde zu wanken ſchien. Die Schiffe im Hafen wurden unter dem fürchterlichſten Krachen gegeneinander geworfen, und mehrere vor ihren Augen zertrümmert. Selbſt die koloſſale Statue des heiligen Januarius ſtürzte herunter von der Spitze des kleinen Caſtells am Ende des Dammes, und die Wogen brachen wild brauſend herein über ſeine Bruſtwehr, daß die Anweſenden ſogleich bis zu den Knieen im Waſſer ſtanden.

„Fort von hier!“ rief Jacques Pierre, indem er Zoë'n wieder auf ſeine Arme hob und mit ihr über den Damm wegeilte. Donna Laura und Jaffier folgten ihm.

Nur Donna Laura warf einen ruhigen Blick hinunter in den Hafen, der mit Trümmern von Schiffen bedeckt ſchien. Mehrere Fahrzeuge kämpften noch gegen

das Verderben an, und das Krachen der Schiffe, das Brausen der Winde, das Getöse der Brandungen und das Geschrei der arbeitenden Seeleute bildeten einen so entsetzlichen Lärmen durcheinander, daß das Geläute der Glocken, welche die Angst der Hauptstadt von allen Thürmen ihrer vielen Kirchen verkündigten, kaum gehört wurde.

Die ganze Umgegend des Hafens, die sonst so belebt war, daß man sich fast immer durchdrängen mußte, zeigte sich nun völlig verödet. Erst als die Eilenden die kleine Kirche erreicht hatten, welche dazumal noch am Ende des Molo stand und späterhin den neuen Außenwerken des Castel nuovo Platz machen mußte, fanden sie eine Menge Menschen, die vor der Thüre derselben knieten, weil sie keinen andern Raum mehr für ihre Andacht hatten. Die tiefste Reue und Zerknirschung lag auf sämmtlichen Gesichtern und stellte sich dar in jeder Abstufung, welche Alter, Geschlecht und Temperament in dem Mienenspiel dieser reizbaren Südländer zu bezeichnen pflegen. Ein grauenhaftes Gemisch von Beten und Heulen wirbelte mit dem Windesbrausen durch die Luft; aber auch unter diesen widrigen Tönen blieben die dumpfen Schläge noch hörbar, welche sich die Meisten vor die Brust gaben, um die volle Gewalt ihrer Bußfertigkeit auszudrücken.

Donna Laura kniete der Kirchenthüre gegenüber, und die drei Andern folgten ihrem Beispiel. Ihre Blicke richteten sich auf den Hochaltar, welcher mit brennenden Kerzen gleichsam besät war, und auf den

Franziskanermönch, der mit einem großen silbernen Crucifix in der Hand vor ihm stand und unter den heftigsten Gestikulationen predigte. Die kleine Kirche vermochte das Organ des Redners nicht zu fassen, und die gewaltige Stimme gewann, als ob sie durch die kleine Thüre, wie durch ein Sprachrohr, gegangen wäre, einen noch größern Umfang im Freien. Sie übertönte selbst das Toben des Windes, das Rauschen der nahen Brandungen und das Geheul der geängstigten Menge.

„Onus Tyri!“ rief er gerade; „dieß ist die Last über Tyrus! Ululate naves maris! Heulet Ihr Meerschiffe! Quia vastata est domus unde venire consueverant; denn sie ist zerstört, daß kein Haus da ist, noch Jemand dahin zeucht!“.

„Also spricht der Prophet!“ fuhr der Mönch fort: „Onus Neapolis! Dieß ist die Last über Neapolis und nicht über Tyrus! Dieß ist die Last über die Stadt des Leichtsinns und der Sünde, über die Stadt der Sünde und der Wollust, in welcher der Hochmuth der vergänglichen Ehren und der irdischen Reichthümer seit Jahrhunderten das Haupt höher getragen, als der Vulkan drüben, dessen Donner und Blitze sie umsonst warnen.“

„Ululate naves maris! spricht der Prophet. Heulet, ihr Meerschiffe, quia est vastata domus; denn sie ist zerstöret! Wer ist zerstöret? Neapolis ist zerstöret! Zerstört ist Neapolis mit seinen Kirchen und Palästen, mit seinen Mauern und Vesten, mit seinen Zinnen

und Thürmen, mit dem Boden, auf dem Ihr kniet; Ihr Sünder ohne Reue, Ihr Reuigen ohne Zerknirschung, Ihr Zerknirschten ohne das innere Licht der Gnade, ohne welche alle Reue, alle Buße und alle Zerknirschung nichts sind! —"

Bei diesen Worten war das Schluchzen der Menge in Geheul, das Geheul in lautes Angstgeschrei ausgebrochen, und die Köpfe wankten wie die reifen Kornhalme, welche der Sturm schüttelt. Aber die Stimme des Gewaltigen durchbrach jeden andern Laut und fuhr unbarmherzig fort:

„Also spricht der Prophet: ululate naves maris, heulet, Ihr Meerschiffe! Quia vastata est domus, unde venire consueverant, denn sie ist zerstört, daß kein Haus mehr da ist! Wo ist kein Haus mehr? In Neapel ist kein Haus mehr! Wo jetzt Haus hängt an Haus, wie die Beeren an der Traube, wie die Bienen des wandernden Schwarmes hängen an dem Baume, da ist kein Haus mehr zu schauen. Sie ist zerstört die stolze Stadt Neapolis; denn dieß ist die Last von Neapolis und nicht von Tyrus!"

„Also spricht der Prophet: ululate naves! Heulet, Ihr Meerschiffe! denn Neapolis ist zerstöret, unde venire consueverant, daß kein Haus da ist, noch Jemand dahin zeucht! Wer wird auch hinziehen mögen, wo ein glühender Schwefelpfuhl das ganze Land bedecket? Denn also spricht der Prophet: et convertentur torentes ejus in picem, et humus ejus in sulphur, da werden ihre Bäche werden zu Pech, und

ihre Erde wird werden zu Schwefel! Et erit terra ejus in picem ardentem nocte et die; ja, ihr Land wird zu brennendem Schwefel werden, der weder Tag noch Nacht verlöschen wird. Eine Solfatara wird das Land seyn, von dem man einst sagte, daß in ihm ein Stück des Paradieses vom Himmel gefallen sey! Non extinguetur in sempiternum! In Ewigkeit wird es nicht verlöschen! Ascendet fumus ejus a generatione in generationem, von Geschlecht zu Geschlecht wird der Rauch aufsteigen von diesem brennenden Pfuhl! Non erit transiens per eum, und Niemand wird durchgehen in Ewigkeit!"

„Also spricht der Prophet: num quid non haec vestra est, ist das Eure fröhliche Stadt? Quae gloriabatur a diebus pristinis in antiquitate sua, die sich rühmete ihres hohen Alterthums? Quis cogitavit hoc supra Tyrum, quondam coronatam? Wer hätte denken sollen, daß Neapolis, welches eine Krone trug solch ein jämmerliches Ende nehmen würde?"

„Also spricht der Prophet: quod dies domini, annus retributionis Sion, es ist der Tag der Rache des Herrn, spricht der Prophet; es ist das Jahr seiner Vergeltung, spricht er. Dahin habt Ihr es gebracht mit Eurer Hartnäckigkeit in der Sünde, mit Eurer Verstocktheit gegen die Reue; dahin ist es gekommen durch Eure Taubheit gegen die weisen Ermahnungen der frommen Brüder meines Ordens! Habt Ihr darum die Augen weggewandt, wenn Einer von ihnen vorüberging mit der Büchse in der Hand, um einzusammeln für Diejenigen, welche sind, wie die

Lilien im Felde, die nicht spinnen und nicht säen, die nicht sorgen für den nächsten Tag und nicht ernten für das kommende Jahr, die nur weinen über Eure Sündhaftigkeit und Tag und Nacht liegen im Gebet vor allen Heiligen, um den Untergang abzuwenden von Euch und Eurer schönen Stadt? Wehe, wehe über Euch, Ihr Verstockten, deren Sündenlast diese schöne Stadt in den Abgrund hinunter zieht! Wehe, wehe über Euch und Eure Kinder! —"

Die Menge, welche zuvor sichtbarliche Bewegungen gemacht hatte, die verriethen, daß Jeder nach Geld suchte, um die Sparsamkeit gegen den Franziskanerorden gut zu machen, brach nun in ein wahres Angstgeheul aus und wiederholte die Worte: „Wehe! wehe über uns und unsere Kinder!"

Der Mönch aber fuhr unbarmherzig fort: „Noch stehen diese gewaltigen Westen, noch stehen diese stolzen Paläste, noch stehen sie, diese lachenden Häuser, in welcher die Sünde frohlockt! Aber über ein Kurzes, so hat sie der Abgrund verschlungen; denn der Prophet spricht, und also spricht der Prophet: „formido et fovea et laqueus supra te, qui habitator es terrae, über Euch, Einwohner des Landes, kommt Schrecken, Grube und Strick! — "

Bei diesen Worten hatte der Mönch den Strick, mit dem er umgürtet war, gelöst und ihn, wie eine Schlinge, sich um den Hals geworfen.

Die Wirkung dieser sinnlichen Darstellung des Strafgerichts auf die Menge blieb nicht aus.

„Und Strick!“ heulte die ganze Versammlung nach, in dem sich Alle heftig mit den Fäusten gegen die Brust schlugen.

Der Mönch hatte eine Pause gemacht, um die Wirkung zu genießen, die seine Predigt gethan, und wollte gerade fortfahren, da ließ es sich aus der Ferne vernehmen, wie zahllose Laute von Menschenstimmen im Gebet, das halb gesungen und gesprochen wird. Und es wuchs an zu solcher Gewalt, daß die Stimme des Predigers, welcher seine Rede wieder zu beginnen versuchte, das Getöse nicht mehr überwinden konnte. Alle Köpfe Derer, welche vor der Thüre knieten, wandten sich nach der Seite, woher die Töne kamen. Die Andern in der Kirche sahen in dieser Bewegung nur das Zeichen einer neuen Gefahr, rafften sich auf vom Boden und stürzten hinaus in's Freie. Gleichzeitig erhoben sich auch Jene von den Knieen, und kaum hatte man die Ursache erkannt, so eilten Mehrere in die Kirche hinein, und kamen gleich mit brennenden Kerzen wieder heraus. Viele folgten ihrem Beispiel, und in wenigen Augenblicken war der Hochaltar seiner sämmtlichen Kerzen beraubt. Der Mönch schrie über Kirchenraub; aber sein Ermahnen, sein Schmähen, sein Drohen war vergebens, und selbst die unbarmherzigsten Schläge, die er mit dem silbernen Kruzifix austheilte, blieben fruchtlos. Nach kurzer Weile lag die Kirche in völliger Nacht und Einsamkeit, und die Stimme, welche noch eben mehrere Tausende beherrscht hatte, war auf einmal zur Stimme in der Wüste geworden.

Wir dürfen nicht länger zögern, unsern Lesern dieses Räthsel zu lösen. Die ganze unerwartete Störung rührte von einer Prozession her, die sich näherte. Von der Kirche des heiligen Rochus, unfern dem königlichen Palast, ausgegangen, hatten sich in den bevölkerten Quartieren und auf den Plätzen, über die sie kam, viele tausend Menschen schnell an sie angeschlossen. Es war im Gedächtniß und im Munde des neapolitanischen Volkes geblieben, wie die Königin Johanna die Erste am 25. November 1343 mit den vornehmsten Personen des Reichs baarfuß in Prozession die Stadt durchzogen, um den Zorn des Himmels zu versöhnen, welcher die Prophezeihung des heiligen Abts Joachim, daß die Stadt an diesem Tage durch Feuer und Wasser zu Grunde gehen würde, erfüllen zu wollen schien. Zween Tage hatte der fürchterlichste Sturm und die Angst der Stadt gedauert, und Petrarka, welcher sich dazumal gerad' in Neapel befand, entwirft in einem Brief an den Cardinal Colonna ein Gemälde der Angst und des Jammers, den er gesehen, wovon die meisten Züge auf unsre Zeit passen. Durch Gebet und Buße war dazumal das Unglück der Stadt, wenn auch nicht abgewendet, doch auf spätere Zeit verschoben worden. Da nun der Jahrstag jenes frühern Jammers auf den heutigen Tag fiel, und sich die Natur in einem Aufruhr befand, welchen man selbst in dieser, an allen ihren Schrecken und Freuden so reichen, Gegend selten erlebt, so hatte der Glaube, daß sich das Schicksal der Stadt nun erfüllen würde, schnell Eingang gefunden. Konnte man

sich doch nicht verhehlen, daß ihre Einwohner seither der Gnade des Himmels schwerlich würdig geworden waren.

Langsam bewegte sich die Prozession heran. Mehrere fromme Brüderschaften eröffneten den Zug. Ihnen folgten die Frauen und Kinder, alle mit bloßen Füßen und fliegenden Haaren, und zuletzt kamen die Männer und die Geistlichkeit. Der heftige Wind machte den gewöhnlichen Schmuck und selbst die Ordnung solcher Feierlichkeiten unmöglich. Die Kerzen wurden ausgelöscht; die Fahnen konnten kaum gehalten werden von ihren Trägern, und selbst der Baldachin, welcher den eisgrauen Pfarrer von Sankt Rochus mit der Monstranz in der Hand bedecken sollte, ward heruntergerissen. Alles dieß vermehrte nur die Andacht der Gegenwärtigen; wenn anders eine wahre Andacht möglich war, in der Angst vor dem bevorstehenden Weltuntergang und unter der gewaltsamen Erschütterung durch die empörten Naturkräfte. Die Gebete rauschten wenigstens laut auf zum Himmel, und da die Menschen hier in Menge zusammen waren, so flößte Jeder dem Andern einen Grad von Zuversicht ein, den er schwerlich allein gewonnen hatte.

Die Andächtigen, welche noch eben zerknirscht vor der kleinen Kirche auf den Knien gelegen, schlossen sich, wie unsere Leser erwarten, sämmtlich an die Prozession an. Jaffier war gleichfalls in die Kirche eingedrungen und hatte eine brennende Kerze mitgebracht, die er Donna Laura'n zum Zeichen seiner Ehrerbietung überreichte. Aber als sich Beide nach Jacques Pierre und

seiner Begleiterin umsahen, waren sie für ihre Augen verschwunden. Und in der That durfte man es schon für ein Glück achten, wenn sich in diesem Gedränge nur zwei Personen zusammenhalten konnten.

Langsam zog die Prozession vorüber an dem Franziskanermönch, der mißmuthig in der Kirche stand und in der leichten Kniebeugung, die er der vorübergetragenen Monstranz vergönnte, den Verdruß nicht verbarg, so schnöd in seiner saldungsreichen Predigt unterbrochen worden zu seyn. Der Zug bewegte sich auf dem Damme hinunter, der uns bereits bekannt ist, bis zu der Ecke seines Winkels, wo der Grund zu dem neuen Leuchtthurme gerade vor den Felsen gelegt werden sollte, auf denen sich die erste Scene dieses Kapitels eröffnet hat. Von hier aus ging es fort auf der Südseite des Hafens bis zur östlichen Spitze des Dammes. Und es begab sich wundersamer Weise und zu nicht geringer Ermuthigung Aller, die den Aufruhr des Elements noch kurz zuvor gesehen, wie er fast den ganzen Damm unwegsam gemacht hatte, daß die Wogen sich zurückzuziehen begannen, und der Staubregen der Brandung, wo sie an der Brustwehr zerschellte, nicht mehr auf den Weg hereinspritzte, auf dem sich die Prozession bewegte. Ja, der Wind legte sich dermaßen, daß gerade da, wo seine Gewalt sonst am größten war, jede Brüderschaft ihre Fahne wieder entwickeln, und der Baldachin über die Monstranz gehoben werden konnte.

So zog die Prozession hinunter bis zu dem kleinen

Kastell, welches die Spitze des Dammes einnimmt und die Einfahrt in den Hafen beherrscht. Nachdem man hier eine Weile Halt gemacht, bis die Geistlichkeit ihre Gebete verrichtet, wendete sich der Zug, so daß zwei Reihen entstanden, welche nebeneinander auf und niedergingen. So groß war die Menschenmenge, die sich allmählich angeschlossen, daß ihre letzten Glieder die Kirche von San Rocco noch nicht verlassen hatten, während die Vordersten bereits einen Doppelzug in dem entferntesten Theil der Stadt entwickeln mußten.

Als die Spitze der Prozession die kleine Kirche am Ende des Molo wieder erreicht hatte, wendete sie sich nach der Straße, die zwischen dem Hafen und der Stadt hinläuft. So umzog sie diesen von drei Seiten und nahm sodann ihre Richtung in das Innere derselben und über den Mercato nuovo weg, wo das Blut des heiligen Januarius ausgestellt war; wie in Zeiten, da große Trübsale das Land bedrohen, jedesmal in dieser Stadt zu geschehen pflegt.

Schien sich der Aufruhr der Natur nun auch gleich immer mehr und mehr zu legen, je weiter der Zug am Hafen fortlief, so wurden die Zerstörungen, welche der Sturm angerichtet, desto sichtbarer. Das Ufer ist in dieser Gegend der Stadt sehr niedrig, und unter vielen Trümmern von Schiffen jeder Größe hatte das Meer auch eine bedeutende Anzahl von Leichen an das Land geworfen, über welche der Fuß der Andächtigen an verschiedenen Orten wegschreiten mußte. Viele Unglückliche sah man noch augenblicklich auftauchen aus dem Wellen-

schaum, ohne daß sich unterscheiden ließ, ob sie das Schicksal vollendet hatten, dem sie unter so vielen schweren Holzmassen, womit das Element zu spielen schien, unmöglich entgehen konnten. Denn hatte der Wind auch gleich gänzlich geschwiegen, so war das Meer doch bei weitem nicht ruhig geworden; indem es sich im engen Raume, worin es einmal aufgeregt ist, später beruhigt, als auf der hohen See.

Wir müssen Donna Laura, deren Frömmigkeit sich nicht mehr von der Prozession zu trennen vermochte, mit ihrem Begleiter verlassen und Jacques Pierre und seine Schöne aufsuchen. Beide hatten sich von dem Menschenhaufen, bei dem sie sich befanden, in dem Augenblick getrennt, in welchem der lange Zug von Andachtigen aus der Entfernung hörbar geworden war. Zoë, die entweder dem Froste, der sie in den nassen Kleidern und auf dem feuchten Boden immer stärker geschüttelt, oder der Angst vor den neuen Gefahren, welche sich zu nähern schienen, nicht länger widerstehen konnte, war ihrem Begleiter plötzlich bewußtlos in die Arme gesunken. Zu gleicher Zeit hatte sich auch die ganze Masse der neben ihr Knienden in Bewegung gesetzt; so daß Jacques Pierre nur bedacht war, die Unglückliche aus dem Menschengewühl herauszutragen. Aber nachdem dieß geschehen, sah er sich umsonst nach Donna Laura und nach Jaffier um. Es wär' eine Thorheit gewesen, sie zu suchen, und so eilte er fort mit der Ohnmächtigen, um irgendwo in der Nähe Unterkommen und Hülfe für sie zu finden.

Es war nicht leicht; denn alle Straßen, die auf den Platz vor dem Castel nuovo ausliefen, schienen verödet, und die Häuser in denselben nicht nur geschlossen, sondern wie ausgestorben. Umsonst pochte er an einer ganzen Reihe von Thüren; nirgends erschien ein Zeichen, daß man sein Pochen gehört oder zur Aufnahme geneigt war.

Angst und Ungeduld trieben ihn vorwärts, bis er ein großes Gebäude erreichte, das erst halb vollendet war. Er glaubte, die Stimmen mehrerer Personen im Gebete zu hören, und verfolgte die Töne durch eine Art von Kreuzgang, dessen Boden noch nicht mit Platten belegt war. Eine kleine Thüre, die er fand, schien ihn den Betenden näher gebracht zu haben. Ohne Bedenken zog er die Klingel mit Heftigkeit an und wiederholte dieß zweimal, als sich nicht gleich Jemand hören ließ. Nach kurzer Weile ward die Thüre von Innen geöffnet, und eine Kapuzinessin von mittlerem Alter empfing ihn mit den Worten: „Bringt Ihr sie schon? Mitten in diesem Zorngericht des Herrn? Schwester Orsola wird sie erst morgen erwarten, wenn die Welt heute nicht untergeht.“

„Ich weiß nicht, wen Ihr erwartet, fromme Schwester,“ erwiederte Jacques Pierre; „aber Ihr sehet wohl, daß die Arme dringender Hülfe bedarf.“

„Sorgt nicht,“ war die Antwort; „Dergleichen sind wir gewohnt. Viele kommen so herein; aber wenn sie hinausgetragen werden, sind sie noch stiller geworden.

Setzt sie nur in den Lehnstuhl hier; ich gehe, ihre Ankunft der Schwester Orsola zu melden.“ —

Jacques Pierre that, wie ihm gesagt wurde, und ließ seine Last sanft in den großen, gepolsterten Lehnstuhl nieder, der in dem Gemache stand. Das blasse Haupt des schönen Mädchens hing auf die Seite, gleich einer Lilie, die man ihrem Boden entrissen; aber die langen, schwarzen Locken, welche sie aufgelöst umflossen, hoben das blendende Weiß ihrer Hautfarbe nur um so stärker hervor. Jacques Pierre stand vor ihr und betrachtete sie mit einem Ausdruck, worin sich Angst und Entzücken über ihre Schönheit zu bekämpfen schienen.

Die innere Thüre öffnete sich, und eine Kapuzinessin, welche trotz ihres hohen Alters ihre erhabene Gestalt mit Ehrfurcht gebietender Würde trug, erschien, gefolgt von der Vorigen.

Jacques Pierre trat, beinah erschreckend, einen Schritt zurück vor der edlen Frau und erwiederte ihren herablassenden Gruß mit der tiefsten Ehrerbietung.

„Das arme Kind ist ganz durchnäßt und scheint verwundet,“ sprach sie.

„Sie ist nicht verwundet, ehrwürdige Frau,“ antwortete Jacques Pierre. „Ich habe mich an den Felsen gestoßen und konnte nicht verhüten, daß ihr das Blut auf die Gewänder floß, während ich sie bewußtlos in meinen Armen hielt.“

„Ihr blutet noch,“ fuhr Jene fort; „Schwester Brigida, gehet, ein Becken mit Wasser zu holen, damit

sich der gute Mann das Blut abwaschen kann. — Aber warum," setzte sie hinzu, nachdem sich die Andre entfernt hatte, „warum habt Ihr auch so schlimmes Wetter gewählt zur Reise für sie?"

„Ehrwürdige Frau," entgegnete Jacques Pierre; „wir hatten keine Wahl. Ich stehe hier mit ihr, wie wir uns aus dem Schiffbruch gerettet."

„So sey Preis und Ehre der unbefleckten Jungfrau im Himmel, die unsichtbar ihre und Eure Retterin geworden. Ihr müßt wissen, daß ihr mächtiger Schutz sich über Alle verbreitet, die unserem Gotteshaus auch noch so entfernt angehören. Gewiß hat sie das gute Kind zu großen Dingen bestimmt, da sie es beim ersten Eintritt in seine neue Bestimmung einer so schweren Prüfung unterworfen. Fasset sie sanft unter den Armen, Schwester Brigida," sprach sie zu Dieser, welche mit einem Wasserbecken und einem Tuch zum Abtrocknen wieder gekommen war; „sie muß ungesäumt ausgekleidet und zu Bette gebracht werden. Beruhiget Euch, braver Mann," setzte sie gegen Jacques Pierre hinzu; „es hat keine Gefahr mit ihr. Bis morgen ist Alles vorüber. — "

Während dieser Worte hatte die Schwester Brigida die Ohnmächtige unter den Armen gefaßt und aufgehoben. Gleichzeitig nahm die alte Frau die Füße derselben, und Beide trugen sie so in das Innere des Gebäudes. Die Thüre schloß sich von selbst hinter ihnen zu, und Jacques Pierre fand sich auf einmal allein, ohne recht zu wissen, wie ihm geschehen.

Er blickte um sich her, und ihm däuchte, daß er plötzlich von der ganzen übrigen Welt getrennt worden. Er befand sich, wie er nicht mehr zweifeln konnte, in dem Sprachzimmer eines Klosters; denn er bemerkte nun auch die Gitter, deren Laden übrigens von Innen verschlossen waren. Jetzt rief er sich allmählich die wenigen Worte in's Gedächtniß zurück, die er mit diesen Frauen gewechselt. Offenbar war hier eine Irrung geschehen, und eine andere Person erwartet worden. Dieser Gedanke bewegte ihn auf verschiedene Weise. Zuerst fiel ihm ein, daß Zoë, wenn die wirklich Erwartete nun erschiene, schnöd aus dem Kloster entlassen werden könnte. Schon die Möglichkeit einer solchen Behandlung erschien ihm entsetzlich. Dennoch lag auch eine Beruhigung darin, daß sich diese Thüre wieder schnell für sie öffnen würde; bereits hatte ihn die leise Mahnung, daß sie in einem Kloster auf ewig für die übrige Welt verloren sey, eiskalt überlaufen.

Während dieses Wechsels von Gedanken und Besorgnissen hatte sich Jacques Pierre das Gesicht und die Hände vom Blute gereinigt und fühlte nun wohl, daß hier nichts weiter für ihn zu thun war. Inzwischen glaubte er diesen Ort nicht verlassen zu dürfen, ohne zuvor Fürsorge getroffen zu haben, daß die Verwechslung, wenn sie entdeckt würde, keine unangenehme Folge für Zoë'n haben konnte. Daher beschloß er, den Irrthum selber aufzuklären und sich ihre Aufnahme für eine Nacht als ein Werk der christlichen Barmherzigkeit zu erbitten. In dieser Absicht suchte er die

Klingel, um die Schweſter Brigida noch einmal herbeizurufen. Allein er vermochte ſie nirgends zu entdecken. Er klopfte erſt leis mit dem Finger an die Thüre, und dann etwas lauter. Niemand hörte ihn. Da gedachte er, die äußere Klingel zu benützen, und verließ das Sprachzimmer, deſſen Thüre von ſelbſt hinter ihm zuſchlug. Er zog die Glocke und zog ſie mehreremale hintereinander; aber Niemand ließ ſich ſehen und hören. Er wiederholte ſeinen Verſuch in verſchiedenen Zwiſchenräumen, jedoch vergebens; bald war kein Zweifel für ihn, daß man ihm nicht öffnen wollte. Was blieb ihm übrig, als Geduld zu faſſen, und der Sache die tröſtlichſte Seite abzugewinnen?

Und dieſe fand er auch in dem Gedanken, daß Zoë die Hülfe, der ſie bedurfte, und die Ruhe, die ihr nach ſo vielen Erſchütterungen ihres ganzen zarten Weſens ſo nöthig war, nirgends beſſer finden konnte, als in einem Frauenkloſter. Ueberdieß hatte ihn das gebietende Anſehen der alten Nonne mit einer gewiſſen Zuverſicht erfüllt, daß unter ihrem Schutze der Armen nichts Unwürdiges begegnen könnte.

Er verließ das Gebäude und ging nach ſeiner Wohnung, die in der Nähe des großen Mauthgebäudes lag. Ob er gleich die Straßen wieder etwas belebter fand, ſo ſah er doch die meiſten Häuſer noch verſchloſſen. Dieß war auch bei ſeiner eigenen Wohnung der Fall, und alles Pochen blieb fruchtlos. Endlich fiel ihm ein, daß Donna Laura und die übrigen Hausbewohner ſchwerlich ſchon von der Prozeſſion zurückgekehrt ſeyn konnten.

Jetzt begannen aber auch andere Bedürfnisse sich geltend zu machen, die er unter den Sorgen für Zoë'n völlig vergessen. Er suchte, ob nicht eine der vielen Osterien in der Nähe des Hafens offen sey, die ihm als Seemann wohl bekannt waren. Aber er fand sie sämmtlich verschlossen und wollte sein Heil eben weiterhin im Innern der Stadt versuchen, als sich der obere Laden einer Thüre etwas zu öffnen schien. Er trat näher und zog ihn vollends auf.

„Es ist Euch heute nicht um Gäste zu thun, wie ich sehe, Don Balsamo," sprach er zu dem kleinen, runden Mann, welcher den Laden geöffnet und nun, den Rücken gegen ihn gewandt, sich mit beiden Händen in den Haaren kratzte. „Oder hat Einer Eurer bösen Schuldner heute mehr Salzwasser getrunken, als er vertragen konnte, um lebendig vom Kerbholz zu kommen?"

„Ihr habt gut spassen, Don Jacques Pierre. Ihr verloret nichts dabei, wenn diese Stadt auch unterging," antwortete der Wirth.

„Bei'm Himmel, es ist mir nie weniger spaßhaft zu Muthe gewesen, wie jetzt; und wenn es nur auf Verluste ankommt, so hat mich dieser Sturm wahrscheinlich nicht weniger, als eine ganze Ladung levantischer Waaren gekostet, die ich den Türken abgenommen."

„Nun seh' ich erst, daß Ihr verteufelt ernsthaft aussieht. Wie gesagt, man sollte glauben, der heutige Sturm habe das Herzogthum verschlungen, das Euch der alte Manso Cuerdos versprochen."

„Geprophezeiht hat er es mir —“

„Nun, meinetwegen geprophezeiht; aber wie gesagt, dann ist's auch so gut, als ob Ihr es verloren. In allen diesen Prophezeihungen ist kein Segen. Ich habe nie von einer gehört, so ist auch gleich eine neue Auflage über das Land gekommen. Wär' ich nicht des Sonntags ein größerer Narr, als an den Werktagen, so hätt' ich dieß heute Morgen schon bedacht. Dann würd' ich meine Flaschen nicht selbst zerschlagen, sondern gewartet haben, bis das Gewölbe hier einstürzte. Wie gesagt, es würde schon mit ihnen fertig geworden seyn.“

„Aber siehe da, was ist dieß, Don Balsamo? Da liegen die Scherben umher, als hättet Ihr ein Regiment Wallonen getränkt.“

„Wie gesagt, wenn ich gestern als ein sechsfacher Esel schlafen gegangen bin, so bin ich heut' als ein siebenfacher aufgestanden. Wo werd' ich solche Flaschen wieder bekommen?“

„Die böhmischen Glashändler werden es Euch daran nicht fehlen lassen.“

„Geht mir mit diesen Böhmen weg! Wie gesagt, die Gläser, die ich brauche, sind nur in Genua zu haben.“

„Gebt guten Wein, dann fragt Niemand darnach, woher die Flaschen sind.“

„Don Jacques Pierre, Ihr seyd ein guter Kunde von mir und seyd ein Franzose —“

„Ein Normanne bin ich —“

„Iſt denn das nicht das Nämliche?“

„Nicht ganz. Viele ſind Franzoſen; aber ſie ſind darum keine Normannen.“

„Wie geſagt, Ihr meinet, daß Ihr zu den Beſten unter den Franzoſen gehört, gleich wie wir Neapolitaner die Beſten unter den Italienern ſind, und bei San Gennaro, es iſt Eines ſo gewiß wie das Andere. Auch weiß ich, daß Ihr kein Freund der Spanier ſeyd; denn Spanier und Franzoſen, das iſt gerade wie Salat und Ziegenmilch zuſammen in einem kranken Magen —“

„Aber, wie geſagt, Don Balſamo, wenn Ihr mir inzwiſchen eine Flaſche Sommawein und ein tüchtiges Stück Schinken auftiſchet, würd' ich Euch noch viel lieber zuhören.“

„Verzeiht mir, Don Jacques Pierre; Ihr ſollt nicht lange darauf warten.“

Und wirklich wurde Dieſer nun auch auf das ſchnellſte bedient und ließ es ſich ſogleich trefflich ſchmecken.

Inzwiſchen nahm der Wirth einen Beſen und kehrte die Glasſtücke zuſammen, die am Boden lagen.

„Hat die Erde ſo ſtark gezittert!“ fragte Jacques Pierre, indem er eine kleine Pauſe machte.

„Davon ſind die Gläſer nicht zerbrochen,“ erwiederte der Andere; „ſonſt wär' es den übrigen Flaſchen auch nicht beſſer gegangen. Wie geſagt, hier ſeht Ihr den Narren,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich bei den Ohren faßte, „der ſeine Flaſchen mit eigener Hand zerſchlagen hat. Und ſogar bei nüchternem Muth iſt es geſchehen!“

„Das freut mich. Nun seh' ich doch, daß Ihr auch einen Spaß machen könnt auf Eure eigenen Kosten."

„Es war aber kein Spaß; wie gesagt, es war mein Ernst, mein dummer, dummster, allerdummster Ernst! Euch kann ich es wohl vertrauen, Don Jacques Pierre; diese Flaschen hatten einen so dicken Boden, damit sie einen guten Theil weniger Wein faßten, als die andern. In diesen Flaschen bediente ich die Spanier, und ich that es mit gutem Gewissen. Holt mir der Vicekönig das Geld nicht auch aus der Tasche, so oft er einen Vorwand finden kann, hineinzugreifen? Wie gesagt, diesen Morgen, als der Himmel so schwarz aussah, wie wenn er alles Pech im Leib hätte, das unser schönes Land verwüsten sollte, und wie die Blitze dazwischen fuhren, als ob sie die ganze Welt in Brand stecken würden, da kam mir die Angst, und ich dachte, wenn das jüngste Gericht losginge, könnt' auch von diesen Flaschen die Rede werden. So schlug ich sie in Stücken, um mein Gewissen zu reinigen. Wie gesagt, es fehlte nichts, als daß die Welt unterging, so hatt' ich wohl gethan."

„Dann muß es Euch ja leid thun, daß sie noch auf den Beinen steht, Don Balsamo."

„Scherzt nicht, Don Jacques Pierre; was nicht geschehen ist, kann noch geschehen. Wie gesagt, von solchen Prophezeihungen hört man immer von Zeit zu Zeit. Am Ende muß doch eine davon eintreffen, sonst wär' es ja mit all dem Prophezeihen nichts, und das darf man nicht glauben, wenn man kein Ketzer seyn will."

„Es iſt auch wirklich nichts mit all dieſen Prophezeihungen.“

„Wie? So wär' es auch nichts mit Eurem Herzogthum, Don Jacques Pierre? Das ſollte mir doch leid thun!“

„Das iſt ein Anderes, Don Balſamo; Nativitätſtellen und Prophezeihen iſt Zweierlei.“

„Wie ſo?“

„Das will ich Euch erklären. Prophezeihen heißt etwas vorausſagen, das nur geſchieht, weil es geprophezeiht iſt. Darum rühren alle Prophezeihungen, welche je eingetroffen ſind, von Propheten, Apoſteln und Heiligen her. Bei'm Nativitätſtellen ſagt man etwas voraus, weil es nothwendig geſchehen muß und in Zeichen feſtſteht, wie ein Beſchluß der Nothwendigkeit. Dieſe Zeichen kann nicht Jeder leſen; aber der es kann, braucht deßhalb weder ein Apoſtel noch ein Heiliger zu ſeyn.“

„Wie geſagt, Don Jacques Pierre, das iſt zu hoch für mich. Ich wollte lieber, daß Ihr mir ſagen könntet, ob der Wein auf's Frühjahr wohlfeiler ſeyn wird, als gegenwärtig.“

„Was kann Euch daran liegen? Ihr werdet ihn doch immer theurer verkaufen, als er werth iſt. Aber was ſpricht man von dem Vicekönig, Don Balſamo?“

„Die Spanier ſagen viel Gutes von ihm, was erlogen iſt, und ſchweigen von dem vielen Böſen das wahr iſt.“

„Und die Neapolitaner?“

„Don Jacques Pierre, die Neapolitaner denken mehr von ihm, als ſie ſagen, und ſagen mehr, als er gerne hören mag.“

„Nehmt mir nicht übel, Don Balſamo; aber Don Pedro iſt ein zu kluger Herr für Euch Andre.“

„Meint Ihr, wir merkten es nicht, wenn er uns das Fell über die Ohren zieht? Wie geſagt, in dieſem Punkt iſt man in Neapel ſo klug als in der Normandie. Ein Spaßvogel iſt er freilich; denn was that er in dieſen Tagen?“

„Nun?“

„Es iſt zum Lachen, wenn es auch gleich eine Gottloſigkeit war.“

„So laßt hören —“

„Wie geſagt, Eure Flaſche iſt leer; ſoll ich ſie wieder füllen? Eine luſtige Geſchichte hat ſich von jeher beſſer bei vollen, als bei leeren Flaſchen angehört.“

„Thut alſo, Don Balſamo —“

Der Wirth ging und kam ſogleich mit der gefüllten Flaſche wieder.

„Habt Ihr das neue Gebäude vor dem Thore von Capua ſchon geſehen?“ fragte er ſeinen Gaſt, indem er ihm ein Glas einſchenkte.

„Was iſt's damit?“

„Wie geſagt, dieſes Gebäude war die Lockſpeiſe, die er den vielen hundert armen Teufeln vorhielt, welche Euch ein Almoſen abfordern, weil ſie lahme Beine haben oder ſich wenigſtens ſo anſtellen —“

„Das muß wahr ſeyn, Don Balſamo; ſo viele

bettlende Schuste, wie in Neapel, findet man höchstens in Lissaben."

„Daraus könnt Ihr schliessen, was wir für gutherzige Leute sind. Aber wie gesagt: der Vicekönig liess bekannt machen, daß er das schöne, neue Hospital nur für Lahme und Hinkende gebaut habe."

„Und war es wirklich so?"

„Warum sollten sie es nicht glauben? Sind nicht alle Hospitäler mit Lahmen und Hinkenden angefüllt? Drum sammelten sie sich aus allen Enden und Ecken der Stadt vor dem neuen Gebäude, als der Tag angebrochen war, an dem er selbst über ihre Aufnahme bestimmen wollte. Da standen sie vor dem stattlichen Bau und warteten; und es soll eine Schaar gewesen seyn, welche der Mercato nuovo kaum gefaßt hätte. Endlich kam der Vicekönig; das große Thor öffnete sich, und meine Lahmen und Hinkenden alle hinter ihm hinein. Darauf schloß man das Thor wieder, und den hinkenden Gästen wurde angedeutet, daß sie Alle in den großen Hof hineingehen sollten. Wenn ich aber sage Gehen, Dom Jacques Pierre, so verstehe ich Hinken. Nun, wie gesagt, waren sie im Hof und standen vor dem Seil, das einen Fuß hoch von einer Seite der Mauer bis zur andern gespannt war. Niemand wußte, was das bedeuten sollte. Aber, wie gesagt, es blieb nicht lang' ein Geheimniß; denn als der Vicekönig oben auf dem Balkon erschien, ließ er verkündigen, ihre Zahl sey zu groß, als daß die Aufnahme Allen gewährt werden könnte. Nur Diejenigen sollten vorerst aufgenommen

werden, die ſich noch bei guten Kräften befänden. Wer mit gleichen Füßen über das Seil wegſpringt, hieß es, ſoll dafür angeſehen werden. Die Uebrigen wird man mit einem Almoſen entlaſſen —“

„Nun, war das nicht klug?“

„Wißt Ihr die Geſchichte?“

„Nein; aber es läßt ſich leicht denken, wie ſie ausgehen wird.“

„Wie geſagt, Ihr könntet Euch leicht irren, Don Jacques Pierre. Wenn ich Keinen von Allen über das Seil ſpringen ließe, was wolltet Ihr machen?“

„Dann würd' ich es thun und in der ganzen Welt erzählen, daß es geſchehen ſey. Wer fragt bei einer Geſchichte weiter nach, wenn ſie nur luſtig iſt?“

„Wie geſagt, dieſe iſt Beides, wahr und luſtig. Ich wollte nur, daß ich auch ſagen könnte, ſie ſey chriſtlich.“

„Bei einer luſtigen Geſchichte kommt es nicht auf die Religion an; aber ſie muß ein Ende haben, und der Eurigen ſcheint es daran zu fehlen.“

„Bei San Gennaro, Ihr ſollt mir nicht nachſagen können, daß mir je eine luſtige Geſchichte im Halſe ſtecken geblieben ſey. Wie geſagt, der Vicekönig ſprach, ſie ſollten mit gleichen Beinen über das Seil wegſpringen —“

In dieſem Augenblick warf Jacques Pierre das Meſſer nieder, das er in der Hand hielt, ſprang auf von ſeinem Platz und lief, ohne ein Wort zu ſprechen, davon.

„Wie geſagt, es iſt noch immer der nämliche verrückte Franzoſe, wenn er gleich lieber ein Normanne heißen will," ſprach der Wirth, indem er dem Forteilenden nachſah. „Was liegt mir daran, wenn er nur kein Spanier iſt? Und dann bezahlt er gut und ſchneidet noch beſſer auf und fragt bei der erſten Flaſche ſo wenig nach dem Maß, als bei der zweiten. Wie geſagt — was will ich weiter?" —

Balſamo Wiegeſagt, ſo hieß der kurze, runde Wirth bei ſeinen Gäſten, fuhr nun fort in ſeinem häuslichen Geſchäft, und wir könnten das Kapitel hier füglich abbrechen, wenn wir die Neugierde unſerer Leſer mit Taſchenſpielerkünſten zu reizen gewohnt wären. Da dieß aber nicht unſere Art iſt, ſo wollen wir die Anekdote, worin der treffliche Erzähler durch die plötzliche Entfernung ſeines Gaſtes unterbrochen werden, an ſeiner Stelle zu Ende bringen.

Der Befehl des Vicekönigs war kaum verkündigt, ſo ſprangen faſt alle dieſe Lahmen und Hinkenden über das Seil; nur ungefähr ein Dutzend von ihnen blieb traurig an ihren Stäben gelehnt, weil ſie wirklich lahm waren. Die Uebrigen hatten ſich bisher nur ſo geſtellt, um nicht zum Kriegsdienſt gezwungen zu werden.

„Es war alſo Alles nur Verſtellung," rief der Vicekönig, als er dieß ſah; „aber es ſoll Euch nichts geholfen haben, ihr feigen Schufte. Auf die Galeeren mit Euch! Ihr Andern aber, die Ihr wirklich lahm ſeyd, Ihr habt wenigſtens geſunde Arme, und ſo könnt Ihr Alle zuſammen auf den Ruderbänken Platz nehmen!" —

So wurde dazumal die Polizei gehandhabt, und man fand dieß bewundernswürdig. Der aber, welcher dieß gethan, war Don Pedro Giron, Herzog von Oſſuna, welcher in den Jahren 1616 bis 1620 ſpaniſcher Vicekönig von Neapel geweſen iſt und zu ſeiner Zeit mehr von ſich reden gemacht hat, als ſein Monarch, König Philipp, der Dritte, von Spanien ſelbſt.

Zweites Kapitel.

Donna Laura war geraume Zeit von der Prozession nach Hause zurückgekehrt. Sie befand sich allein in ihrem Schlafgemach und in einer Unruhe, die mit jedem Augenblick zu steigen schien. Bald trat sie auf den Balkon hinaus und maß die Straße auf und nieder mit ihren Blicken; bald horchte sie an der Thüre, ob kein Fußtritt auf der Treppe vernehmbar sey. Dann setzte sie sich, um gleich wieder aufzustehen, machte einige Schritte durch das Gemach und warf sich auf das Bette. Die Frauen dieser Zeit hatten noch nicht gelernt, in solchen Stimmungen ein Buch zur Hand zu nehmen, um über fremden Schicksalen das eigene Schicksal zu vergessen, oder in der Beschäftigung mit weiblichen Arbeiten die Unruhe des Herzens in ihr Inneres zurückzudrängen. Wie wär' es auch möglich für die Leidenschaftlichkeit der Südländerin, sich durch die Kraft des Willens von dem Gegenstand abzuwenden, dem ihre Sehnsucht gewidmet ist? Sie kann wild herumtoben; sie kann zerstören, um sich selbst zu übertäuben; aber sie wird ihr Leiden dadurch nur nähren und vergrößern.

Wir brauchen unſern Leſern nicht zu ſagen, daß Donna Laura den Mann erwartet, den wir unter dem Namen Jacques Pierre kennen gelernt. Ihr Verlangen nach ihm wurde jetzt um ſo heftiger, da es ihr immer ſtärker auf die Seele fiel, daß ſie ihn im Grunde noch kaum bewillkommt. Er war ihr in den wenigen Monaten ſeit ihrer letzten Trennung faſt fremd geworden. Sie beſann ſich vergebens, ob er ſich verändert, ob ſie ſich verändert. Sie hatte doch ſo heiß verlangt nach ſeiner Rückkehr; ſie hatte ſo viele Gebete dafür verrichtet; ſie hatte Gelübde dafür gethan; und als er plötzlich erſchien, wie durch ein Wunder aus dem Schiffbruche gerettet, hatte ſie nichts von dem Glücke des Wiederſehens empfunden, womit ihre Sehnſucht ſich ſo lange getröſtet. Ihr Herz war verſchloſſen geblieben, wie ihr Mund für jede Aeußerung der Zärtlichkeit, und auch er ſchien Solches weder von ihr zu erwarten, noch zu bedürfen, noch ſelbſt als etwas Gewohntes zu vermiſſen.

Warum ſagte ſie ſich nicht, daß Scenen des Wiederſehens in Gegenwart fremder Perſonen für das tiefſte Gefühl der Liebe wahrhaft drückend ſeyn können? Oder war es eine Anwandlung von Eiferſucht, die ihm ihr Herz verſchloſſen? Offenbar nahm er an der zarten Schönen, die er allem Anſchein nach aus dem Schiffbruch gerettet, einen Antheil, der eine furchtſame Liebe wohl beunruhigen konnte. Ueberdieß lag auch zwiſchen der Schönheit von Donna Laura und der zarten Jugendblüthe der Fremden ein Unterſchied von

Jahren, welchen die Eifersucht höher anschlägt, als es der Mühe werth ist. Aber ein Gedanke der Art kam nicht in die Seele dieser Frau; ihre eigene Liebe zu dem Manne, den sie erwartete, wurzelte zu tief, als daß so leicht eine Regung von Eifersucht in ihr entstehen konnte. Sie war eben so ferne davon, wie von der Vermuthung, daß die Aufmerksamkeiten des jungen, liebenswürdigen Jaffier für sie doch wohl eine andere Ursache haben möchten, als das allgemeine Wohlwollen eines gut geordneten Gemüthes und die zuvorkommende Gefälligkeit des Volkes, dem er angehörte.

Dennoch fühlte sie ein Bedürfniß, an Jacques Pierre's Liebe zu glauben, welches sie niemals früher empfunden. Eben hatte sie ein Paar Augenblicke auf dem Bette gelegen, da erhob sie sich mit Lebhaftigkeit, um nach einem Schlüssel zu suchen. Nachdem sie ihn gefunden, öffnet sie einen großen, mit Messing beschlagenen, Koffer und nimmt mancherlei, zum Theil unscheinbare, Dinge heraus. Ohne Zweifel sind es Andenken an Freundlichkeiten, die ihr Jacques Pierre erwiesen, an besonders glückliche Stunden, welche sie mit ihm verlebt hat. Neben welken Blumensträußen und Kränzen liegen Kreuze und Ringe mit Steinen von Werth und kunstvoller Fassung, goldene Ketten von den geschicktesten Goldschmiden Venedigs, Perlenschnüre, womit er einst ihre rabenschwarzen Haare umwunden — kurz, es ist hier mehr, als die Liebe bedarf, und so viel, daß selbst die Eitelkeit einer putzsüchtigen Frau dadurch befriedigt werden konnte.

Sichtbar klärt sich das Antlitz von Donna Laura auf, als sie diese Gegenstände, einen um den andern, sorgfältig neben einander legt. Da greift sie mit Hast nach einem kleinen Kästchen, welches von Gold zu seyn scheint. Sie küßt es mit einer Ehrfurcht, die vermuthen läßt, daß es eine Reliquie enthält. Und so ist es auch; ein Zahn des heiligen Märtyrers Stephanus liegt in schwarzen Taft gehüllt darin. Mit Vorsicht und ehrfurchtsvoller Scheu faßt sie das kleine Päckchen an, um es aus dem Kästchen zu nehmen und zu den übrigen Kostbarkeiten zu legen. Dann entheb sie ihm ein anderes Päckchen von ähnlicher Größe, welches in rosenfarbenen Taffent gewickelt ist. Sie küßt es mit wahrer Inbrunst und entfernt seine seidene Umhüllung.

Aber mit einem Ausdruck von Entsetzen wirft sie seinen Inhalt nieder. Heftigen Schrittes wandelt sie durch das Gemach und nähert sich dem Tisch, um einen zweiten Blick auf den Gegenstand zu werfen, der sie so sehr erschüttert. Sie will sich ohne Zweifel überzeugen, daß sie falsch gesehen; aber ach! ihre Augen haben sie nicht getäuscht; das frische, bräunliche Roth kehrt nicht mehr zurück auf ihre Wangen.

Sie hat den Gegenstand, der einen so gewaltigen Eindruck auf sie gemacht, emporgehoben. Es ist eine starke, schneeweiße Haarlocke, welche sie gleich wieder auf den Tisch wirft. Im nämlichen Augenblick öffnet sich auch die Thür', und der sehnlich Erwartete tritt ein.

Sie blickt ihn starr an. Zunge und Füße scheinen

ihr den Dienst zu verweigern, um ihm entgegen zu treten und ihm ein Wort zu sagen.

Er wirft die rothe, wollene Matrosenmütze und die schwere levantische Seemannskapuze von sich und spricht, statt allen Willkomms:

„Wären die Pfaffen mit ihrer überflüssigen Prozession in der Kirche geblieben, säß' ich seit ein Paar Stunden schon ruhig hier; so muß ich wie ein Narr in dieser großen Stadt voll Narren herumirren, bis ich ein Obdach finde, um meine Kleider zu trocknen und meinen Gaumen mit ein Bischen Labung zu netzen."

„Ich dachte wohl an Dich, armer Mann," erwiederte Donna Laura sanfter, als jemals; „aber es bringt nie Segen, ein heiliges Geschäft zu verlassen, bevor es vollendet ist, und lohnt sich früher oder später, je schwerer es fällt, dabei auszuharren. Glaube mir, Jacques, ich habe es an Gebeten für Dich nicht fehlen lassen, und ich hatte auch die Zuversicht, daß sie erhört werden würden, bis —"

„Wer kann erwarten, daß alle Gebete erhört werden?" antwortete Jacques Pierre in einem Tone der Abspannung, der wie üble Laune klang. „Das wäre eine Kunst für den Himmel, auf die er sich so wenig versteht, als ich mit allen Winden zugleich zu schiffen vermag."

„Jacques Pierre, es sind Monate, seit wir uns nicht mehr gesehen. Sonst braucht' es wenige Tage, und Alles war anders, wenn wir uns wieder sahen! Noch diesen Morgen hatt' ich keinen höhern Wunsch, als mit

Dir sterben zu können; und nun wir wieder mit einander leben sollen, bist Du nicht glücklich, und bin ich es auch nicht. Was ist dieß, Jacques?"

„Was wird es seyn?" erwiederte er mit einer Art erzwungener Lustigkeit; „wir sind Beide bis auf die Knochen durchnäßt, durchfroren, durchsungen, bis auf's Mark durchgebetet. Du bist müde von dem unnützen Herumlaufen mit der Prozession; ich bin müd' von dem Herumlaufen in der Stadt von Thüre zu Thüre, um eine offen zu finden, da mir die meinige verschlossen war. Sind wir doch auch gerade nicht mehr in den Jugendjahren unserer Freundschaft— "

„Freundschaft?" unterbrach ihn Laura in einem Ton, der aus der tiefsten Tiefe ihrer volltönigen Bruststimme heraufklang.

„Warum nicht, Freundschaft? Kann die Liebe etwas Besseres zurücklassen?"

„Was hör' ich? O es ist wahr geworden, das Zeichen! Die rabenschwarze, glänzende Locke ist weiß, die Liebe ist zur Freundschaft geworden! — "

„Was sagst Du? Meine schwarzen Locken wären weiß geworden? Ich gebe Dir auf, ein Haar zu finden auf meinem Haupte, das die Zeit gebleicht hat."

„Jacques — " sprach Laura wehmüthig; „erinnerst Du Dich noch jenes Abends, als wir auf der Höhe der Insel Aegina saßen, unter den Trümmern jenes Tempels der griechischen Vorzeit? Dein Haupt lag in meinem Schoße; Du sprachst von den Thaten der alten Normannen, von den Reichen, so sie ge-

gründet, von den Zeichen Deiner hohen Bestimmung, von den Planen Deiner Zukunft. Alles, was Du zu erreichen hofftest, hatte nur Werth für Dich, weil Du dadurch mein Daseyn in Genuß und Bedeutung zu heben gedachtest. So sprachst Du damals. Ich aber spielte mit Deinen Locken, und eine Ahnung der Zukunft durchflog meine Seele. Ich sprach zu Dir: Diese herrlichen Locken werden einst weiß werden. Die Menschen sagen, daß die Liebe sterbe mit dem Alter; drum laß mich meine Locke retten vor der Gewalt des Alters! Ohne zu wissen, was ich that, schnitt ich Dir die Locke ab, und ich rief, ohne zu bedenken, was ich rief: so lang diese Locke schwarz ist, so lang auch wird Deine Liebe dauern für mich! — Das ist die Locke von Aegina!" setzte sie mit namenlosem Schmerz hinzu, indem sie ihm die bleiche Locke einen Augenblick vorhielt, sie dann hastig einwickelte und wieder in das Kästchen legte.

„Was hab' ich gethan?" rief sie, als sie auch die Reliquie in das Kästchen zurücklegen wollte. „Die Reliquie hat sich der Rosenfarbe bemächtigt, und jene Reliquie unsrer Liebe liegt in schwarzer Verhüllung." —

Sie hatte das schwarze Stück Taffent, in welches der Zahn des heiligen Stephanus gewickelt war, zu der Locke genommen, und so war ihr nur noch das rosenfarbene für die Reliquie übrig geblieben.

„Hat der Vicekönig nie nach mir geschickt während meiner Abwesenheit?" fragte Jacques Pierre, dem dieses Gespräch immer lästiger geworden zu seyn schien.

„Der Vicekönig?“ antwortete Donna Laura; „ich muß mich besinnen. Ich glaube, ja — ja, er hat mehreremale fragen lassen, ob Du nicht zurückgekehrt seyest. Jaffier wird es besser wissen.“

„So etwas sollte nicht vergessen werden! Die Sache ist von Wichtigkeit; und wär' es auch nur um der Ehre willen. Es sind wenige Männer in diesem Lande, wie hochgestellt sie auch seyn mögen durch Geburt, Würden und Reichthum, die es sich nicht zur Ehre rechnen, wenn Don Pedro Giron, Herzog von Ossuna, der Vicekönig von Neapel und Alter ego des Monarchen, in dessen Reichen die Sonne nie untergeht, sich nach ihnen erkundigen zu lassen der Mühe werth achtet.“

„Wie mag es mich erfreuen, Jacques, da ich in jeder solchen Botschaft nur den Vorboten neuer halsbrechender Unternehmungen für Dich sehe? Hast Du nicht schon einen gnädigen Herrn in dem Herzog von Savoien? Wie kann Dich die Gunst eines Herzogs freuen, der selber nur ein Unterthan, ein Diener seines Monarchen ist? Ach, wann werden wir einmal unsere schönen Gärten zu Nervi genießen? Besitzest Du nicht Alles, was den Menschen erfreuen kann? Warum nach Anderem streben, das sich als werthlos erkennt, sobald man es errungen?“

„Du hast Recht, Laura,“ erwiederte Jacques Pierre auf einmal in einem ganz andern Tone. „Es ist Zeit für mich, Ruhe zu suchen. Der heutige Sturm kostet mich vielleicht viel, aber das Beste ist erhalten worden, und im schlimmsten Falle noch genug übrig, um glücklich zu

seyn. Wir können ein Leben der Götter führen unter unſern Orangebäumen. Es wird belebter, mannigfaltiger werden, meine Laura, als früher. Die Freundin, die ich Dir bringe, beſitzt anmuthige Talente jeder Art. Sie wird unſer Leben durch Geſang und Tanz, durch ihren jugendlichen Frohſinn, durch ihren harmloſen Muthwillen verſchönern —"

„Iſt es das Mädchen, das Du aus dem Schiffbruch gerettet? Wo iſt ſie?"

„Weiß ich es, Laura?"

„Wie? Du trugſt ſie auf den Armen fort, ſie kniete mit uns auf dem Molo —"

„Dort verlor ſie das Bewußtſeyn. Ich trug ſie fort; ich lief von Thüre zu Thüre, um Hülfe zu ſuchen für ſie. Nirgends fand ich ſolche, bis mich der Zufall in das Sprachzimmer eines Nonnenkloſters führte. Da ließ ich ſie —"

„Welches Kloſter iſt es?"

„Ich weiß es nicht; doch hoff' ich es morgen noch zu finden. Es muß in der Nähe von San Giacomo de' Spagnuoli ſeyn. Inzwiſchen können wir uns wegen ihrer beruhigen. Eine Schweſter Orſola hat ſie in Empfang genommen, der ich nur das Würdigſte zutrauen kann. Wenn Alter, königlicher Stand und Heiligkeit ſich unter dem Ordensgewand einer Kapuzineſſin vereinigen können, ſo muß es eine Frau, wie Dieſe, ſeyn."

„Ich kenne ſie, Jacques; ſie iſt eine lebendige Heilige — Frömmigkeit und Weisheit —"

„Du kennſt ſie, Laura? Du kennſt die Schweſter

Orſola? Ach, da wäreſt Du gewiß glücklicher, als ich, wenn Du zu ihr eingelaſſen werden wollteſt!“

„Als Du?“ fragte Donna Laura mit dem Ausdruck der höchſten Verwunderung. „Was kannſt Du in einem Frauenkloſter zu ſchaffen haben?“

„Aber bedenke doch, daß ich Zoë'n dahin gebracht, daß ſie halb todt war, als ich ſie verließ —“

„Zoë iſt ihr Name? — Jacques Pierre, dieſer Name bringt kein Glück.“

„Was meinſt Du damit?“

„Ich hatte nur eine Schweſter, Jacques. Aber ihre Geburt koſtete mich das Leben meiner Mutter, und ihre Falſchheit brachte mich um meines Vaters Liebe. Sie und meine Stiefmutter vertrieben mich vom Herde meines Vaters, und die Eine hieß Zoë, wie die Andre. Ach! und Zoë hieß auch die Amme, welche den ſchönen Knaben, den ich Dir geboren, im Schlaf erdrückte. Was wird mich dieſe Zoë koſten? Und ich habe nichts mehr zu verlieren als Dich?“

„Wie? Und unſre Lauretta?“

„O was kann mir Lauretta ſeyn, da ich weiß, daß ihre Nähe mir, oder die meinige ihr verderblich iſt?“

„Laß ihn fahren, dieſen finſtern Glauben, der unſer Glück vergiftet! Lauretta's Gegenwart ſoll dieſes Geſpenſt verſcheuchen, und Zoë's Freundſchaft wird Dich Alles vergeſſen machen, was Dir Böſes geſchehen iſt unter ihrem Namen. Ich bin gewiß, Du brauchſt ſie nur ſingen, nur reden gehört zu haben, und ihr Herz iſt Dein —“

„Ich bedarf kein Herz als das Deinige; und hab ich dieſes verloren, ſo wird das meinige brechen oder —“

„Gehe, Laura, Du biſt unerträglich finſter. Du könnteſt fürwahr nichts Beſſeres thun, als Zoë'n heute noch einen Beſuch in ihrem Kloſter abzuſtatten. Dann überzeugteſt Du Dich ſelbſt, welch' ein liebliches, gutmüthiges Kind ſie iſt. Du überzeugteſt ſie von unſrer Theilnahme an ihr; Du machteſt meiner Sorge um ſie ein Ende, und verabredeteſt mit der Schweſter Orſola die morgende Stunde, in der wir ſie abholen könnten, um ſie zu unſerer Hausgenoſſin zu machen —“

Donna Laura ſchwieg eine Weile; dann warf ſie einen Blick auf die verſchiedenen Andenken, welche noch auf dem Tiſch ausgebreitet lagen und ſprach mit einem ſonderbaren Zucken ihrer Unterlippe: „So haſt Du mir denn eine Hausgenoſſin gegeben, ohne mich zu fragen, ob ich eine ſolche wünſche?“

„Wie konnt' ich an Deinem Wunſche zweifeln, Laura? Durft' ich die Einſamkeit vergeſſen, in der ich Dich zurückgelaſſen?“

„Ich bin nirgends einſam, wo die Gewißheit Deiner Liebe mit mir iſt,“ erwiederte ſie um Vieles ruhiger als zuvor. „Wind und Regen ſind vorbei; und die Zeit reicht noch gerade zu, um der Schweſter Orſola einen Beſuch zu machen —“

„Ach, wie gut biſt Du, geliebte Laura; nun trennen wir uns auch nicht wieder! Morgen gehen wir nach Nervi, wo der ewige Frühling wohnt, und verlaſſen es in unſerem Leben nicht mehr.“ —

Donna Laura warf ſich eiligſt in den dunkeln Anzug, welcher für dieſen Beſuch paßte, und nahm einen dichten, ſchwarzen Schleier um, der weit über ihre Hüften niederfiel.

„Ich begleite Dich —“

„Es iſt nicht nöthig, Jacques; überdieß müßteſt Du Dich umkleiden, und das würde mir zu lange dauern. Ich nehme die Donna Roſina mit. Sie braucht nur Mantel und Schleier umzuwerfen und iſt eine bejahrte Matrone, in deren Begleitung eine Frau überall hingehen kann.“ —

Jacques Pierre's Ungeduld widerſtand dieſem Grunde nicht, der ihm ſchnellere Nachricht von Zoë'n verſprach. Er trennte ſich mit größerer Zärtlichkeit von Laura, als er ihr ſeit ihrem Wiederſehen gezeigt hatte. Sie war ſo ſanft geworden, wie er ſie nie geſehen, und er überließ ſich allen Träumereien, welche die Hauptveränderungen unſrer Zuſtände manchmal am fröhlichſten umgaukeln, während wir dem nahen Verderben gerade mit den raſcheſten Schritten entgegen gehen.

Er war nur kurze Zeit allein, ſo wurde leis an der Thüre gepocht. Auf ſein ermunterndes Wort öffnete ſich dieſe, und ein Franziskanermönch mit einer ſüßlichen Freundlichkeit in dem hochrothen Geſichte trat ein.

„Ich bring' Euch den fröhlichen Willkomm, Don Jacques Pierre, im Namen meines Kloſters,“ begann der Mönch. „Sämmtliche Brüder wünſchen Euch Glück zu Eurer Ankunft. Wir haben ſie Alle durch unſer Gebet gefördert und bitten, daß Ihr Euch nun ſicht-

baren Zeichen unſrer Liebe dieſes Körbchen Orangen gefallen laſſen möchtet. Sie ſind geſtern von Malta angelangt und haben vorgeſtern noch an ihren Aeſten gehangen —“

„Oho, mein ehrwürdiger Bruder; dieß müßt Ihr keinem Seemanne ſagen, wenn Ihr Glauben finden wollt,“ erwiederte Jacques Pierre. „In vier und zwanzig Stunden ſegelt kein Schiff von Malta nach Neapel, und ſäße Sankt Nicolaus ſelber am Steuer.“

„Was weiß ich, Don Jacques Pierre? Ich muß für wahr empfangen, was mir der Malteſer Seemann dafür gibt. Nie hab' ich an das Sprüchwort geglaubt: Wer weit herkömmt, hat gut lügen.“

„Nun, ſo weit iſt Malta eben nicht, daß man in dieſem Stück viel auf die Entfernung wagen könnte —“

„Ich ſollte doch meinen, daß ein berühmter Seemann, wie Ihr, ein Mann, der es mit keinem Heiligen verderbt, ſchneller als jeder Andere von Malta hieher führe.“

„Was ein Andrer vollbringt, das unternehme ich auch; aber Wind und Meer laſſen ſich nicht zwingen, und komm' ich in drei Tagen und drei Nächten von Malta in den Hafen von Neapel, ſo darf ich der Madonna del Carmine wohl eine Kerze mit einigen Goldſtücken verehren.“

„Und den ſeraphiſchen Vater nicht zu vergeſſen, Don Jacques Pierre —“

„Nun ja; Ihr wißt wohl, daß ich es an frommen Opfern nicht fehlen laſſe. Aber eine Frage, ehr-

würdiger Bruder: Ihr kennet gewiß alle Klöster in Neapel?“

„Ich sollte denken, Don Jacques Pierre, obgleich ein gutes Gedächtniß dazu gehört —“

„So sagt mir doch, wie heißt das Kloster der Kapuzinessinnen in der Nähe von San Giacomo de' Spagnuoli?“

„Ein Kloster von Kapuzinessinnen in der Nähe von San Giacomo de' Spagnuoli? — Ein solches kenn' ich nicht, Don Jacques Pierre, und ich darf recht kühn behaupten, es gibt auch kein solches.“

„Dann weiß ich es besser, als Ihr, frommer Bruder. Es ist noch keine Stunde, so habe ich in seinem Sprachzimmer gestanden. Das Gebäude wird neu aufgeführt, wie es scheint, und ist noch nicht ganz fertig. Eine Schwester Orsola ist die Priorin davon —“

„Don Jacques Pierre, wenn Euch etwas Besonders daran gelegen ist, Nachrichten aus diesem Hause zu empfangen, so bin ich Euch der Mann dazu, wollt Ihr es Euch etwas kosten lassen. Aber ein Kloster kann man es nicht nennen; doch soll es eines werden. Viele meinen, es seyen Klöster genug in Neapel; und ich leugne nicht, daß ich ihnen beipflichte. Wenn es so fortgeht, besteht die ganze Stadt am Ende nur noch aus Klöstern; und wovon sollen wir alsdann leben? Ein Kloster nährt so wenig das andre, als der Wolf den Hund, oder der Hund den Fuchs, oder der Fuchs das Huhn.“

„Ich nehme Euer Anerbieten an, ehrwürdiger Bruder,

und mache gleich Gebrauch davon. Wenn Ihr mir morgen frühe sagen könnt, wie ein junges Mädchen, das heute Nachmittag ohnmächtig und ganz durchnäßt in dieses Kloster gebracht worden ist, die Nacht zugebracht, so habe ich einen Zechin für Euch, neu und blank, wie noch keiner in dieser Stadt ist. Die Jahrszahl 1617 steht noch ganz warm darauf."

„Sorget nicht, Don Jacques Pierre; morgen früh um acht Uhr sollt Ihr genaue Kunde haben. Eine halbe Stunde früher macht die Laienschwester Brigida ihre Gänge für das Kloster; was sie weiß, das sagt sie mir, und was im Kloster vorgeht, das weiß sie auch. Darauf könnet Ihr Euch verlassen."

„Einstweilen nehmt dieß auf Rechnung, frommer Bruder, und kauft der Schwester Brigida —"

„Einen Rosenkranz, meint Ihr?" sagte der Mönch mit einem schlauen Gesicht. „Gewiß, Don Jacques Pierre; und es soll einer seyn, der im heiligen Topf unsrer lieben Frau zu Loretto selbst umgerührt worden ist."

„Aber was war dieß heute für ein Angstlärmen in der Stadt?"

„Das müßt Ihr den Pfarrer von Sankt Rochus fragen; der hat den besten Nutzen davon gezogen. Während man in allen Kirchen auf den Knien lag, war der alte Fuchs so klug, mit der Monstranz auszuziehen. Halb Neapel schloß sich an die Prozession, und wer sich einmal angeschlossen, half auch den Leib Gottes wieder in die Kirche zurückbringen. Ohne ein Opfer in die Büchse zu werfen, ging Niemand aus der Kirche; denn

haben die Leute Angst, so ziehen sie gerne den Beutel. Sie sollen die Büchsen heute dreimal haben ausleeren müssen."

„Woher kam denn der Lärmen, daß die Welt untergehen würde?"

„Wer kann das wissen?" erwiederte der Mönch. „Und die es wissen, werden sie es sagen?" setzte er mit einem schlauen Blicke hinzu.

„Es soll eine Prophezeihung gewesen seyn —"

„Allerdings war es eine; und wir wollen froh seyn, daß sie nicht eingetroffen ist. Indeß, was nicht geschehen, kann noch geschehen. Die Männer, welche den Geist der Weissagung haben, geben die Jahre und Tage nie so genau an, daß man seiner Sache ganz gewiß seyn kann. Dieß ist auch nöthig; wie könnte man denn sonst das Unglück wegbeten? Und Ihr dürft mir glauben, Don Jacques, von dieser Stadt wäre längst kein Stein mehr auf dem andern, blieben wir nicht unaufhörlich wach im Gebet. Ich sage wir, wir vom Orden des seraphischen Vaters; denn was die andern Orden betrifft, so denken sie an's Gebet zuletzt, und auch dann ist es nur um ihrer eigenen Sünden willen. Ihr wollt ausgehen," setzte der Mönch hinzu, als er sah, daß Jacques Pierre seinen Mantel von der Wand nahm; „also auf Wiedersehen, morgen früh um acht Uhr —"

Wirklich ließ die Ungeduld dem Letztern auch keine Ruhe, und er beschloß, Donna Laura'n entgegen zu gehen. Schon hatte er die Thüre in der Hand, als der Mönch, der ihm vorangegangen war, wieder umkehrte

und sprach: „Fast hätt' ich das Nothwendigste vergessen. Wo find' ich Euch morgen früh um acht Uhr? Denn ich vermuthe, daß der Signora nicht viel an meinen Nachrichten liegen wird," setzte er mit jenem Ausdruck von Verschmitztheit hinzu, welcher mehr Niedrigkeit der Gesinnung als Schlauheit verräth.

Jacques Pierre bestimmte ihm den Molo als den Ort, wo die Seeleute sich am gewöhnlichsten zu suchen pflegten. Und so trennten sich Beide.

Jacques Pierre nahm den Weg nach der Straße von San Giacomo und hatte nahezu ihre Mündung erreicht, als er plötzlich einen starken Schlag auf die Schultern erhielt. Im nämlichen Augenblick stand auch der Mann vor ihm, welcher sich diese Vertraulichkeit erlaubt hatte. „Beim Löwen von San Marco, Capitän," sprach Derselbe, „Du rennst davon, daß Dir ein alter Kerl, wie ich, kaum folgen kann! Sey willkommen! Ständest Du nicht leibhaftig vor mir, so glaubte ich noch nicht, daß Du diesem Satanswetter entronnen wärest. Ich hab' es für Scherz gehalten, als Jaffier mir davon Kunde gab, obgleich das Spaßmachen seine Sache nicht ist."

„Ich danke Dir, Renault. Der Strick von Schaum hat mir auch fürwahr nie näher am Halse gelegen. Das Element klaffte um mich herum, daß sich Berge darin verlieren konnten, geschweige denn ein normännischer Edelmann. Aber Gott befohlen! —"

„Wohin so eilig, Capitän? Es ist eine Ewigkeit, daß ich Dich nicht mehr gesehen. Ich dächte, wir stächen

zum Willkommen wenigstens ein paar Flaschen Cyprier mit einander aus. Ich muß doch hören, wie groß der Verlust ist, den Du durch diesen Satanssturm erlitten, und was ich dem Herzog sagen soll, damit er Dich nicht im Schaden stecken läßt. Zudem hab' ich Dir Viel zu erzählen von ihm. Du darfst mir glauben; es verging kein Tag, an dem er nicht nach Dir gefragt hat, und sah ich ihn mehr als einmal, so fragte er gewiß zum zweitenmal —"

„Das ehrt mich, aber wundert mich nicht. Der Herzog hat sich mir immer als einen gnädigen Herrn erwiesen. Was meinen Verlust betrifft, so ist er nicht bedeutend, und bitt' ich Dich, davon nicht zu sprechen. Ich kann es selber thun, wenn ich es nöthig finde. Für jetzt guten Tag, Renault!"

„Nur noch ein Wort, Jacques, wenn Dich das Pflaster so sehr an den Fußsohlen brennt. Ist denn keine Möglichkeit, Dich heute noch einmal zu sehen? Will Dich Donna Laura ganz allein für sich behalten? Meinetwegen, Capitän; mit ihr will ich es nicht verderben. Aber morgen, wo finden wir uns morgen?"

„Weißt Du was, Renault? Um acht Uhr triffst Du mich morgen früh bei Balsamo Wiegesagt."

„Nun, das ist doch wenigstens ein Wort, das einigen Verstand hat! Du machst ein so verteufelt ernstes Gesicht, daß ich schon fürchtete, Du würdest mich in eine Kirche bestellen. Also auf Wiedersehen! Morgen früh um acht Uhr bei Balsamo Wiegesagt —"

„Hat sich der Schurke nicht geändert,“ sprach Renault zu sich selbst, während er Jacques Pierre'n mit den grünen triefenden Augen verfolgte. „Ich glaube gar, dieser normännische Projektenmacher will anfangen, vernünftig zu werden. Dann, alter Renault, kannst Du Dich nur darauf gefaßt machen, daß Dir die Zähne wieder wachsen, und Du ein Thor wirst, so gut als einer, der seine achtzehn Jahre für ein Kapital ansieht, das gar nicht aufzuzehren ist.“

„Gebt mir ein Almosen für die armen Seelen im Fegfeuer, Herr Capitän!“ schrie eine wahre Stentorstimme, die aus dem Munde eines halbnackten Bettlers kam. Der Unglückliche saß mitten im nassen Koth an der Straße, und sein kahler Schädel war mit mehreren großen Pflastern bedeckt.

„Ei, so schrei, bis Dir die Lunge zum Halse herausfährt,“ sagte Renault, den das Geschrei unangenehm erschreckt hatte. „Was gehen mich die Seelen im Fegfeuer an? Wäre Dein Gebet etwas werth, so müßten sie schon lang erlöst seyn. Ich habe Dich vor einem Jahr schon für sie um Hülfe schreien hören.“

„Wer sagt Euch, daß es noch die nämlichen sind?“ sprach der Bettler. „Bei San Gennaro, wenn ich das Fegfeuer alle Tage siebenmal leeren könnte, könnte ich es auch siebenmal wieder füllen. Die Seeleute allein reichten dazu hin!“

„Beim Löwen von San Marco, Du verdientest im warmen und nicht im kalten Kothe zu sitzen. Deine Antwort paßt so gut als Dein Pflaster auf Deinem

Kopf. Mit soviel Mutterwitz hättest Du es weiter bringen können, als zu diesem durchlöcherten Schädel."

„Wißt Ihr denn, ob ich weiter wollte? Ihr dürft mir glauben, es kommt den Tag über Mancher an mir vorbei, der auf dem kostbarsten Rosse sitzt, und ich möchte doch nicht mit ihm tauschen."

„Du weißt nicht, wie's den Leuten unter dem Wamms aussieht? Es sind alte Kunden von Dir —"

„Was geht mich das Wamms an? Ich sehe den Leuten nach dem Gesicht. Ich brauche ein Gesicht nur einmal anzusehen, so weiß ich, wie's dem zu Muth ist, der es trägt, und wie sein Ende seyn wird."

„So sage mir denn zur Probe, wie's in meinem Gesicht aussieht."

„Das ist leicht zu sagen: es sieht durstig darin aus —"

„Beim Löwen von San Marco, das hast Du getroffen, als ob Du von Kindesbeinen an in meiner Kehle gesteckt hättest! Und wie wird mein Ende seyn?"

„Ihr werdet bei Mondschein sterben —"

„Ist dieß Alles, was Du weißt?"

„Wenigstens Alles, was Ihr hören könnt, ohne zu bereuen, darnach gefragt zu haben."

„Beim Löwen von San Marco, ich bereue nichts als die schlechten Würfe, die ich im Würfelspiel mache. Also bei Mondschein soll ich sterben? Das kann mir gleichgültig seyn. Aber wie ich sterben werde, das möcht' ich wissen."

„Ihr werdet nicht gehangen werden, wie Ihr vielleicht meint —"

„Das ist mir lieb.“

„Ihr werdet auch nicht auf dem Krankenbette sterben—“

„Desto besser; dann brauch' ich keine Arznei dazu.“

„Ihr werdet auch keinen trockenen Tod sterben —“

„Wenn's in einem Faß Malvasier geschieht, kann ich es mir schon gefallen lassen.“

„Ihr werdet Euer Leben im Wasser endigen —“

„Das ist ein schlimmer Tod! Hoffentlich nicht im süßen Wasser —“

„Nein, im Salzwasser.“

„Zur See; in einem tüchtigen Sturme wie heute?“

„Nein, bei schönem Mondschein und bei dem stillsten Wasser; aber man wird's Euch bequem machen —“

„Das soll mich freuen —“

„Sie werden Euch einen Stein an den Hals binden, und es wird Alles gleich vorüber seyn.“

„Bei meiner armen Seele, wenn ich mich mit dem nackten St... in den Koth setze, so will ich doch noch etwas Klügeres prophezeihen als Du!“ —

Mit diesen Worten ging Renault verdrüßlich fort; der Bettler aber sprach: „Einen guten Rath bin ich Euch noch schuldig geblieben —“

„Geh' zum Henker mit Deinem guten Rath, Du durchlöcherter Schuft!“ erwiederte Renault, indem er sich gegen den Bettler umwandte. Dieser aber rief ihm noch lauter nach: „Verkauft das Kupfer auf Eurer Nase, so lang Ihr noch einen Narren findet, der Euch für einen ehrlichen Mann hält!“ —

Ein wieherndes Gelächter der Umstehenden, die sich

nach und nach gesammelt, folgte dem Franzosen. Renault aber eilte fort und stieß seinen Aerger in Schimpfworten seiner Muttersprache aus, die wir nicht wiederholen können.

Inzwischen hatte Jacques Pierre seinen Weg weiter fortgesetzt, und das Gebäude schnell wieder gefunden, in welchem er Zoë'n untergebracht. Er trat in den bekannten Kreuzgang, wo ihm gleich die kleine Thür des Sprachzimmers in's Auge fiel. Ungeduldig ging er in dem Gang auf und nieder; doch wünschte er nicht, daß sich die Thüre schnell öffnen möchte. Je länger Donna Laura ausblieb, desto mehr durfte er auch von Zoë'n zu erfahren hoffen.

Es dauerte jedoch so lange, daß seine Ungeduld am Ende keinem andern Gedanken mehr Raum ließ. Die Nacht war herangerückt, und die Dunkelheit nahm so schnell zu, daß er eilte, sich neben die Thüre des Sprachzimmers zu stellen, um Donna Laura'n sogleich nahe zu seyn, wenn sie herauskam.

Lang hatte er schon auf diese Weise gewartet, als plötzlich eine starke Helle von der Straße her unten in den Gang einfiel. Bald wurden zween Laufer mit Wachsfackeln sichtbar, welche den Gang heraufkamen. Sie trugen die Livree des Vicekönigs und liefen vor einer Sänfte her, die von vier Männern getragen wurde. Zween andere Laufer mit Fackeln folgten ihr.

Jacques Pierre trat auf die Seite hinter den Pfeiler, um die Kommenden zu beobachten, ohne von ihnen gesehen zu werden. Die vordern Laufer hielten am Ein-

gang des Klosters stille und zogen die Klingel. Die Sänfte selbst war kaum niedergestellt, so öffnete sich die kleine Thüre, und die Schwester Brigida trat mit einer Lampe heraus. Schwester Orsola wurde durch die offene Thüre gleichfalls sichtbar und schien die Aussteigenden zu erwarten.

Eine Frau in schwarzem Gewande, die mit einem dichten Schleier bedeckt war, verließ die Sänfte; sie hob ein Mädchen von etwa acht Jahren heraus, das neben ihr gesessen hatte und stellte es gerade vor der Schwester Orsola nieder. Das Kind war in einen rosenfarbenen Mantel gehüllt und hatte ein weißes Tuch um den Kopf gebunden. In dem Augenblick, da es in der Thüre verschwand, traf das volle Fackellicht sein Antlitz; aber welche Ueberraschung für Jacques Pierre, als er in dem Mädchen sein Töchterchen Lauretta zu erkennen glaubte! Dieser Anblick verwirrte ihn dermaßen, daß die Thüre wieder geschlossen war, eh' er sich nur ein wenig gefaßt hatte. Die Sänfte und die Laufer befanden sich bereits am Ende des Kreuzganges, als ihm erst einfiel, zu fragen, wen sie gebracht hätten?

Er eilte ihnen nach und erreichte einen der Laufer, welcher hinter den andern zurückgeblieben war und seine Fackel eben an die Wand lehnen wollte. Da Jacques Pierre's Tritte auf dem Sand nicht gehört wurden, so erschrack der Mann nicht wenig, als plötzlich eine unbekannte Gestalt aus dem Dunkel heraus zu ihm trat. „Fürchtet Euch nicht," sprach Jacques Pierre zu ihm; „aber thut mir den Gefallen und sagt mir, was

ist dies für ein Kind, das Ihr in das Kloster gebracht?“

„Wenn Ihr nichts Böses im Sinne habt,“ erwiederte der Mann, „so dien' ich Euch gerne mit der Belehrung, daß dieß kein Kloster ist. Aber man glaubt, daß es eines werden soll. Und bei unsrer lieben Frauen del Pilar, man kann nicht genug Klöster haben in dieser sündhaften Welt.“

„Ich dank' Euch für die Belehrung, guter Freund; aber was ist es für ein Kind, das Ihr gebracht?“

„Ein Kind? Ein Kind, Herr, kann man es nicht eigentlich nennen. Ein Mädchen von zehn bis zwölf Jahren ist kein Kind mehr. In Sevilla hab' ich mehr als eine Mutter gekannt, die nicht viel älter war.“

„Nun gut, also das Mädchen; wessen ist das Mädchen?“

„Ein Mädchen möcht' ich es auch nicht nennen, was vielleicht morgen als eine vornehme Dame am Hofe des Vicekönigs erscheint.“

„Nun denn, bei allen Heiligen, so nennt sie, wie Ihr wollt, und sagt mir, wer sie ist!“

„Ich Jemand nennen, wie ich will? Vollends eine Dame von hohem Stand? Das lassen wir Hofleute wohl bleiben. Meint Ihr, ich habe die Rhetorik umsonst gelernt auf der hohen Schule von Salamanka?“

„Ich beschwör' Euch, wer ist sie denn?“

„Herr, Eure Ungeduld macht mir bange. Und dann ist es auch mit aller Rhetorik nicht leicht zu sagen, was man nicht weiß. Wie kann man wissen, wonach man

nicht gefragt hat? Am Hof aber fragt man nur nach dem, was man weiß, nicht nach dem, was man nicht weiß. Der Grund ist so, daß sich gar nichts dagegen einwenden läßt. Man würde einem unter die Nase lachen, wenn man es thäte! Gute Nacht, Herr!“ —

Mit diesen Worten hatte der Mann im Gehen seine Fackel genommen und rief seinen Kameraden entgegen, die zurückgekehrt schienen, um ihn zu suchen: „Ich komme! ich komme!“ —

„Ist es nicht eine Sünde, daß solch ein pedantischer Schuft in einer Livree steckt? Er würde dem höchsten Katheder in der Christenheit Ehre machen!“ —

Damit ließ Jacques Pierre den Unmuth aus, daß er an dem Laufer keine Rache nehmen konnte. Aber er hatte keiner Art Waffe bei sich, und in diesem Zustand wär' es eine Thorheit gewesen, sich mit einem Manne einzulassen, dem die Hülfe in drei handfesten Burschen so nahe war.

Aergerlich und verlegen, was er beginnen sollte, wandelte er noch eine zeitlang in dem dunkeln Gang auf und nieder. Endlich erschien es ihm völlig unmöglich, daß Donna Laura noch in dem Kloster seyn könne, indem er bedachte, daß schon der neue Besuch sie zum Aufbruch genöthigt haben müßte. Den Gedanken an sein Töchterchen hatte er sich sogleich aus dem Sinne geschlagen und den augenblicklichen Irrthum für eine jener Täuschungen erklärt, in die man öfters durch die flüchtigste Aehnlichkeit zweier Gesichter oder durch die Erinnerung an den augenblicklichen Ausdruck einer

innern Stimmung verfällt, den man an irgend einer, uns wohl bekannten, Person zuweilen bemerkt hat.

Nach langem Warten beschloß er endlich, sich Gewißheit zu verschaffen, und zog die Klingel. Aber man schien vom Innern durchaus keine Kunde davon nehmen zu wollen; ja, es blieb ihm darüber bald kein Zweifel mehr, da er die Klingel selbst nicht mehr finden konnte, als er seinen Versuch wiederholen wollte. Offenbar hatte man sie von Innen hinaufgezogen, um dem Störer der Nachtruhe des Hauses jede weitere Unternehmung unmöglich zu machen.

Seines Bedünkens blieb ihm nun nichts Anderes übrig, als nach Hause zu gehen. Entweder hatte Donna Laura das Kloster schnell wieder verlassen, und war an ihm vorübergekommen, während er mit Renault im Gespräch stand, oder das Gebäude hatte noch einen andern Ausgang, durch den sie zurückgekehrt war.

Als er nach Hause kam, fand er Donna Laura mit Jaffier allein. „Seht mir doch den Nachtschwärmer an!“ rief sie dem Eintretenden entgegen. „Ihm zu gefallen setz' ich mich am Abend noch in Bewegung. Ich eile, was ich kann, um ihm die Nachricht zu bringen, nach der er verlangt; aber fort ist er und kommt nicht eher wieder, als um Mitternacht! Wie nennt man dieß in der Seemannssprache, Steuermann Jaffier?“

„Wenn ich Dich in so guter Gesellschaft vermuthet hätte, würd' ich mich noch weniger beeilt haben,“ erwiederte Jacques Pierre im höchsten Verdruß; „und wär' es auch nur, um einmal einen freund-

lichen Willkommen zu finden, wenn ich nach Hause kehre.“

„So ist er immer gewesen! Hat man ihm zu verzeihen, so erwartet er, daß man ihm Abbitte thun soll. Ich will Böses mit Gutem vergelten, Jacques, und Dir sagen, was ich weiß. Die Griechin hab' ich nicht gesehen —“

„Wie? Du hast sie nicht gesehen?“ erwiederte Jacques Pierre, wo möglich noch verdrüßlicher als zuvor; „was machtest Du denn im Kloster, wenn ich fragen darf?“

„Allerdings hätt' ich mir den Gang ersparen können. Ich war auch müde genug dazu, und Du beliebst Dich vielleicht zu erinnern, daß es nichts weniger als mein eigener Einfall gewesen ist, dahin zu gehen.“

„Nun, wie befindet sich Zoë denn?“

„Du kannst mir einen Gefallen thun, Jacques Pierre, wenn Du ihr einen andern Namen gibst. Nenne sie Theodora; dann kann ich doch dabei denken, daß Gott sie in mein Haus gesandt, und daß es sein Wille, und nicht Deine und meine Thorheit ist.“

„Meinetwegen nenne sie, wie Du willst; nur sage mir, wie sie sich befindet.“

„Sie schlief, als ich in das Kloster kam, und ich denke, Du begreifst, daß ich sie nicht wecken ließ.“

„Du hättest sie doch wenigstens sehen können, um Dich zu überzeugen, ob sie einen gesunden, ruhigen Schlaf hat.“

„Dieß war überflüssig und wäre unbescheiden ge-

weſen, da mir die ehrwürdige Schweſter Urſula die Verſicherung gab, daß nichts für ſie zu fürchten ſey. Sie meinte, das Mädchen würde bis morgen vollkommen hergeſtellt ſeyn."

„Sollte die Schweſter Urſula ſchon, daß ſie durch Irrthum aufgenommen worden war? Denn offenbar hatte ſie einen Gaſt erwartet, und ſchien ihr Zoë darum auch zu früh gekommen —"

„Theodora, ſag' ich Dir," rief Donna Laura mit Heftigkeit.

„Nun ja, Theodora —"

„Zu dem einen Gaſte, welchen man ihr angemeldet," ſprach ſie, „habe die heilige Jungfrau ihr noch einen zweiten geſandt, den ſie nicht erwartet; indeß ſey ihr der eine ſo willkommen als der andre."

„Das iſt mir lieb, Laura. Ich danke Dir, meine Laura. Nun will ich Dir aber auch ſagen, wie es mir ergangen iſt, daß ich ſo ſpät nach Hauſe komme. Du warſt noch nicht lange fort, ſo ſuchte ich Dich auf, um Dich auf dem Rückwege zu begleiten. Ich begegnete Renault, dem ich einige Worte gönnen mußte, auf der Straße; dann eilt' ich nach dem neuen Kreuzgang und wartete an der Thüre des Sprachzimmers, bis Du herauskamſt —"

„Da konnteſt Du freilich lange warten, armer Mann," ſagte Laura in einem ganz andern Ton als zuvor. „Ich ging durch die Kirche in das Kloſter, und ſo verließ ich es auch wieder."

„Und ich Thor machte mir eine ſolche Erklärung erſt, nachdem ich bis um Mitternacht gewartet."

„Guter Mann!“ sprach Laura mit einer Innigkeit, welche den tiefen Antheil aussprach, den ihr Herz an ihren Worten hatte.

Jaffier stand auf, um wegzugehen.

„Was hast Du, Jaffier?“ fragte Jacques Pierre; „Du bist ja ganz blaß geworden.“

„Ich habe Schlaf, Capitän,“ erwiederte Dieser; „auch ist mir nicht ganz wohl.“

„Reich' ihm doch eine Herzstärkung, Laura; dem armen Jungen ist das viele Beten heut' in die Glieder gefahren.“

„Schweige mit diesen gotteslästerlichen Reden,“ strafte Laura, indem sie aufstand und aus einem, mit Silber beschlagenen, niedlich eingelegten Kästchen eine kleine Flasche und einen silbernen Löffel holte.

„So nehmet wieder Platz, Steuermann Jaffier,“ setzte sie gegen Diesen hinzu. „Es ist nicht gut, mit einer solchen Herzstärkung im Magen schnell in die freie Luft zu gehen. Es ist eine Arznei, und jede Arznei muß Ruhe haben, wenn sie wirken soll.“

Jaffier setzte sich, und Donna Laura schenkte ihm einen Löffel voll von der Essenz ein, die in der Flasche war. Sie stand so nahe vor ihm, daß ihre Knie die seinigen berührten. Er wollte den Löffel fassen, aber er zitterte so stark, daß er seinen Inhalt zur Hälfte verschüttete.

„Ihr seyd wahrlich krank, Steuermann Jaffier,“ sprach Laura; „nun seh' ich erst, wie nöthig Euch diese Essenz ist. Aber ich werde sie Euch selbst eingeben.“ —

Sie füllte den Löffel wieder und schob ihn dem

jungen Mann in den Mund. Seine Bläſſe war auf einmal in ein glühendes Roth übergegangen. —

„Jetzt haltet Euch eine Viertelſtunde ganz ruhig,“ ſagte ſie zu ihm und ſetzte ſich ſelbſt wieder. —

„Und dieſe ganze lange Zeit,“ fuhr ſie gegen Jacques Pierre fort, „haſt Du in dem feuchten Gange geſtanden, armer Mann?“

„Bei unſrer lieben Frau vom Berge,“ ſprach Dieſer, „ich hätte lieber eben ſo lange bei Sturmwetter im Maſtkorb Wache gehalten. Doch iſt mir etwas Beſonderes begegnet, das ich mir nicht aus dem Sinne ſchlagen kann. Ich weiß nicht, wie lang' ich bereits im Dunkeln gewartet, da wurde es plötzlich hell in dem Kreuzgang, wo ich ſtand. Eine Sänfte, von vier Laufern begleitet, zog heran und hielt an der Thüre des Sprachzimmers. Eine ſchwarzgekleidete Frau verließ die Sänfte und hob ein kleines Mädchen heraus. Das Geſicht des Kindes wurde einen Augenblick von der ſtarken Helle der vier Fackeln beleuchtet; da glaubte ich nicht anders, als unſre Tochter Lauretta in dem Kinde zu ſehen. Die Täuſchung konnte nicht größer ſeyn; im Augenblick hätt' ich geſchworen, daß ſie es ſelber wäre. Freilich bedurfte es nur einer kurzen Beſinnung, um meine Täuſchung einzuſehen. Die Laufer trugen die Livree des Vicekönigs, und ſo konnt' ich nicht zweifeln, daß das Kind ihm ſelber oder Jemand von ſeinem Hof angehöre.

Dieſe Erzählung ſchien einen peinlichen Eindruck auf Donna Laura zu machen. Sie erwiederte keine Sylbe, ſondern verſank in tiefes Nachdenken.

„War dies nicht ein wunderlicher Irrthum, Laurai?“ sagte Jacques Pierre, dem die Wirkung seiner Erzählung auf sie nicht aufgefallen war.

„Ein Irrthum?“ erwiederte sie, wie aus einem Abgrund schwermüthiger Gedanken zurückkehrend; „nenn' es eine Warnung. Es gibt keinen Irrthum, der dem Menschen nicht eine Lehre oder eine Warnung wäre; hier aber kann er nur eine Warnung seyn. O es ist kein Zweifel, zwei Schicksale, die dem meinigen feindlich sind, stehen im Begriffe, sich zu vereinigen!“

Mit diesen Worten erhob sie sich und trat auf den Balkon vor dem Fenster. Hier blieb sie allein, zum Mond' aufstarrend, über welchen leichte Wolken hinzogen, die sich alle an der Spitze von Sant Elmo in einer schweren, dunkeln Masse zu sammeln schienen.

Jacques Pierre aber sprach unmuthig zu Jaffier: „Es ist ein Unglück für den Menschen, wenn er sich zu viel mit den unheimlichen Künsten der Zukunft abgibt. Diese Träumereien haben uns schon mehr heitere Tage geraubt, als sich vor Glück und Vernunft verantworten läßt. Fürwahr, es geht uns nicht besser, als jenen alten Schiffern, die bei schönem Wetter nicht auslaufen, weil sie die Zeichen eines nahen Sturmes wittern. Da verpassen sie dann das beste Wetter im Hafen, und wagen sie sich endlich hinaus, so gerathen sie nur desto sicherer in einen Sturm, welchen all ihre Vorsicht nicht vorauszusehen.“

„Ihr müßt aber doch zugeben, Capitän, daß Donna

Laura's Blick in die Zukunft und in das Geheimniß menschlicher Schicksale von wunderbarer Tiefe ist."

„Allerdings erräth sie manchmal nicht unglücklich; aber sie erräth, und das ist Alles! Und beim Himmel, ich acht' es für ein Glück, daß es nicht mehr ist! Wer vermöchte diese ewige Plage um die Zukunft auszuhalten? Haben wir nicht an der Gegenwart schon genug zu tragen?"

„Ich dächte doch, daß Ihr sonst auch nicht ungern in die Zukunft geblickt hättet, Capitän?"

„Wer ist nicht ein Thor gewesen in seinem Leben? Ja, ich sah auch Silberne Berge und goldene Schlösser in der Zukunft. Ich träumte von einem Herzogthum, das mir bestimmt sey, und dieser Traum war nicht meine größte Thorheit. Wie Mancher ist ausgezogen aus meinem Vaterlande mit nichts, als einem guten Schwert an der Seite, und hat in wenigen Jahren Land und Leute gewonnen? Mehr als ein Reich ist von den Unsrigen gestiftet worden, und selbst von diesem schönen Lande sind die Normannen einst Herren gewesen. Nicht viel Geringeres hat mir der alte Manso Cuerdos geprophezeiht, und auch Laura fand bei jeder Gelegenheit, wenn sie die Zukunft fragte; daß ich zu großen Dingen bestimmt sey. Jaffier, das ist Alles vorüber! Ich mag von diesen Seifenblasen des Ehrgeizes nichts mehr wissen. Ich bin ein Thor gewesen, der sich plagte für Nichts. Nun ist mir endlich ein Licht aufgegangen. Ich lasse das wüste Germannsleben und ziehe auf mein Gut bei Nervi. Donna Laura ist

es zufrieden, und Zoë begleitet uns. Laurella'n nehmen wir auf dem Wege dahin von Florenz mit, und es hängt nur von Dir ab, ob Du uns Gesellschaft leisten willst, Jaffier. In der That, es wäre mir lieb, sehr lieb —"

„Ihr werdet diesen Gedanken nicht ausführen können, Capitän. Der Vicekönig läßt Euch nicht fort — er wartet mit Ungeduld auf Eure Rückkehr."

„Er mag mir bieten, was er will, Jaffier; ich bleib' ihm nicht länger. Und ich hoffe, Du begleitest uns, Jaffier."

„Wenigstens würd' ich Euch ungern verlassen; und doch bleibt mir nichts anderes übrig, wenn Ihr Euren Vorsatz ausführt —"

„Donna Laura ist schlafen gegangen," sprach Jacques Pierre, nachdem er um sich gesehen; „drum kann ich freier sprechen. Sie ist an Deine Gesellschaft gewöhnt, Jaffier, und wird sie ungern entbehren. Zwischen ihr und mir ist es nicht mehr wie sonst; das wirst Du schon gemerkt haben. Sie ist reizbarer geworden; sie ist empfindlich über Alles. Sie plagt sich mit Grillen, sie plagt mich damit — und weißt Du, warum? Ich fülle ihr Herz nicht mehr aus; sie weiß nicht, wo ihr fehlt. Sie weiß es vielleicht und gesteht es sich nicht. Sie hat es sich vielleicht gestanden und wagt nicht, sich zu helfen. Jaffier, ich meine, Du wärest der Mann, der ihrem Leben einen neuen Schwung geben könnte, der ihr Herz auszufüllen vermöchte, wenn er nur wollte. Du glaubst nicht, welch ein gutes Geschöpf sie ist, wie feurig sie zu lieben versteht —"

„Capitän, ich weiß nicht — fürwahr, ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ihr wollt mich einer schweren Versuchung aussetzen, und wenn ich unterliege, lacht Ihr mich aus —“

„Bei unsrer lieben Frau vom Berge, Jaffier, Du irrst Dich. Es ist mein heiliger Ernst mit dem, was ich Dir sage. Suche ihr Wohlwollen, ihre Freundschaft, ihre Liebe zu gewinnen. Ich sage Dir, Du thust mir einen Gefallen; Du reißest mich aus einer peinlichen Lage. Ich kann ihr nichts mehr seyn; selbst meine Freundschaft genügt ihr nicht mehr. Ich möchte sie glücklich wissen und vermag sie doch nicht mehr glücklich zu machen. Jaffier, ich möcht' es selbst seyn und kann es mit ihr nicht werden. — Nun urtheile, welchen Dienst Du mir leistest, wenn Du auf einem Wege glücklich zu werden suchst, an den Du — sollt' ich mich irren, Jaffier? — an den Du selber schon gedacht hast.“ —

Mit diesen Worten stand Jacques Pierre auf und reichte Jaffier'n die Hand. Dieser faßte sie, drückte sie stumm an seine Brust und verließ ihn schweigend.

Drittes Kapitel.

Die Ungeduld, Nachricht von Zoë'n zu erhalten, trieb Jacques Pierre'n weit früher nach dem Molo, als sie befriedigt werden konnte. Er fand diesen Ort belebter, als jemals. Man war in dem Hafen bereits emsig beschäftigt, die Trümmer der gestrigen Zerstörung zu retten, und die Schiffe, welche sämmtlich mehr oder weniger gelitten, auszubessern. Auf der Brustwehr desselben saßen eine Menge Müßiger, welche sich mit ruhigem Behagen an dem Anblick der mannigfaltigsten Anstrengungen weideten, und hinter ihnen stand eine noch größere Masse Schaulustiger. Unter den übrigen Gruppen machte sich die lärmende Thätigkeit jener kleinen Industrie bemerklich, wie sie die Plätze der großen Städte des Südens und die Nachbarschaft ihrer See-Häfen so ergötzlich belebt. Der heitere Morgen und das Gefühl der Sicherheit nach überstandener Gefahr schien allen Gegenwärtigen das Bewußtseyn ihrer Existenz zu fröhlicher Klarheit zu erhöhen, und es fehlte nicht an Leichtsinnigen, die jetzt selber über die Angst spotteten, welche sie am gestrigen Tag ausgestanden.

Noch lagen die Stücke der kolossalen Bildsäule des heiligen Januarius umher, die mit so furchtbarem Getöse von der Zinne des kleinen Kastells heruntergestürzt war. Sie beschäftigten die Neugierde der Menge ganz besonders und gaben zu den wunderlichsten Bemerkungen Anlaß.

„Der heilige Nikolaus hätte sich gewiß tapferer gegen den Sturm gehalten, als dieser Landheilige," sprach ein Seemann von Lipari.

„Warum hat er denn die Schiffe im Hafen nicht gerettet?" antwortete ein Andrer, der wahrscheinlich ein Neapolitaner war. „Sie scheiterten, weil der heilige Januarius da oben seine schirmende Hand nicht mehr über sie ausstreckte."

„Der heilige Januarius da oben!" erwiederte der Vorige mit leisem Hohn, „hat er sich denn selber schirmen können?"

„Ich weiß gewiß, daß ich mich auf Keinen von diesen Heiligen mehr verlasse," fiel ein Andrer ein. „Ich hielt mich zur Mutter Gottes del Carmine und schlüpfte mit meiner Feluke glücklich in den Hafen, während zwei Galeeren vor meinen Augen zu Grunde gingen. Und doch hatte die Eine einen ganz vergoldeten heiligen Antonius am Steuer-Ruder. Und auf dem Verdecke der Andern lag die Mannschaft vor einem heiligen Januar auf den Knien, der gewiß halb so groß war, als der steinerne, wie er noch ganz da oben stand. Ihr hättet sie schreien hören sollen: Hilf, heiliger Januarius! Hilf, heiliger Antonius! Aber was nützte all ihr Schreien?

Ehe man sich umsah, war Mann und Maus im Abgrund verschwunden. Müssen sich solche Heilige nicht in die Seele schämen? Bei gutem Wetter kann man ihnen nicht Kerzen genug spenden, und bei'm schlechten fällt ihnen gar nicht ein, daß eine Hand die andre wascht —"

„Wer etwas gegen den heiligen Januarius sagt, der hat es mit mir zu thun!" rief ein halbnackter Lazarone aus. „Ist denn unter den andern Heiligen nur ein Einziger, der das Wunder mit dem Blut zu verrichten im Stande wäre? Gott Vater selbst vermag's nicht; der heilige Januarius aber thut es alle Jahre, wenn er keinen Zorn auf unsere schöne Stadt hat."

„Ei, so mag er sich auch wieder selbst zusammenflicken," sprach ein Capreſe, indem er ein Stück der Statue mit dem Fuß wegstieß; „sonst legen uns die Spanier noch einen Zoll auf die Fische, um einen neuen Heiligen machen zu lassen. Es ist ohnedieß schon lange davon die Rede."

„Meinetwegen können sie Zölle auf die Fische legen, so viel sie wollen," sagte ein Andrer; „wenn sie nur die Macaroni frei lassen."

„So kann nur ein Ketzer reden," bemerkte ein Dritter. „Die Ketzer halten keine Fasttage; darum brauchen sie sich auch Nichts aus Fischen zu machen."

„Als ob die Fische nur für die Fasttage auf der Welt wären?" sprach der Erste.

„Weßhalb sonst?" fragte ein Fischer.

„Nun, dann beweis ich dir, daß du auch nur wegen der Fasttage auf der Welt bist."

„Das will ich sehen, ich,“ antwortete der Fischer. „Meint Ihr, ich esse nicht auch meine fünf Tage in der Woche fett, so gut, wie ein Andrer?“

„Bei alle dem bist Du nur den Fasttagen zu Lieb auf der Welt.“

„Das beweiset mir einmal, wenn Ihr ein Gelehrter seyd?“

„Was ist Dein Handwerk?“

„Ich denke, ihr könnt mir's ansehen.“

„Nun ja, ich sehe dir es an, Du bist ein Fischer.“

„Das bin ich auch, und was könnt' ich Besseres seyn?“

„Du thust also nichts Andres, als Fische fangen?“

„Wenn ich nicht esse oder schlafe oder unnützen Reden zuhöre, thue ich allerdings nichts Anderes.“

„Und was wird aus allen Deinen Fischen?“

„Sie werden an den Fasttagen gegessen; das versteht sich doch —“

„Nun, dann versteht sich's auch, daß Du den Fasttagen zu Lieb auf der Welt bist. Wie konnte der liebe Gott denn die Fasttage einsetzen, wenn er nicht für Fische sorgte? Und was halfen uns die Fische, wenn wir keine Fischer hatten, sie zu fangen?“

„Dann wollt' ich nur, daß er mir auch jedesmal das Netz recht voll füllte. Was meint Ihr, daß ich diesen Morgen gefangen? Und doch habe ich keinen Zug am Netz gethan, ohne zum heiligen Januarius zu rufen. Ein halbes Dutzend Taschenkrebse und einige Makrelen, die so klein waren, daß sie mir durch das Netz schlüpften. Das war mein ganzer Fang!“

„Wie konntest Du erwarten, daß Dir der Heilige beistehen soll? Siehst Du denn nicht, daß er in Stücken liegt? Ich wollte Dir wünschen, daß Du nur ein Bein brächest, dann würdest Du merken, wie es ihm zu Muthe seyn muß.“

„Ich möchte aber doch wissen, welchem Heiligen der Vicekönig seine Flotte empfiehlt. Trotz dem furchtbaren Sturm von gestern sind seine Galeeren heute Nacht alle unbeschädigt in den Golf eingelaufen.“

„Wie könnt Ihr fragen?“ erwiederte ein spanischer Soldat. Habt Ihr die reich vergoldete Mutter Gottes an der Capitana nicht gesehen? Das ist die Mutter Gottes del Pilar von Saragossa.“

„Es mag ihn aber auch ein schönes Geld kosten —“

„Woher meinst Du denn, daß die mannshohen und armsdicken Kerzen kommen, die auf dem Hochaltar im Dome stehen?“

„Welch eine Frage! Als ob Niemand reich genug in Neapel wäre, um solche Kerzen zu stiften, als der Vicekönig? Ich sage Dir, der Monte-Leone könnte eine Kerze bezahlen, so dick und hoch, wie der Mastbaum auf der schwarzen Hölle. Findet er nicht jeden Morgen, wenn er aufwacht, tausend Dukaten unter dem Kopfkissen?“

„Hast Du die schwarze Hölle gesehen?“

„Welche Frage! Hab' ich doch selber meinen Mann gestellt in der Schlacht der schwarzen Hölle.“ —

Zum Verständniß für unsre Leser müssen wir dieses Gespräch mit der Erklärung unterbrechen, daß sich wenige

Jahre vor der Zeit, von der die Rede iſt, in der malteſiſchen Flotte ein Schiff von neunzig Kanonen befunden hatte, welches von den Türken die ſchwarze Hölle und von den Chriſten die rothe Gallione genannt wurde. In der Seeſchlacht, die im Jahr 1610 auf der Höhe von Baffa, in den Gewäſſern von Cypern, geliefert wurde, fiel dieſes Schiff den Türken in die Hände und wurde im Triumphe nach Conſtantinopel gebracht. Noch heutzutage heißt jene Schlacht daher in der türkiſchen Kriegsgeſchichte die Schlacht der ſchwarzen Hölle. —

Der Sprecher ging nun in eine lebhafte Schilderung dieſes für die Chriſten unglücklichen Kampfes über und ließ es an den kühnſten Uebertreibungen nicht fehlen. Jacques Pierre, der Alles mit anhörte, würde gelacht haben, wenn ſeine Gedanken nicht anderswo geweſen wären. Er hatte an jenem Tage ſelbſt einen Theil der Manoeuvres unter dem Comthur Freſſinet auf dem berüchtigten Schiffe geleitet.

Verdrüßlich, daß der Mönch noch immer nicht ſichtbar wurde, wie weit er auch herumblicken mochte, trat er auf die Bruſtwehr des Molo, gerade auf die Stelle, wo er Zoë'n geſtern niedergelegt hatte, und ſah ſtarr hinaus über die Felſen auf das Meer, das ſich nun ſo heiter vor ihm ausbreitete und ſo ſanft mit den ſaphirnen Wellen um die Küſten ſpielte. Da fiel ihm etwas Glänzendes in die Augen, das zwiſchen den Felſen lag, und er ſprang hinunter, es aufzunehmen. Er erſchrack recht eigentlich, als er in ſeinem Fund den nämlichen Ring erkannte, welchen Laura dereinſt als das erſte Zeichen ſeiner Liebe

von ihm empfangen. Er wußte, daß sie an die Erhaltung dieses Kleinods eine Reihe von ahnungsvollen Vorstellungen knüpfte und ihm eine talismanische Kraft für die Dauer seiner Liebe zu ihr beimaß. Gestern mußte sie den Ring verloren haben, und bis heute war er noch nicht von ihr vermißt worden. Dieser Gedanke machte ihn verdrüßlich; er schloß, daß ihre Liebe früher erkaltet sey, als die seinige, und welche Gunst er auch in dieser Entdeckung für seine neuen Plane fand, so traute er sich doch einen zu hohen Werth zu, als daß eine Frau, die solchen zu schätzen verstanden, sich so leicht von seinem Herzen losreißen sollte.

In diesen Gedanken unterbrach ihn der Gruß des Mönchs. „Es ist mir lieb, daß Ihr schon hier seyd, Don Jacques Pierre," begann derselbe. „Die Schwester Brigida hat heute früher ausgehen müssen, als sonst. Hätt' ich nicht glücklicherweise ein frommes Geschäft in der Toledo-Straße gehabt, so mochte ich sie leicht verfehlt haben —"

„Welche Nachrichten bringt Ihr?" unterbrach ihn der Capitän.

„Sehr gute, und mehr vielleicht, als Ihr braucht."

„Wie so?"

„Ihr habt nur von einem Mädchen gesprochen, das gestern Abend in das Gotteshaus gebracht worden ist; es sind aber zwei Mädchen darin angekommen. Ich denke wohl, daß es die Aeltere ist, die Euch angeht."

„So ist es; dennoch könnt Ihr mir Alles sagen, was Ihr von Beiden wisset."

„Nehmet mir nicht übel, Don Jacques Pierre; Ihr werdet Euch erinnern, daß wir nur für Eine übereingekommen sind?“

„Ich verstehe, frommer Bruder. Eure Nachrichten sind wie Eure Gebete; Ihr gebt keine umsonst. Laßt mich nicht lange warten; Ihr sollt auch für den zweiten Gast einen Zechin haben.“

„Was also die Aeltere betrifft, so hat sie zwar einen sehr unruhigen Schlaf gehabt; gegen Morgen aber wurde sie ganz ruhig, und als Schwester Brigida das Haus verließ, schlief sie noch.“

„Und dieß ist Alles, was Ihr wisset?“

„Könnt Ihr weiter verlangen? Hätte Schwester Brigida sie wecken und nach ihren Träumen fragen sollen? Gewiß würde sie es auch gethan haben, wenn das schöne Mädchen wach gewesen wäre. Uebrigens sagt Schwester Brigida, die alte Schwester Orsola selbst habe die Schönheit der Schlafenden gerühmt, und es will was heißen, Don Jaques Pierre, wenn alte Weiber die Schönheit der jungen rühmen. Ist es Euch nun nicht lieb, daß das reizende Kind heute seine Augen wieder ganz klar schlägt?“

„Ihr habt Recht; aber nun laßt mich hören, was Ihr von dem anderen Gaste wisset.“

„Der andre Gast ist ein Kind von sieben Jahren, schön wie ein Frühlingsmorgen, spricht Schwester Brigida. Man hatte dasselbe den ganzen Tag erwartet, und die Schwester Orsola gab sich viele Mühe, seine Schüchternheit zu überwinden und ihm Zutrauen einzuflößen. Es

soll ihr auch bald gelungen seyn. Das Kind schien gar keine Neigung für die Duegna zu haben, mit der sie gekommen war."

„Sieben Jahre hat das Mädchen, sagt Ihr?"

„So spricht die Schwester Brigida."

„Und weß ist das Kind?"

„Das hat sie nicht erforschen können. Die Schwester Orsola nahm seine Duegna gleich auf die Seite und sprach lang allein mit ihr. Indeß werden wir das Uebrige schon erfahren; darauf könnt Ihr Euch verlassen. Daß sie Lauretta genannt wird, ist Alles, was die Schwester Brigida von ihrem Namen wußte —"

„Lauretta?" unterbrach ihn Jacques Pierre mit Heftigkeit. „Habt Ihr auch richtig gehört?"

„Lauretta und nicht anders ist ihr Name, Don Jacques Pierre, und das Kind muß den Vicekönig nah' angehen. Er hatte es der Schwester Orsola schon mehrere Tage zuvor durch einen seiner Cavaliere ankündigen und ihr alle mögliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt für dasselbe anempfehlen lassen."

„Ein Spiel des Zufalls und weiter Nichts! — Was weiß der Vicekönig von meinem Kinde?" sprach Jacques Pierre für sich. „Sagtet Ihr nicht, daß es von Rom gebracht worden sey?" fragte er laut.

„So ist es, Don Jacques Pierre — "

„Dann ist es auch nicht anders. Hat Schwester Brigida das Kind diesen Morgen gesehen?"

„Gewiß; es war lange schon munter. Sie hatte es in den Garten des Gotteshauses führen müssen."

„Nun denn, frommer Bruder; nach Lage der Sachen muß ich zufrieden seyn. Ich denke, Ihr werdet es auch seyn.“

Mit diesen Worten drückte er dem Mönch zween Zechinen in die Hand.

„In Zukunft aber,“ setzte er hinzu, „bezahl' ich nach der Bedeutung der Nachrichten, die Ihr mir bringt, und nicht nach der Ungeduld, mit der ich sie erwarte.“

„Von Jacques Pierre,“ erwiederte der Mönch, „zum Einstand ist die Bezahlung immer etwas höher. Aber Ihr sollt morgen besser bedient seyn, als heute, wenn Ihr zur nämlichen Stunde hier seyn wollt.“ —

Jacques Pierre versprach es, und die Beiden trennten sich.

Der Capitän wollte den Molo verlassen, als ihm Jaffier in die Augen fiel. Er saß auf dem nämlichen Felsen, auf dem wir Donna Laura gestern zuerst gefunden haben. Jacques Pierre näherte sich ihm und rief ihn von hinten an.

Der junge Mann schien ganz vertieft in seine Gedanken und hörte Nichts. Erst als der Capitän seinen Ruf mit stärkerer Stimme wiederholte, wandte er das Haupt um, und eine hohe Röthe überflog sein Gesicht, da er den Rufenden erkannte.

„Ich will Dich nicht stören in Deinen Betrachtungen, Jaffier,“ sprach der Andere, aber ich kann Dir einen Auftrag geben, mit dem vielleicht großer Dank zu verdienen ist.“ —

Jaffier bot sich zu seinem Befehl an.

„Befehl?“ erwiederte Jacques Pierre. „Du weißt, daß ich das Seemannsleben aufgegeben und Dir folglich

nicht mehr zu befehlen habe. Also einen Auftrag und nicht weiter. Und Du brauchst nicht einmal zu sagen, ja, ich muß Dich sogar bitten, zu verschweigen, daß er von mir kommt."

„Was soll ich thun, Capitän?"

„Hier hab' ich einen Ring. Du siehst, es ist ein Rubin darin gefaßt, welcher der Hand einer Herzogin würdig wäre —"

„Wie sollt' ich diesen Ring nicht kennen, Capitän?"

„Wenn Du ihn kennst, so weißt Du auch, wer ihn verloren, und Derjenigen, die ihn verloren, sollst Du ihn wieder bringen. Du habest ihn selbst zwischen diesen Felsen gefunden, sagst Du; sie wird es Dir glauben; denn sie hat ihn wirklich hier verloren."

„Warum soll ich ihr eine Unwahrheit sagen, Capitän? Ich gesteh' Euch, ich ehre sie zu sehr, als daß ich es vermöchte."

„Jaffier, dieß ist eine von den Unwahrheiten, welche sich ein Heiliger erlauben darf. Sie macht sich Vorwürfe über diesen Verlust, das weiß ich. Sie hat Grund, ihn vor mir zu verbergen; denn es beweist wenig Achtsamkeit auf ein Geschenk der Liebe, wenn man es bei der ersten Gelegenheit verliert. Aus meiner Hand würde sie den Ring zum zweiten Mal nicht ohne Beschämung empfangen; nahm sie ihn doch schon das erste Mal nicht ohne Erröthen aus derselben." —

Jaffier'n überlief es glühend heiß, indem er bei diesen Worten den Ring stillschweigend aus Jacques Pierre's Hand empfing. „Aber nun, Gott befohlen!" sprach

Dieser; „ich muß dem durstigen Bruder Renault Rede stehen — und am Ende ist zwischen Flaschen doch immer am leichtesten mit ihm fertig zu werden.“ —

Und wirklich saß Dieser auch bereits vor einer Flasche fest. Wie den Capitän die Ungeduld der Liebe zu früh nach dem Molo geführt, so hatte ihn der Durst, welchen er den einzigen Feind nannte, über den er nicht Meister werden konnte, um eine gute Stunde vor der Zeit nach der Osterie oder dem Weinhaus am Hafen getrieben, das unsern Lesern bekannt ist. Er war allein und unterhielt sich damit, daß er abwechselnd einen Becher Wein leerte und einen Wurf mit den Würfeln that, von denen er sich nie trennte. Daher begrüßte er den eintretenden Capitän auch mit den Worten: „Ein verteufelt schlechter Wurf, beim Löwen von San Marco! Wenn ein solcher Handwurf etwas bedeuten kann, so wird wenig Glück aus unsrer Zusammenkunft entspringen. Es ist ein wahrer spanischer Wurf, drei Eins mit drei Würfeln! Du brauchst nur so wenig Geld in der Tasche zu haben, wie ich, und ein ähnliches Glückskind mitzubringen, so paßt der Wurf auf das schönste Kleeblatt von Habenichtsen, welches die Welt jemals gesehen hat, und Balsamo Wiegesagt kann nur für drei neue Kerbhölzer sorgen; denn auf dem meinigen ist kein Raum mehr.“

„So weit soll es nicht mit mir kommen, Renault,“ erwiderte Jacques Pierre; „wenn mich der Satan nicht zum Würfelspieler macht.“

„Ich meine, daß er Dir Schlimmeres anthun könnte.

Du hieltest das Spiel gewiß länger aus als unser Einer. Wer ein Herzogthum in Expectanz hat, dem fehlt es wenigstens nicht an Credit. Einen Becher für den Capitän, Don Balsamo Wiegesagt!" rief er.

„Ihr sollt gleich bedient seyn; wie gesagt, auf der Stelle!" antwortete die bekannte Stimme aus dem Hintergrunde des Gewölbes.

„Da war inzwischen Bescheid aus meinem Becher," sprach Renault, indem er diesen füllte und ihn Jacques Pierre'n reichte.

„Ich habe noch keinen Durst, Renault, und trinke des Morgens nur, wenn ich zur See bin. Und auch dann muß es nasses Wetter seyn."

„Du hast verdammt üble Gewohnheiten, Jacques; drum ist mir's auch ein Räthsel, daß der Vicekönig einen solchen Affen an Dir gefressen hat."

„Don Pedro kennt seine Leute, Renault. Du kannst darauf rechnen, wenn er einmal einen Mann braucht, dem Würfelspiel und Weinflasche lieber sind, als Ehre und Seligkeit, so läßt er Dich gewiß vor mir rufen!"

„Ich will ein H..... seyn, wenn er nicht mehr mit mir ausrichtete! — Doch Spaß bei Seite, Capitän Jacques Pierre; das kannst Du nicht läugnen, wer große Dinge vorhat, braucht Muth und Glück. Das Glück aber wohnt im Spiel, und Muth kann sich die feigste Memme trinken. Uebrigens bin ich froh, daß Du wieder da bist. Wir wollen ein lustiges Leben mit einander führen, so lange Don Pedro's Regiment

dauert. Und ich meine, es soll Dich und mich aufhalten! Was sagst Du dazu?“

„Ich wünsche ihm Alles, was sein Glück und seinen Ruhm vermehren kann —“

„Und Dein Wunsch wird in Erfüllung gehen! Beim Löwen von San Marco, das wird er! Sie werden sich vor Scham und Reue die Zunge abbeißen, die nun sagen, daß sein Stern im Sinken sey am Hofe zu Madrid. So können nur Neid und Thorheit reden! Sollten sie in Madrid alle blind geworden seyn? Wer hat den spanischen Namen so hoch zu Ehren gebracht in diesen Meeren, als unser Patron? Denn so nenn' ich ihn, Jacques; und ich würde ihn noch lieber so nennen, wenn ich so viele Steine bei ihm im Brett hätte wie Du —“

„Wie gesagt, es ist mir lieb, Don Jacques Pierre, Euch bei gesundem Leibe zu sehen,“ fiel der Wirth ein, der mit dem Becher und einer frischen Flasche wieder kam. „Gestern war mir wirklich bang um Euch. Ich hatte meine Geschichte noch nicht zu Ende erzählt, so rannte Ihr auf einmal davon, als hätt' Euch die Tarantel gestochen —“

„Beim Löwen von San Marco,“ sprach Renault; „wie viele Flaschen muß denn Jeder Eurer Kunden getrunken haben, bis Ihr einmal seinen Humor kennen lernet? Wofür lasset Ihr Euch denn den schlechten Wein für gut bezahlen, wenn alle Eure Menschenkenntniß in unserem Durste besteht?“

„Nun, seyd nicht hitzig, Renault. Daß der Capitän

ihn nicht fahren läßt, wenn ihm schnell ein Gedanke vorüberschießt, weiß ich so gut als Ihr. Aber ich weiß auch, was Euer Humor ist. Ihr seyd wie ein voller Topf, wenn Euer Kerbholz voll ist, und lauft im Augenblick über, das ist Euer Humor. Ich wollte, der Capitän spräche in seinem Humor: Balsamo, werft Renault's Kerbholz in's Feuer, dann würdet Ihr doch etwas sanftmüthiger werden."

„Nun, so thut, wie Ihr sagt," sprach Jacques Pierre; „und legt morgen erst ein neues für ihn an. Heute geht Alles auf meine Rechnung!"

„Sagt' ich es nicht, Don Renault?" erwiederte der Wirth; „wenn der Capitän nicht im Sturme zu Grund geht, so ist die großmüthigste Seele gerettet."

„Beim Löwen von San Marco, das hab' ich aus Eurem Munde gehört, Balsamo Wiegesagt," sprach Renault; „und es war das Klügste, was ich seit der Weinlese von Euch vernommen. Man will allgemein bemerken, daß Eurem Kopf im Herbste geschieht, wie Eurem Wein im Sommer —"

„Wie gesagt, was geschieht uns Beiden denn?"

„Ihr werdet schwach, Balsamo —"

„Dann ist's mir lieb für Euch, daß wir nicht im Sommer sind. Wie gesagt, Ihr habt lieber mit einem schwachen Kopfe zu thun, als mit einem schwachen Wein."

„Beim Löwen von San Marco, dieser Einfall ist der besten Jahreszeit Deines Kopfes würdig! Aber fülle die Flasche, mein Balsamchen — Hast Du den Haupt-

mann Lazarilare schon gesehen, Jacques?" setzte Renault gegen den Capitän hinzu.

„Wie sollt' ich? Ich habe ja noch kaum Zeit gehabt, mich umzusehen," erwiderte Dieser.

„Ich sage Dir, der Junge ist noch weit in seinem Glück. Er steigt täglich höher in der Gunst des Vicekönigs. Es sind wenige Tage, so hat er ihm eine schwere goldene Kette geschenkt; ich glaube, daß ich zwei Jahre daran trinken könnte."

„Das freut mich für ihn; er kann es wohl brauchen —"

„Man sollt' es glauben; denn wie viel ihm auch der Vicekönig schenken mag, so wird er doch immer knauseriger. Du wirst es sehen, Capitän, wenn er kömmt; denn ich hab' ihm gesagt, daß Du diesen Morgen hier seyn würdest; er läßt Dich für sich bezahlen, ohne zu bedenken, daß Du gewissermaßen noch Gast in Neapel bist. Aber siehe da, wenn man von dem Wolfe spricht, so ist er gewiß schon vor der Thüre —"

Und wirklich trat auch sogleich ein stattlicher Offizier in der Uniform der Gardeoffiziere des Vicekönigs ein. Sein Anzug war mit kostbarem Borden und Stickereien wie bedeckt; die schwere goldene Kette hing tief von der Brust herunter, und ein dichter Busch weißer Federn umfluthete seinen Hut. In seinem Aeußern stellte er die freie und bequeme Haltung des Franzosen aus den höhern Ständen dar.

„Ich hab' Euch auch den Glückwunsch des Herzogs zu Eurer Rückkehr zu bringen, Herr Capitän," sprach der Offizier nach den ersten Begrüßungen zu Jacques

Pierre." „Don Pedro hat mich ausdrücklich mit diesem Auftrag beehrt, als ich ihm sagte, daß ich Hoffnung hätte, mit Euch zusammen zu treffen. Nach so viel bedeutender Theilnahme müßt Ihr der meinigen freilich, wie aufrichtig sie auch ist, den besten Werth selbst zusetzen."

„Die Güte von Freunden hat jeder Zeit in meinen Augen die Gunst der Großen aufgewogen," erwiederte Jacques Pierre; „und so möget Ihr auch von meinem Dank für die Eurige überzeugt seyn, Herr Hauptmann."

„Das ist die Kette, die ihm der Herzog geschenkt hat," fiel Renault ein, und wies auf das Kleinod, welches der Offizier über der Brust hängen hatte.

„Ihr kommt meinem Stolze, mich der Gnade des Herzogs zu rühmen, zuvor, Herr Landsmann," entgegnete Dieser. „Glücklicher Weise habt Ihr vergessen, das Wort hinzuzusetzen, womit der Vicekönig den Werth seines Geschenkes noch erhöhte. Wenn es schicklich gewesen wäre, sprach Seine Excellenz, so hätt' ich Euch lieber eine Kette von Eisen umgehangen, um Euch noch fester an meine Interessen zu knüpfen."

„Beim Löwen von San Marco, Ihr dürft froh seyn, daß die eisernen Ketten nicht in der Mode sind," sprach Renault.

„Seyd versichert, Herr Landsmann, die Geschenke des Herzogs haben einen Werth in meinen Augen, welchen der Stoff, aus dem sie bestehen, weder vergrößern noch vermindern kann.

„Zum Henker, zwischen Gold und Eisen ist doch wohl ein Unterschied —“ sagte Renault.

„Du vergissest Deine Flasche, Renault,“ unterbrach ihn Jacques Pierre, „oder hast Du Deinen Todfeind endlich überwunden? Ich weiß nicht,“ setzte er gegen den Offizier hinzu, „ob Euch bekannt ist, daß er den Durst den einzigen Feind nennt, mit dem er nicht fertig werden kann?“

„Bei meiner Ehre, es wär' ein stolzes Werk, wenn dieser Feind mit dem Degen in der Hand zu überwinden wäre. Ihr habt eine unglückliche Reise gehabt, Herr Capitän; bei einem Seemann von Eurem kühnen Unternehmungsgeiste kann es freilich nicht ausbleiben, daß Ihr zuweilen einmal scheiternd an's Land kommt.“

„Ich darf meine Reise nicht unglücklich nennen,“ erwiederte Jacques Pierre. „Ich traf mit mehreren türkischen Schiffen zusammen und hatte das Glück, daß sie alle die Segel vor meiner Galeere streichen mußten. Erst in der Nähe dieser Küste wurde das Meer stürmisch; doch wär' ich ohne allen Unfall an's Land gekommen, wenn ich nicht das Wagstück unternommen, dem Geschwader auf einem Scampavia voranzueilen. Ich hatte eine Person an Bord, die sehr an der Seekrankheit litt; um ihr Leiden abzukürzen, wagte ich, was ich besser unterlassen hätte. Aber daß es uns Beiden nicht schlimmer bekommen ist, darf ich zu dem gewöhnlichen Glücke rechnen, welches mich auf allen meinen Seereisen begleitet.“

„Dann hast Du also doch Deine türkische Beute

gerettet, Jacques?“ sprach Renault. „Das ist das Beste an der Sache! Einen solchen Schiffbruch kann man sich schon gefallen lassen.“

„Don Pedro war Eures Glückes auch so gewiß,“ fiel der Offizier ein, „daß er mehr als einmal während des furchtbarsten Sturmes zu mir und Andern von seinen nächsten Umgebungen sagte: „„Ich bin nur froh, daß Capitän Jacques Pierre in diesem Wetter bei dem Geschwader ist. Sein Glück und seine Geschicklichkeit lassen mir gewiß kein Schiff zu Grunde gehen.““

„Don Pedro hat mir mehr Ehre erzeigt, als ich verdiene,“ erwiederte Jacques Pierre. „Denn der Scampavia, mit dem ich das Geschwader verließ, ist wirklich zu Grunde gegangen, und daß das Geschwader nicht gelitten, ist das Verdienst von Ribeira. Er nahm eine so gute Stellung an der Küste von Ischia, daß ihn der Epomeo ganz vor dem Südwest deckte —“

„Eure Bescheidenheit mißt dieß Verdienst umsonst einem Andern bei. Der Vicekönig hat bereits Nachricht vom Geschwader, daß die Stellung auf Eure Anordnung genommen worden ist, und Ihr dasselbe nicht früher verlassen, als bis die Schiffe gesichert standen.“

„Meint Ihr, es könne etwas vorgehen in diesem Königreich, das der Herzog nicht augenblicklich erführe?“ sagte Renault. „Wußte er doch neulich schon am andern Morgen, daß ich den Abend zuvor die Flaschen, die ich getrunken, etwas unsät über das Largo del Castello getragen hatte.“

„Man muß überhaupt sagen,“ sprach der Offizier

„daß der Vicekönig ein Herr von bewundernswürdigen Eigenschaften ist. Ein wahrer Salomo als Richter, ein Alexander oder Cäsar als Soldat, und ein vollkommener Weiser in allen menschlichen Dingen. Ihr seyd einige Zeit auswärts gewesen, Herr Capitän, und Manches, das inzwischen vorfiel, ist Euch unbekannt geblieben. Es wäre aber wahrhaft Schade, wenn Ihr dadurch irgend einen Zug von ihm verlieren solltet. Man findet darin gewöhnlich die seltenste Vereinigung des glänzendsten Humors und der tiefsten Einsicht. Schwerlich wisset Ihr noch, mit welchem Scharfsinn er dem Monizzo, einem der bravsten Corporale in der Garde, geholfen hat —"

„Ich habe nichts davon gehört," fiel Renault ein, „und habe doch die Stadt inzwischen nicht verlassen."

„Dieser Monizzo," fuhr der Offizier gegen Jacques Pierre gerichtet fort, „gerieth mit einem Bürger dieser Stadt in Streit, und es kam von beiden Seiten zu harten Worten. Wenn ich hundert Scudi hätte, müßt' ich schon, was ich thäte, soll das Wort gewesen seyn, mit dem Monizzo den Wortwechsel abbrach und wegging. Wie diese Rede herbeigeführt wurde, weiß ich nicht, und thut auch nichts zur Sache. Der Neapolitaner aber nahm sie für eine Drohung und setzte sich in den Kopf, der Corporal habe sagen wollen: wenn er hundert Scudi hätte, würd' er einen Meuchelmörder dingen, um ihn aus dem Wege zu räumen. Diese Drohung machte dem armen Teufel so angst, daß er in die öffentliche Audienz lief, und dem Vicekönig die angebliche Drohung

mit der Bitte vortrug, ihm Beruhigung gegen den gefährlichen Monizzo zu verschaffen und diesen zu zwingen, daß er bekenne, was er mit den hundert Scudi im Sinne habe. Don Pedro versprach dem Mann, daß ihm geholfen werden sollte, und gab ihm auf, am folgenden Tage wiederum in der Audienz zu erscheinen, und hundert Scudi mitzubringen. Und so geschah es auch. Monizzo war schon im Saal, als der Neapolitaner erschien. Der Vicekönig trat eine kurze Weile darauf auch ein und befahl dem Neapolitaner, seinem Feind die hundert Scudi zuzustellen. Der Neapolitaner reichte dem Corporal den Beutel. Nun hast Du hundert Scudi, Monizzo, sagte der Vicekönig, und ich befehle Dir zu sagen, was Du damit machen willst. — Gnädigster Herr, erwiederte Monizzo, ich will meine Schulden damit bezahlen. — So thu' also, sprach der Herzog; Ihr aber könnt jetzt ruhig seyn, guter Freund, setzte er gegen den Neapolitaner gerichtet hinzu; Ihr wißt nun, was er mit den hundert Scudi machen wird."

„Ja, er ist ein Soldatenfreund, der Vicekönig," sagte Renault, „das ist eine weltbekannte Sache. Was ich aber am meisten an ihm bewundere, ist, daß er den Spaniern so gut Unrecht gibt als Andern auch, selbst wenn es Soldaten sind. Ich glaube, er läßt eher einem Franzosen etwas durchgehen als einem Spanier."

„Darauf könnt Ihr Euch verlassen, Herr Landsmann," entgegnete der Offizier. „Seine Gerechtigkeit kommt aber Jedem zu gut, und kein Lazarone ist niedrig genug in dieser Stadt, den er solcher nicht würdig achtete.

Noch in den letzten Wochen ist ein Fall vorgekommen, der Euch vielleicht auch unbekannt geblieben ist, Herr Capitän," setzte er gegen Jacques Pierre hinzu. „Ihr kennt den Bertran Sozas; er ist das wahre Musterbild aller jungen Zierbengel von Madrid und Neapel —"

„Ich gesteh' Euch, Herr Hauptmann, ich nehme von solchen Gecken keine Kunde," erwiederte der Capitän.

„Das ist auch das Beste, was man thun kann; allein wir Andern am Hofe dürfen in solchen Dingen nicht unserem eigenen Belieben folgen. Der Vicekönig richtet zuweilen ein Wort an solche Menschen, entweder weil sie vornehme Verwandte haben, oder um den neapolitanischen Adel aufzumuntern, die spanischen Moden nachzuahmen; denn einen wohl überdachten Zweck hat er gewiß dabei: und dieß ist ein Wink für uns Andre, den Don Bertran für das gelten zu lassen, wofür er gelten will. Diesem seinen Herrn begegnete nun, während er hochaufgeputzt in dem feinsten neuen Anzug durch die Straßen von Toledo stolzirte, und seine Blicke nach den Damen auf den Balkons in die Höhe gerichtet waren, daß ein Lastträger mit einem gewaltigen Pack an ihm vorüber rannte, an seinem Mantel hängen blieb und ihm die Hälfte davon abriß. Don Bertran, wüthend über diese Verletzung, erkundigte sich sogleich nach dem Namen des Lastträgers und führte Klage über ihn bei dem Vicekönig —"

„Wie? Ueber eine solche Lumperei wagte der Geck Klage bei dem Herzog zu führen?" sprach Jacques Pierre.

„Allerdings gehört die Geduld Don Pedro's dazu, um dergleichen Thoren Rede zu ſtehen. Darum ärgerte ihn die Klage des albernen Tropfs doch nicht minder, ob er ſich gleich nichts merken ließ. Er beſchloß aber, ſich einen guten Spaß mit ihm zu machen und beſtimmte ihm einen Tag für die Entſcheidung. Der Laſtträger wurde gleichfalls beſtellt, und ein Advokat beauftragt, ihn in die Audienz zu begleiten und zu erklären, daß ſein Klient ſtumm ſey, und er das Wort für ihn führen müſſe. So geſchah es auch, und als beide Parteien vor dem Vicekönig ſtanden, machte der Advokat die beſagte Erklärung. Was iſt mit einem Stummen anzufangen? ſprach der Herzog zu dem Spanier. — Das ſind nur leere Ausflüchte, Ew. Excellenz, erwiederte Dieſer. Der Kerl iſt ſo wenig ſtumm, als Ihr und ich. Ich habe ihn ſelbſt aus voller Kehle ſchreien hören: aufgeſchaut! aufgeſchaut! — Und warum habt Ihr nicht aufgeſchaut? ſprach der Vicekönig finſter. Ihr brauchtet Euch nur durch dieſen armen Mann warnen zu laſſen, dann blieb Euer Mantel ganz, und ich durfte meine koſtbare Zeit nicht mit ſo läppiſchen Klagen verlieren. Ihr werdet ihm zehn Scudi bezahlen zur Entſchädigung für die Zeit, die er Euch opfern mußte, und den Verdruß, welchen Ihr ihm verurſacht.“

„Das Beſte iſt doch, daß die Entſcheidung einen Spanier getroffen hat,“ bemerkte Renault.

„Wir haben manchen Franzoſen hier, dem eine ſolche Lection ebenfalls zu wünſchen und vielleicht nöthiger wäre,“ ſagte Jacques Pierre. „Die

Spanier sind wenigstens hier zu Hause, und wir nur ihre Gäste."

„Aber wann kann ich dem Herzog sagen, Herr Capitän, daß Ihr ihm Eure Aufwartung machen werdet?" fragte der Officier.

„Ich werde nicht zögern, meine Pflicht zu beobachten, Herr Hauptmann," erwiederte Jacques Pierre. „Ich bin ohnedieß im Falle, den Herzog um eine Gunst bitten zu müssen."

„Ihr könnt zum Voraus darauf rechnen, daß sie Euch gewährt werden wird —"

„Desto besser; denn es ist mir Alles daran gelegen, meine Angelegenheiten in Neapel schnell ordnen zu können. Ich denke, mich auf meine ländliche Besitzung bei Nervi zurückzuziehen, und den Rest meiner Tage in Ruhe zu beschließen —"

„Es kann Euch unmöglich ernst seyn, Herr Capitän," unterbrach ihn der Hauptmann, welcher durch diese Wendung höchst überrascht schien.

„Bist Du besessen, Jacques?" rief Renault zugleich mit Erstaunen und Unwillen aus.

„Es ist mein voller Ernst, und mein Entschluß die Frucht der reiflichsten Ueberlegung."

„Bei meiner Ehre, Herr Capitän; dieß ist die einzige Gunst, um die Ihr den Herzog bitten könnt, von der es mir zweifelhaft ist, ob er sie Euch gewähren werde."

„Und das thut der Herzog auch nicht. Beim Löwen von San Marco, er läßt Dich nicht fahren!" setzte Renault hinzu.

„Der Vicekönig ist ein gerechter Herr, der ein gutes Gedächtniß hat und sich wohl erinnert, wie schwer es mir geworden ist, meine ländliche Ruhe zu verlassen, als er meine Dienste für seine sicilianische Flotte verlangte. Ich gab am Ende nur unter der Bedingung nach, zurücktreten zu können, sobald die Meere Siciliens von den Türken gesäubert seyn würden. Nachdem dieß geschehen war, ließ ich mich überreden, dem Herzog nach Neapel zu folgen; doch machte ich mich auch hier auf keine Zeit verbindlich. Nun aber, nachdem der Frieden geschlossen und den Türken die Lust, diese Küsten zu beunruhigen, vergangen ist, kann ich mich mit dem Bewußtseyn zurückziehen, dem Vicekönig, so lang er ihrer bedurfte, meine Dienste gewidmet zu haben."

„Wenn er Euch aber jetzt nöthiger braucht, als jemals, Herr Capitän?"

„Beim Löwen von San Marco, das glaub' ich auch," stimmte Renault ein.

„Im Gegentheil; er kann mich jetzt besser entbehren als je," erwiederte Jacques Pierre. „Ich weiß, daß der Herzog Befehl hat, seine Flotte nach Spanien zu schicken, weil sie gegen die Venezianer nicht mehr nöthig ist. König Philipp selbst hat dem Doge sogar geschrieben, daß er dem Herzog zur Pflicht gemacht, die reichen Prisen, die er ihnen genommen, zurückzugeben, oder ihren Werth zu erstatten — da seht Ihr, daß in Kurzem Alles hier ein Ende haben wird, und der Vicekönig vielleicht froh ist, wenn wir ihm die Verlegenheit ersparen, uns den Dienst aufzukündigen." —

Der Hauptmann Laverrière verneinte schweigend mit dem Kopf und mit jenem schlauen Lächeln, welches zu sagen schien, er wisse es besser, und getraue sich nur nicht zu reden. —

„Ihr glaubt mir nicht, Herr Hauptmann?“ sprach Jacques Pierre.

„Ich sehe wohl, es ist nöthig, daß Ihr den Herzog so bald als möglich selbst sprechet,“ antwortete Jener. „Gewiß werdet Ihr dann ganz andre Ueberzeugungen gewinnen und damit auch andre Entschlüsse fassen. Darf ich Euch auf heute Abend oder längstens auf morgen bei dem Vicekönig melden, Herr Capitän?“

„Meldet mich auf morgen, Herr Hauptmann, wenn Ihr so viele Güte für mich haben wollt,“ sagte Jacques Pierre. „Ihr werdet sehen, daß ich die Lage der Dinge besser kenne, als Ihr glaubt.“

Renault, der in seinem Eifer einen Becher um den andern geleert hatte, stieß nun auf einmal das leere Gefäß auf den Tisch und rief: „Lage der Dinge! Weiberröcke, mußt Du sagen! Denn damit hängt doch Alles zusammen. Aber so ist es mit diesen klugen Herren, die den Wein mit einer Vorsicht trinken, als ob er halbes Gift wäre! Beim Löwen von San Marco, der beste Trinker wird lang trinken, eh' er so viel damit verderbt, als mit einer einzigen Weiberthorheit geschehen kann!“ —

Jacques Pierre würdigte Renault keiner Antwort, sondern stand auf und trat, leiser sprechend, mit Laverrière, der sich bereits zum Weggehen angeschickt hatte, in die Thüre.

„Und er ſoll dieſen dummen Streich ſo wenig machen, als ich noch einmal drei Eins werfe!“ Mit dieſen Worten hatte er die Würfel geſchüttelt und geworfen. „Da kannſt Du ſehen, was das Glück ſpricht, Jacques,“ ſetzte er triumphirend hinzu. —

Aber der Capitän hatte das Gewölbe bereits mit Laverrière'n verlaſſen, und Renault ſah ſich wieder allein, ohne daß man es nur der Mühe werth gefunden hätte, ihm ein Wort zum Gruße zu ſagen. Indeß ſchien er dieß gar nicht zu fühlen, ſondern ſchenkte ſich gleich einen recht vollen Becher ein und leerte ihn mit einem Zuge. Dann betrachtete er die drei Sechſe, die er geworfen, eine Zeit lang mit weinſeligen Augen und ſprach endlich: „Eine launiſche Metze bleibt das Glück all ſein Leben lang! Ruft man ihm in der höchſten Noth, ſo ruft man auch gewiß umſonſt, und braucht man es nicht, ſo wirft es ſich Einem von ſelbſt an den Hals. Was nützt mich dieſer ſchöne Wurf nun? Iſt ja nicht einmal Jemand da, der ihn bewunderte! He, Balſamo,“ rief er aus vollem Halſe, „wo zum Henker ſteckt Ihr?“

„Wie geſagt, da bin ich!“ antwortete der Wirth aus dem Hintergrunde des Gewölbes, ohne daß er noch ſichtbar wurde; „bedarf Don Jacques Pierre etwas?“

Damit trat er vor —

„Da ſeht einmal, Balſamchen,“ ſprach Renault und zeigte auf ſeine Würfel.

„Wie geſagt, iſt der Capitän fort?“ fragte der Wirth, verwundert um ſich blickend; „weßhalb ruft Ihr mich denn, da Eure Flaſche noch nicht leer iſt?“

„Beim Löwen von San Marco, haſt Du je einen ſchönern Wurf geſehen, Balſamchen?“

„Nun, was habt Ihr damit gewonnen? Wie geſagt, das iſt die Hauptſache!“

„Zehen tauſend Doppin — iſt das nicht genug?“

„Zehen tauſend Doppin!“ ſprach der Wirth, indem er die gewichtigen Worte mit einem beſondern Ausdruck von Erſtaunen und Sehnſucht nach einem ähnlichen Glück dehnte; „wie geſagt, Don Renault, ich mach' Euch meinen Glückwunſch. Zehen tauſend Doppin! Das heißt doch auch einmal mit Glück ſpielen! Wie geſagt, Herr Capitän, wollt Ihr nicht meinen Gragnano koſten? Ich habe ſo eben ein Faß Ausſtich angezapft, der Rückkehr von Don Jacques Pierre zu Ehren. — Iſt er vielleicht gegangen, das Geld zu holen?“

„Ich wollte, daß es ſo wäre!“

„Oder habt Ihr das Geld dem hochmüthigen Hauptmann abgenommen? Wie geſagt, es ſoll mir noch lieber ſeyn, ob ich gleich an Eurer Stelle vorzöge, den Capitän zum Schuldner zu haben. Hat er auch wenig Gold auf den Kleidern ſitzen, ſo hat er deſto mehr in der Taſche.“ —

Renault leerte den vollen Becher und ſtellte ihn mit einem ſtarken Stoß auf den Tiſch. „Das Glück iſt eine blinde Thörin! Es kehrt nur bei Narren ein, die ihm ähnlich ſind!“ rief er in einer Art von Zornrauſche.

„Was habt Ihr, Don Renault? Was iſt Euch auf einmal geſchehen, Herr Capitän?“

„Iſt es nicht ein wahrer Eſelsſtreich des Glücks,

mich die drei Sechse werfen zu lassen, wenn ich keine Flasche Wein damit gewinnen kann?“

„Also ist Alles nur Spaß, Renault, nur Spaß?“

„Wie gesagt, nur Eselei von Glück und von Dir und von Jacques Pierre und dem Flitter-Hansen, und stäcke nicht noch ein Bischen Verstand und Redlichkeit in dieser Flasche, beim Löwen von San Marco, diese Welt müßt' Einem wie ein Hundeloch vorkommen, aus dem man Jeden mit einem Stein um den Hals herausgerissen und in die See geworfen wird. Hängt die Schurken alle mit den Beinen auf,“ schrie er plötzlich auf, wie von einer bösen Erinnerung geschüttelt, „hängt die Schurken alle mit den Beinen auf, die von der Zukunft prophezeihen, weil sie in der Gegenwart Hunger leiden! Dir aber, Esel Wiegesagt, oder Wiegesagt Esel, Dir werf' ich die Flasche an den Kopf, so bald sie leer ist, wenn Du Dir nicht einmal ein Gesicht anschaffst, das gescheidter und ehrlicher aussieht, als die Fratze, welche die Leute für das Deinige halten!“ —

„Bei San Gennaro, Ihr habt heute einen schlimmern Rausch, als jemals — da, thut einen guten Wurf —“ Mit diesen Worten nahm der Wirth die Würfel, schob sie in den Spielbecher und gab ihm diesen in die Hand — „Wie gesagt, das wird Euch munter machen, Renault.“ —

Wirklich wurde Dieser auch ruhiger, nachdem er einige Würfe für sich gethan, und nahm gar keine Kunde mehr von dem Wirth. Balsamo entfernte sich wieder zu seinem Geschäft im Hintergrunde des Gewölbes, und Renault würfelte und trank und trank und würfelte allein fort,

bis er endlich, in der einen Hand den Spielbecher und in der andern den Trinkbecher haltend, ein wahres Bild seines wüsten Lebens, einschlief.

Wir könnten ihn füglich verlassen, wäre der Hauptmann Laverrière, der mit Jacques Pierre weggegangen war, nicht wieder erschienen. Er wollte sich Renault eben mit größerer Freundlichkeit nähern, wie zuvor, als er bemerkte, daß er eingeschlafen war. Er ging daher in den Hintergrund des Gewölbes und machte dem Wirth den Vorschlag, den Schläfer zu wecken.

„Was hilft es Euch, Herr Hauptmann?“ erwiederte Balsamo; „wie gesagt, es ist jetzt weder schlafend, noch wachend ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden. Auch verständ' ich mich nicht, ihn zu wecken; er hat einen bösartigen Rausch, mit die Spieler alle.“ —

„Dann thut mir den Gefallen, Herr Wirth, und sagt ihm, wenn er wieder nüchtern ist, er möchte mich morgen früh bei guter Zeit besuchen; ich hätte ihm eine Eröffnung im Namen des Herzogs zu machen, und es sollte sein Schaden nicht seyn. Aber frühe; hört Ihr's? eh' er getrunken.“

„Eh' er getrunken? Wie gesagt, Herr, diese Zeit ist schwer zu finden bei einem Mann, der immer getrunken hat. Mitternacht ist gewiß früh; aber um Mitternacht hat er getrunken, und nach Mitternacht trinkt er noch. Ich rath' Euch, Herr Hauptmann, auf dieser Bedingung nicht zu bestehen. Wie gesagt, überlaßt ihm die Zeit selbst. Wenn er sich Eures Befehls erinnert, dann ist er immer noch nüchtern genug. Wie gesagt,

es gehört nicht wenig dazu, bis er in den Zustand verfällt, worin Ihr ihn sehet. Andre liegen hundert Mal unter dem Tische, wenn man seiner Nase kaum noch ansieht, daß sie etwas röther geworden ist, als sonst." —

Es ist unsern Lesern vielleicht nicht unbemerkt geblieben, daß Laverrière den Schlafenden zuvor nur gerade mit der nothdürftigsten Aufmerksamkeit behandelt hatte, die er Jacques Pierre'n schuldig war, in dessen Gesellschaft er ihn gefunden. Auch konnte er, seit er mit Diesem weggegangen war, schon der Kürze der Zeit wegen, keine Befehle von dem Vicekönig erhalten haben. Was ist es daher, das diesen seinen Hofmann auf einmal zu dem dringenden Wunsche nach einer Unterredung mit Renault bestimmen konnte?

Wir müssen die Antwort dem Scharfsinn unsrer Leser überlassen, wenn die weitere Entwicklung dieser Erzählung sie nicht bringen sollte. Es ist für die Letztere weit wichtiger, daß wir Jacques Pierre'n aufsuchen, welchen der Hauptmann Laverrière vor der Zugbrücke des Castel nuovo verlassen hatte.

Er nahm die Richtung nach seiner Wohnung und war nicht mehr ferne von seiner Thüre, als er Donna Laura sich von einer andern Seite gleichfalls nähern sah. Sie war so tief verschleiert, daß er sie nur an ihrer hohen Gestalt, ihrer edlen Haltung und an dem majestätischen Gang, der ihr eigen war, erkannte. Sie machte in diesem Augenblick einen Eindruck auf ihn, der fast einer Reminiscenz früherer Gefühle für sie ähnlich war.

„Ich wollte Dir gerad' einen gemeinſchaftlichen Gang vorſchlagen, meine Laura," ſprach er, ſie begrüßend.

„Haſt Du die Meſſe vielleicht noch nicht gehört," erwiederte ſie. „Ich begleite Dich gerne nach einer Kirche in der Nähe; nur laß mich zuvor dieſen ſchweren Schleier ablegen, deſſen ich nicht bedarf, wenn Du mit mir biſt." —

Mit dieſen Worten traten ſie in's Haus. Laura nahm einen leichtern Schleier und ſprach: „Komm', Jacques; ein Gebet mehr, als ſonſt, wird auch gewiß mehr Segen bringen. Und ich fühl' es, wir hatten ihn nie nöthiger, als jetzt."

„Du biſt alſo ſchon in der Meſſe geweſen?"

„Ich habe ſie in der Capelle der Schweſter Orſola gehört —"

„Wie? Du kommſt von ihr her? Was macht ſie?" —

„Ich habe ſie nicht ſehen können; indeß iſt kein Zweifel mehr für mich, daß die Aehnlichkeit, welche Du mit unſrer Tochter zu finden glaubteſt, und die Uebereinſtimmung des Namens nur Zufälligkeiten ſind. Das Kind gehört einer entfernten Verwandten des Vicekönigs an —"

„Wer ſpricht denn von dem Kinde?" erwiederte Jacques Pierre verdrüßlich. „Dieſen Gedanken hatte ich lange vergeſſen, eh' ich zu Bette ging; wie werd' ich wieder mit ihm aufgeſtanden ſeyn? Ich frage nach Zofen —"

„Jacques, wenn Du willſt, daß ich Dir Rede ſtehen ſoll über dieſes Mädchen, ſo nenne ſie nicht mehr alſo —"

„Nun denn, ſo ſage mir, was Du von Theodora weißt —“

„Ich glaube, daß ſie dieſen Namen beſſer verdient, als den vorigen. Sie war überaus andächtig in der Meſſe —“

„Sie befindet ſich alſo ganz wohl?“

„So ſcheint es, ſonſt hätte man ſie gewiß im Bette gehalten.“

„Blaß, angegriffen muß ſie doch ausgeſehen haben?“

„Blaß ſcheint mir ihre gewöhnliche Farbe —“

„Wenn Du ſo die Lilie nennen kannſt, die das heiterſte Morgenroth mit einem leiſen Roſenſchimmer beſtrahlt, — denn, daß ſie ſchön iſt, wirſt Du nicht in Abrede ſtellen.“

„Sie iſt ein hübſches junges Mädchen mit ſchwarzen Augen und friſchen Lippen —“

„Aber haſt Du ſie reden gehört?“ unterbrach er ſie. „Haſt Du die Muſik ihrer Stimme vernommen?“

„Nein; aber ich hoffe, ſie in der nächſten Hochmeſſe ſingen zu hören. Die Schweſter Oriola hat dieſes Talent bereits entdeckt und ihre Stimme ſehr gerühmt. Sie gedenkt, bei der Muſik ihrer Kirche den beſten Gebrauch von Theodora zu machen.“

„Was fällt der guten Frau ein? Was ſollte aus den lieblichen griechiſchen Geſängen des heitern Muthwillens und der ſehnſuchtsvollen Liebe werden? Sie paſſen beſſer für uns, wenn wir an ſchönen Abenden unter den Orange-Bäumen zu Nervi ſitzen, und das ſanfte Rauſchen der Meereswogen uns zu ſüßen Träumereien ſtimmt.“

„Wenn ſie aber Neigung, Beruf für die klöſterliche Abgeſchiedenheit hat, wie kannſt Du daran denken, ſie ihr zu entreißen?“

„Wie? Dieſe Schönheit, dieſe Anmuth, dieſe ſeltenen Talente ſollten in ein Nonnenkloſter begraben werden? Glaubſt Du, daß der Schöpfer ſolche Gaben austheilt, damit ſie in trauriger Einſamkeit, nutzlos und freudenlos für ſich und Andre, zu Grunde gehen?“

„Jacques, welche Sprache! Die herrlichſten Gaben, welche dem Himmel gewidmet werden, können keine Gott gefälligere, den Menſchen nützlichere Beſtimmung finden, als dieſe. Darum, wenn Du es gut meinſt mit dem Kinde, das auch allerdings von der ganzen Welt verlaſſen ſcheint —“

„Von der ganzen Welt verlaſſen, Laura? Ich werde ſie nie verlaſſen!“

„Aber ſage mir doch, welche Pflicht bindet Dich an ſie? oder welches Recht haſt Du über ſie, um ihrer Neigung zum Kloſterleben entgegen zu treten?“

„Ihrer Neigung zum Kloſterleben? Wer vermag zu behaupten, daß ſie dieſe Neigung habe? Ich dürfte das Gegentheil wohl mit beſſerem Grunde verſichern können. Das iſt die Art dieſer frommen Seelenverkäuferinnen! Sie finden jedesmal Neigung zum Kloſterleben, wo ſie ein unerfahrenes Mädchen in ihren Netzen zu haben glauben. Aber das macht mir keine Sorge. Zoë iſt klug genug, dieſe alte Betſchweſter an der Naſe zu führen, bis —

„Und darin beſtänden die ſeltenen Gaben, von denen

Du ſo viel Rühmens machſt? Grobe Täuſchung der würdigſten und frömmſten aller Frauen durch lügenvolle Wünſchen, die ihr Herz verleugnet, durch eine erheuchelte Sehnſucht nach der heiligſten Beſtimmung, die einem Weibe werden kann?“

„Laura,“ ſprach Jacques Pierre kalt, „dann haſt Du die Deinige offenbar verfehlt — “

„Wer weiß es, Jacques? deſſen aber bin ich gewiß, daß nur Eins mich an die Welt knüpft, wenn dieß Eine gleich mein Alles iſt.“

„Geſtehe doch, Laura, daß man das Leben beſſer anwenden kann, als daß man es mit Kloſterzänkereien, Chorſingen und Langeweile verliert.“

„Ach, Jacques, alle menſchliche Freuden gehen vorüber, und die Liebe ſelbſt läßt am Ende nur Freundſchaft zurück, wie Du ſagſt.“

„Und iſt dieß nicht genug?“

„Meinem Herzen genügt es nicht. Mein Herz bedarf Liebe und wird brechen, wenn es ſie verloren. Ach, Jacques, ich kann noch nicht an dieſe Möglichkeit glauben, wie wahr ſie mir auch manchen Augenblick zu ſeyn ſcheint — “

„Und doch konnteſt Du ihren Talisman verlieren? — Ja, Du konnteſt ihn verloren haben, ohne ihn zu vermiſſen?“ —

Laura ſah auf ihre Hand und brach in einen lauten Schrei des Entſetzens aus.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thüre.

„Hier kommt der Mann, der Balsam für diese Wunde hat,“ sprach Jacques Pierre mit einem Ausdruck, der nicht ohne Schadenfreude war, und verließ das Gemach.

Der Eintretende aber war Jaffier.

Viertes Kapitel.

Wir müſſen unſre Leſer in das Kloſter zurückführen und ſie einen Blick in die Zelle der Schweſter Urſula werfen laſſen.

Ob es gleich die Wohnung der Vorſteherin des Hauſes iſt, ſo kann doch nichts einfacher ſeyn, als die Einrichtung des ganzen Gemaches. Man ſieht darin nichts von Geräthſchaften, als einen Tiſch mit einem Strohſtuhl, ein Betpult und ein Bette; wenn anders das Lager einer Büßenden ſo genannt werden kann. Wenigſtens beſteht es nur aus einer breiten, eichenen Bohle, die auf einem eiſernen Geſtelle ruht, und einem Kopfkiſſen von reiner, jedoch grober Leinwand, welches dem Anſehen nach mit Reiſern gefüllt iſt. Vor dem Betpult hängt ein großes, hölzernes Crucifix, und auf demſelben liegt ein offener Pſalter. Ein kleines, elfenbeinernes Crucifix ſteht zwiſchen einem Todtenkopf und einem Reliquienkaſten auf dem Tiſche. Trotz dieſer armſeligen Ausſtattung macht ſich die äußerſte Reinlichkeit, die in der ganzen Zelle herrſcht, auf eine angenehme Weiſe bemerklich.

Die Bewohnerin ſelbſt befindet ſich allein in derſelben. Sie kniet vor ihrem Betpult, und die kleine Zelle erſcheint außer allem Verhältniß zu der erhabenen Figur und den weiten faltigen Gewändern, welche den Boden um ſie bedecken.

Donna Orſola iſt ohne Zweifel aus dem Gebet in tiefe Betrachtungen übergegangen. Ihre Augen ſind mit einem eigenthümlichen Ausdruck, welcher der Bewunderung von unſichtbaren Gegenſtänden anzugehören ſcheint, in die Höhe gerichtet.

Leis öffnet ſich die Thüre der Zelle. Zwei Nonnen werden ſichtbar, die durch den Contraſt auffallen, welcher ſich für den erſten Blick zwiſchen ihnen ausſpricht. Die Eine alt, mager, gelb, ein wahres Bild des Haſſes gegen Jugend und Glück, und die Andre eine zarte, jungfräuliche Geſtalt, deren Anmuth ſelbſt das weite, ſchwerfaltige Ordenskleid nicht verbergen kann. Dabei ein Geſicht von der edelſten griechiſchen Bildung; Augenbraunen von einer Zartheit und einem Schwung, wie ſie Feinheit und Kühnheit des Geiſtes zugleich bezeichnen. Augenwimpern ſo ſchwarz, lang und glänzend, daß man dergleichen ſelbſt in Griechenland nicht leicht findet, und zwiſchen ihnen ein Aug, in welchem der Muthwillen hinter dem ſinnigen Ernſte zu lauern ſcheint, ſchwarzblau von Farbe, dem Meere gleich, wenn es, um ein Bild von Alciphron zu entlehnen, in den erſten Strahlen der Frühſonne glänzt. Die zarten Lippen, von denen ſich nur die untere kaum bemerkbar rundet, laſſen die ganze Feinheit der Umriſſe des Mundes erkennen, deſſen

Winkel bei aller Beweglichkeit einen besondern Ausdruck von Charakterfestigkeit verrathen. Diese Eigenschaft scheint auch durch das schön und kräftig gerundete Kinn bestätiget zu seyn. Aber Alles, was wir blos anzudeuten vermocht haben, ist fast nur sichtbar, wie der Rosenschimmer, der auf ihren Wangen liegt und ein so duftiges Ansehen hat, daß man ungewiß bleibt, ob er nicht die Wirkung eines schönen Reflexes der Abendbeleuchtung sey.

Wenn wir fast ein Porträt entworfen und doch die Aehnlichkeit mit der Schönen verfehlt haben, die unsern Lesern in dem Augenblick ihrer Rettung aus dem Schiffbruch bekannt geworden ist, so dürfen wir die Schuld wenigstens nicht auf die kurze Zeit schieben, die wir zu diesem Bilde verwenden konnten. Die alte Nonne hat sich längst entfernt, nachdem sie ihrer jüngern Begleiterin durch ein Zeichen bedeutet, daß sie an der Thüre stehen bleiben und warten solle, bis die Schwester Orsola ihr Gebet geendigt. Zoë hält sich auch lange so ruhig, ja unbeweglich, daß der Athem der betenden oder in Beschauung versunkenen Vorsteherin hörbar ist. Nur wird ihr ausdrucksvolles Gesicht manchmal von den Blitzen innerer Regungen durchzuckt, und man hätte fast ein Lächeln des Spottes erkennen müssen, wenn so vieler Schönheit und Anmuth in Gegenwart des Alters und der Andacht eine Stimmung der Art möglich seyn dürfte.

Die Schwester Orsola befindet sich in einem Zustand, der sich nicht beschreiben läßt. Ihre Arme, ihr Haupt, ihr ganzer Körper scheinen emporzustreben; so gewaltig

drückt sich der Schwung ihres Innern selbst in ihrem Aeußern aus. Wer einen solchen Zustand nie gesehen, dem werden wir unverständlich bleiben; die katholische Kirche nennt ihn die Ekstase und bewahrt das Andenken von Heiligen, welche sich auf diese Weise vor den Augen anderer frommer Personen betend vom Boden erhoben und vor dem Altare geschwebt haben. Sie achtet ihn einem Wunder gleich, und ein Wunder ist er allerdings; denn wer möchte sich erkühnen, das Werk zusammenwirkender Macht religiöser Inbrunst besonders begabter Menschen und der hohen Glaubensfreudigkeit tief durch sie aufgeregter Naturen für eine Täuschung zu erklären?

Zoë scheint zu stutzen bei diesem Anblick. Ihr Auge heftet sich mit großer Gespanntheit, aber ohne Sympathie der Andacht, auf die Schwester Orsola. Sie scheint sich überzeugen zu wollen, daß sie sich nicht täusche, und obgleich der Ernst ihres Blickes eine Zeit lang wächst, so geht er am Ende doch in Gleichgültigkeit über. Sie verändert ihre Stellung einmal um das andre; sie gähnt sogar, sie verbirgt es bald nicht mehr, daß es ihr zu lange daure.

Nun läßt sie auch ihre Blicke hin- und herlaufen in der Zelle. Der Eindruck, welchen alle diese Gegenstände auf sie machen, scheint nicht günstig. Ein Zug von Verachtung spielt eine Weile um die Enden ihrer Unterlippe. Ja, dieser Ausdruck kehrt vorübergehend stärker wieder, indem sie die Augen auf ihr eigenes Gewand richtet.

Von Neuem wendet sich ihre Aufmerksamkeit der

Schweſter Orſola zu; denn der Athem der frommen Frau iſt lauter und raſcher geworden. Sie befindet ſich in einer wahrhaft gewaltſamen Bewegung. Die erhobenen Arme beginnen zu zittern, und das Haupt ſcheint ſich nur noch mit krampfhafter Anſtrengung aufrecht zu halten. Plötzlich läßt ſie es mit den Armen ſinken und neigt beide auf den Pult. So bleibt ſie eine geraume Zeit ohne weitere Bewegung liegen.

Dem Schein der Sonne nach zu urtheilen, welche immer tiefer in den Hintergrund der Zelle fällt, hat Zoë weit über eine Stunde gewartet. Aber nun wird es ihr zu lange; ſie beginnt zu huſten, erſt leiſe, dann etwas lauter. Sie verändert ihre Stellung nicht ohne Geräuſch, und als ein plötzlich entſtandener Windzug von dem langen Gange her die leicht verſchloſſene Thüre öffnet, ſchließt ſie ſolche mit ſtärkerer Heftigkeit, als ſie zu jeder andern Zeit gethan haben würde und auch jetzt hätte geſchehen ſollen.

Auf dieſe Störung erhebt die Schweſter Orſola das Haupt und wendet es gegen Zoë'n mit einem unverkennbaren Ausdruck des ſtrafenden Unwillens. Doch endigt ſie darum ihre Andacht nicht; vielmehr fährt ſie fort im ſtillen Gebet, als ob nichts geſchehen wäre.

Zoë muß den ſtrafenden Blick verſtanden haben. Sie wird ernſter als je, und kein noch ſo leiſes Geräuſch von ihr ſtört fürder die Betende. Aber ihr Ernſt wird allmählich zum Unmuth, und eine große Thräne ſammelt ſich an den langen ſeidenen Wimpern, bis ſie zur Erde fällt.

Und gewiß würde sie in laute Thränen ausgebrochen seyn, hätte die Betende jetzt nicht ihre Aufmerksamkeit ganz besonders erregt. Schwester Orsola richtet sich auf einmal wieder auf; sie drückt die gefalteten Hände krampfhaft auf den Pult und starrt empor. Kein Gebet bewegt ihre Lippen; aber ihre Wange röthet sich trotz ihres Alters, und ihr Auge strahlt in freudiger Begeisterung. „So lebe wohl denn, geliebte Schwester," ruft sie auf einmal, ohne ihre Stellung zu verändern; „lebe wohl, reine, fromme Seele! Einer weißen Taube gleich schwebst Du empor zum Throne Gottes und lässest uns allein zurück in diesem Thale des Jammers! O wie schön, wie heilig bist Du in Deiner neuen Glorie! Wer vermag solchen Glanz auszusprechen! Wie kurze Zeit hast Du im Fegfeuer zugebracht! Noch ist Dein Leib nicht zur Erde bestattet, und schon fliegt Dein seliger Geist empor zu der ewigen Herrlichkeit — "

In diesem Augenblick stürzen mehrere Nonnen athemlos in die Zelle und rufen: „Kommt, ehrwürdige Mutter, das Wunder zu schauen, welches sich begeben —"

Aber die Schwester Orsola hat keinen Sinn für einen Gegenstand außer ihr. Sie spricht fort, ohne sich zu unterbrechen: „Jetzt erkennst Du, was ich Dir oft gesagt, als Du noch mit mir wandeltest in der Zeitlichkeit; ja, nun erkennst Du, daß Alles, was Du gelitten, nichts ist gegen den Ruhm und die Wonne, so Dir der Herr bereitet hat im Himmel!" —

Die Nonnen waren neben Joë'n stehen geblieben und hatten sich ehrfurchtsvoll stille gehalten. Als die

Schweſter Orſola ſchwieg und ihre Blicke noch lange ſtumm in die Höhe gerichtet hielt, wie wenn ſie mit ihren Augen einen Gegenſtand verfolgte, der ſich immer weiter entfernte, wagte Keine, ſich ihr zu nähern, obgleich Eine die Andere anſtieß, daß ſie es thun möchte. Endlich ſprach die Aelteſte, von der es die Uebrigen, wie es ſcheint, wiederholt verlangt hatten, laut zu ihnen: „Es iſt vergebens, die fromme Mutter anzureden. Sie befindet ſich in dem Zuſtande der Verzückung, und dann iſt ſie ohne Augen und Ohren für die ganze Außenwelt.“

„Wenn aber das Wunder inzwiſchen vorübergeht,“ ſagte eine Jüngere, „ſo glaubt ſie nicht, was wir geſehen, und hält es für hochmüthigen Dünkel, daß wir der Gnade, ein Wunder zu ſchauen, gewürdiget ſeyn wollten.“

„Seyd nicht ſo kleinmüthig, Schweſter Placida,“ erwiederte die Vorige. „Wer weiß ob die fromme Mutter das Wunder nicht ſelber geſehen in ihrer Verzückung? Iſt ihr nicht ſchon Herrlicheres begegnet?“ —

Die Nonnen ſchwiegen, und Aller Blicke blieben ſtumm auf die Schweſter Orſola gerichtet, welche ſich nun geraume Zeit gar nicht mehr rührte, ja faſt einer Bildſäule gleich geworden war. Nur ſah man allmählich das Roth, das über ihr Geſicht verbreitet war, verſchwinden, und das ungewöhnliche Feuer ihrer Augen erlöſchen. Es ſchien nahe daran zu ſeyn, daß die Kraft ſie verlaſſen, und ſie umſinken würde. Schon ſprangen die Nonnen herbei, um ſie in ihren Armen aufzufaſſen; da erhob ſie ſich plötzlich mit ihrem ganzen gebieteriſchen

Anstand und sprach: „So ist Euch der Hochmuth bereits gewachsen, weil Euch die unbefleckte Jungfrau ein Wunder zu schauen vergönnt hat? Geht, Unwürdige, und lernet einmal Euch selbst verachten, wenn Ihr der Schwester ähnlich werden wollet, deren irdische Verklärung Ihr gesehen! — "

„Geht, sag' ich Euch," setzte sie hinzu, als die Nonnen mit zum Boden gerichtetem Blick und gefalteten Händen stehen blieben, „und verkündiget indeß den übrigen Unwürdigen, die sie Schwester nennen durften, daß die fromme Schwester Monima bereits aus dem Fegfeuer erlöst und in die ewige Seligkeit eingegangen ist. Während Ihr das leibliche Wunder sahet, bin ich des geistigen gewürdiget worden. Ich habe sie emporschweben, habe sie eingehen gesehen in den Himmel und sich niedersetzen zu den Füßen der unbefleckten Jungfrau, der ihr ganzes, frommes, sich selbst verachtendes Leben geweiht war. Geht! Ihr aber, meine Tochter," sprach sie zu Zoë'n, „Ihr bleibt! Ich habe mit Euch zu reden." —

Die Nonnen entfernten sich schweigend, demüthig und ehrfurchtsvoll, und Zoë sah sich wieder allein mit der frommen Frau. Und gewiß würd' ihr nun erst bange geworden seyn, hätte sich nicht über das abgespannte Gesicht der Schwester Orsola ein Ausdruck von Milde gelegt, welcher dem gebietenden Ernst ihrer edeln Züge ganz besonders wohl anstand. Zoë faßte Muth und lispelte leis: „Ihr habt mich rufen lassen, ehrwürdige Mutter — "

„Es muß spät seyn," erwiederte die Schwester Orsola; „die Sonne steht schon so niedrig." —

Zoë schwieg. —

„Ich habe Dich rufen lassen, meine Tochter," fuhr Jene fort, „weil mein Herz das Bedürfniß fühlt, genauere Bekanntschaft mit dem Deinigen zu machen. Drum sage mir zuerst, wie Du die Fügung ansiehst, welche Dich in dieses Gotteshaus geführt hat."

„Ich sehe sie für eine besonders glückliche Fügung an."

„Nenne sie lieber eine göttliche Fügung, meine Tochter. Die Menschen treiben so schweren Mißbrauch mit dem Worte Glück, daß die Meisten, was die himmlische Güte und Weisheit von ferneher eingeleitet, wie einen Zufall, wie einen Wurf im Spiele betrachten, der eben so gut so und anders fallen kann. Es gibt keinen Zufall in der Welt, meine Tochter. Alles, was dem Menschen begegnet, ist im Himmel berechnet und beschlossen worden, gleichwie jedes Haar gezählt ist, das von seinem Haupte fällt. Ich darf nicht zweifeln, daß die unbefleckte Jungfrau, deren Schirm und Gnade dieses Gotteshaus ganz besonders empfohlen ist, wichtige Absichten mit Dir hat, meine Tochter. Du bist im Schiffbruch an diese Küste gekommen, wie der heilige Apostel Paulus einst an die Küste der Insel Melite kam. So sprach wenigstens der Mann, der Dich dem Schutze dieses Gotteshauses übergeben." —

Eine schnelle aber leise Röthe flog über Zoë's Gesicht bei diesen Worten der Schwester Orsola. —

„Der gute Mann!" fuhr Diese fort, indem sie ihr

Auge sichtbarlich fester auf Zoë's Angesicht heftete; „er schien sehr besorgt um Dich zu seyn. Er ist wohl ein älterer Bruder von Dir, vielleicht gar Dein Vater?“ —

Zoë erröthete noch stärker und stockte mit ihrer Antwort.

„In der That würd' ich ihn am liebsten für Deinen Vater halten,“ fuhr die fromme Frau nach einer Weile fort. „Wenn eine Jungfrau Deines Alters von einem Mann aus dem Schiffbruch gerettet und auf seinen Armen durch die Stadt getragen wird, kann es ohne Verletzung von Zartgefühl und guter Sitte fast nicht geschehen, ein Vater muß denn der Retter seyn.“

„Ehrwürdige Mutter,“ erwiederte Zoë gefaßt; „wenn der Mensch in der höchsten Lebensgefahr schwebt, so ist ihm jeder Retter willkommen.“

„Deine Rede, meine Tochter, klingt überaus weltlich und fast etwas vorschnell. Auch der Satan könnte die Gestalt Deines Retters angenommen haben; und gewiß verbergen sich die sündhaftesten Absichten nur zu oft unter dem Schein von Theilnahme und Beistand. Aber Laster und Sünde sind schlimmer, als der Tod, und wo man, um Beiden zu entgehen, noch sterben kann, ist die Gefahr nicht die höchste. Dein Retter war also weder Dein Vater, noch Dein Bruder — was war er denn?“ setzte sie nach einer Pause hinzu, in der sie eine Art von Antwort erwartet hatte.

„Er war mein Beschützer —“ sprach Zoë, nicht ohne Verlegenheit.

„Dein Beschützer? — Vielleicht Dein Vormund?

Der Freund Deines Vaters? Ein wohlwollender Gönner Deines Hauſes, welcher Dich unter ſeinen Schutz nahm auf einer Reiſe, zu der Du durch beſondere Pflichten gezwungen warſt?“

„Ehrwürdige Mutter, der Mann, den ich meinen Beſchützer nenne, iſt ſolches in der That und in der Wahrheit. Mir und den Meinigen ſchon früher als unſer Mitbürger befreundet, hat er mich nicht nur aus dem Rachen des Meeres, ſondern auch aus der Gewalt von Feinden gerettet, die ſchlimmer waren — “

„Der Himmel wird es ihm lohnen, und auch Du, meine Tochter, wirſt fleißig im Gebete des Mannes gedenken, dem Du nicht nur die Rettung Deines Lebens, ſondern auch die Erhaltung Deiner Tugend ſchuldig biſt.“

„Gewiß thu' ich dieß, ehrwürdige Mutter,“ erwiederte Zoë mit beſonderer Lebhaftigkeit.

Die Schweſter Orſola ſtutzte kaum bemerkbar und fuhr fort: „Und die ſchlimmen Feinde, aus deren Händen Du gerettet wurdeſt, wer waren ſie? Vielleicht gar Ketzer?“

„Sie waren ſchlimmer; es waren Türken —“

„Schlimmer, meine Tochter? Du biſt im Irrthum. Unſre ſchlimmſten Feinde ſind die Ketzer. Bei den Türken war nur Dein Leib in Gefahr; bei den Ketzern wär' es Deine unſterbliche Seele geweſen. Aber eine ſchwere Prüfung war es immer. Ich hoffe zur unbefleckten Jungfrau, daß Du rein und unverſehrt aus derſelben hervorgegangen biſt; wiewohl unſre heilige Kirche für

solches Unglück, wenn auch keinen Trost, doch Buße und Vergebung hat."

„Ihr dürft Euch deßhalb beruhigen, ehrwürdige Mutter —"

„Ja, ich möchte glauben, daß eine solche Prüfung zu Deinem wahren Heil ausgeschlagen seyn würde. Du wärest dadurch dringender zur Selbstverachtung aufgefordert worden, ohne die keine Heiligung unsres Innern möglich ist. Aber wie kamst Du in die Gewalt der Türken, meine Tochter?"

„Das venetianische Schiff, mit dem ich von Corinth nach Venedig ging, ward im adriatischen Meere von einer türkischen Galeere genommen —"

„In Wahrheit, Fügungen von ganz besonderer Bedeutsamkeit! Und der Zweck Deiner Reise nach Venedig, meine Tochter? Wohl um Verwandte aufzusuchen? Oder Du warst mit diesen und bist erst in der türkischen Gefangenschaft von ihnen getrennt worden?"

„Nein, ich war von Gott und der Welt verlassen —"

„Welch ein sündhaftes Wort hast Du ausgesprochen, meine Tochter! Du warst nicht von Gott verlassen; denn Gott verläßt Niemand, der an ihn glaubt, auf ihn vertraut und zu ihm ruft. Du warst nicht von der Welt verlassen; denn auch in der einsamen Wüste des Meeres fand sich ein Retter für Dich. Aber Du fühltest Dich unglücklich, verlassen, meine Tochter?"

„Ich hatte Niemand mehr in der Welt. Mein Vater war der Rache eines Gewaltigen gefallen, gegen den er die Gesetze zum Schutze für mich aufgerufen, und meine

Mutter dem Gram um ihn und der Bekümmerniß um mich unterlegen. Da nahm ich den Reſt der Habe, die mir von ihnen geblieben, zuſammen und ſchiffte mich ein nach Venedig, um in der Stadt, wo Mächtigere ſind als jener Gewaltthätige, den Arm der Gerechtigkeit gegen den Mörder meines Vaters und den Räuber meiner — "

„Sprich es nicht aus, meine Tochter; die Bläſſe Deiner Stirn' und die Röthe Deiner Wangen reden laut genug. Ich bedaure Dich; ja ich wünſche Dir Glück zu dieſer Fügung — "

„Mutter — "

„Und warum nicht? Gab es einen andern Weg, der Dich zum Heil führen konnte, da Dir dieſer beſtimmt wurde? Wie hätteſt Du ſonſt in das Gotteshaus kommen können, in welchem Dir Ruhe, Glückſeligkeit und Heiligung beſchieden ſind? Auch wird Dir dieſe Fügung die ſchwere Arbeit der Selbſtverachtung erleichtern, in welcher der Menſch nicht nachlaſſen ſoll, ſo lang er in der Zeitlichkeit wandelt. Sperne te ipsum, hat der heilige Bernardus ſchon gelehrt; und sperne te ipsum, verachte Dich ſelbſt, hat mir unzählige Mal Philippus Neri, der fromme Knecht Gottes, wiederholt, als ich in Rom auf beſondern Befehl des heiligſten Vaters Gregorius des Dreizehnten unter ſeiner geiſtlichen Leitung ſtand. Der Finger Gottes iſt aber auch deutlich darin zu erkennen, daß Deine Rettung aus der Türken Gewalt durch einen Mann erfolgte, zu welchem Du als Landsmann und Mitbürger ein doppeltes Zu-

trauen faſſen durfteſt. Aber was ſag' ich?" unterbrach ſie ſich auf einmal ſelber, als ob ſie in einem Irrthum zu ſeyn glaubte; „Corinth — nanntest Du nicht Corinth Deine Vaterſtadt, meine Tochter? Corinth, die Stadt, in welcher das Chriſtenthum eine ſeiner frühſten Gemeinden gehabt hat?"

„Nicht anders, ehrwürdige Mutter — "

„Der Mann aber, der Dich in dieſes Gotteshaus gebracht, war ein Franzoſe, ſeiner Sprache nach zu urtheilen."

„Er iſt ein Bürger von Corinth, ehrwürdige Mutter; aber wie die Seeleute alle, ſo iſt er weit durch die Welt gekommen und hat ſich die Sprache fremder Länder zu eigen gemacht."

„Meine Tochter," ſprach die Schweſter Urſula ſanfter als gewöhnlich; „Du haſt einen Grund, mir die Wahrheit zu verhehlen. Dieſer Mann iſt ein Franzoſe; Sprache, Geſichtsbildung und Benehmen laſſen keinen Zweifel übrig. Er iſt ein Bewohner dieſer Stadt; denn er hat es mir ſelbſt geſagt." —

Zoë erröthete und ſchlug einen Moment die Augen zu Boden, doch faßte ſie ſich ſogleich und erwiederte:

„Er hat aber die griechiſchen Meere beſchifft, ehrwürdige Mutter. Da ich ihn mehreremale in dem Hauſe meines Vaters geſehen, ſo hielt ich ihn für meinen Landsmann und Mitbürger."

„Ich fürchte — ja, warum ſollt' ich es nicht hoffen? — denn die göttlichen Fügungen leiten auf dem einen, wie auf dem andern Weg zum nämlichen Ziele — Du

wirst auch hierin eine Nöthigung zur Selbstverachtung finden, durch welche die Heiligung des Menschen allein möglich wird. Die Barmherzigkeit Gottes ist unerschöpflich, die Fürbitte der unbefleckten Jungfrau allmächtig, und wenn Dein übriges Leben nur Selbstverachtung und Buße ist, so wird Dir weder diese Fürbitte noch jene Barmherzigkeit entstehen. Ich will jezt nicht weiter in die Falten Deines Herzens dringen, meine Tochter; Du wirst in dem Kreise der reinen Jungfrauen, in welchem Du Dich nun befindest, bald so viel Anlaß zur Selbstverachtung gewinnen, daß es Dir zum Bedürfniß werden wird, alle Geheimnisse Deiner Sündhaftigkeit in meinen Busen auszuschütten, und meinen Beistand zu dem schweren Geschäfte Deiner Heiligung zu verdienen. Gehe, meine Tochter, und betrachte das Antlitz der frommen Schwester Monima, welche Du im Leben nicht mehr gesehen, aber von deren Verherrlichung Du, ohne es selbst zu wissen, Zeuge geworden bist!" —

Unter diesen Worten war die Dämmerung mit der gewöhnlichen Schnelligkeit des südlichen Himmels eingetreten, und in gleichem Maß schien auch der eingeschüchterten Zoë die erhabene Gestalt der Schwester Orsola zu wachsen. Es war, als ob der kolossale Schatten, in welchem sie vor ihr stand, über die Decke der Zelle hinausreichte, und die Stimme, die zu ihr sprach, immer höher herabtönte. Das arme Mädchen begann zu zittern, und als es sich verabschieden hörte, eilte es mit einer Schnelligkeit fort, daß es sich am

Ende des langen Ganges befand, auf welchen sich die doppelte Reihe der Zellen dieses Flügels öffnete, bevor es noch wußte, wie ihm geschehen war.

Zoë suchte nun die Treppe, welche nach dem Kreuzgang hinunter und von da nach der Kirche führte. Aber die Dunkelheit hatte so schnell zugenommen, und sie war noch so wenig mit dem Gebäude bekannt, daß sie dieselbe nicht mehr finden konnte. Vielmehr gerieth sie, wie ihr däuchte, in einen andern Gang, an dessen äußerstem Ende eine schwache Helle sichtbar war. Das Geschrei eines Kindes, welches von heftigen Schmerzen zu leiden schien, tönte von Weitem den Gang herauf. Wie kläglich es auch lautete, so war es Zoë'n doch fast willkommen. Es verrieth wenigstens die Nähe eines Wesens, das menschliche Gefühle hatte. Sie faßte Muth und eilte dem Schalle nach, der sie auch bald vor eine Thüre führte, aus welcher sich das Geschrei des Kindes immer lauter vernehmen ließ. „Ich will es nicht wieder thun, Mutter; ich will es gewiß nicht wieder thun!“ hörte sie kläglich schreien, während schon die Schläge einer Ruthe auf den bloßen Körper hörbar schienen. „Du sollst es nicht nur nicht wieder thun, kleine Schlange,“ vernahm Zoë deutlich eine ihr bekannte Stimme; „Du sollst auch Niemand davon sprechen, wenn Du es nicht noch schlimmer fühlen willst!“ —

Zoë's erster Gedanke war, die Zelle zu öffnen, theils um ihrer eigenen Angst los zu werden, theils um dem Kinde zu helfen. Aber eine Stimme der Klugheit, wie sie ihrem Geschlecht instinktmäßig beiwohnt, warnte sie.

Sie hielt sich stille, bis das Kind ruhiger zu werden begann; dann erst pochte sie an die Thüre und trat ein, nachdem sie leise Antwort erhalten hatte.

Laut heulend stürzte fast im nämlichen Augenblick ein Mädchen von ungefähr acht Jahren in ihren Schoß und rief, ihre Beine umklammernd: „Hilf mir, heilige Jungfrau; die Schwester Misericordia will mich tödten!“

„Schüttelt die kleine Schlange ab, die Euch umwindet,“ rief die alte Nonne, die, einer Furie gleich, mit der Ruthe in der Hand vor Zoë'n stand und ihr das Kind wieder entreißen wollte.

„Ach, heilige Jungfrau,“ rief dieses, während es sich hinter Zoë'n stellte und ihre Gewänder immer fester faßte; „hilf mir! Ich habe nicht gewußt, daß ich die rothe Schminke nicht anrühren sollte. Sie haben ja auch die todte Schwester damit gemalt!“ —

„Albernes Kindergeschwätze,“ sprach die Nonne schnell begütigt; „wenn sich der Teufel der Lüge und Eitelkeiten so früh regt, muß er durch ein scharfes Beispiel für immer getödtet werden. Habt Ihr Erlaubniß zu diesem Besuche von der Priorin, meine Tochter?“ fragte sie Zoë'n.

„Nein, fromme Schwester; und ich würd' es auch nicht gewagt haben, bei Euch einzutreten, wenn mich die Verlegenheit nicht dazu getrieben hätte — “

„Ihr wollt sagen, die Neugierde?“ —

„Verzeihet mir. Ich befand mich in einer unsäglichen Verlegenheit. Ich kam von der Schwester Orsola — “

„Von unsrer hochwürdigen Mutter Priorin, wollt Ihr sagen —“

„Habt Nachsicht mit mir, fromme Schwester. Ich bin noch zu kurze Zeit in diesem Gotteshause und kenne seine Sprache so wenig, wie seine Räumlichkeiten. Nur darum bin ich Euch durch meine Gegenwart lästig und durch meine Reden anstößig geworden.“

„Ihr werdet mir jedesmal willkommen seyn, so oft Ihr mich mit Erlaubniß der hochwürdigen Mutter Priorin besuchet; denn wenn sie es auch noch nicht förmlich ist, so ist sie es doch dem Wesen nach und wird auch unfehlbar dazu erwählt werden, sobald das päbstliche Breve für dieses Gotteshaus angelangt und die kanonische Wahl dadurch möglich geworden seyn wird.“

„Aber ich bitte Euch wenigstens um die Liebe, fromme Schwester, mich zu belehren, welchen Weg ich nehmen muß, um nach dem Chor der Kirche zu gelangen.“

„Ich geh' eben selbst dahin und werd' Euch begleiten.“ —

Sie schickte sich an und nahm die Lampe; die Kleine aber hielt sich fest an Zoë'n.

„Du bleibst hier, bis ich wieder komme —“ sprach die Nonne mit unterdrücktem Zorn zu dem Kinde.

Dieses fing von Neuem an, kläglich zu weinen und klammerte sich nun um so hartnäckiger an Zoë'n fest. Die Nonne wollte es mit Gewalt losreißen; aber das Kind entschlüpfte ihr und verbarg sich hinter seiner vermeintlichen Beschützerin. Diese fühlte Mitleiden und bat flehend um Barmherzigkeit für das Kind. Die Nonne blieb jedoch unerbittlich; sie ward immer heftiger und gerieth

endlich in solche Leidenschaft, daß sie dem Kinde nachlief. Heulend und schreiend sprang dieses um Zoë herum, und sie stand eben im Begriff, es zu erhaschen, als sie gegen den Betstuhl anstieß und heftig zu Boden stürzte.

Im nämlichen Augenblick that sich auch die Thür auf und trat die Schwester Orsola ein. „Welchen Lärmen muß ich vernehmen in diesem Hause, das der tiefsten Stille gewidmet und noch eben durch ein sichtbares Wunder des Himmels beglückt worden ist? Kann die Hölle kein Lächeln des Himmels sehen, ohne daß ihr Neid rege wird, und sie die Freude der Frommen zu vergällen sucht?“ —

Bei dieser ernsten Anrede hatte sich die Nonne wieder vom Boden erhoben und wollte antworten.

Aber die Schwester Orsola schnitt ihr augenblicklich die Rede ab und sprach: „Schweiget, Schwester Misericordia. Ihr habt zur Vesper nicht die Zahl von Rosenkränzen gebetet, die ich Euch ein für allemal täglich dreimal zu beten aufgegeben, damit ihr den Versuchungen Eures heftigen Temperamentes widerstehen könnt. Geht und wascht Euch; Ihr blutet! Kommt, meine Tochter,“ wandte sie sich zu Zoë'n, „und Du sollst uns begleiten, mein Kind,“ setzte sie gegen das Letztere hinzu.

Sie wollte das Mädchen bei der Hand nehmen, aber es entfernte sich mit einem sichtbaren Schauder von ihr und trat auf die andere Seite von Zoë'n, deren Hand es faßte.

„Was soll dieß heißen, Lauretta?“ sprach Schwester

Orſola mit Verwunderung und nicht ohne eine Beimiſchung von Unmuth.

„Da ſeht Ihr ſelbſt, welch' eine kleine Schlange ſie iſt," ſprach die alte Nonne, ermuthigt durch die, ihr wohl bekannte Stimmung der Priorin.

„Schweigt!" erwiederte Dieſe, ſich augenblicklich faſſend. „Jugend hat nicht Tugend und zieht ihres Gleichen dem Alter vor. Kommt, meine Tochter!" —

Die Schweſter Orſola verließ die Zelle, und Zoë, mit der Kleinen an der Hand folgte ihr. Schweigend ging es fort durch die langen Gänge, die Treppen hinunter in den Kreuzgang, und es kam Zoë'n ſchauerlich vor, als ſie hier den Wiederhall ihrer leiſen Schritte ſelbſt vernahm. Alles war ſtille, und nur einige Johanniswürmchen unterbrachen das Dunkel, welches über dem kleinen Garten lag, an dem ſie vorüber kamen.

Endlich traten ſie in den Chor der Kirche. Die tiefſte Stille herrſchte auch hier; aber eine blendende Helle umfing ſie dafür.

Die ſtarke Beleuchtung kam von einer Anzahl dicker, hoher Kerzen, die um eine Art von Katafalk ſtanden, welcher mitten im Chor errichtet war. Eine Nonne lag auf demſelben, deren Haupt ein dichter Schleier bedeckte. Rings umher kniete der doppelte Kranz ihrer Schweſtern, die in ſtillen Gebeten begriffen ſchienen.

Die Schweſter Orſola kniete ſich in die innern Reihen und bedeutete Zoë'n mit einem Blicke, daß ſie neben ihr Platz nehmen ſollte. Lauretta nahm ihre Stelle gleichfalls an Zoë's Seite.

Nach einer langen Pauſe ſtiller Gebete erhob ſich die Schweſter Orſola und trat neben den Katafalk. Sie nahm den Schleier vom Haupte der Todten und bedeutete die Nonnen durch einen Wink, daß ſie gleichfalls aufſtehen ſollten. Nur ſo konnten ſie die Todte ſehen; auch richteten ſich ſogleich aller Blicke auf dieſe, und ein Ausdruck des ehrfurchtsvollen Erſtaunens ward in den Geſichtern der meiſten Nonnen und in den leiſen Tönen der freudigen Ueberraſchung Mehrerer von ihnen bemerkbar.

In der That war es auch ein Anblick ſeltener Art. Eine hohe Röthe, die doch nicht das Anſehen des Lebens hatte, lag über dem Geſichte der Todten. Ihre Augen waren geſchloſſen, und die Schläfe ſo tief eingeſunken, daß über den Zuſtand, worin ſich der Körper befand, kein Zweifel obwalten konnte.

Der Kreis um den Katafalk ſchloß ſich immer enger zuſammen; denn die hintern Reihen der Neugierigen drückten auf die vordern. Donna Orſola ſtand mit einem faſt triumphirenden Blick hinter dem Haupte der Todten und hatte noch den aufgehobenen Schleier in der Hand. Auf einmal geſchah durch eine der vorderſten Nonnen, welche unſanft von hinten gedrängt worden war, ein Stoß an den Katafalk; die Todte ſelbſt wurde dadurch erſchüttert, und im nämlichen Augenblick ſprangen die Nonnen mit einem Geſchrei des Entſetzens auseinander. Faſt eben ſo ſchnell hatte die Schweſter Orſola den Schleier wieder über das Geſicht der Todten fallen laſſen.

Wirklich war es aber auch ein graushafter Anblick gewesen, der sich schnell vorübergehend dargestellt. Der Unterkiefer der Todten war durch die Erschütterung heruntergesunken, ihr Mund hatte sich weit geöffnet und die Zunge war über die Trümmer der wenigen Zähne herausgequollen. Dieses entsetzliche Bild der Auflösung stellte einen so widrigen Contrast gegen das Roth der Wangen dar, daß es kaum der so ganz entgegengesetzten Stimmung bedurfte, worin sich alle Anwesenden zu befinden schienen, um durch den raschen Uebergang auf's Tiefste erschüttert zu werden.

Nur die Schwester Orsola war nicht erschrocken; aber sie hatte sich doch nicht so weit zu beherrschen vermocht, daß nicht ein wahrer Wuthblick auf die Nonne, die an den Katafalk gestoßen, ihr Inneres verrathen hätte.

Die fromme Frau schien es jedoch augenblicklich selbst zu fühlen, wenn nicht gar zu bereuen. Sie wurde milder als gewöhnlich, und die verschiedenen Anordnungen, welche sie noch traf, wurden in auffallend sanfterem Ton ertheilt. Ja, sie schlug es Zoë'n nicht einmal ab, als diese sich ausbat, daß Lauretta die Nacht in ihrer Zelle schlafen dürfte; die Schwester Misericordia, welche im Augenblick dieser Bewilligung herbeitrat und einige Einwendungen dagegen machen wollte, wurde kurz abgefertigt.

Zoë führte das Kind mit einem innern Triumphe weg. Gelang es ihr aber auch, ihn zu verbergen, so ließ die Kleine desto lauter ihre Freude aus und küßte die Hand ihrer Retterin einmal über das andere.

„Du mußt mich nicht mehr die heilige Jungfrau nennen,“ ſprach Zoë zu dem Kind, als ſie mit ihm in ihrer Zelle angekommen war. „Es iſt eine Sünde, Jemand ſo zu nennen und ſich ſo nennen zu laſſen.“

„Biſt Du denn nicht die heilige Jungfrau Maria Magdalena?“ fragte die Kleine. „Du biſt doch ſo ſchön und ſo gut; was biſt Du denn?“

„Was ich bin, mein Kind?“ erwiederte Zoë. „Weiß ich ſelber, was ich in dieſem Augenblick bin? Ich bin eine arme Verlaſſene, wie Du — “

„Ich verlaſſe Dich gewiß nicht; Du mußt mich aber auch nicht verlaſſen. Dann ſind wir Beide nicht verlaſſen.“

„Wie heißeſt Du, mein Kind?“

„Lauretta nennen ſie mich. Du haſt gewiß einen ſchönern Namen?“

„Ich heiße Zoë — “

„Zoë?“ rief das Kind lachend. „Welch ein Name! Ich habe dieſen Namen nie gehört. Gibt es auch andere Nonnen, die ſo heißen?“

„Gewiß, Lauretta. In meinem Vaterland heißen viele Mädchen ſo.“

„Biſt Du denn noch ein Mädchen? Ich dachte, Du ſeyeſt eine Schweſter. Du haſt ja das braune Gewand an. — Ach, wie heißeſt Du doch? Ich wollte Dir etwas ſagen.“

„Ich heiße Zoë; nun mußt Du es aber auch behalten. Und was willſt Du mir denn ſagen?“

„Ich will Dir ſagen, Zoë, daß Du in einem andern Kleide viel ſchöner ſeyn würdeſt.“

„Das glaub' ich auch; aber was soll ich machen? Ich habe kein anderes.“

„Ich will Dir alle meine Kleider schenken! Ich habe viele und schöne Kleider. Die Mutter schickt sie mir, sagt die Schwester Marentia — aber ich muß Dir noch etwas sagen. Doch nur leise — “

„So sprich; es hört uns Niemand hier.“

„O die Schwester Marentia hört es, wenn ich nur denke. Ich will es Dir in's Ohr sagen — “

Zoë bot dem Kinde das Ohr dar.

„Ich liebe die Schwester Marentia gar nicht — “

„Was hat sie Dir denn zu Leid gethan?“

„Freilich lieb' ich sie jetzt ein Bischen mehr; denn sie hat mich zu Dir gebracht. O wie lieb' ich Dich! Wenn Du nur auch hießest, wie Du lieb bist! Ich habe immer vor dem Bilde der heiligen Maria Magdalena gekniet; und Du siehst ganz aus, wie sie. Warum soll ich Dich nicht so nennen? Ich habe auch noch einen andern Namen gehabt; aber ich weiß ihn nicht mehr. Wenn ich wieder zu meiner Mutter komme, werd' ich sie fragen, und dann sollst Du ihn auch erfahren.“

„Wo ist Deine Mutter?“

„Ich weiß es nicht; sonst wär' ich zu ihr gegangen. Aber jetzt geh' ich nicht mehr zu ihr. Ich bleibe bei Dir, und Schwester Marentia kann mir nun Alles sagen, was ihr einfällt, ich verlasse Dich doch nicht. Du mußt wissen, ich habe auch einen Vater!“

„Glückliches Kind!“ rief Zoë wehmüthig, indem sie es in ihre Arme schloß.

„Warum biſt Du denn traurig? Haſt Du keinen Vater?“

„Ich habe einen gehabt — “

„Hat ihn Dir die Schweſter Miſericordia genommen?“

„Frage mich nicht darnach, gutes Kind,“ ſprach Zoë mit einer Thräne im Aug; „erzähle mir lieber von Deinem Vater.“

„Mein Vater, mußt Du wiſſen, hat ein Schiff, aber ein größeres Schiff, als ſie auf dem Arno haben. Das Meer, das zum Schiffe meines Vaters gehört, iſt viel ſchöner als der Arno. Man kann nicht bis an's andere Ufer ſehen, ſo groß iſt es.“

„Biſt Du darauf geweſen?“

„Ob ich darauf geweſen bin? Das will ich glauben Ich habe darauf geſchlafen, einmal, zweimal, dreimal, dann kamen wir in eine andre Stadt. Da verließ uns die Mutter — “

„Da wirſt Du wohl recht traurig geweſen ſeyn?“

„Ich? Warum hätt' ich traurig ſeyn ſollen? War es nicht genug, daß Mutter traurig war? Vater ſprach, ſie ſollte fröhlich ſeyn. Aber ſie wollte nicht. Siehſt Du, wenn ich Deinen Namen wüßte, ſo würd' ich Dir ſagen, wen ich lieber habe.“

„So will ich Dir ihn wiederholen. Ich heiße Zoë, und nun ſage mir aber auch, wen Du am liebſten haſt?“

„Den Vater hab' ich am liebſten. Die Mutter iſt ſo groß und ſieht aus, wie die Mutter Priorin. Sie machen Geſichter, als ob ſie gar nicht lachen könnten.

Und lachen ist doch keine Sünde! Mein Vater lacht auch gern, und die Andern alle, die kommen und fragen: Capitän, habt Ihr nichts zu befehlen?"

Zoë erröthete bei diesen Worten und fragte hastig: „Also Capitän nennt man Deinen Vater?"

„Wie? Weißt Du das nicht? Capitän Jacques Pierre nennen ihn die Leute."

Auf diese Worte schloß Zoë das Kind in ihre Arme. Dieses wußte gar nicht, wie ihm geschah; aber die Zärtlichkeiten seiner neuen Freundin thaten ihm so wohl, daß es in die Hände klatschte und voll Fröhlichkeit um sie herumtanzte. Zoë selbst war durch den glücklichen Zufall, der ihr das Kind ihres Retters in die Arme geführt hatte, so freudig überrascht, daß sie sich eine Weile nicht besser zu fassen wußte als Lauretta. Bald stellte sich jedoch die Besorgniß ein, daß die laute Freude der Kleinen irgend eine böse Macht des Klosters wecken könnte. Vielleicht fühlte sie auch das Bedürfniß, dieses Glück in den verschiedenen Beziehungen zu betrachten, die es auf ihre Zukunft haben konnte; denn es ist dem Menschen eigenthümlich, daß er Alles, was ihm Gutes begegnet, gleichsam als ein Vorzeichen des Bessern ansieht, das nachfolgen soll. Da sie überdieß fürchtete, daß die starke Aufregung, in der sich das Kind befand, ihm nachtheilig werden könnte, so setzte sie sich mit ihm auf ihr Bett und erbot sich, ein Mährchen zu erzählen, wenn es recht aufmerksam zuhören wollte. Lauretta versprach Alles, was Zoë wollte, und schenkte der Erzählung ihre ganze Aufmerksamkeit.

„Es waren einmal drei Mädchen," begann Dieſe, „und die drei Mädchen waren Schweſtern. Die Eine war ſo groß wie Du; die Andere war größer als Du, und die Dritte war kleiner wie Du. Man nannte ſie nur die drei hübſchen Schweſterchen. Euphroſyne hieß die Aelteſte mit den braunen Augen, Aglaja die Zweite mit den ſchwarzen Augen, und Thalia die Jüngſte mit den blauen Augen — "

„Mir gefallen die ſchwarzen Augen am beſten, wie Du ſie haſt," unterbrach das Kind die Erzählerin.

„Und mir die braunen, wie Du ſie haſt," antwortete Zoë freundlich. „Und Du ſollſt bald ſehen, wer die Klügſte iſt von den drei hübſchen Schweſterchen. Denn als ſie ſich viele Blumen gepflückt, wanden ſie ſich Kränze daraus und umſchlangen einander damit im Tanze. Und wie ſie ſo tanzten auf der Spitze des Hügels, im Schatten des Ulmbaums, da ſprach Aglaja: Ich ſehe ein Schiff; das Schiff nähert ſich der Küſte, und das Schiff bringt mir etwas Gutes — "

„Und brachte es ihr etwas Gutes?"

„Das wirſt Du bald ſehen — "

„Nicht wahr, Aglaja mit den ſchwarzen Augen hatte das Schiff geſehen?"

„Gewiß, Lauretta. Aber die Andern ſahen auch etwas — "

„Und was ſahen ſie denn?"

„Das wirſt Du bald erfahren, Lauretta; denn Thalia ſprach: Ich ſehe einen Vogel hoch in den Lüften. Der Vogel trägt etwas in ſeinem Schnabel, und was

er in dem Schnabel trägt, ist etwas Schönes, und was er trägt, das bringt er mir."

„Und was brachte er ihr denn Schönes?"

„Das wirst Du bald erfahren; denn Euphrosyne sah auch etwas und sprach: Ueber die Wiese dort kommt eine Gazelle gelaufen. Die Gazelle hat etwas am Halse hängen, und was ihr am Halse hängt, bringt Glück, und was Glück bringt, ist mir bestimmt."

„Da möcht' ich am liebsten Euphrosyne gewesen seyn. Die Gazelle ist ein so niedliches Thierchen, und wer das Glück hat, soll Alles haben."

„Du wirst bald sehen, ob Du gut gewählt hast; denn das Schiff legte sich an die Küste, der Vogel schwebte über den drei Schwestern in der Höhe, und die Gazelle blickte herüber aus dem nächsten Gebüsche zu ihnen. Da stieg eine Frau aus dem Schiffe; sie war nicht jung und nicht alt, sie war nicht schön und nicht häßlich, sie war nicht freundlich und nicht finster. In der einen Hand hatte sie den Stab, auf den sie sich stützte im Gehen, und in der andern trug sie ein silbernes Kästchen —"

„Und was war in dem silbernen Kästchen?"

„Das wirst Du bald erfahren, Lauretta; denn es senkte sich nun auch der Vogel herab aus den Lüften. Der Vogel aber war nicht weiß und nicht schwarz, nicht blau und nicht grün, nicht roth und nicht gelb, und er trug in seinem Schnabel einen Ring, an dem Ring aber hing ein goldenes Kästchen —"

„Und was war in dem goldenen Kästchen —"

„Das wirſt Du bald erfahren, Lauretta; denn nun nahte ſich auch die Gazelle aus dem Gebüſche. Die Gazelle aber war nicht gelb und nicht ſchwarz, nicht weiß und nicht braun, nicht wild und nicht zahm. Sie hatte ein goldenes Halsband um, und an dem Halsband hing ein bleiernes Käſtchen — "

„Und was war in dem bleiernen Käſtchen? — "

„Das wirſt Du bald erfahren, Lauretta — denn die Frau, die nicht jung und nicht alt, nicht ſchön und nicht häßlich, nicht freundlich und nicht finſter war, ſie legte das ſilberne Käſtchen zu Füßen Thalia's — "

„Was fand Thalia in dem Käſtchen?"

„Das wirſt Du bald erfahren, Lauretta; denn der Vogel, der nicht ſchwarz und nicht weiß, nicht blau und nicht grün, nicht roth und nicht gelb war, der legte ſein goldenes Käſtchen zu Füßen Aglaja's — "

„Und was fand Aglaja in dem goldenen Käſtchen?"

„Das wirſt Du bald erfahren, Lauretta — denn nun nahte ſich auch die Gazelle, die nicht gelb und nicht ſchwarz, nicht weiß und nicht braun, nicht wild und nicht zahm war, und die Gazelle legte das ſilberne Käſtchen zu Thalia's Füßen — "

„Und was fand Thalia in dem ſilbernen Käſtchen?"

„Das wirſt Du bald erfahren, Lauretta; denn der Vogel, der nicht ſchwarz und nicht weiß, nicht blau und nicht grün, nicht gelb und nicht roth war, der Vogel legte ſein goldenes Käſtchen Aglaja'n zu Füßen — "

„Und was fand Aglaja in dem goldenen Käſtchen?"

„Das wirſt Du bald erfahren, Lauretta; denn nun

nahte sich auch die Gazelle, die nicht gelb und nicht schwarz, nicht weiß und nicht braun, nicht wild und nicht zahm war, und die Gazelle legte das bleierne Kästchen Euphrosynen zu Füßen —“

„Und was fand Euphrosyne in dem bleiernen Kästchen?“

„Das wirst Du gleich hören, Lauretta; denn zuerst öffnete Thalia das silberne Kästchen, Thalia mit den blauen Augen —“

„Und was fand Thalia mit den blauen Augen in dem Kästchen?“ fragte das Kind gähnend.

„Das wirst Du gleich erfahren, Lauretta; denn nun öffnete auch Aglaja das goldene Kästchen, Aglaja mit den schwarzen Augen —“

„Und die schwarzen Augen, was fanden sie? —“ fragte das Kind so voll Schlafs, daß es seine Frage nicht endigen konnte, sondern sein Haupt auf Zoë's Schulter sinken ließ. —

So gut hatte das Mährchen gewirkt, womit man in Milet die Kinder einzuschläfern pflegte. Denn wie gern auch Zoë noch mit dem anmuthigen Kinde geplaudert hätte, so war sie doch froh, es so schnell zur Ruhe gebracht zu haben.

Sanft legte sie es auf das Bette nieder und nahm angekleidet Platz an seiner Seite. Lang betrachtete sie die anmuthige Schläferin und bewunderte ihre Aehnlichkeit mit ihrem Vater, bis endlich die Lampe erlosch, und der Schlaf sich auch auf ihre Augen niedersenkte.

Fünftes Kapitel.

Jacques Pierre hatte noch am Abend Nachricht erhalten, daß ihn der Herzog von Ossuna morgen frühe sprechen möchte, indem er einen Ausflug nach Capua vorhabe, und seine Rückkehr in den nächsten Tagen nicht gewiß sey.

Als er um sechs Uhr Morgens im Palast erschien, standen die Pferde für den Vicekönig schon bereit. Er wurde augenblicklich in den Saal geführt, in welchem der Herzog ohne Ceremonie zu empfangen pflegte. „Seine Excellenz ist noch mit Absendung einer Depesche beschäftiget," sprach Laverrière, der ihn eingeführt hatte, „und wird Euch nicht lange warten lassen. Von allen diesen Leuten," setzte er leise gegen Jacques Pierre hinzu, „kommt Keiner vor, wie lang' auch die Namen und Titel von Manchem unter ihnen seyn mögen, und diese Beiden am allerwenigsten." —

Die letzte Bemerkung Laverrière's galt zween angesehenen Männern von ziemlich vorgerücktem Alter, welche in diesem Augenblick in den Saal traten. Beide machten

sich dem ersten Blick durch ihre hohe Statur und ihre gebückte Haltung bemerkbar.

„Die denken Wunder, welch ein Dank sie erwarte; aber ihr Irrthum wird nicht lange dauern," fuhr Laverrière gegen den Capitän fort.

„Und sollten sie keinen Dank verdienen?" antwortete Dieser. „Ich freue mich über Eure glückliche Ankunft, Herr Admiral," setzte er, ihnen entgegentretend, hinzu; „Euch aber, Herr Admiral, hätt' ich eher zu Brindisi als hier zu finden geglaubt," sprach er zu dem Andern.

„Wenn man die Launen des Meeres gegen die Leute auf trockenem Boden rechtfertigen soll," antwortete Dieser, „so thut man am besten, das Land selbst unter die Füße zu nehmen. Ich habe den Empfang, der mich hier erwartet, zur Hälfte schon in Brindisi genossen, während mein Waffenbruder noch allen möglichen Raum hätte, sich den seinigen nach Lust und Gerechtigkeit zu träumen. Wir hätten nicht nur die reichsten Kauffahrer der Türken und der Venetianer nehmen, sondern auch noch dem Veniers nachrennen sollen, damit man in Neapel ein Te Deum singen konnte, dessen Kerzen der Sieg nicht bezahlt haben würde. Es wär' eine Geschichte geworden, wie die vom Hund in der Fabel, der nach dem Schatten im Wasser schnappte und darüber verlor, was er bereits zwischen den Zähnen gehabt hatte. Hohl der Henker den Herrendienst! Ich wollte lieber, daß ich ein Mönch geworden wäre als ein Seemann."

„Laßt es Euch nicht leid seyn, Bruder," sprach der Andre. „Euer kühnes Gemüth taugt besser zum Heulen

des Sturmes als zum Horagesang! Ihr werdet sehen, der Herzog wird uns besser empfangen, als Ihr glaubt. An Höfen hellt sich der Himmel oft schneller auf als zur See. Dieser Saal ruft mir eine Scene in's Gedächtniß zurück, welche davon Zeugniß geben kann. Ich war dazumal noch ein junger Bursche und kam frisch von der Schule zu Sevilla. Dort in der Ecke stand ich und wartete, bis ich zum Vicekönig hineingerufen werden würde. Es war mir nicht wohl zu Muth dabei. Der Großvater des gegenwärtigen Herzogs von Ossuna war dazumal Vicekönig dieses Landes; ein Herr von der alten Welt, stolz, finster und streng, daß sich ihm nicht leicht Einer ohne Zittern nahte —"

„Aber er war doch gerecht," fiel der Andre ein.

„Das mußten selbst seine Feinde rühmen. Aber Niemand hat noch behauptet, daß diese Tugend von seinem Hause gewichen sey. Der ganze Saal war voll von Menschen, die auf Audienz warteten; es befanden sich Männer darunter, welche die ersten Würden der Krone trugen. Hier, am Vorhang, standen sie, als könnt' es gar nicht fehlen, daß sie zuerst hineingerufen würden. Aber siehe da, es geschah, was man nie zuvor gesehen. Der Vicekönig selbst trat heraus und rief: Wo ist Diomed Caraffa? Ich kann heute sonst Niemand sprechen. Caraffa trat hervor und folgte dem Vicekönig in sein Kabinet; wir Andern aber hatten das Nachsehen und konnten unverrichteter Sachen wieder gehen. Nun müßt Ihr wissen, daß dieser Caraffa einige Wochen zuvor auf der Hochzeit des Herzogs von Bovino mit der

Tochter des Vicekönigs allein weggegangen war, weil Dieser verlangt hatte, daß sich Niemand in seiner Gegenwart bedecken sollte. Der ganze hohe Adel von Neapel war bei dem Feste gewesen; Alle hatten sich Solches gefallen lassen und sahen sich nun zum Dank dafür gegen den Einzigen, der ihm getrotzt, zurückgesetzt. Die Sache machte viel böses Blut. Der Vicekönig hätte eher eine neue Steuer auflegen können, sie würden es nicht so übel genommen haben."

„Der Herzog mochte wissen, was er that," sprach Jacques Pierre; „aber diese Männer wußten auch, was ihnen geschehen war. Zurücksetzung schmerzt immer, besonders wenn sie in Gegenwart Andrer trifft."

„Erlaubt mir, Herr Capitän," fiel Laverrière ein; „was für die Einen eine Zurücksetzung scheint, wird für die Andern eine Auszeichnung. Wenn die Auszeichnung nur den rechten Mann trifft, so wird sich jeder Verständige zu trösten wissen."

„Gewiß wird der Enkel jenes Herzogs den rechten Mann so gut zu finden verstehen, wenn es Noth ist," antwortete der Admiral Francesco Ribeira.

„Capitän Jacques Pierre!" rief der Vicekönig, der in diesem Augenblick aus dem Cabinet trat.

Jacques Pierre trat vor und machte dem Herzog eine tiefe Verbeugung.

„Wir bedauern, Euch heute nicht sprechen zu können, meine Herren," fuhr der Herzog gegen die Uebrigen fort. „Kommt, mein edler Normann; ich warte schon lange mit Ungeduld auf Euch." —

Mit dieſen Worten zog der Herzog den Capitän mit ſich in ſein Cabinet; der alte Seemann aber ſprach zum Andern: „Hab' ich es Euch nicht geſagt? Ich reite Tag und Nacht von Brindiſi hieher, um ihm ſchnell genug mündlichen Rapport zu bringen, und nun ich da bin, kann ich kein Gehör finden; und Ihr bringt die reichſten Priſen, die je gemacht worden ſind, ſelbſt mit. Lohn und Dank ſollten uns erwarten; aber ſiehe da, wir werden nicht einmal eines Blickes gewürdigt. Dafür widerfährt, was Ihr zuvor eine Auszeichnung nanntet, einem Offizier, gegen deſſen Talent und Verdienſt nichts einzuwenden iſt, der aber doch immer nur unter dem Commando von Euch und mir geſtanden hat —“

„Allerdings hätten die beiden Admirale, welchen dieſe Demüthigung widerfuhr, einen beſſern Empfang erwarten dürfen. Indeß nahmen ſie den, der ihnen geworden, eben ſo verſchieden auf, wie ihr ganzes Weſen war. Beide bildeten bei gewiſſen Aehnlichkeiten die auffallendſten Contraſte gegen einander. Der Eine, der Admiral Don Pedro di Leiva, ein Mann von ungewöhnlich hoher und magerer Statur, mit einem Kopf von ſeltener Größe auf dem langen Halſe. Der Andere von gleicher Höhe, aber von ſtarker Corpulenz, und mit einem kleinen, runden Haupt auf den breiten Schultern. Einer, wie der Andre, den Oberkörper geſenkt haltend, nach Art der Leute, die ihr ganzes Leben zwiſchen niedrigen Schiffsräumen zugebracht haben. Jener ein gutmüthiger Polterer, der ſeiner Empfindlichkeit gleich mit ſeemänniſcher Freimüthigkeit Luft machte; Dieſer ein beſſerer Hofmann,

ſo geſchmeidigen Geiſtes, als ſchwerfälligen Körpers, und nur um ſo freundlicher ausſehend, je finſterer ſein College geworden war. Sie kamen eben von einem Kreuzzug, welchen ſie im adriatiſchen Meere gegen den venetianiſchen Admiral Veniero gethan hatten. Man warf ihnen vor, daß ſie die Gelegenheit, denſelben mit ſeinem ganzen Geſchwader zu vernichten, um eine levantiſche Handelsflotte von ungewöhnlichem Reichthum wegzunehmen, aus den Händen gelaſſen. Die Beute, welche ſie gemacht, war in der That ungeheuer, und ſie meinten Wunder, welchen Dank ſie ſich bei dem Vicekönig verdient hätten. Aber wie viel Geld auch Don Pedro von Oſſuna brauchte, und wie gut er es anzuwenden wußte; ſo ſetzte er doch mehr Werth auf Ruhm, als auf Schätze, und erklärte geradezu, ſelbſt geſchlagen würden ſie ihm willkommener geweſen ſeyn, als mit ſo reicher Beute. „Wir haben ihnen befohlen, ein Treffen zu liefern, oder wenigſtens Pola oder irgend einen andern Hafen an der Küſte von Iſtrien wegzunehmen," ſprach er, „dafür machten ſie einen Corſarenzug und brachten Goldſtoffe und orientaliſche Spezereien, ſtatt Ruhm und Ehre, zurück. Einem Krämer aus der Straße von San Giacomo würden ſie allerdings ſo am willkommenſten ſeyn; ein Vicekönig fragt nach beſſerem Gewinn."

„Das wiſſen wir gewiß," fuhr der Herzog gegen Jacques Pierre fort, „daß die Venetianer ſo leichten Kaufs nicht weggekommen wären, hätte uns der Himmel mit dem Gedanken erleuchtet, Euch das Commando über die Flotte zu geben. Warum iſt uns auch nicht einge-

fallen, daß Schädel, die auf ſo hohen Schultern ſitzen, gewöhnlich leer ſind?“

„Gnädigſter Herr, ich weiß nicht, ob ich der Verſuchung widerſtanden hätte,“ erwiederte Jacques Pierre. Gewiß kann man den Venetianern nicht weher thun, als wenn man ihnen recht viele wohlbeladene Handelsſchiffe wegnimmt.“

„Allerdings, Capitän. Es iſt ein Krämervolk; aber dieſes Krämervolk iſt eine politiſche Macht, und dieſe Macht ruht auf ihren Kriegsſchiffen. Wir führen Krieg mit ſeiner Macht und nicht mit ſeinen Waarenlagern und fodern zuerſt Gehorſam von unſern Admiralen, dann Ruhm und zuletzt erſt Beute. Ihr ſeyd nicht freundlich empfangen worden an dieſer Küſte, Capitän?“

„Bin ich nicht über Verdienſt entſchädigt durch den Empfang, den ich bei Ew. Excellenz gefunden? Wär' es nicht auf Koſten der braven Admirale geſchehen — “

„Capitän Jacques Pierre, dieſe Geſinnung macht Euch Ehre, und es wäre ſchon der Mühe werth, eine kleine Ungerechtigkeit zu begehen, damit eine ſo wackere Geſinnung Gelegenheit gewänne, ſich zu zeigen. Aber wir kennen unſre Leute. Was brauchte dieſe lange Vogelſcheuche die Flotte zu verlaſſen, um uns ihre Spindelbeine ein paar Tage früher unter die Augen zu bringen? Und an der Fettmaſſe des Andern gleitet ohnedieß jedes Wort ab, wie der Regen an einem Oelfaß. Uebrigens wiſſen wir den Werth der Priſen, die Ihr gemacht, darum nicht minder zu ſchätzen. Wir denken, dieſe goldenen Stoffe in rüſtige Segel und die köſtlichen

Spezereien in gutes Schießpulver umzuwandeln und werden unsrer Flotte einen Befehlshaber geben, der sie nicht blos zu Beute, sondern auch zu Ruhm und Macht zu führen versteht."

„Ich dachte, der Frieden wäre geschlossen — "

„Was geht uns dieser Frieden an, Capitän? So lange die Venetianer das adriatische Meer als ihre eigene Herrschaft ansehen, kann von einem Frieden zwischen Ossuna und Venedig die Rede nicht seyn. Ueberhaupt ist es einmal Zeit, diesen Krämerstaat an seinen Wurzeln zu fassen. Seine Feinde waren bisher thöricht genug, sich blos an die weit verbreiteten Aeste des Baumes zu halten. In Venedig selbst, auf dem Platze von San Marco, muß Venedig überwunden werden."

„Es ist ein großes und, bei unsrer lieben Frau vom Berge, ein wahres Wort, das ihr gesprochen, gnädigster Herr! Ich hab' es oft behauptet, Venedig ist nirgends schwächer, als in Venedig selber."

„Nicht wahr, Capitän? Ja, Ihr seyd unser Mann; Ihr versteht uns! Die Andern finden Alles, was kühn ist, unmöglich; und doch ist das Kühnste nicht nur das Leichteste, sondern auch das Klügste. Wie viel Truppen achtet Ihr nöthig für einen Angriff auf Venedig selbst?"

„Dazu bedarf es nicht vieler Truppen, gnädigster Herr. Es ist zu wenig Boden da, um operiren zu können. Aber es müssen Kerntruppen seyn, und der den Befehl führt, muß die Stadt kennen, wie seine Mütze."

„So iſt's, Capitän! Es kommt Alles darauf an, ſich der wenigen Hauptpunkte der Stadt zu bemächtigen. Damit iſt der ganze Koloß auf einmal gelähmt.“

„Eine Schwierigkeit darf aber nicht überſehen werden. Sie iſt groß, und Alles unmöglich, wenn man ſich nicht darauf vorbereitet hat.“ —

„Nun, Capitän?“

„Die Schwierigkeit iſt, eine Flotte bis vor den Markus-Platz zu führen.“

„Es geht, Capitän; man muß nur Jahrszeit, Wind und Wetter zu wählen wiſſen. Daß eine anſehnliche Flotte das Landungs-Geſchwader decken muß, verſteht ſich von ſelbſt.“

„Das genügt Alles nicht, gnädigſter Herr. Es bedarf vor allen Dingen Fahrzeuge von eigenthümlicher Bauart dazu. Die Lagunen ſind ſeicht und die Schiffe, welche ſie befahren, müſſen geringe Tiefe haben. Und auch dann kommen ſie nur auf den wenigen Fahrſtraßen durch, welche nach der Stadt führen. Man muß dieſe Fahrſtraßen kennen, ſonſt iſt Alles umſonſt.“

„Darum muß man auch den rechten Mann zum Führer haben. Und den haben wir, Capitän.“

„Ich wünſche Ew. Excellenz Glück dazu; der Fund mag weder leicht, noch wohlfeil geweſen ſeyn.“

„Das Glück, Capitän, welches in allen Dingen das Beſte thun muß. Ihr kennet ihn — “

„Ich geſteh' Euch, gnädigſter Herr, daß ich in Venedig ſuchen müßte, wenn er unter denen wäre, die ich für geeignet halte.“

„Wie? Sollte Niemand der Schifffahrt durch die Lagunen kundig seyn, als ein Venetianer?“

„Ich getraue mir, sie zu kennen; aber ich darf wohl sagen, daß mir außer Venedig Niemand bekannt ist, von dem ich das Nämliche behaupten könnte.“

„Uns eben so wenig, Capitän; und schon darum würden wir Euch haben wählen müssen, wäret ihr nicht auch in jeder andern Beziehung der Mann dafür.“

„Mich habt Ihr gewählt, gnädigster Herr?“ fragte Jacques Pierre erstaunt. „Ew. Excellenz beliebt zu scherzen. Meine Zeit ist vorbei, sollte sie auch jemals für eine solche Unternehmung da gewesen seyn. Ich habe das Glück zu oft auf die Probe gestellt, als daß ich noch einen solchen Wurf wagen dürfte. Zudem sehn' ich mich nach Ruhe; und außer der Pflicht, Ew. Excellenz meine Ehrfurcht zu bezeugen, hat mich der Entschluß vor Euer Antlitz geführt, mir meine Entlassung zu erbitten.“

„Wir können nicht glauben, daß Euch etwas Unangenehmes in unserm Dienste widerfahren ist — “

„Nichts weniger, gnädigster Herr; ich habe mich nur großer Vortheile und unverdienter Ehre zu rühmen.“

„Und was wollt Ihr mit diesem reichen Capital der besten Jahre, der schönsten Kraft und des seltensten Glückes beginnen, Capitän?“

„Ich denke mich auf meine Besitzung bei Nervi zurückzuziehen und meine Ländereien selbst zu bauen — “

„Hoffentlich habt Ihr auch Triften dabei, um Eure Schafe darauf zu weiden. Denn ein Schäferleben muß

es doch seyn, wenn Ihr Ehre und Ruhm darüber vergessen sollt? Und fürwahr, wir werden vielleicht nichts Besseres thun können, als Eurem Beispiel zu folgen — "

„Ihr scherzt, gnädigster Herr — "

„Wir scherzen nicht, Capitän; Ihr braucht nur dieses Schreiben zu lesen." —

Mit diesen Worten nahm der Herzog eine Depesche von seinem Schreibtische und reichte sie Jacques Pierre'n zum Lesen.

„Ein Schreiben Eures Monarchen, wenn ich urtheilen kann — "

„Allerdings; ein eigenhändiges Schreiben König Philipps des Dritten, von dem sie sagen, daß die Sonne nie untergehe in seinen Reichen — "

„Ich verstehe nur die Unterschrift, gnädigster Herr —"

„So wollen wir Euch den Inhalt kurz mittheilen, Capitän. König Philipp, der sich die Finger nicht gerne mit Dinte beschmutzt, hat sich durch den Gritti bereden lassen, uns diesen Brief zu schreiben und uns, wie er sich ausdrückt, allergnädigst zu befehlen, den Friedensvertrag mit den Venetianern, so weit er sein Königreich Neapel betreffe, in allen seinen Bedingungen und Clauseln auf das Genaueste zu vollziehen, die Republik Venedig vollständig für die Verluste zu entschädigen, welche wir ihrem Handel zugefügt, und unsre Flotte, deren dieses Königreich im Frieden nicht mehr bedürfe, nach Spanien zu schicken. Was meint Ihr nun, Capitän? Haben wir nicht auch alle Ursache, an ein anderes Handwerk zu

denken, als an das Regieren? Wir beſitzen ſo viele Schafheerden in Spanien, daß wir es in jedem ſeiner Königreiche mit dem Schäferleben verſuchen können. Wie wär's, Capitän, wenn Ihr auch in dieſem poetiſchen Geſchäft gemeinſchaftliche Sache mit uns machtet?"

„Ihr beliebt zu ſcherzen, gnädigſter Herr. Indeß, ich habe von dieſem Briefe reden gehört. Spinelli ſoll davon geſprochen haben. Aber ich glaubte nicht daran."

„Und was meint Ihr nun, daß wir thun müſſen?"

„Gnädigſter Herr — "

„Ihr ſeyd ein Franzoſe; ſtellt Euch einmal vor, der Herzog von Oſſuna ſey ein Neapolitaner und kein Spanier —"

„Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, da Ihr eine andere Antwort zu erwarten ſcheint, als ſie hier am Nächſten liegt."

„So wollen wir Euch ſagen, was wir thun werden. Wir gedenken uns aus dieſem Brief ſo viel zu machen —"

Mit dieſen Worten riß der Vicekönig den Brief ſeines Monarchen in Stücken und warf ſie zur Erde. Dann ſprach er: „Nun beſinnt Euch noch einmal, Capitän, ob es Euer Ernſt iſt, uns zu verlaſſen. Findet Ihr nach einigen Tagen, daß unſere Freundſchaft eine Lumperei und Manſio Euer [illegible]s Blick in Eure Zukunft eine Thorheit iſt, ſo kommt wieder zu uns, und Euer Abſchied ſoll Euch augenblicklich ausgefertigt werden." —

Damit entließ der Vicekönig den Seemann, der faſt betäubt von der Wendung, welche das Geſpräch genommen, in den Saal trat und weder Laverrière noch Renault bemerkte, die mit einander im Fenſter ſtanden

und ihr leises Gespräch gleich abgebrochen hatten, als sie seiner ansichtig wurden.

„Da seht Ihr, wie er geworden ist," sagte Renault, als Jacques Pierre, ohne sie zu grüßen, den Saal verlassen. „Er geht umher wie ein Träumer und hat keinen andern Gedanken übrig behalten, als die Griechin, die es ihm angethan. Denn mit rechten Dingen ist es nicht zugegangen. Die griechischen Weiber verstehen sich auf solche Hexenkünste, und dies ist auch die Meinung der ganzen Mannschaft seiner Galeere, welche die Thorheit entstehen und wachsen gesehen. Wie hätt' ihm sonst einfallen können, um das launische Ding ein Paar Stunden früher an's Land zu bringen, im höllischsten Sturm einen Scampavia zu besteigen und dennoch mit der Hexe allein, wie durch ein Wunder, an's Land zu kommen? Habt Ihr nicht gesehen, daß er gestern den Wein gar nicht angerührt? Und darauf ist zu rechnen, Herr Hauptmann, wenn ein Seemann sich nichts aus einem Glase Weins macht, so hat er einen Weiberspuk im Kopf."

„Gönnen wir ihm diese Freude," sprach Laverrière; „er ist ein tapferer Mann und ein Franzose, und Eines von Beiden reicht allein schon hin, um ihn zum Verehrer des schönen Geschlechts zu machen."

„Beim Löwen von San Marco, was die Tapferkeit betrifft, so mein' ich, ihm nicht nachzustehen, und ein Edelmann aus dem Bearn wird doch von besserem Korn seyn, als so ein Strohjunker aus der Normandie, wo man die Straßen mit Edelleuten pflastern kann. Und

doch wird mir Niemand nachsagen, daß ich mich jemals länger als eine halbe Viertelstunde um eine Weiberschürze bekümmerte."

„Wo hat er denn die Griechin untergebracht?"

„Wer kann das wissen, Herr Hauptmann? In seinem Haus ist sie nicht, das weiß ich. Auch versteht Donna Laura keinen Scherz in solchen Dingen."

„Ich möchte wohl glauben, daß es dem Vicekönig angenehm wäre, zu erfahren, wo sie wohnt, und es nicht Euer Schaden seyn würde, könntet Ihr es erforschen."

„Nichts leichter als das. Beim Löwen von San Marco, ich frage ihn selbst darnach."

„Ich fürchte, daß es Euch auf diese Weise nicht gelingen wird —"

„Ich sag' Euch, ehe die Sonne untergegangen ist, weiß ich es aus seinem eigenen Munde. Verliebte Leute brauchen einen Vertrauten, und könnt' er einen bessern wählen als mich? Von mir erfährt Donna Laura gewiß nichts; das weiß er wohl."

„Dann seyd wenigstens vorsichtig, Herr Landsmann, und denkt, daß von mir in der ganzen Sache nicht die Rede seyn kann, und von dem Herzog nicht die Rede seyn darf."

„Meint Ihr, Herr Hauptmann, daß Ihr mit einem Gascogner zu thun habt, dem das Herz jeden Augenblick über die Zunge läuft?" —

Der Hauptmann lächelte bei diesen Worten Renault's, als ob er gerne gesagt hätte: Elender Trunkenbold! es

wäre zu viel Ehre für Dich, wenn Du ein Gascogner wärest. —

„Aber erlaubt mir," fuhr Renault fort, „daß ich mich verabschiede, um ihm zu folgen. Sonst wär' es möglich, daß ich ihn heute nicht mehr fände."

„Laßt Euch nicht aufhalten, Herr Landsmann," erwiederte Laverrière. „Ich werde selbst auch eilen müssen, um mich noch zeitig genug an das Gefolge des Herzogs anzuschließen. Bald hätt' ich unsre kleine Abrechnung vergessen." —

Bei diesen Worten steckte er ihm noch einen Beutel in die Hand und entfernte sich durch die Thüre des Cabinets.

Der Saal war inzwischen leer geworden. Der vorsichtige Renault sah um sich, und als er allein zu seyn glaubte, zog er den Beutel, den er zuvor schon unter dem Mantel gewogen hatte, hervor, um seinen Inhalt genauer zu untersuchen.

„Die Wohlgerüche hättet Ihr sparen können," sprach er, indem er den Beutel, welcher nach der Sitte der Zeit parfümirt war, in die Höhe hielt. „Ein voller Beutel riecht gut, wenn er in der Gosse vom Fischmarkt liegt, und ein leerer Beutel stinkt, wär' er auch in Rosenöl getaucht. — Zwei, drei, fünf, zehn, fünfzehn, zwanzig, fünfundzwanzig — fünfundzwanzig Peso's," sagte er, und wog den übrigen Inhalt des Beutels in der einen Hand, während er die fünfundzwanzig Piaster, die er abgezählt hatte, in der andern Hand hielt. „Dieß mögen auch noch fünfundzwanzig

seyn; also fünfzig zusammen, sage fünfzig Silberlinge! Nun, es ist anzunehmen, wenn man denkt, daß kein König sondern ein Vicekönig gibt. Aber fünfzig Doppien wären königlich gewesen! Und wer weiß, ob der glatte Schurke mit der goldenen Kette die Goldvögel nicht herausgenommen und Silbergeld dafür eingelegt hat? Beim Löwen von San Marco, den will ich sehen, der einer solchen Versuchung nicht unterläge! Es ist ein verdammter Uebelstand in der Welt, daß zwischen Denen, die viel geben können, und Denen, die viel haben möchten, immer solche Helfershelfer in der Mitte stehen, in deren Händen die Hälfte von Allem hängen bleibt, was durch sie durchgeht! Beim Löwen von San Marco, in dieser Welt ist doch nichts ehrlicher als eine volle Weinflasche! Sie gibt Alles wieder, was man ihr gegeben hat, und Niemand kann ihr nachsagen, daß sie einen einzigen Tropfen ihres köstlichen Nasses veruntreue!" —

Unter diesem Selbstgespräch knüpfte sich Renault den Beutel am Gürtel fest und sagte schmunzelnd, indem er den Saal verließ: „Was wird Balsamchen sagen, wenn er mich mit solchem Putz erscheinen sieht!" —

Mit raschen, aber stolzern Schritten, als man sie seit unsrer Bekanntschaft mit ihm gesehen, verließ Renault den Palast und verdoppelte sie, um Jacques Pierre'n noch einzuholen. Da er ihn nicht mehr auf dem Platze vor demselben antraf, nahm er den Weg nach dem Largo del Castello, weil er nicht ohne Grund vermuthete, daß der Capitän entweder nach seiner Wohnung oder

nach dem Molo gegangen ſey. Zudem führte dieſe Richtung nach dem Weingewölbe ſeines Freundes Balſamo, wohin er ohnedieß zu gehen ſich vorgenommen, um die verſchiedenen Angelegenheiten näher zu überlegen, die er mit Laverrière beſprochen.

Er hatte bereits die ganze Länge des Molo hin und zurückgemeſſen und ſtand im Begriff, den Weg nach ſeinem eigentlichen Beſtimmungsort einzuſchlagen, als ihm Jacques Pierre auf der andern Seite des Hafens mit einem Mönch im Geſpräch ſtehend in's Auge fiel. Seine erſte Regung war, ſich Beiden zu nähern; aber er beſann ſich ſogleich eines Andern. „Von Gebet,“ ſprach er bei ſich, „iſt zwiſchen dieſen Beiden nicht die Rede; das hätten ſie beſſer im Kloſter und in der Kirche abmachen können. — Beim Löwen von San Marco, es iſt ja der Bruder Blaſius, der in ſeinem Leben nie an das Beten gedacht hat, als wenn er Gott und die Menſchen betrügen wollte. Es wird beſſer ſeyn, in dieſes nächſte Gewölbe einzutreten; da hab' ich Beide im Aug', und kann eine Flaſche dabei trinken.“ —

Und ſo that er auch; wir dürfen uns daher füglich den beiden Andern nähern, und ihr Geſpräch belauſchen.

„Es fällt Jedermann auf,“ ſprach der Mönch, „daß die Schweſter Orſola weit zuvorkommender gegen ihren Gaſt geworden iſt als im Anfang. Sie ſcheint voll Zuverſicht, ihn für das Kloſter zu gewinnen — “

„Was?“ rief Jacques Pierre aus, „meint die alte Betſchweſter, ein ſo junges Blut werde ſich zwiſchen Kloſtermauern vergraben?“

„Wäre sie die Erste, Don Jacques Pierre?“ erwiederte der Mönch. „Ihr glaubt nicht, welch ein Triumph es für eine solche alte Betschwester ist, wenn sie ein junges, schönes Mädchen die Gelübde ablegen sieht. Es sind die Ketten, müßt Ihr wissen, die sie selbst ein ganzes Leben hindurch mit heimlichem Ingrimm geschüttelt!“

„Ihr scheint auch kein grosser Freund der Curigen zu seyn, frommer Bruder?“

„Ich habe mir sie leicht gemacht, Don Jacques Pierre. Darin besteht der Vorzug meines heiligen Ordens. Man ist nicht ganz von der Welt geschieden, und wird mancher von ihren Freuden leichter theilhaftig, als im Laienstande: freilich muß man sich ein wenig verstellen können; aber das lernt sich bald im Kloster. Und die Schwester Brigida meint, die Griechin habe die Meisterschaft schon erreicht.“

„Wie so?“

„Sie zweifelt gar nicht, daß sie die Schwester Orsola an der Nase herumführt, und daß sie weltlicher gesinnt ist, als sie sich anstellt. An einem schönen Morgen wird ein Mann am Sprachgitter erscheinen, der sich ihren Bruder nennt und einen Befehl des Bischofs an die Priorin hat, die Schöne auszuliefern. Das ist die Meinung der Schwester Brigida.“

„Hat denn die alte Thörin noch nicht begriffen, daß Zoë nur eine augenblickliche Zuflucht bei ihr gesucht hat?“

„Ja, ja, Zoë nannte sie sie; aber die Schwester

Orſola hat ihr den Namen Cäcilia gegeben, und die Schweſter Cäcilia ſteht ſchon in gewaltigem Anſehen im Kloſter, weil man ſie für den Liebling der Priorin hält. Und es hat auch ganz das Anſehen davon; denn zuvor war die Schweſter Miſericordia allmächtig, ſeit ſie ſich aber geſtern Abend mit der Schweſter Cäcilia gezankt hat, iſt ſie in Ungnade gefallen."

„Ihr habt Euch gewaltige Klatſchereien auftiſchen laſſen von der Schweſter Brigida, frommer Bruder."

„Was wollt Ihr, Don Jacques Pierre? In dieſer Welt hängt Alles durch Klatſchereien zuſammen, im Kloſter, wie am Hof und auf dem Markte. Ueberdieß hat dieſe Sache Bezug auf das Kind, von dem Ihr doch auch Nachricht haben wollt — "

„So ſprecht; was iſt es damit?"

„Kurz, es muß etwas Beſondres vorgefallen ſeyn; denn die Schweſter Orſola hat der Schweſter Miſericordia die Sorge für das Kind abgenommen und ſie der Schweſter Cäcilia übertragen, in deren Zelle es ſchläft. Seit der Zeit iſt das Kind nicht mehr zu kennen vor Munterkeit und Vergnügen. Die Schweſter Miſericordia aber ſagt, es ſey eine kleine Schlange, und die Priorin würde durch Schaden klug werden. Es lohnt auch ſchon der Mühe, ſo viele Umſtände mit dem Ding zu machen, ſprach ſie zur Schweſter Brigida. Es iſt ſo wenig ein Kind des Vicekönigs, als ich. Sein Vater iſt ein Seeräuber, der ſich viel Geld zuſammengeſtohlen hat, aber ſeine Geburt mit allem Geld nicht zu Ehren bringen kann. Einen Vater hat es freilich, und eine Mutter hat es auch;

aber Beide sind nicht Mann und nicht Frau, und es ist ein wahrer Schimpf für das Gotteshaus, daß es diesen Bastard wie eine Prinzessin behandelt —"

„Was sagt Ihr?" fragte Jacques Pierre betroffen, der diese letzten Worte mit immer wachsender Spannung und steigendem Roth im Gesicht angehört hatte.

„Klatschereien! Klosterklatschereien!" antwortete der Mönch mit einem triumphirenden Ton, in welchem ein unbefangener Beobachter einen guten Zusatz von Schadenfreude erkannt haben würde. „Vielleicht leeres Geschwätz einer erbosten alten Nonne; aber daß sie es gesagt hat, dafür steh' ich Euch. Die Schwester Brigida hat gute Ohren und ein treues Gedächtniß."

„Du willst Deinen Spott mit mir treiben, Mönch," rief Jacques Pierre; „woher hast Du die Wahrheiten, welche diesen Klatschereien zu Grunde liegen?"

„Was habt Ihr, Don Jacques Pierre? Ich berichte Euch, was die Schwester Brigida berichtet, und die Schwester Brigida berichtet, was sie mit ihren eigenen Ohren gehört hat. Wenn die Schwester Misericordia lügt, so ist dieß weder meine, noch der Schwester Brigida Schuld. Relata refero, spricht der Pater Guardian."

„Wie kann diese Nonne wissen, daß ich eine Tochter habe, die auch Lauretta heißt und der Kleinen im Kloster ähnlich ist? das erklärt mir!"

„Also habt Ihr wirklich eine solche Tochter? Vielleicht ist es das Kind im Kloster?"

„Eine Spitzelfechterei der Hölle treibt hier ihr Spiel.

Alles trifft zuſammen, und doch iſt meine Tochter im Kloſter zu Florenz, das ſie nicht verlaſſen kann ohne meinen Befehl — "

„Vielleicht hat Donna Laura das Kind kommen laſſen. Sie iſt ſehr bekannt mit Schweſter Orſola; das weiß ich."

„Sie hätt' es noch weniger gethan, als ich. Sie hat Gründe, es zu unterlaſſen, die ich nicht habe. Sie fürchtet die Nähe ihres Kindes; darum iſt es auch getrennt von uns."

„Was ſoll ich ſagen, Don Jacques Pierre? Das ſind Räthſel, die ich vor der Hand nicht zu löſen verſtehe. Vielleicht bin ich Morgen glücklicher, wenn ich die Schweſter Brigida noch einmal geſprochen — "

Ohne dem Mönch weiter Antwort zu geben, kehrte der Capitän ihm plötzlich den Rücken und eilte fort.

„Wollt Ihr mich Morgen wieder hier erwarten, Don Jacques Pierre?" rief ihm der Mönch nach. Aber der Capitän hatte nach ſeiner Art kein Ohr und keine Augen mehr für ihn und war im Augenblick im Gedränge verloren.

Deſto beſſer hatte ihn Renault im Auge behalten. Er bemerkte es ſogleich, als ſich die Beiden trennten, verließ die Schenke und ſtellte ſich an den Ausgang des Molo, wo Jacques Pierre nothwendig vorbei kommen mußte.

Wirklich dauerte es auch nur eine kurze Weile, ſo rannte dieſer in einiger Entfernung an ihm vorüber. Er rief ihm zu, aber er wurde nicht gehört; da lief er ihm nach, ſo gut er es vermochte, und erreichte ihn

auch glücklich. „Beim Löwen von San Marco, Du bist heute so taub, wie ein Bettelmönch, dem ein Almosen abgefodert wird. Du wirst doch keinen so eiligen Dienst haben, daß Du einem alten Cameraden nicht zwei Worte gönnen könntest?“

„Geh' zum Henker,“ rief der Capitän, „wenn Du die Langeweile nicht mehr mit Wein und Würfelspiel vertreiben kannst! Ich habe jetzt Nöthigeres zu thun, als Dir Rede zu stehen!“ —

Mit diesen Worten eilte Jacques Pierre fort. „Ein Narr war er immer,“ sprach Renault; „aber seine Narrheit war noch im Zunehmen, und da ließ sich nicht viel dagegen sagen. Jetzt ist sie im letzten Viertel — beim Löwen von San Marco, wenn ich nicht getrunken habe, kommen mir die guten Gedanken immer langsam. Hefte Dich an seine Fersen, und es kann nicht fehlen, Du mußt in einer halben Stunde wissen, in welchem Haus er das Bischen Verstand gelassen hat, das ihm noch übrig geblieben ist.“ —

Er folgte dem Capitän hierauf in einiger Entfernung nach. Mehrere Male stand er in Gefahr, ihn ihm Gedränge zu verlieren; aber er war doch jedesmal so glücklich, seine Spur wieder zu finden. Und so begleitete er ihn dann von Weitem, bis er sich in einem Gebäude verlor, das noch im Bauen begriffen war. Renault eilte, was er konnte, um nähere Kenntniß von diesem Gebäude zu nehmen. So gelangte er in den bekannten Kreuzgang des Klosters, in welchem Jacques Pierre Zoë'n untergebracht hatte, und kam gerade zeitig genug,

um ihn im Augenblick zu bemerken, da ſich die Thüre des Sprachzimmers hinter ihm ſchloß.

„Beim Löwen von San Marco, er hat ſein Neſt gewählt, wie die Dohlen, die gerne in verfallenes Gemäuer niſten. Zwiſchen dieſen halbalten und halbneuen Mauern und Gängen wird ihn Niemand ſuchen. Nun kommt es darauf an, zu wiſſen, wem dieſer Verſteck gehört. Am beſten wär' es, wenn ſich eine gute Schenke in der Nähe fände. In ſolchen Häuſern erfährt man am genaueſten, was in der Nachbarſchaft vorgeht!" —

So ſprach Renault auf der Treppe ſtehend, die von der Straße in den Gang führte. Und indem er ſeine Blicke umher warf, blieben ſie bald auf der friſch bemalten Mauer des gegenüberſtehenden Hauſes haften. Die Malerei zeigte mehrere nackte Menſchengeſtalten, die bis an die Bruſt in Feuerflammen ſtanden und die Qual, welche ſie litten, in den widerwärtigſten Verzerrungen ihrer Geſichter ausdrückten. Nur eine dieſer Geſtalten ſah leidlicher aus; ſie trank aus einem Becher, den ihr eine, in der Luft ſchwebende Figur vorhielt. Auf den erſten Blick mußte man denken, daß es ein Engel ſey; aber ihr Anzug war der eines Schenkwirths, und als Renault über dem Gemälde die Inſchrift las: Al purgatorio di Niccolo Volante (zum Fegfeuer des Nicolaus Volante) erkannte er, daß der Name des Wirths (Nicolaus der Fliegende) in jener ſchwebenden Figur ausgedrückt war. Dieſer hatte den Gedanken an die armen Seelen im Fegfeuer, deren Qualen die Neapolitaner überall in Bildern anbringen, benützt, um

die Durſtigen, welche die Straße kamen, auf die Labung aufmerkſam zu machen, die bei ihm zu finden war.

Eine Lockung der Art konnte ihre Wirkung auf Renault unmöglich verfehlen. Auf einmal ward ihm zu Muth, als ob er mitten in den Flammen des Fegfeuers ſtände; er glaubte nicht genug eilen zu können, um ſeinen Durſt zu löſchen, den er ganz quälend fand.

Er trat ein in die Schenke, welche nach der Sitte des Landes in dem gewölbten Raume des Erdgeſchoſſes war. Er fand Niemand in derſelben, als einen langen, magern Mann mit einem gelben eingefallenen Geſicht, deſſen Schürze allein auf ſein Gewerbe ſchließen ließ. Er hatte einen ſchweren Roſenkranz über dieſelbe hängen, und konnte nach ſeinem übrigen Anzug faſt für einen Geiſtlichen gelten.

„Iſt Niemand hier?“ rief Renault, als er ſah, daß der Mann ſich gar nicht um ihn bekümmerte.

„Ich bin zu Euren Dienſten, Herr,“ erwiederte Dieſer, „und da wir heute einen Werktag haben, der kein Faſttag iſt, ſo kann ich Euch mit Allem, wozu Ihr Luſt habt, aufwarten.“

„Wie? Seyd Ihr der Wirth?“ fragte Renault verwundert: „wenn Ihr der Niccolo Volante ſeyd, ſo laßt mich für eine arme Seele im Fegfeuer gelten und reichet mir eine Labung, wo möglich von gutem Gragnanowein, wenn Ihr ſolchen habt. Dann wollen wir weiter von der Sache reden.“

„Mit Gottes Hülfe ſollt Ihr augenblicklich bedient ſeyn —“

„Beim Löwen von San Marco," sprach Renault, als sich der Wirth entfernt hatte, „dieses Safrangesicht ist am Ende ein Paternosternager! Da kannst Du Dich nur auf einen Trunk gefaßt machen, der eben so schlecht als theuer ist. Leute, die viel beten, verstehen sich besser auf ihren eigenen, als auf Andrer Vortheil." —

Der Wirth kam sogleich wieder mit einer Flasche und einem Becher zum Vorschein. Er schenkte diesen voll ein und reichte ihn seinem Gaste mit den Worten: „Gott gesegn' es Euch, Herr!"

„Das wird von der Güte Eures Weines abhängen, Niccolo Volante. Hoffentlich habt Ihr bedacht, daß Sünder meines Schlags, die bei lebendigem Leibe so viel mit ihrem Durste zu schaffen haben, nicht so leicht zufrieden zu stellen sind, als die armen Seelen im Fegfeuer."

„Hütet Euch vor gottlosem Scherz; alles Lachen soll am Ende in Weinen verkehrt werden."

„Beim Löwen von San Marco," rief Renault, als er einen starken Zug gethan; „Euer Wort ist wahr an mir geworden, ohne daß ich das Gesicht nur im geringsten zum Lachen verzogen hätte. Wenn ich Wein wie Diesen in der Hölle trinken muß, so kann man das Feuer nur immer für mich sparen. Es wird hinlängliche Qual für einen schlimmern Sünder seyn, als ich mich zu seyn rühmen kann."

„Welche Reden führt Ihr, mein Freund," sprach der Wirth ganz sanft, aber sehr ernsthaft. „Ihr seyd ein Fremder, nach Eurer Sprache zu urtheilen, und wisset wahrscheinlich nicht, daß das Fegfeuer unmittelbar unter unsrer Stadt und ihrem schönen Golf ist —"

„Nein, ich weiß es nicht, und beim Löwen von San Marco, ich glaub' es auch nicht! Wenn Ihr aber einen beſſern Wein habt, ſo gebt ihn mir und laſſet ihn Euch bezahlen nach Belieben. Am Ende bezahl' ich guten Wein doch lieber theuer, als daß ich ſchlechten für geringes Geld trinke."

„Ich kann Euch mit einem guten ſpaniſchen Wein aufwarten. Die Frau Priorin drüben über der Straße läßt jedesmal davon holen, wenn ſie unpäßlich iſt. Die fromme Frau weiß wohl warum. Das Schiff, das ihn brachte, hieß der heilige Iſidorus, und am St. Iſidorustag lief es hier im Hafen ein. Und welche Macht dieſer Heilige in Spanien hat, wißt Ihr vielleicht. So möget Ihr ſelbſt ermeſſen, wie köſtlich dieſer Wein ſeyn muß."

„Ich wollte lieber, daß Ihr Euch auf einen Biſchof berufen könntet. Weibergeſchmack iſt nicht der ſicherſte Weingeſchmack, und die Heiligen haben ſich Alle an das Waſſertrinken gehalten. Von Heiligen iſt in dieſem Punkt keine große Einſicht zu erwarten; indeß laſſet ſehen —"

„Die Flaſche koſtet aber einen Peſo. Als Mann von Gewiſſen ſag' ich es Euch lieber vorher, damit Ihr nicht hinterher glaubt, ich hätt' Euch unchriſtlich behandelt."

„Bringt nur die Flaſche. Es kommt Alles auf den Wein an; der Preis iſt bei mir nur eine Nebenſache."

Der Wirth warf einen wetterleuchtenden Blick aus ſeinen kleinen, grauen Augen auf die Börſe, welche Renault am Gürtel hangen hatte, und ſprach: „Ihr werdet finden; zween Peſo's iſt nicht zuviel für einen Wein, der ſo weit herkömmt."

„So geht um's Himmels Willen und bringt die Flasche; sonst fürcht' ich, steigt sie mit jedem Eurer Worte um einen Peso weiter im Preis —"

„Sagt' ich's nicht?" setzte Renault hinzu, als sich der Wirth entfernt hatte. „Eine Betschwester von Wirth ist gewiß der Unverschämteste unter allen Spitzbuben, die nicht gehangen werden! Ach, wo hab' ich jemals besser und wohlfeiler getrunken," rief er, mit wahrer Rührung von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen, „als bei dem guten Zanetto am Arsenal von Venedig! Drum gönnten sie ihm auch das Leben nicht. Weil er den größten Schuft von Nobile zur Hinterthüre hinaus in den Kanal warf, hingen sie ihn zwischen den beiden Säulen auf. Armer Zanetto! Hätt' ich je geweint in meinem Leben, so würd' ich's um Dich gethan haben!" —

Der Wirth kam mit einer andern Flasche. Renault erklärte sich zufrieden, nachdem er den Wein gekostet. „Gut ist der Wein," schloß er; „aber es wundert mich nicht, daß ihn Eure geistliche Nachbarin gerne trinkt. Die Weiber lieben die süßen Weine. Euern Wein in Ehren, Signor Volante, mir ist ein bittrer Wein lieber. Aber sagt mir doch, was ist dieß für ein Bau hier gegenüber?"

„Darauf kann ich Euch besser dienen als irgend Einer. Ihr seht hier eines der größten Wunderwerke von Frömmigkeit, das in unserer sündhaften, wunderarmen Zeit verrichtet worden. Und doch ist dieser Bau nur ein Zusatz zu dem eigentlichen Gotteshaus, das hinter ihm liegt und von der Herzogin von Santa Agatha gestiftet ist. Ich sage von der Herzogin von

Santa Agatha; denn sie war eine fromme Dame, und das Geld, welches sie dazu hergegeben, ist ihr gewiß schon hundertfältig im Paradies ersetzt worden. Aber der eigentliche Ruhm gebührt der Schwester Orsola, die dem Hause von Anfang an als Priorin vorgestanden. Ein himmlisches Gesicht, das sie erleuchtete, brachte ihr den Befehl des heiligen Januarius, der unbefleckten Empfängniß zu Ehren ein Kloster zu gründen. Das hat sie denn auch ausgeführt durch Gebet und Hülfe frommer Seelen und unter dem besondern Beistand des Bruders Philippus Neri, der schon bei lebendigem Leib ein Heiliger war und, wenn die Zeit gekommen ist, auch im Kalender prangen wird. Und nun will sie noch eine Einsiedelei für solche Schwestern anlegen, die sich ganz von der Welt trennen wollen, ohne je mehr einen Laien zu sehen und zu sprechen, selbst wenn es ihr Vater oder ihre Mutter wäre. Das ist der Bau, den Ihr angefangen vor Euch seht; die Schwester Orsola wird ihn mit Gottes Hülfe gewiß vollenden. Ich helfe wenigstens treulich mit meinem Gebet dazu; auch hab' ich schon zweimal davon geträumt, daß er fertig geworden sey, und die Schwester Orsola selbst als Heilige darin verehrt werde."

„Das wäre also der Eingang in das Kloster — die Thüre, die am Ende des angefangenen Kreuzgangs ist?"

„Nicht anders; und Ihr könnt jetzt schon urtheilen, zu welch großer Ehre dieser Bau einst der frommen Schwester, der heiligen Kirche und ihren Märtyrern und Heiligen gereichen wird." —

Renault kam dieses Alles so sonderbar vor, daß er

es nicht glauben wollte und durch wiederholte Fragen herauszubringen ſuchte, ob nicht eine andere Wohnung hinter dem Neubau liege. Er erhielt aber die wiederholte Verſicherung vom Gegentheil, und ſo blieb ihm zuletzt keine andere Erklärung übrig, als daß Jacques Pierre ſonſt ein Geſchäft hier haben müſſe. Denn daß er ſeine Geliebte in einem Kloſter untergebracht haben könnte, ſchien ihm gerad', als wenn er ſelbſt ſeine Würfel in einem Reliquienkaſten aufbewahren wollte.

Jacques Pierre hatte indeß leichter Zutritt im Sprachzimmer gefunden als das Letztemal. Die Thüre öffnete ſich, und die Pförtnerin fragte nach ſeinem Verlangen.

„Ich bitte Euch, der edlen Jungfrau Zoë zu melden, daß ein Landsmann von ihr am Sprachgitter ſey und ſie zu ſprechen wünſche."

„Ihr müßt im Irrthum ſeyn," erwiederte Jene; „eine Jungfrau dieſes Namens iſt nicht in unſerem Gotteshauſe—"

„Vielleicht nennet Ihr ſie Cäcilia — "

„Ja, eine Schweſter Cäcilia befindet ſich allerdings in unſern Mauern, und ich werde ſogleich Euern Wunſch melden." —

Das Herz klopfte dem Seemann, als er ſich wieder allein befand; es war ihm, als ſollt' er die Geliebte nach langen Jahren wiederſehen. Er fühlte die ganze Ungewißheit, ob ſie ſich nicht gegen ihn verändert, und behielt auch Zeit genug, um ſich Alles, was er zu erwarten hätte, in jeder Richtung auszumalen. Es dauerte wenigſtens eine halbe Stunde, bis er eine Bewegung von Innen hörte, und ſein Ohr lauſchte derſelben ſo

begierig entgegen, daß er das Rauschen von Zoë'ns Gewändern zu vernehmen glaubte. Aber die Langsamkeit, mit der sich die sehnlichst Erwartete nahte, füllte ihn plötzlich mit der Besorgniß, daß ihre Gesundheit gelitten haben müsse. So langsam geht die Liebe der Liebe nicht entgegen!

Eben so bedächtig wurde der Laden des Sprachgitters geöffnet, und Jacques Pierre sah zu seinem unangenehmsten Erstaunen die hohe, Ehrfurcht gebietende Gestalt vor sich stehen, welche Zoë'n am ersten Abend von ihm in Empfang genommen. Ihre Miene war jetzt ernster, majestätischer und strenger; er wagte kaum, die Augen zu ihr zu erheben.

Sie schien seine Anrede zu erwarten und seiner Verlegenheit Zeit vergönnen zu wollen; endlich begann sie:

„Ihr habt die Schwester Cäcilia rufen lassen. Wahrscheinlich ist Euch die Ordnung dieses Gotteshauses nicht bekannt, welche verlangt, daß man sich mit Gesuchen der Art nur an die Vorsteherin desselben wende. Daraus werdet Ihr selbst den Schluß zu ziehen wissen, daß die Vorsteherin besondere Gründe haben muß, um solche Zusammenkünfte zu bewilligen, die, wie die heilige Schwester Maria Magdalena, aus dem Hause der Pazzi, so schön und treffend zu sagen pflegte, die Gemüther der Bräute des Himmels nur von den himmlischen Dingen abziehen und sie wieder auf einige Zeit den irdischen zuwenden, welche doch nicht mehr für sie vorhanden sind."

„Ich beuge mich schuldigermaßen vor der Ordnung Eures Gotteshauses, ehrwürdige Frau; aber ich darf

auch auf Eure Gerechtigkeit zählen, daß Ihr die Jungfrau, der Ihr auf meine Bitte eine Zuflucht bewilligen wolltet, nicht länger von derselben abhängig halten werdet, als sie selbst und Diejenigen für gut finden, welchen sie angehört."

„Was die Jungfrau anbetrifft, so muß mir eher bekannt seyn, was sie für gut findet, als Euch; was die Ihrigen für gut finden, werd' ich schwerlich auf eine, meine heiligen Pflichten beruhigende, Weise von einem Mann erfahren, dessen Verhältniß zu ihr mir nur so weit bekannt ist, um die größte Vorsicht gegen ihn für nöthig zu achten. Ja, ich muß es als eine besondere Fügung zum Seelenheil des armen Kindes ansehen, daß Euch die Verlegenheit, in der Ihr Euch mit der halb Erstarrten befandet, statt in ein Haus der Sünde, in eine Wohnung der Tugend und Frömmigkeit geleitet."

„Ich erkenne es dankbar an, daß mich das Glück mit ihr an diese Thüre geführt — "

„Nennet es Vorsehung, Gott, die heilige Jungfrau, wenn ich Euch bitten darf. Mit dem Glück, dem die Gottlosen ihre Erfolge beimessen, und von dem sie Alles hoffen, hat man Nichts zu schaffen in diesen heiligen Mauern —"

„So sey es die Vorsehung, die mich zu Euch führte, und die ich gewiß darin erkennen werde, wenn sie der Jungfrau, deren Sorge mir obliegt, eine kurze Zuflucht an einem Ort bestimmt hat, den sie mit so freiem Willen verlassen kann, als sie in denselben eingegangen ist."

„Darin eben müßt Ihr die höhere Fügung erkennen. Sie ist nicht von freiem Willen, sondern durch göttliche

Nöthigung in dieſes Haus gekommen und wird es um ſo weniger wieder verlaſſen, da es ihr freier Wille iſt, in demſelben zu bleiben.“

„Nehmt mir nicht übel, ehrwürdige Frau, wenn ich Eure Behauptung durchaus in Abrede ſtelle —“

„Ich nehme dieß ſo wenig übel, daß ich mich vielmehr wundern müßte, wenn Ihr eine andere Sprache führtet. Ihr habt die Jungfrau nur in dem Stande der Weltlichkeit gekannt, verlaſſen von Allem, was ſie an Tugend, chriſtliche Zucht und Gebet erinnern konnte. Ihr habt ſie aus der Gefangenſchaft der Türken befreit, und mein Geiſt verſchmäht es, die Lagen durchzudenken, in welchen ſich die Unglückliche unter einem Volk ohne Tugend und ohne Glauben befunden haben mag. Alle Erinnerungen, alle Gedanken an jene Zeiten ſind auf der Schwelle dieſes Hauſes zurückgeblieben. An die Stelle derſelben iſt das tiefe Gefühl getreten, daß ſie von nun an in einem neuen Leben wandeln müſſe. Bereits iſt ſie ernſtlich damit beſchäftiget, ſich für den heiligen Stand, in den ſie zu treten wünſcht, zu reinigen. Euch zu ſehen, Euch zu ſprechen, würde vielleicht nur Gedanken in ihr wecken, deren ſie ſich zu ſchämen, die ſie zu bereuen hätte. Ihr fühlet daher wohl ſelber, daß Euer Wunſch für das eigene Wohl der Jungfrau, deren Beſtes Euch, wie Ihr verſichert, am Herzen liegt, unſtatthaft iſt; ſo wie ich es als eine meiner heiligſten Mutterpflichten erkenne, dieſelbe als eine Perſon, welche bereits einer höhern Ordnung angehört, vor jedem weltlichen Blicke zu verbergen, und Euch zu rathen und zu bitten, wenn

ihr in Zukunft ihrer gedenket, es nicht anders, als im Gebet, in Reue und in Buße zu thun — "

Mit dieſen Worten ſtand die Schweſter Urſula auf.

„Ich bitt' Euch, mir noch einen Augenblick Gehör zu gönnen, ehrwürdige Frau," ſprach Jacques Pierre mit gemeſſenem Ernſt und großer Entſchiedenheit und fuhr fort, als ſie ſtehen blieb und ihren Blick feſt auf den ſeinigen heftete. „Sollte durch die Koſten, welche die griechiſche Jungfrau, meine Pflegbefohlene, Eurem Hauſe verurſacht hat, eine Verbindlichkeit gegen daſſelbe entſtanden ſeyn, ſo bin ich bereit, ſie auf jede Weiſe zu löſen, und würd' es auch von ſelbſt durch ein Geſchenk gethan haben, wie es einer Perſon von edlem Stande würdig geweſen wäre, die in einer Stunde ſchwerer Verlegenheit Aufnahme, Pflege und Troſt bei Euch gefunden —"

„Ihr habt weder einen Begriff von der Natur und Würde eines Gotteshauſes, noch von dem Zuſammenhang der heiligſten menſchlichen Beſtimmung mit den wunderbaren Fügungen Gottes, wenn Ihr dieſes Haus als eine Art von Herberge betrachtet."

„Ich bitte Euch, in dieſer Anſicht nur die Verlegenheit zu erkennen, in welcher ſich der geſunde Menſchenverſtand befindet, wenn er in einem wohl regierten Staate, wo die Herrſchaft der Geſetze mit dem Stellvertreter des mächtigſten Monarchen auf dem Throne ſitzt, eine, ſeiner Obhut anvertraute Jungfrau in einem Gotteshauſe gefangen gehalten, gegen ihren Willen zum Kloſterleben beſtimmen, und ſelbſt eine Unterredung mit dem nächſten und einzigen Angehörigen, den ſie in dieſem

Lande hat, verweigern sieht. Ich will mich nicht mit Euch streiten, ob meine Ueberzeugung, daß Zoë nicht in Eurem Kloster zu bleiben wünscht, oder Eure Versicherung vom Gegentheil gegründet sey; nur bitt' ich Euch, lasset sie an dieses Gitter hier treten und mich aus ihrem eigenen Munde vernehmen, was ihr Willen ist!"

„Es wird Euch nichts helfen. Sie wird diese Erscheinung selbst ablehnen; es würde nur ihre Ruhe auf einige Zeit stören, wenn ich ihr auch eine solche Unterredung mit Euch als Pflicht auflegte. Darum beruhiget Euch mit dem Gedanken, daß sich Diejenige, die Ihr Eure Pflegbefohlene nennt, in dem Hafen befindet, wo sie gegen jeden Sturm des Lebens gesichert und der ewigen Seligkeit gewiß ist."

„Treibet mich nicht zum Aeußersten, ehrwürdige Frau," sprach Jacques Pierre fester als je, aber nicht ohne Heftigkeit; „es gibt heutzutage keine Klosterpforte mehr, welche sich nicht der geistlichen Gewalt öffnet, und keine geistliche Gewalt, die der weltlichen nicht gehorchen muß. Ich werde den Schutz des Erzbischofs für die Gefangene anrufen, und ich weiß, daß er ihr solchen gewähren wird; aber ich werde im Nothfall auch die Hülfe des Vicekönigs gegen Euch und ihn erbitten, und Ihr möget alsdann mit Beschämung erfahren, daß man Euch zu Demjenigen zwingen wird, was Ihr nur mit mehr Ehre und zu ewiger Dankbarkeit Derjenigen thun könntet, die nichts verlangen, als daß Ihr das blinde Vertrauen ehren sollet, welches man Eurem Stand, Eurem Alter und Eurem Rufe geschenkt hat."

„In Gottes Namen! Thut, was Ihr nicht laſſen könnt. Aber nennet mir doch den Namen des Mannes, mit dem ich einen ſo ſchweren Kampf zu beſtehen haben ſoll — “

„Ich bin der Capitän Jacques Pierre und trage einen Namen, der an dieſen Küſten nicht unbekannt und in der ganzen Levante gefürchtet iſt — “

„Capitän Jacques Pierre!“ wiederholte die Schweſter Orſola mit einem Blick, in welchem ſich ein innerer Triumph erkennen ließ, den ſie ſich beeilte, durch ſchnelles Schlieſſen der Laden des Sprachgitters zu verbergen.

„Tod und Teufel!“ rief der Capitän aus, als er ſich wieder allein ſah; „wär' es möglich, daß ſich Jod in der kurzen Zeit von der alten Betſchweſter hätte bethören laſſen? Wie? Ich ſollte ſie dem mächtigſten Volke der Erde und dem furchtbarſten aller Elemente entriſſen haben und nicht einmal aus den Händen einer alten Nonne retten können? — “

Mit dieſen Worten ſtürzte er hinaus aus dem Sprachzimmer und den Gang hinunter auf die Straſe.

Renault hatte ſeine Flaſche um dieſe Zeit nahezu geleert und ſtand eben bei ſich an, ob er Jacques Pierre's Rückkehr abwarten und zu dieſem Zweck eine zweite Flaſche kommen laſſen oder ſich zu den Weinen von Balſamo Wiegeſagt wenden ſollte. Da ſah er den Capitän in der größten Bewegung aus dem Gang heraustreten. Er bemerkte im Augenblick, daß ihm etwas Ungewöhnliches begegnet ſeyn mußte; daher warf er die zween Peſo's auf den Tiſch und eilte, ohne ſeinen Becher zu leeren, aus dem Gewölbe hinaus, um Jacques Pierre'n zu folgen.

Er hielt sich so lang an seine Fersen, bis er die Stelle erreicht hatte, wo er vor einer Stunde so brüsk von ihm abgefertigt worden war, indem er sich das Ansehen geben wollte, daß er inzwischen auf ihn gewartet hätte.

„Brauchst Du Hülfe, Jacques? Da bin ich; ich und mein Degen!“ sprach Renault, indem er gerade vor ihn hintrat.

„Hülfe?“ versetzte Dieser in einem Tone, der klang, als ob ihm ein Wort genannt worden wäre, dessen Sinn er nicht traute, weil er ihn nicht erwartete.

„Weißt Du denn nicht, Jacques, daß Du auf mich rechnen kannst, gleichviel, wo es gilt, den Flaschen oder den Menschen die Hälse zu brechen?“

„Man sagt von Dir, Du seyest ein guter Minengräber. Kannst Du eine Mine anlegen, die eine halbe Stadt in die Luft sprengt und nur das Leben einer einzigen Person verschont?“

„Jacques, Du verlangst das Unmögliche — “

„Das ist die Hülfe, die ich brauche!“ —

Mit diesem Wort rannte Jacques Pierre fort, daß ihm Renault nicht zu folgen vermochte, sondern bald hinter ihm zurückblieb.

„Welche Zumuthung!“ brummte Dieser auf dem Weg nach Balsamo's Gewölbe. „Beim Löwen von San Marco, an eine solche Mine kann nur ein Mann denken, welcher den einen Fuß schon auf der Schwelle des Tollhauses hat!“

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Der Herzog von Oſſuna, deſſen Bekanntſchaft wir im letzten Kapitel des vorigen Buches gemacht haben, iſt die eigentliche Seele der Begebenheit, deren Darſtellung uns beſchäftigt. Indeß liegt es in der Natur der letztern und in der Höhe des Standpunkts eines ſolchen Mannes, daß er perſönlich den Bewegungen der Handlung groſſentheils fremd bleibt. Wir glauben daher unſern Leſern einen Dienſt zu leiſten, wenn wir ihnen zum wenigſten eine kurze Skizze von ſeinem Leben und Charakter entwerfen und an dieſelbe den kurzen Ueberblick der Zeitperiode anknüpfen, welcher dieſer merkwürdige Staatsmann angehört hat.

Don Pedro Giron, Herzog von Oſſuna, war im Jahr 1579 in einer der angeſehenſten und reichſten Familien des höchſten Adels ſeines Vaterlandes zu Madrid gebeeren. Er erhielt die erſte Erziehung in dem Hauſe ſeines Groſsvaters, der die wichtige Stelle eines Vicekönigs von Neapel mit beſonderem Glanz bekleidete und alle Tugenden des hohen Feudaladels ſeines Volkes in jenen Uebertreibungen darſtellte, durch welche ſie faſt

zu Laſtern werden. Sein Aufwand ſchien mit der Pracht der Könige wetteifern zu wollen; ſein Stolz hob ſich zum Uebermuth, und ſeine Strenge artete in Härte aus. Dafür brandmarkte auch Haß, ja Abſcheu ſein Gedächtniß in dem Königreich, das er fünf Jahre regierte, und als ſein Enkel ein Menſchenalter ſpäter den nämlichen Poſten antrat, hatte er die erſte Schwierigkeit in ſeinem Namen zu überwinden, an welchen ſich ſo viele gehäſſige Erinnerungen knüpften.

Wenn die Macht und Herrlichkeit, womit er ſeinen Großvater umgeben ſah, nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des lebhaften und geiſtvollen Knaben bleiben konnten und vielleicht den Grund legten zu der Unabhängigkeit ſeines Charakters, der Zuverſichtlichkeit ſeiner Handlungsweiſen und der kühnen Großartigkeit ſeiner Entwürfe, ſo weckte oder pflegte dafür ſein Lehrer, Savone, jene humoriſtiſche Willkürlichkeit und den Hang zu rückſichtsloſem Scherz und Witz, durch welchen der Herzog von Oſſuna die Erfolge ſeines hohen Verſtandes, wenn auch nicht immer wieder ſelbſt zerſtört, doch den ſchlimmſten Mißdeutungen bloßgeſtellt hat. Savone war ein leidenſchaftlicher Bewunderer des luſtigen florentiniſchen Landpfarrers, deſſen Späſſe in Wort und That unter dem Namen des Piovano Arlotto während des fünfzehnten Jahrhunderts durch ganz Italien liefen und zur Stunde noch bei den toskaniſchen Bauern in guter Erinnerung ſind. Er hatte alle dieſe Schwänke geſammelt und miſchte ihre Erzählung in jeglichen Unterricht ſeines Zöglings. Ohne Zweifel half hier das Zufällige nur

der eigenthümlichen Naturanlage nach; denn dieſe humoriſtiſchen Contraſte ſollen ſchon König Philipp dem Zweiten in der Phyſiognomie des jungen Mannes aufgefallen ſeyn, als er ihm nach deſſen Rückkehr von Neapel durch ſeinen Großvater vorgeſtellt wurde. Der Monarch war vielleicht eben ſo gütig, als ſcharfblickend, indem er aus dem Gemiſch von Ernſt und Frohſinn, von Unbeſonnenheit und Klugheit, von Heftigkeit und Milde, die er in ſeinen Geſichtszügen leſen wollte, auf eine beſonders glückliche Entwicklung ſeiner Anlagen überhaupt ſchloß.“

Bei dieſer Gelegenheit hatte Philipp die herablaſſende Güte, ſeine Kenntniſſe im Lateiniſchen zu prüfen, und fand ſich ſo ſehr dadurch befriediget, daß er ihn fragte: was er mit dem vielen Latein anfangen wolle. — Was Eure Majeſtät befehlen, war die Antwort des Jünglings, welche dem König ſo wohl gefiel, daß er ihn mit dem gnädigen Rath entließ: „Geh' und vergiß nicht, daß, wer Nichts weiter, als eine Menge Latein im Kopfe hat, wohl im Kloſter, aber nicht am Hof eine Rolle ſpielen kann.“

Wirklich muß es mit dem Latein, das der Herzog von Oſſuna in ſeiner Jugend gelernt hatte, wenigſtens für einen Hof, nicht übel beſtellt geweſen ſeyn; denn als er in reiferen Jahren eine Reiſe nach England machte, fand König Jakob der Erſte eben ſo viel Gefallen an ſeiner geiſtvollen Aufgeweckтheit, als an ſeiner Unterhaltung in lateiniſcher Sprache.

Das Tagebuch des Herzogs hat unter Anderm einen

Zug hiervon aufbewahrt, welcher die ganze Eigenthümlichkeit beider Männer, zusammt ihrem Latein, auf's Treffendste charakterisirt.

Als der Herzog eines Morgens zu König Jakob gerufen wurde, fand er den Monarchen, mit der Schlafmütze auf dem Haupt, vor dem Kamine sitzen. Nach damaliger Sitte hatten Männer vom höchsten Range das Recht, sich vor Monarchen bedecken zu dürfen, und ermangelten diese nie, sie dazu aufzufordern. König Jakob sprach daher zu dem Herzog: „Si vestra dominatio haberet tiaram, qualem ego habeo, eam rogarem tegere caput;“ das heißt: wenn Eure Herrlichkeit Ihre Schlafmütze bei sich hätte, würd' ich Sie bitten, Sich damit zu bedecken. Ossuna erwiederte dem König sogleich: „Sciat Majestas vestra, quod pileus est in Hispania, id in Anglia tiaram esse,“ oder auf Deutsch: Ew. Majestät kann ich versichern, daß der Hut in Spanien so viel gilt, als in England die Mütze, und setzte seinen Hut auf.

Ueber diese Freiheit des Spaniers geriethen alle Gegenwärtige in Bewegung, indem sie glaubten, daß ihnen das nämliche Recht, wie dem Herzog, zustehe; nur wagten sie nicht, solches ohne Aufforderung des Königs auszuüben. Der Monarch bemerkte es und fuhr in lateinischer Sprache fort: „Nun wollen wir aber auch nach Herzenslust Latein sprechen; Keiner unter allen Diesen versteht ein Wort davon.“

Der Herzog war zu klug, um sich ohne Noth mit dem hohen Adel von England zu verfeinden, und antwortete dem

König in derſelben Sprache mit einer tiefen Verbeugung, und indem er den Hut wieder abnahm: „Dann iſt es aber auch billig, daß der Schüler unbedeckt vor dem Lehrer ſtehe.“ —

Kehren wir indeß wieder in die frühere Zeit zurück, wo der Herzog in das öffentliche Leben trat.

Dazumal, und auch ſpäter noch, ſchickten ſich die Höfe nur bei einzelnen wichtigen Veranlaſſungen Botſchafter. Man wählte die Männer dazu gewöhnlich unter den Erſten des Landes; der vornehmſte junge Adel pflegte ſich dann an ſie anzuſchließen und in Aufwand und Pracht zu wetteifern, um dem Ausland einen hohen Begriff von der Würde des Botſchafters und der Macht und dem Reichthum ſeines Staates beizubringen. Auf ſolche Weiſe machte auch der Herzog von Oſſuna den Eintritt in den öffentlichen Dienſt ſeines Vaterlandes. Er begleitete mehrere Botſchafter und lenkte in dieſen Nebenrollen jedesmal die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich durch Züge von ſeltener Geiſtesgegenwart, von Witz und Scharfſinn. Später diente er unter dem Connetabel von Caſtilien und dem Marcheſen Spinola in Flandern als Freiwilliger mit einem, auf eigene Koſten geworbenen und unterhaltenen Regiment und zeichnete ſich auch als Soldat durch Scharfblick, Entſchloſſenheit und kühne Tapferkeit aus.

Als er nach Madrid zurückkam, erhielt er Sitz und Stimme in dem Conſeil ſeines Monarchen. Hier war es denn auch, wo er ſeinen Beruf zum Staatsmann ſogleich auf eine glänzende Weiſe an den Tag legte.

Der Beichtvater des Königs hatte Diesem Gewissensskrupel erregt, daß er in Mitte seiner christlichen Königreiche noch so viele Tausende von Sarazenen und Juden dulde. Philipp der Dritte legte die Frage über die Vertreibung von nah' an einer Million fleißiger und wohlhabender Bürger seinem Conseil vor, und der Herzog von Ossuna war der einzige von den königlichen Räthen, welcher sich mit Gründen, die das politische Licht unsrer Zeit nicht treffender aufstellen könnte, gegen den Vorschlag erklärte. Dadurch sowohl, als durch seine rücksichtslosen Spöttereien über Religion und Geistlichkeit, reizte er die Letztere dermaßen gegen sich auf, daß die Inquisition einen förmlichen Prozeß gegen ihn instruirte und ihn, als sie ihn dadurch nicht zu Grunde zu richten vermochte, mit einem Hasse verfolgte, dem er zwar lange getrotzt hat, am Ende aber doch unterlegen ist.

Wahrscheinlich verdankte er es nur der Politik seiner Feinde, die einen so kühnen Geist gern von einem Hof entfernen mochten, an dem er durch Geburt und Reichthum, so wie durch Freundschaft und Verwandtschaft mit den Lerma's, den allmächtigen Günstlingen des Königs, einen zu festen Fuß hatte, daß er im Jahr 1611 die Stelle eines Vicekönigs von Sicilien erhielt.

Diese schöne Insel befand sich dazumal durch die schlechte Verwaltung im Innern und ihre völlige Schutzlosigkeit gegen Außen in dem traurigsten Zustand, und Ossuna gewann hier ein reiches Feld für seinen guten Willen, seine Einsicht und seine Thätigkeit. Es ist nur eine Stimme darüber, daß er in der kurzen Zeit

ſeiner Verwaltung Außerordentliches geleiſtet hat; namentlich ſtellte er die öffentliche Sicherheit im Innern der Inſel durch eine thätige Polizei und ſtrenge Gerechtigkeit vollkommen wieder her und ſchuf in der kürzeſten Zeit eine Marine, durch die er die ſicilianiſchen Gewäſſer gänzlich von den Türken ſäuberte und dem Handel eine Freiheit und Ungeſtörtheit verſchaffte, nach der ſich die Bewohner ſo lange ſchon vergebens geſehnt hatten.

Der Poſten eines Vicekönigs von Sicilien pflegte den Uebergang zu dem nämlichen Poſten in Neapel zu bilden, welcher für den wichtigſten galt, den die ſpaniſche Krone zu beſetzen hatte, und dem Herzog von Oſſuna nach fünf Jahren zu Theil wurde. Der Ruhm einer glänzenden Verwaltung ging ihm voran; aber er vermochte das Vorurtheil gegen ſeinen Namen um ſo weniger zu überwinden, da er nur durch die ungewöhnlichſten finanziellen Anſtrengungen, die er der Inſel zugemuthet, ſo ſchnell eine Marine geſchaffen und den Haß des Adels und der Geiſtlichkeit, die er auf keine Weiſe geſchont, gegen ſich erregt hatte. Als die Neapolitaner daher das Edikt laſen, worin er die Grundſätze und Abſichten ſeiner Verwaltung, nach Art der römiſchen Prätoren und dem Beiſpiel ſeiner Vorgänger, entwickelte, glaubten ſie noch weniger an ſeine Verſprechungen als an die von manchen andern frühern Vicekönigen, denen weder ein guter noch ein böſer Ruf vorangegangen war, die aber einen deſto ſchlimmern zurückgelaſſen.

Indeß dauerte es nicht lange, ſo hatte Oſſuna wenigſtens die Mehrzahl des Volkes für ſich gewonnen.

Er imponirte demſelben nicht nur durch ſeinen ſchnellen, praktiſchen Blick, ſeine raſchen Entſcheidungen und ſeine Gerechtigkeitsliebe, ſondern er beſchäftigte auch die Einbildungskraft der Neapolitaner durch koloſſale Unternehmungen und durch die Spiegelfechterei einer Allwiſſenheit, deren Schein er durch glückliche Combinationen, durch ein, in jener Zeit weniger allgemein bekanntes Spionenſyſtem und durch perſönliches Eindringen in die Volksverhältniſſe unter mancherlei Verkleidungen, nach der Weiſe der orientaliſchen Herrſcher, gewann. Da ſich das Leben des Herzogs durch ſeine Contraſte auszeichnet, ſo wollen wir unſern Leſern einen Zug mittheilen, der ihnen den Mann, welchen ſie kennen lernen wollen, beſſer ſchildern wird, als alles Andre.

Nach ſeiner Gewohnheit machte er ſich einmal um Mitternacht, als Laſtträger verkleidet, mit ſeinem treuen Diener Tommaſo auf, um mit eigenen Augen nachzuſehen, wie es in verſchiedenen Quartieren von Neapel herging. Als ſie in eine enge, einſame Straße kamen, wurden ſie drei Diebe gewahr, welche gerade in der Arbeit, die Thür' eines Gewölbes zu ebener Erde zu erbrechen, begriffen waren. Die Diebe hatten ſogleich bemerkt, daß ſie beobachtet wurden; ſie ließen ſich nicht in ihrem Geſchäft ſtören, wandten ſich aber, ſo wie ſie das Gewölbe erbrochen, plötzlich gegen ihre unbekannten Zeugen und hielten ſie feſt. „Da Ihr Euch in unſre Arbeiten gemiſcht," ſprachen ſie, „ſo ſollt Ihr auch Euren Antheil daran haben." Mit dieſen Worten verbanden ſie dem Vicekönig und ſeinem Begleiter die

Augen, luden Jedem von ihnen einen tüchtigen Pack von den gestohlenen Sachen auf und zogen sie sogleich fort mit sich nach ihrem Schlupfwinkel.

Ossuna und Tommaso führten auf diesen nächtlichen Gängen rothe Kreide bei sich, um die Thüren der Häuser damit zu bezeichnen, in welchen sie eine Unordnung wahrgenommen hatten. Sie fanden hiezu auch dießmal noch Zeit und Gelegenheit, und der Herzog sagte seinem Begleiter in spanischer Sprache, daß er das Haus, wo sie den Raub abladen müßten, mit zwei Kreuzen bezeichnen sollte.

Die Diebe ließen es jedoch nicht bei einem einzigen Gange bewenden, sondern kehrten nach dem Gewölbe zurück, um noch eine Ladung zu holen. Erst nachdem sie manches grobe Wort, manche Verhöhnung und selbst Stöße und Schläge eingenommen, erhielten der Herzog und sein Begleiter ihre Freiheit wieder.

Am andern Morgen in aller Frühe mußte sich Tommaso mit den Häschern auf den Weg machen, um die rothen Kreuze aufzusuchen. Dieß gelang auch so gut, daß sie die drei Diebe in dem bezeichneten Hause gerad' in der Beschäftigung, ihren Raub zu theilen, überraschten. Sie wurden auf der Stelle festgenommen; allein obgleich die gestohlenen Waaren, die man bei ihnen gefunden, von den Eigenthümern derselben erkannt wurden, so hielten sie sich doch so lang als möglich am Leugnen und gestanden die That erst, als sie durch die eigenen Worte, welche sie zu den Lastträgern gesprochen, und durch ihren Anzug überwiesen wurden.

Der Vicekönig that nun den Ausspruch, daß sie alle Drei den Tod verdienten; indeß wollte er Gnade vor Recht ergehen und das Los zwischen ihnen entscheiden lassen, welcher gehangen werden sollte. Das Los entschied; die Hinrichtung des Einen fand Statt, und die beiden Andern wurden auf die Ruderbänke der Galeeren geschickt. Dieß nannte man damals Gerechtigkeit!

Ossuna besetzte seine Galeeren überhaupt vorzüglich mit Sträflingen und verwandelte die Todesstrafe meist in Galeerenarbeiten. Sein Bestreben, eine mächtige Marine zu schaffen, ging in Neapel nach dem Maße der vorhandenen Hülfsquellen viel weiter, und es wurde bald klar, daß er diese Seemacht nicht blos dazu bestimmte, die Küsten des Königreichs und dessen Handel vor den Türken zu sichern, sondern auch den Venetianern die Herrschaft auf dem adriatischen Meere, welche sie ausschließend ansprachen, streitig zu machen und den Türken jeden nur möglichen Schaden zuzufügen.

Der Herzog war auch in diesen beiden Richtungen besonders glücklich. Seine Flotten maßen sich nicht nur erfolgreich mit den venetianischen Flotten, sondern sie fügten auch dem Handel der Republik den größten Schaden zu. Nicht geringer war ihr Glück gegen die Türken; sie nahmen sogar einmal die große Galione weg, auf welcher die Sultanin Mutter von Egypten nach Konstantinopel zurückkehrte. Ossuna sandte die türkische Fürstin mit ihrem ganzen glänzenden Gefolge nach Lissabon, wo sich Philipp der Dritte gerade mit seinem Hofe befand. Man kann sich denken, welches

Aufsehen eine solche Prise in ganz Europa machen mußte. Man hat behauptet, daß die Gnade seines Monarchen gegen ihn, welche bereits zu wanken angefangen, wieder auf einige Zeit dadurch befestiget worden sey.

Alle diese und andere Unternehmungen des Herzogs standen häufig in dem offenbarsten Widerspruche mit der Politik des spanischen Cabinets und selbst mit dem öffentlichen Gange seiner Staatsverhandlungen. Und in der That fehlte den Vicekönigen dieser entfernten Reiche Spaniens zu der völligen Unabhängigkeit derselben wenig mehr, als die Dauer ihrer Herrschaft, dennoch reicht dieses sonderbare Verhältniß kaum zur Erklärung jenes auffallenden Widerspruches hin. Man hat daher oft behauptet, daß Ossuna mit dem Plan umgegangen sey, sich unabhängig von der spanischen Krone zu erklären. Wirklich sprechen auch für solche Meinung Gründe, welche die Sache Jedem glaubhaft machen können, in dessen Augen dergleichen ungeheure Verbrechen nicht halbe Unmöglichkeiten sind. In Spanien selbst hat es schwerlich an Argwohn gegen ihn gefehlt; denn Mißtrauen ist von jeher die Hauptwaffe der Schwäche gewesen. Die List, womit der Herzog von seinem Posten entfernt wurde, die schlimme Aufnahme, die er nach seiner Zurückkunft am Hofe fand, und vor allen Dingen der Haß der Geistlichkeit gegen ihn, machen sogar den Argwohn wahrscheinlicher als die Schuld. Wir achten ihn frei von solchem Verdachte. Er war der Mann, der ein Unternehmen der Art ausführen konnte; die Lage der Welt hätte nicht günstiger dafür seyn können; und doch

verwickelte er sich gerade in der Zeit, wo er alle seine Hülfsmittel hätte zusammenhalten müssen, in eine auswärtige Unternehmung, in der er sie sämmtlich auf's Spiel setzte.

Man darf in der That behaupten, daß dem ungeheuren spanischen Reiche von der Macht Karls des Fünften und Philipps des Zweiten nichts als die Furcht vor derselben und der Haß gegen sie übrig geblieben war. Beide Monarchen hatten durch ihre vielen auswärtigen Kriege und durch die schlechte Verwaltung im Innern ihrer Staaten deren Lebenskräfte solchermaßen erschöpft, daß die spanische Universalmonarchie zu einer von jenen politischen Ideen geworden war, die sich so lang überleben, weil ihnen die Macht der Gewohnheit am Ende noch einige Zeit das Leben fristet. Der Abfall der Niederlande hatte nicht nur die besten Kräfte Spaniens verschlungen, sondern auch eine der kostbarsten Provinzen des Reichs in eine feindliche Macht verwandelt, welche sogleich den kühnsten Aufflug nahm. Frankreich, England und die Republik von Venedig durchkreuzten die spanische Politik, wo sie konnten, und begünstigten jedes auf ihren Schaden gerichtete Bestreben. Die kleinern Staaten schlossen sich im Durchschnitt an die Feinde Spaniens an, und dieses besaß nur in dem österreichischen Zweige seines Herrscherstammes einen Verbündeten, der ihm gewiß war, aber seiner Hülfe eher selbst bedurfte, als sie ihm gewähren konnte.

Schon als Grenznachbarn waren Frankreich und Spanien natürliche Feinde. So lang es klar gedachte

politische Systeme in Europa gab, sprach man von einer Rivalität beider Staaten. Die Geschichte dieser Rivalität hat ihren Geschichtschreiber gefunden, und sein Werk ist nur die gemeinschaftliche Geschichte dieser Reiche seit der Vereinigung der spanischen Kronen in einem Haus. Aber sie hatten einen noch gefährlichern Berührungspunkt in Italien, wo Spanien das Herzogthum Mailand und die Königreiche Neapel und Sicilien besaß. Die Verbindung zwischen Frankreich, dem Herzog von Savoyen und der Republik Venedig war eine natürliche Folge der geographischen Lage, so wie die Begrenzung des Kirchenstaats mit dem Königreich Neapel eine wahrhaft aufrichtige Freundschaft zwischen dem Papst und den Königen von Spanien, die in allem Uebrigen so viele Sympathie mit Rom hatten, völlig unmöglich machte. Die Zwischenstaaten konnten keine eigene Politik haben und folgten den Schwankungen des Glücks ihrer mächtigen Nachbarn.

England hatte sich um diese Zeit bereits zu einer bedeutenden Höhe von Macht erhoben. Seine und Frankreichs Politik stimmten jedesmal zusammen, wo es einem Gegensatz gegen Spanien galt. Die neue Republik von Holland, die unter Beider Schutz zur Selbstständigkeit gereift war, hatte sich ihnen gleichsam von selbst angeschlossen und war bereits so bedeutend geworden, daß sie den Venetianern über ganz Europa hin die Hand reichte und ein Corps holländischer Truppen, denen die Spanier umsonst die Einfahrt in das mittelländische Meer zu wehren suchten, nach Venedig senden konnte.

Nur einige Staaten von Deutschland und Polen hielten sich noch zuweilen an die spanische Macht, und man darf wohl behaupten, daß der friedliebende Geist der Regierung Philipps des Dritten allein sie vor dem gänzlichen Verfalle gerettet und ihr Zeit gewonnen hat, sich Kräfte für die spätern Stürme zu sammeln, die ihr bestimmt waren.

Wenige Wochen vor dem Beginn unsrer Ereignisse war die Ruhe des westlichen Europas dem Anschein nach durch den Frieden zwischen Venedig und Savoyen einerseits, und Spaniens und dem Großherzog von Oesterreich andrerseits wieder hergestellt worden. Aber weder der Herzog von Ossuna, der eine gegen Venedig bewaffnete Flotte in See hatte, noch der Vicekönig von Mailand, welcher die Festungen, die er den Venetianern zurückgeben sollte, unter allerhand Ausflüchten im Besitz behielt, stellten ihre Feindseligkeiten gegen den Freistaat ein. Ossuna besonders rüstete stärker als je und sagte es laut und bei allen Gelegenheiten, daß er nicht ruhen würde, bis er Venedig auf dem Markusplatz selbst den Todesstoß gegeben.

Diese unverhohlene Sprache des Hasses stellt einen der sonderbaren Charakterzüge dieses Mannes dar und hängt mit dem frechen Uebermuth zusammen, von dem wir eine Probe in seiner Unterredung mit Jacques Pierre gesehen, vor dessen Augen er den Brief seines Monarchen, welcher ihm ein aufrichtig friedliches Benehmen gegen Venedig zur Pflicht machte, zerrissen hat. Spinelli, der venetianische Resident in Neapel, berichtete

ſo viel von den Drohungen, die der Herzog bei jeder Gelegenheit gegen den Freiſtaat ausſtieß, und von ſeinen ungeheuern Rüſtungen, deren Beſtimmung er gar nicht verhehlte, daß man ſich in Erklärungen überboten hat, um Oſſuna's Klugheit zu retten. Die Einen ſahen ſein Betragen für ein abgekartetes Spiel mit den Venetianern an, um den gemeinſchaftlichen Plan zu verbergen, der ſpaniſchen Herrſchaft in Italien durch die Eroberung Mailands und den Abfall Neapels ein Ende zu machen. Die Andern erklärten dieſe Reden für eine Liſt, die er von ſeinem ehemaligen Befehlshaber, dem Markeſe Spinola, gelernt habe, welcher, von Heinrich dem Vierten über ſeine nächſten Operationsplane in den Niederlanden ausgeforſcht, dem König unumwunden die Wahrheit ſagte, weil er überzeugt war, daß er das gerade Gegentheil davon glauben würde. Solche Erklärungen ſind ehrenvoller für den Herzog von Oſſuna als der Wahrheit gemäß. Dieſer Mann hatte bei allem ſeinem Verſtand die Schwachheit, daß er ſich zu ſehr in ſeinem Witz und Verſtand gefiel, um ein Wort, das einer augenblicklichen Wirkung gewiß war, aufopfern zu können oder den Triumph einer großen Unternehmung nicht ſchon zum Voraus genießen zu wollen. Ein Vertrauter des Connetables von Lesdiguières, welcher im Geheimniß der Plane des Herzogs war, ſagt von ihm, daß nichts an ihm klein geweſen ſey als ſeine Statur. Der Mann irrte ſich. Dieſes ewige Haſchen nach Witz, dieſes ruhmredige Schaulegen ſeiner Entwürfe, dieſes Aufopfern ſelbſt der Gerechtigkeit für einen geiſtvollen

Einfall, machen den Herzog wohl für den Beobachter merkwürdig, aber es bleiben Fehler, von denen er hätte frei seyn müssen, um als ein wahrhaft großer Staatsmann auf die Nachwelt überzugehen. Seine Feinde nannten ihn einen Hanswurst, und in der That war er dieß oft, wo er so leicht etwas Besseres hätte seyn können, wär' er seinem unbändigen Muthwillen zu gebieten im Stande gewesen.

Es ist kein Zweifel, Ossuna ging in vollem Ernst mit dem Plan um, Venedig mitten in Venedig selbst zu stürzen. Der Plan war kühn, aber nur desto sicherer berechnet, und die Mittel dafür hatte er mehrere Jahre vorbereitet. Zu diesen gehörte sehr wesentlich die Mitwirkung von Jacques Pierre, welcher den Ruf eines ausgezeichneten Seemanns vielfach erprobt, aber für den Herzog noch den besondern Werth hatte, daß er die Schifffahrt im adriatischen Meer und namentlich in den venetianischen Lagunen auf das Genaueste kannte. Venedig genießt in seiner Lage, mitten in Gewässern von so geringer Tiefe, daß die Stadt nur in einigen, durch den Sandgrund gehenden Straßen für größere Schiffe zugänglich ist, die meisten Vortheile des Landes und alle des Meeres. Die Venetianer selbst waren auch ihrer Meinung nach so sicher in diesem Punkte, daß ein kluger Feind auf ihre Zuversicht, als ein Mittel des Erfolges, rechnen konnte. Die näheren Umstände werden sich späterhin von selbst geltend machen; hier mag uns dasjenige genügen, was den hohen Werth zu erklären geeignet ist, welchen der Herzog auf die Dienste des Capitäns Jacques Pierre setzte.

Ob er demſelben und der Beſtändigkeit ſeines Charakters überhaupt nicht traute, wiſſen wir nicht. Es iſt aber leicht zu ermeſſen, daß er für einen Mann, von deſſen Perſon allein das Gelingen oder Mißlingen einer ſo überaus wichtigen Unternehmung abhing, und für den ihr Verrath an eine Regierung, welche ſolchen theurer als jede andre zu bezahlen im Stande war, eine ſo ſchwere Verſuchung ſeyn mußte, nicht Bürgſchaften genug ſuchen konnte. Zu dieſem Zweck hatte er früher ſchon bewirkt, daß Laura ihren ländlichen Aufenthalt in Nervi verlaſſen und nach Neapel ziehen mußte. Nun hatte er, wir wiſſen in dieſem Augenblick ſelbſt noch nicht, auf welche Weiſe, Jacques Pierre's Tochter, die in einem Kloſter zu Florenz erzogen wurde, gleichfalls dahin holen laſſen. Aber das Glück begünſtigte ihn mehr, als er nur immer hoffen konnte, indem es auch Zoë'n, welche den Capitän in ihren Reizen befangen, in ſeine Hände führte.

Der Herzog war bereits auf die ſchöne Griechin aufmerkſam geworden, bevor er noch den ganzen Werth kannte, den ſie für ſeine Plane haben mußte. Die Schweſter Orſola, welche ſelbſt im Anfang Zoë'n für die erwartete und von dem Vicekönig ſo ſehr empfohlene Fremde genommen, hatte ihm ſogleich ihre Ankunft mit den Hauptumſtänden derſelben melden laſſen. In dieſen Angaben war nicht Alles mit den ihm bekannten Verhältniſſen zuſammenzureimen. Die Angekommene war durch Schiffbruch an die Küſte geworfen worden, und doch hatte er Befehl gegeben, ſie zu Lande nach Neapel

zu schicken. Sie war ein erwachsenes Mädchen und kein Kind mehr und wurde von einem Manne, statt von ihrer Duegna, in's Kloster gebracht. Renault, der, wie mir eben gehört, so unbescheiden über Jacques Pierre's Verliebtheit herausgeplatzt war, hatte Laverrière'n noch unter vier Augen alles Uebrige anvertraut, was er von der Sache wußte. Als nun auch noch die Nachrichten von der Schiffsmannschaft der Galeere eingingen, auf welcher das verliebte Paar die Reise bis in die Gewässer der Insel Ischia gemacht hatte, combinirte sich der Herzog den Zusammenhang der Sache so richtig, daß er sich in seiner darauf gegründeten Berechnung täuschte.

Die nächste Folge war, daß er der Schwester Orsola den gemessensten Befehl ertheilen ließ, die Griechin nicht am Sprachgitter erscheinen zu lassen, wer sie auch immer zu sprechen verlangen sollte. Da sich die fromme Frau diesen Befehl des Herzogs nicht anders erklären konnte, als in dem, für sie angenehmsten, Sinne, so zweifelte sie gar nicht an seiner Absicht, Zoë'n dem Klosterleben zu widmen. Sie hatte schon auf das Vertrauen, das er ihr in der Zusendung von Lauretta bewiesen, große Hoffnungen gebaut; wie viel größere glaubte sie auf den Eintritt einer zweiten Person setzen zu dürfen, an der er einen noch größern Antheil zu nehmen schien?

Es ist hier der Ort, unsern Lesern einen Aufschluß zu geben, der ihnen manches in der Folge klar machen wird. Die Schwester Orsola war eine der seltenen Personen, welche das Ungewöhnliche leisten, weil sie ihr ganzes Leben an einen einzigen Gedanken setzen. Dieser

Gedanke war die Gründung eines Klosters, das sich, wie sie hoffte, durch strenge Disciplin und höchste Frömmigkeit seiner Bewohnerinnen auszeichnen sollte. Von Haus aus mit wenigen Mitteln versehen, konnte sie die erste Stütze nur in der Macht ihres Glaubens finden. Der Abbate Gregorio Navarra, ein einflußreicher Geistlicher der Stadt, war durch ihre Eröffnungen überzeugt worden, daß die Unternehmung der frommen Frau der Wille des Himmels sey. Sein Einfluß und seine eigene Freigebigkeit hatten hingereicht, um den Bau einer Kirche mit einem kleinen Asyl für Jungfrauen zu unternehmen, welche sich aus dem Geräusch der Welt zurückziehen wollten. Diese Plane gewannen eine höhere Richtung, als die Herzogin von Santa Agatha, Cornelia Pignatelli, die entstehende Anstalt unter ihren Schutz nahm. Von da an wuchs Alles schnell empor; aber in gleichem Maß dehnte sich auch der Unternehmungsgeist der Schwester Orsola aus. Und so geschah es, daß, nachdem der Abbate Navarra, und bald nach ihm auch die Herzogin, gestorben war, ein umfassendes Bauwesen seine Vollendung kaum zur Hälfte erreicht hatte, und die unternehmende Frau die ernstliche Besorgniß hegen mußte, dasselbe nicht weiter fortführen zu können.

Alle Mühe, die sie bis dahin angewendet, neue Hülfe zu finden, war fruchtlos gewesen. Ihre einzige Hoffnung richtete sich daher auf den Vicekönig, als ihn ein glücklicher Zufall ihr Kloster wählen ließ, um Personen, an denen ihm viel gelegen schien, darin unterzubringen. Sie überließ sich aber um so größern Hoffnungen, weil

sich seit Kurzem Nachrichten über den Urgroßvater des Herzogs verbreitet hatten, welche wahrscheinlich durch ihn selbst in Umlauf gesetzt worden waren, da ihm in den letzten Zeiten seiner Verwaltung viel daran gelegen schien, die Geistlichkeit, die er bisher auf jede Weise vor den Kopf gestoßen, für sich zu gewinnen. Sogar in dieser Periode, wo noch häufig Klöster gestiftet wurden, sprach man mit Verwunderung von der Freigebigkeit, die sein Ahnherr hierin an den Tag gelegt hatte. Schwerlich hat auch die katholische Kirche, und haben besonders die Mönchsorden nachher jemals wieder einen Gönner gefunden, der es sich so viel hätte kosten lassen, um zu ihrer Verherrlichung beizutragen.

Der Urgroßvater unsres Herzogs, Don Juan Tellez Giron, Graf von Ossuna, baute in dieser Stadt, die ihm gehörte und von der er den Namen führte, eine Kirche, ganz von weißem Marmor. Er weihte sie der Mutter Gottes und stattete sie mit allen übrigen kirchlichen Bedürfnissen auf das reichlichste aus. Aber dieß war nur der Anfang seiner frommen Freigebigkeit; denn er stiftete eben daselbst nicht weniger als vier Klöster innerhalb der Stadt und zwei andere vor ihren Thoren, und seine Gemahlin gründete gleichzeitig das Nonnenkloster der heiligen Clara. Außer diesen Klöstern legten Beide eine ganze Reihe anderer Klöster auf ihren verschiedenen Besitzungen an, und in Ossuna selbst stifteten sie noch eine Universität, ein Hospital und ein Haus für Findelkinder. In der That ist vielleicht seit den Kreuzzügen durch kein Haus allein so viel auf einmal für

dergleichen Zwecke geschehen, und man mag wohl glauben, daß die Uebertreibungen im Guten und Schlimmen ein Erbfehler in dieser Familie gewesen seyen.

Freilich täuschte sich die fromme Schwester Orsola gewaltig in dem Herzog, wenn sie glaubte, daß sich dieser Familienfehler bei ihm in Stiftung von Klöstern äußern würde. Ueberhaupt ist ihr die Genugthuung nicht geworden, das Werk ihres Lebens selbst vollenden zu können. Sie starb während des Laufs unsrer Begebenheiten, und ihr Kloster blieb unausgebaut bis zum Jahr 1656, wo ein Geistlicher die Angst der Neapolitaner vor der Pest, die einige Quartiere der Stadt ergriffen hatte, für dasselbe zu benutzen suchte. Er brachte eine Prophezeihung der Schwester Orsola auf ihrem Todbett' in Erinnerung, daß ihr Kloster mitten unter den größten Trübsalen von Neapel vollendet werden müßte, und erklärte, daß keine Zeit geeigneter dazu seyn könnte. Der damalige spanische Vicekönig, Graf von Castrillo, hatte einen bessern Glauben, als der Herzog von Ossuna. Er legte selber an den Bau Hand mit an, und sein Beispiel that eine so gute Wirkung, daß die Vollendung mit Ernst angegriffen wurde. Aber das schnelle Umsichgreifen der Seuche schlug allen Muth der Bewohner dermaßen nieder, daß das neu angegriffene Werk wieder stehen blieb und erst im Jahr 1719 durch Unterstützung Königs Karl des Zweiten zu Ende geführt wurde.

Wir brechen dieses Kapitel hier ab und schließen mit einem Rath an unsre Leser, den wir passender an die Spitze desselben gestellt hätten, wenn wir nicht glauben

dürften, daß diejenigen unter ihnen, für die er bestimmt ist, schon gleichsam instinktmäßig von selbst darauf verfallen wären. Wir gestehen nämlich aufrichtig, daß man dieses Kapitel füglich überschlagen kann, ohne daß der Faden der Ereignisse deßhalb zerrissen zu werden braucht. Vielleicht hätten wir auch überhaupt den Herzog von Ossuna und seine Zeit am kürzesten und treffendsten in der Ueberschrift geschildert, welche sein italienischer Biograph der Lebensgeschichte desselben vorangesetzt hat. Sie lautet: Vita di Don Pietro Girona, Duca d'Ossuna, Viceré di Sicilia e di Napoli, che fu un prodigio di buon governo buffoneggiando; das heißt: Leben des Herrn Peters von Girona, Herzogs von Ossuna und Vicekönigs von Neapel und Sicilien, der unter lauter Hanswurststreichen ein wahres Wunder von vortrefflicher Regierung aufgestellt hat.

Zweites Kapitel.

Wir haben den Capitän Jacques Pierre am Schluſſe des vorigen Buchs verlaſſen, wie er, von der Unterredung mit der Schweſter Orſola zurückkommend, Renault auf der Straße begegnet und ſich ſogleich wieder kurz abbrechend von ihm getrennt hatte. Er war von da nach dem Molo geeilt, um in der freien Luft und unter dem Rauſchen der brandenden Wogen des Unmuths los zu werden, der ihn erfüllte. Da trieb es ihn hinaus nach den Felſen, an denen ſein kleines Fahrzeug geſcheitert war. Er erkannte im Augenblick die Stelle wieder zwiſchen den beiden gewaltigen Steinblöcken, durch die er ſchwimmend geſchlüpft war mit der theuern Laſt in ſeinen Armen, um den Sandgrund hinter der Barre zu erreichen. Während er die grauſen Maſſen betrachtete, wurde es allmählich heiterer in ſeinem Gemüth. „Und ich ſollte einen Augenblick zweifeln können, was das Glück mit uns vorhat," ſprach er zu ſich ſelbſt, „nachdem es für uns gethan, was ihm zum zweitenmal nicht mehr gelingen wird! Kein lebendes Weſen iſt je mit

den Wogen über dieſe Felſen gekommen, und Kloſtermauern ſollten ſtark genug ſeyn, unſre Liebe zu trennen?“

Erfüllt mit neuer Zuverſicht ſah er hinaus auf die See und gedachte jenes Augenblicks der höchſten Gefahr, in welchem er, Zoë'n im Arm haltend, ſich in die Wogen geſtürzt, um nicht mit dem Fahrzeug an den Felſen zerſchmettert zu werden. Das Meer ſpielte nun ſo klar und ruhig mit den heitern Sonnenſtrahlen, die ſich in den Facetten ſeiner Wellen ſpiegelten, und der Raum zwiſchen dem blauen Himmel und dem grünen Gewäſſer wurde nur durch den Flug eines Seevogels unterbrochen, der ſich in langſamen Kreiſungen behaglich zu wiegen ſchien, bis er plötzlich niederſtürzte und ſeinen Raub aus den Wogen holte. Nicht leicht macht dieſes Thier einen vergeblichen Verſuch auf ſeinen Raub; ſo ſicher erkennt und erfaßt es die Gunſt des Momentes. Dieß war Jacques Pierre's Gedanke; „aber es verſteht auch, dieſen Moment zu erwarten — das iſt's,“ rief er laut; „ihn erwarten! Warum mußt' ich gleich ſo offen gegen die alte Betſchweſter mit der Sprache herausrücken? Konnt' ich nicht zuerſt nach meinem Kinde fragen, und, wenn es nicht im Kloſter war, durfte ſie mir verweigern, mit eigenen Augen mich zu überzeugen, daß dieſe Lauretta nicht die meinige ſey? So hätte ein Wort das andre herbeigeführt, und wer weiß, ob ich nicht ihr Zutrauen gewonnen? —“

Da fiel es auf einmal wie ein Lichtſtrahl in ſeine Seele, daß Lauretta dennoch in dem Kloſter ſeyn könnte. „Fand ich ihre Mutter nicht auch eben ſo unerwartet

in Neapel, als ich von meiner vorletzten Unternehmung in den griechischen Meeren zurückkehrte?“ sprach er bei sich. „Es wäre Laura'n wahrlich nicht übel zu nehmen, wenn sie ihre Einsamkeit durch die Gesellschaft ihres Kindes zu erheitern suchte. Am Ende muß dieser thörichte Aberglauben doch die Segel vor der Mutterliebe streichen, und daß ich es wünsche, ist ihr wohl bekannt. Die unglimpflichen Ausdrücke abgerechnet, paßt doch Alles, was die Zwischenträgerin sagte, auf mein Kind. Ja, so ist's!“ setzte er laut hinzu, und eilte mit einer Hast fort, daß er sicher für unsre Augen verloren wäre, wenn die Muse nicht die Schnellsten ihrer Helden an Geschwindigkeit überträfe. So haben wir ihn erreicht, wie er eben in das Gemach von Donna Laura tritt.

„Aber was ist das, Laura,“ sprach er mit klopfender Brust, „daß Du unsere Tochter, ohne mich zu fragen, aus dem Kloster genommen, wo sie so wohl versorgt war an Leib und Seele? Glaubtest Du Dich auch meiner Zustimmung überheben zu können, so hättest Du mir doch die Nachricht von der Ankunft meines Kindes nicht verhehlen sollen.“

„Ich verstehe Dich nicht, Jacques,“ erwiederte Laura verwundert.

„Meinst Du denn, ich wisse nicht, daß Laura hier ist?“

„Dann weißt Du mehr, als ich weiß und glaube —“

„Sie ist im nämlichen Kloster mit Zoë'n —“

„Da Du die Eine dahin gebracht hast, wird auch die Andre nicht ohne Dein Zuthun dort seyn,“ sprach Laura trocken.

„Wenn dieß ein Scherz seyn soll, so gehört wenigstens ein heitres Gesicht dazu.“

„Es würde immer ein unglücklicher Scherz bleiben, nur für möglich zu halten, daß Lauretta hier sey, geschweige denn, diese Möglichkeit gegen ihre Mutter zu behaupten.“

„Ich sage Dir, es ist nicht nur möglich, sondern wirklich! Lauretta befindet sich in dem Kloster der Kapuzinessinnen —“

„Aber warum sie aus dem Kloster nehmen, wo sie so gut aufgehoben war, Jacques?“ sagte Laura wehmüthig. „Und wenn Du es thatest, warum mir nicht die Genugthuung gönnen, Dir durch meine Zustimmung ein Opfer zu bringen? Denn, daß es ein Opfer für mich ist, weißt Du —“

„Bei der heiligen Jungfrau vom Berge, es ist eine große Veränderung mit uns vorgegangen! Du scherzest mit Thränen in den Augen, und mir glaubst Du nicht, wo mir die Angst das Gehirn zu zersprengen droht!“

„Die Angst, Jacques? die Angst um unser Kind? Wie kannst Du Dich ängstigen um dasselbe, wenn Du es bei den frommen Schwestern weißt? Um mich kann die Angst nicht seyn, wie nahe sie auch läge, wenn sich unser Kind in dieser Stadt befände. Diese Zeiten sind vorbei —“

Eine große Thräne rollte aus Laura's rechtem Aug' über ihre Wangen, indem sie dieß sprach. Schnell fuhr sie mit der Hand nach dem Gesicht, um sie wegzuwischen; da fiel der Rubin ihres Ringes aus seiner

Faſſung, und ward dieſe durch das ſonderbarſte Spiel des Zufalls von der ſtürzenden Thräne ausgefüllt.

Laura erblaßte, Jacques Pierre aber hob den Stein vom Boden und legte ihn ſchweigend vor ihr auf den Tiſch.

„Man hat wohl erzählt, daß ſich Thränen in Edelſteine verwandelt," begann er endlich, indem er ſich zu heiterem Tone zwang; „aber nie hab' ich gehört, daß Edelſteine zu Thränen geworden ſind."

„Warum nicht, Jacques, wenn die Liebe zur Freundſchaft werden kann?" ſprach Laura mit trübem Ernſt und blickte auf die Thräne, die auf der Folie des Rubins wie ein Demant ſtrahlte.

„Ich dachte, Du hätteſt Deinen Tröſter gefunden —"

„Jacques, was iſt aus mir geworden, daß ich keines Deiner Worte mehr verſtehe?"

„Jaffier —"

„Der gute Menſch hat den Ring gefunden und mir ihn wieder gebracht. Ich hätt' ihn nicht verlieren ſollen. Es iſt eine tückiſche Macht, die auf mein Unglück lauert. Sie hat ihn mir vom Finger geſtreift und die Augen geblendet, daß ich meinen Verluſt nicht ſah. Nun reißt ſie mir das Kleinod heraus und füllt ſeine Stelle mit einer Thräne! Weh mir, was wird aus mir werden!"

„Da ſiehſt Du, Laura, wohin Dein Glauben an die geheimen Mächte führt, welche ſich in der Menſchen Schickſale miſchen ſollen! Ein Zufall knüpft ſich an den andern, und weil ein paar Zufälle launiſch auf einer

Linie fortlaufen, findeſt Du eine bedeutungsvolle Richtung auf Glück oder Unglück. Wer möchte die Aufgabe des Lebens ſo ſchwer faſſen wie Du? Es iſt Dir nicht genug an der Möglichkeit des Unglücks, Du willſt es auch mit Gewißheit voraus haben. Statt Dich des heitern Daſeyns unſeres Kindes zu freuen, bildeſt Du Dir eine feindliche Schreckgeſtalt aus ihm, und damit das Weſenloſe nicht zur Wirklichkeit werde, verſagſt Du Dir die ſüßen Freuden der Mutterliebe. Wir waren einſt glücklich, Laura; wir ſind es nicht mehr —“

„Wir ſind es nicht mehr —“ wiederholte ſie mit einem erſchütternden Ausdruck von Hoffnungsloſigkeit.

„Und warum nicht?“ fuhr Jacques Pierre fort. „Weil Du die Dauer unſeres Glücks an die Dauer unſrer Liebe, und die Dauer unſrer Liebe an Zufälle knüpfteſt, die mit Steinen, mit Blumen, mit dem Mondlicht, mit Kreiſen im Waſſer ſpielten. So findeſt Du überall Bedeutung, wo ſich das Alltägliche ereignet; aber wo Du Bedeutung gefunden, ſiehſt Du auch gewiß ein Unglück voraus. Warum kannſt Du den Augenblick nicht nehmen, wie er ſich ſelber gibt? Die trüben Tage werden kommen, ohne daß Du ihre Ankunft durch Deine Furcht beſchleunigſt —“

„So hat es mich meine Mutter gelehrt, und das iſt die Sitte der Töchter meines Landes! Alles Andre führt bei uns zu Thorheit und Schande.“

„Nun ſo denke, daß Du nicht mehr dem Land angehöreſt, in welchem Zauberkünſte den erſten, ja einzigen Schmuck des Weibes ausmachen —“

„Einſt hatten mich dieſe Künſte ſo hochgeſtellt in Deinen Augen! Auch Du gefielſt Dir, in den gewöhnlichſten Erſcheinungen der Gegenwart bedeutende Vorzeichen der Zukunft zu ſehen. Du glaubteſt Dich beſtimmt, Dein Schickſal weit über die alltäglichen Schickſale der Menſchen zu erheben. Es freute Dich, es gab Dir einen Aufſchwung zu edler Thatkraft, wenn meine Künſte Deine Träume beſtätigten, und indem wir eine höhere Welt um uns ſchufen, hob ſich unſere Liebe und unſer Glück mit uns —“

„Und Du wunderſt Dich, Laura, daß dieß vorüber iſt? Siehe dieſe Blumen an, wie ſie ſchön ſind, wie ſie lieblich duften; und wie ſchnell gehen Blüthe und Duft vorüber! Betrachte dieſe herrliche Färbung der Gebirge, welche den Golf umſchließen; der nächſte Augenblick wird ſie weggewiſcht haben. Was hat dieſe Gegenwart mit der Zukunft zu ſchaffen? Findeſt Du nicht auch eine beſondere Bedeutung in der Art, wie Du Deinen Ring verloren, und wie Du ihn wieder gewonnen?“

„Und ich irre mich auch nicht. Zwei Schickſale trennen ſich, und ein drittes ſteht im Hintergrund und kann ſich nicht nähern —“

„Warum nicht, Laura? Wenn Alles Bedeutung hat, was mit dieſem Ring im Zuſammenhang iſt, warum willſt Du ſie nicht auch ſeinem Finder zugeſtehen?“

„Ich weiß nicht, welche Bedeutung weiter Jaffier für mich haben könnte als alle Andern, die Du Deine Kameraden nennſt? Meine Kunſt ſieht nichts in dem

Umstand, daß er den Ring gefunden; vielmehr müßt' ich urtheilen, daß sie es bezweifelte, hätte mir der gute Mensch nicht selbst gesagt, daß er ihn gefunden. Alle meine Deutungen wenden sich auf Dich hin —"

„Deine Kunst hat Dich treuer bedient, als Du weißt, und ich fast glauben kann. Ich selber habe den Ring gefunden —"

„Du hast den Ring gefunden?" fragte sie, ihre Worte dehnend, als ob sie die Antwort hätte verzögern wollen, die sie erwartete.

„Ich selber —"

„Und Du konntest dieses Kleinod in eine andere Hand geben?"

„Ich vertraut' es der einzigen, von der ich gewiß war, daß Du es nicht ungern aus ihr empfangen würdest —"

„Alle Heiligen des Himmels, wie soll ich das verstehen?" rief sie mit einem Ausdruck, der zwischen Heftigkeit und Innigkeit zu schweben schien.

„Laura; ich verstehe Dein Herz besser als Du selbst, weil ich das meinige verstehen gelernt habe. Der Mann, welcher Dir den Ring überbrachte, ist einer der edelsten Männer meines Vaterlands. Wär' ich eine Frau, so wüßte ich keinen Mann zu wählen, dem ich mein Herz lieber schenkte. Ich möchte Dich glücklich sehen, Laura; warum sollt' ich Dich nicht am liebsten mit dem Manne glücklich sehen, den ich für den Besten achte, von dem ich weiß, daß er seit Jahren keinen andern Gedanken hat als Dich? —"

Laura hatte nach einem Stuhl gegriffen und war faſt ohnmächtig auf denſelben niedergeſunken. Aber es war nur ein Augenblick, ſo hob ſie ſich wieder empor und ſtand in der ganzen Herrlichkeit ihrer erhabenen Geſtalt vor ihm. Eine Begeiſterung eigener Art lag auf ihrem Antlitz; ja, auf ihrer Stirne leuchtete ein Strahl von Stolz, der auf die ganze Welt mit Verachtung niederzublicken ſchien. „Ich werde meine Tochter aufſuchen,“ ſprach ſie und verlor ſich in das Nebengemach, deſſen Thüre ſie hinter ſich verriegelte.

Jacques Pierre befand ſich in einer ſonderbaren Lage. Er war froh, daß er ſich erklärt hatte, und fühlte ſich doch nicht erleichtert. Er meinte, ein Hinderniß ſeines Glücks aus dem Wege geräumt zu haben, und ſah ſich dieſes doch nicht näher gerückt. Es war ihm faſt wie Jemand, der ſich in einer wichtigen Wahl entſchieden und doch nicht das Bewußtſeyn gewonnen hat, daß ſeine Entſcheidung zu ſeinem Glück ausſchlagen werde.

Indem er ſo das Gemach auf und nieder wandelte, blieb er zuletzt vor einer großen Vaſe ſtehen, die mit den verſchiedenartigſten friſchen Blumen gefüllt war. Er betrachtete ſie eine Weile; dann begann er, einige darunter herauszunehmen und ſie neben einander auf den Tiſch auszubreiten. Eine gute Weile hatte er geſucht und gewählt und ſchien zuletzt auch unter den Gewählten wieder eine neue Auswahl zu treffen; dann legte er diejenigen, für die er ſich entſchieden, in eine andere Ordnung, die er mehreremale veränderte. End-

lich faßte er sie langsam, Blume für Blume, mit großer Behutsamkeit und mit dem sichtbaren Bestreben, einzelnen davon durch ihre Stelle eine besondere Bedeutung zu geben, in der Hand zusammen, öffnete mit der andern ein Schmuckkästchen und nahm eine Schnur Perlen heraus. Damit umwand er den Blumenstrauß, daß er von selbst zusammen hielt, und eilte fort mit demselben.

Wir wollen ihm nicht folgen, sondern nach Laura sehen.

Vielleicht sind Wenige unter unsern Lesern, die sich ganz in den Zustand dieser Frau hineindenken können. Der Schleier ist auf einmal zerrissen, der ihre veränderte Lage noch einige Zeit vor ihren Augen verborgen, und ihr Schmerz vielleicht nur mit dem Zustand jenes Bildhauers zu vergleichen, welchen die Krankheit an beiden Händen gelähmt, als er eben das Höchste vollendet, was er vermocht und vielleicht ein ganzes Leben in seiner Seele herumgetragen. Nach langem Leiden hat er sich zum erstenmal wieder von seinem Krankenlager erhoben. Er läßt die Decke abnehmen von seinem Modell und findet es zum Affen entstellt. Plötzlich ist seine ganze Vergangenheit für ihn verloren; denn hat er nicht vielleicht in dem Irrthum gestanden, ein Götterbild zu verfertigen, während er nur eine Affengestalt hervorbrachte? Aber völlig hoffnungslos ist seine Zukunft geworden; seine gelähmten Hände sind keiner Kunstarbeit mehr fähig. Ueberdieß, wenn eine solche Täuschung die eine Hälfte des Lebens gedauert hat, wird sie in der andern schwinden?

Man darf wohl ſagen, daß Laura nie einen andern Gedanken gehabt hatte, als den Mann, von dem wir ſie ſo unwürdig behandelt ſehen. Früh zur Waiſe geworden, der Liebe von Vater und Schweſter beraubt und nur um ſo inniger an eine Sklavin angeſchloſſen, die ihre Amme war, hatte ſie die Bedürfniſſe ihres Herzens lange Zeit mit den finſtern Sagen ihres Vaterlandes und mit den unheimlichen Künſten genährt, in die ihre Mutter ſo tief eingeweiht geweſen, daß ihre Schülerin, die Amme, wie weit ſie auch unter ihrer Lehrerin geblieben, in ihrer Heimath für eine beſonders tiefe Meiſterin in derſelben galt. Dieſer Vorzug ſollte in den weiblichen Gliedern des Hauſes erblich ſeyn, und daß ihn die Amme auf Laura'n übergetragen und ſich beharrlich weigerte, ihrer Schweſter Zoë'n Theil daran zu geſtatten, hatte vorzüglich den Grund zu dem Haſſe gelegt, welchen dieſe auf Beide geworfen, und mit dem ſie ſelbſt ihren Vater erfüllt. Gerade, als Laura das Alter erreichte, in welchem das Herz andere Bedürfniſſe kennen zu lernen pflegt, verlor ſie in der Amme ihre einzige Freundin und Vertraute. Ganz auf ſich ſelbſt zurückgewieſen, einſam in einem belebten reichen Hauſe und genöthigt, ſelbſt ihre Künſte zu verbergen, damit ſie nicht durch die Augen des Neids, des gefährlichſten Feindes in der Meinung der Völker des Oſtens, entweiht wurden, war ſie mehrere Jahre hindurch aller Liebe und Anhänglichkeit gänzlich entwöhnt worden. Als Jacques Pierre daher auf einem Raubzug an der Küſte von Trebiſond das Landhaus überfiel, welches ihre

Stiefmutter im Sommer mit ihren beiden Stieftöchtern bewohnte, und, von ihrer hohen Schönheit betroffen, sie allein durch die zarteste Behandlung auszeichnete, hatte sie sich ihm sogleich mit einer grenzenlosen Liebe hingegeben. Ja, ihre Leidenschaft war durch die Zeit immer mehr und mehr gewachsen und so ausschließend für jede andere Neigung geworden, daß sie, wie Jacques Pierre oftmals behauptete, das natürliche Maß derselben nicht einmal ihrer Tochter zuzuwenden vermochte. Sie selber fand den Grund ihrer Abneigung in einer Richtung der Schicksale des Kindes, welche ihr eigenes Schicksal bedrohen sollten, und vermeinte, sich durch seine Entfernung zu schützen. Ungern brachte Jacques Pierre dieses Opfer, und als die ersten Jahre der Liebe vorüber waren, begann er zu fühlen, daß sein Haus öde war. Ohne Zweifel erkaltete dieß vorzüglich sein Herz nach und nach gegen die einst so geliebte Frau, und wenn Beider Glück auf immer zerstört seyn sollte, wie fast zu fürchten ist, so mag leicht das Bestreben, einem eingebildeten Unglück der Zukunft vorzubeugen, dieses wirkliche Unglück erzeugt haben. Es wäre nicht das erstemal gewesen, daß diese leeren Künste den bösen Mächten, welche den Menschen belauern, zum Werkzeug gedient hätten.

Wir wagen es nicht, die Erscheinungen zu schildern, worin sich der namenlose Schmerz und der aufs Tiefste verletzte Stolz der Frau kund gab. Bei Menschen von solcher Heftigkeit und von so ungeschwächter Naturkraft, wie sie sich nur unter Völkern findet, die ein paar

Jahrtausende hindurch unter dem Drucke des Despotismus keine Freiheit, als die der Leidenschaften gekannt haben, verlieren sich solche Ausbrüche weit über die Linie, in der sich eine besonnene Darstellung halten darf. Wir beschränken uns daher auf die Bemerkung, daß auch jetzt wieder die ganze Gewalt dieser Leidenschaften mehr in ihrem Innern tobte, als auf ihrem Aeußern sichtbar wurde, und daß sie nach einigen Stunden einen Schein von Ruhe gewonnen, welcher den oberflächlichen Beobachter täuschen konnte. Sie verhüllte sich tiefer, oder vielmehr wittwenmäßiger, als sie sonst zu thun pflegte, wenn sie ohne Jacques Pierre ausging, und begab sich nach dem Kloster der Schwester Orsola.

Die Messe hatte bereits angefangen, als sie die Kirche desselben betrat, und sie nahm kniend ihre Stelle in einer dunkeln Ecke. Mechanisch folgte sie allen Andachtsbräuchen der heiligen Handlung; aber wenn auch das Lispeln des Gebets ihre Lippen bewegte, in ihrem Herzen war weder Gebet noch Andacht. Haß und Verzweiflung können solche Nachbarschaft nicht ertragen.

Nach der Messe trat sie in den abgeschlossenen Chor der Kirche, in welchem die Nonnen derselben beiwohnten. Sie fand Niemand mehr hier, als die Schwester Orsola und Misericordia. Beide knieten einander gegenüber, noch im Gebete begriffen. Die Schwester Orsola war tief in ihre Andacht versunken, bei Schwester Misericordia konnt' es zweifelhaft erscheinen, da sie von Zeit zu Zeit einen heimlichen Blick auf die Priorin warf, von dem es schwer zu entscheiden gewesen wäre, ob sich der beobachtenden

Neugierde mehr Furcht oder mehr Haß beimischte. Durch Donna Laura's Eintritt war ihren Augen auf einen Augenblick eine andere Richtung gegeben worden.

Der Letztern blieb Nichts übrig, als sich gleichfalls zum Gebet auf die Knie niederzulassen. Sie that dieß in ehrerbietiger Entfernung hinter der Priorin.

Die Andacht der frommen Schwester dauerte lang und schien allmählich in eine tiefe Zerknirschung überzugehen. Krampfhaft schloß sie die Hände zusammen und hob sie empor; dann riß sie solche, wie mit Gewalt, auseinander und schlug sich heftig vor die Brust. Ihr Athem wurde keichend und Thränen rollten herab über ihre eingefallenen Wangen.

Die Heftigkeit dieser religiösen Stimmung wirkte allmählich auch auf Laura. Keine Andacht, aber der Schmerz breitete sich aus in ihrer Brust, bis er auf einmal alle Schleusen des Jammers in derselben öffnete. Plötzlich füllten sich ihre Augen mit Thränen, daß sich ihr Blick verfinsterte, und sie in Strömen herabzufließen begannen auf ihre wogende Brust. Ja, so gewaltig wuchs das Weh in ihrem Innern, daß sie in lautes Schluchzen ausbrach.

Dieser Zustand dauerte eine gute Weile, und Laura mochte sich allmählich etwas erleichtert fühlen. Nun erhob sich die Schwester Orsola und sprach im Vorbeigehen leise zu Donna Laura: „Folget mir!“

Die Schwester Misericordia blieb allein in dem Chor zurück.

Die Priorin trat voraus in das nahe Refectorium

und ließ sich auf einen Stuhl nieder, welcher neben dem großen Kamine stand. Mit einer leichten Bewegung der Hand bedeutete sie die Besuchende, daß sie auf der tabouretähnlichen Bank, auf der andern Seite des Kamins, Platz nehmen sollte.

„Ich möchte gern glauben, meine Tochter," begann sie, „daß nicht der Unmuth über irgend eine Prüfung, die Euch von Oben auferlegt worden ist, sondern das reuevolle Bewußtseyn Eurer Unwürdigkeit und Sündhaftigkeit die Bewegung hervorgebracht, in der Ihr Euch während des Gebets zu befinden geschienen."

„Ach, fromme Mutter," erwiederte Donna Laura; ich weiß selbst nicht, wie mir war — "

„So wisset Ihr wenigstens, wie Euch jetzt ist. Ihr müßt Euch ruhig, glücklich in Eurem Herzen fühlen, nachdem Ihr den Segen des Gebets in so reichlichem Maße genossen."

„Ich werde in meinem Leben nicht mehr ruhig, nicht mehr glücklich werden, fromme Mutter — "

„Desto besser für Euch; es wird Euch jenseits vergolten werden. Was Ihr auch auf der Seele haben möget, solche Zerknirschung im Gebet und verhältnißmäßige Buße tilgen jegliche Schuld."

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt, Mutter — "

„Dieß beweist, daß Ihr Euer Leben noch nicht mit Aufrichtigkeit geprüft habt. Ich könnt' Euch besser belehren über Euern Zustand; doch saget mir zuvor, was diese Hoffnungslosigkeit erzeugt hat, deren Kind oder Mutter die Verblendung über Euch selbst ist."

„Ach, wo ſoll ich beginnen, und wo werd' ich endigen, wenn ich von meinem Elend erzählen ſoll?“

„Kleinmüthige, die Ihr ſeyd! Wär' Euer Elend auch länger, als ein ganzes Leben, würd' es in die zwei Worte, Thorheit und Sünde, zuſammen zu faſſen ſeyn. Auch hab' ich in Wahrheit Nöthigeres zu thun für mein eigenes Seelenheil und das Seelenheil derer, die meiner Leitung anvertraut ſind, um mich viel um Anderer Schickſale zu bekümmern. Ohne die beſondere Theilnahme, die Ihr mir durch Eure Andacht gegen die unbefleckte Empfängniß eingeflößt, würd' ich Eurem Vertrauen eher ausweichen, als ihm entgegenkommen —“

„Ich fühle meine Unwürdigkeit, fromme Mutter; erbarmet Euch meiner! Ich will Euch Alles ſagen — aber erlaubet mir zuvor eine Frage.“

„So fraget; dann will ich ſehen, ob ich antworten kann.“

„Iſt meine Tochter in Eurem Gotteshauſe?“

„Welche Frage! Weiß ich denn, daß Ihr eine Tochter habt? Wie könnt' ich wiſſen, daß ſie in dieſem Haus iſt?“

„Verzeihet mir. Ich behaupte auch, daß es nicht möglich ſey. Aber er ſchwor, Lauretta befinde ſich in Euren Händen.“

„Lauretta?“ wiederholte die Priorin, aufmerkſam geworden durch dieſen Namen. „Ihr wißt, daß öfters unſerm Hauſe Kinder anvertraut werden, welchen die Ihrigen eine Erziehung zu geben wünſchen, die ihr Heil in dem gegenwärtigen und im künftigen Leben ſichert.

Manchmal ſchon iſt mir dieſer Name vorgekommen, und noch kürzlich hat mir der Vicekönig ein Kind anvertraut, das ſolchen führt und zu ſeinem Hauſe gehört. Sonſt befindet ſich dermalen keine Lauretta in dieſen gottgeweihten Mauern."

„Ach, es iſt immer klarer, daß keine Wahrheit mehr gegen mich in ſeiner Seele wohnt!"

„Von wem redet Ihr?"

„Von meinem — von Capitän Jacques Pierre.

„Von Eurem — ſo endet doch das Wort, das Ihr angefangen."

„Ich kann nicht, fromme Mutter —" rief Laura troſtlos und bedeckte ſich das Geſicht mit den Händen.

„So ſeyd Ihr endlich auf den Punkt gekommen, wo ein einziges Wort zur Laſt werden kann, welche die ganze Seele zermalmt? Warum ſprachet Ihr das Wort der Lüge nicht aus? Für ein ganzes Leben voll Sünde wäre das fürwahr eine geringe Zugabe!" —

Die Schweſter Orſola hatte in dieſem Geſpräch eine Lebhaftigkeit gewonnen, die gar nichts von einer frommen Entrüſtung hatte, ſondern vielmehr einem frohen Triumph ähnlich war. Aber wie vom Blitz zerſchmettert ſaß Donna Laura vor ihr, blaß, wie der Tod, und die Hände krampfhaft gefaltet in den Schoß gelegt.

„Warum nennet Ihr ihn nicht Euren Gatten?" fuhr ſie in gleichem Tone fort; „müßt es Euch nicht Jeder glauben, da das Laſter ſeinen Sitz nicht auf Eurer Stirne, ſondern in Eurem Herzen aufgeſchlagen? —"

Das Wort Laster erschütterte die unglückliche Frau auf das Tiefste; aber sie faßte sich und erhob sich mit edlem Stolze.

„Das Laster wohnt nicht in meinem Herzen, Mutter, und hat nie drin gewohnt. Eine treue Liebe ist kein Laster, und die meinige war treu — O! — “

Sie vermochte nicht fortzufahren, so sehr überwältigte sie die Macht ihres tiefen Gefühls.

„Liebe — ja, das ist das Wort,“ fuhr die fromme Frau unerbittlich fort, „mit dem die Jugend alle ihre Thorheiten zu Sünden zu machen weiß! Ich sollte denken, Donna Laura, Ihr befändet Euch in dem Alter, worin der Mensch das Böse vom Guten unterscheiden kann. Und weil die Sünde nun am Ende zur Verrätherin an Euch geworden, wie an Jedem, der sich ihren Lockungen ergibt, findet Ihr Euch wunderbar unglücklich, und begehret von mir, daß ich Euch trösten soll — “

„Trost, Mutter Orsola,“ erwiederte Laura mit Fassung, „Trost verlange ich nicht. Auch würd' er mir nichts helfen, da mein Glück auf immer dahin ist — “

„Was wollt Ihr denn von mir, meine Tochter?“ erwiederte Schwester Orsola etwas milder.

„Ich denke,“ fuhr sie fort, da Donna Laura schwieg; „ich denke, Ihr wünschet Rath, wie Ihr Euer vergangenes Leben büßen und ein völlig neues beginnen könnt — “

„Ach, ich weiß selbst nicht, was ich will — ich habe ja nichts mehr zu wollen und zu wünschen — “

„So will ich es Euch ſagen; aber beantwortet mir nun auch zuvor eine Frage —“

„Habt Ihr Euch,“ fuhr ſie fort, da Donna Laura ſchwieg, „habt Ihr Euch für immer getrennt von dem Manne, für den Ihr Eure Ehre aufgeopfert und Euer ewiges Heil auf das Spiel geſetzt? —“

„Ich habe mich auf ewig von Jacques Pierre getrennt.“

„Hat er Euch ein Jahrgeld ausgeſetzt, oder hat er ſich durch eine runde Summe mit Euch abgefunden, und habt Ihr Euer Eigenthum von ihm zurückerhalten?“—

„Ach gute Mutter, an alles Dieß hab' ich nicht gedacht; und was nützt' es mir auch, da nichts mehr einen Werth für mich hat?“

„So laßt mich für Euch daran denken und Euch bemerken, daß man mit großen Schätzen unglücklich ſeyn kann, aber ohne alles Beſitzthum elend iſt, ſobald man auf die Theilnahme Andrer rechnen muß.“

„Ich rechne auf Niemands Theilnahme —“

„Weßhalb ſeyd Ihr denn hier, meine Tochter?“

„Ich bin gekommen, um mein Kind aufzuſuchen. Ihr verſichert mir, daß es nicht in dem Kloſter iſt, und ich muß es glauben. Ich werde daher nach Florenz gehen, wo es ſeyn muß, wenn es hier nicht iſt, und in ſeiner Nähe vollends zu Grunde gehen.“

„Ihr werdet in ſeiner Nähe Buße thun und Euer früheres Leben durch Reue verſöhnen, denk' ich.“

„Ich kann mein früheres Leben nicht bereuen; denn ich war glücklich. Ich kann nur meinen Irrthum ver

fluchen, daß ich der Liebe eines Mannes die Dauer eines ganzen Lebens zutrauen konnte. Mein Daseyn ist mir eine unerträgliche Last geworden; nur die Rache könnt' es mir noch erträglich machen. Aber ich weiß keine Rache für so ungeheuren Liebesverrath zu ersinnen, und so mag sie auf mein eigenes Haupt fallen, indem ich zu meinem Kinde gehe, dessen Nähe mir Verderben bringend ist —"

„Welche Sprache! — Welche Vorstellungen! —"

„Ja, Ihr Frauen des Westen versteht nicht unsre Sprache; Ihr vermögt nicht unsre Vorstellungen zu theilen —"

„Dafür können wir der unbefleckten Jungfrau nicht genug danken. Weder Eure Sprache noch Eure Vorstellungen stammen aus einem reinen, christlichen Gemüth —"

„Nein, sie stammen aus dem grauen Alterthum, in welchem den Menschen noch höhere Kräfte inne wohnten. Aber ach! Nichts ist uns geblieben von diesen Kräften, nichts, als der Blick in die Zukunft, und nicht die Macht, sie zu ändern."

„Der Blick in die Zukunft?" fragte die Schwester Orsola stutzend. „Man sagt, die Zukunft sey den Menschen verborgen zu seinem eigenen Glück. Habt Ihr diesen Blick, meine Tochter?"

„Ich hab' ihn —"

„Warum sahst Ihr denn nicht auch den Verrath dieses Mannes voraus?"

„Ich liebte, Mutter — und die Liebe ist mächtiger

als alle Künste der Töchter meines Vaterlands. Sie blendete jeden meiner Blicke in die Zukunft, wie die Sonne den Blick des Menschen am hellen Mittag. Manchmal glaubt' ich wohl, eine Warnung zu sehen; aber ich mißtraute der Warnung und lief meinem Unglück blindlings entgegen. Jetzt ist mir die Zukunft um so klärer geworden. Mein Schicksal wird sich erfüllen, in der Nähe meiner Tochter wird es sich erfüllen; denn eine doppelte Liebe soll mich zu Grunde richten."

Mit diesen Worten stand Donna Laura auf und wollte Abschied von der Schwester Orsola nehmen. Diese aber sprach gütiger als zuvor: „Setzet Euch noch einmal, meine Tochter. Ich kann mich so schnell nicht von Euch trennen. In dieser Stimmung, mit diesem Mangel an Vertrauen auf die unbefleckte Jungfrau kann ich Euch nicht gehen lassen. Bleibet noch, ich werde nur einige Befehle im Kloster ertheilen und gleich wieder bei Euch seyn." —

Die Priorin verließ das Refectorium und ließ Donna Laura allein. Traurig blickte diese zu Boden und versank in die Betrachtung ihres Jammergeschicks.

„Zoë, bist Du hier?" rief eine zarte Mädchenstimme, deren Ton tief in der Seele von Donna Laura wiederhallte; denn sie schrack sichtbarlich zusammen. Sie richtete den Blick nach der Seite der Thüre, und der Kopf des lieblichen Engels, der schalkhaft nach ihr sah und plötzlich ganz ernsthaft, ja scheu wurde, fiel ihr in die Augen.

Laura's Herz sprach laut, und sie sprang auf, um

das Kind in ihre Arme zu schließen. Aber es wich entsetzt zurück vor ihr und stürzte sich mit den Worten: „Flüchte, Zoë, da ist noch eine böse Schwester!“ der Eintretenden in den Schoß.

Der Eindruck, welchen diese Worte auf Donna Laura machten, war fürchterlich. Dennoch faßte sie sich und sprach zu Zoë'n: „Wenn Ihr die Schwester Orsola sucht, sie ist eben hinausgegangen.“

„Fürchte Dich nicht, Lauretta; die Dame ist nicht böse,“ sagte Zoë leise zu dem Kind und fügte laut gegen Donna Laura hinzu: „Habet Nachsicht mit diesem guten Kind. Es ist nicht gewohnt, unbekannte Personen zu sehen —“

„Unbekannte Personen —“ wiederholte Donna Laura schneidend; „ich bin keine unbekannte Person für dieses Kind. Kennst Du mich denn nicht mehr, Lauretta?“ sprach sie zu Dieser.

Das Kind verbarg sich hinter Zoë'n.

Die Mutter wollte es bei der Hand fassen; da begann es zu weinen und rief: „Ich will nicht mehr zu Dir! Ich will bei Zoë'n bleiben! Zoë schützt mich vor der Schwester Misericordia! Ich will zu Niemand als zu Zoë'n —“

Zoë, der das sonderbare Verhältniß zu dämmern anfing, erröthete verlegen; doch faßte sie sich schnell und sprach dem Kinde zu, sich der Dame zu nähern und ihr die Hand zu küssen. Donna Laura stand wie eine Bildsäule und betrachtete dasselbe mit einem großen Blick des Schmerzens.

„Du siehst ja, wie traurig und böse sie aussieht,“

ſagte das Kind halb laut zu Zoë, doch ſo, daß es die Mutter hören konnte.

„Fort aus meinen Augen, würdige Brut Deines Vaters!“ rief die unglückliche Mutter in einem Ausbruch von Heftigkeit, der auf einmal ihre ganze Natur verändert zu haben ſchien.

„Komm!“ ſchrie das Kind, indem es Zoë's Hand faßte und ſie fortzuziehen ſuchte.

In dieſem Augenblick trat die Schweſter Orſola ein und ſprach freundlich zu Zoë'n: „Verlaſſet uns, Schweſter Cäcilia; ich habe mit Donna Laura allein zu verhandeln.“ —

Zoë ward über und über roth, als ſie dieſen Namen hörte. Es blieb kein Zweifel mehr für ſie, wer die Fremde war, und der Befehl der Priorin hätte ihr nicht willkommener ſeyn können. Sie verließ augenblicklich das Gemach; die Kleine war ihr ſchon vorausgelaufen.

„Verzeihet mir, meine Tochter,“ begann die Schweſter Orſola; „aber wie viel Ordnung auch in einem ſolchen Hauſe ſeyn mag, ſo fällt doch jeden Augenblick etwas vor, das mir zur Pflicht macht, mich ſelber darum zu bekümmern. Darin beſteht mein Leiden, daß ich mich nie ganz von weltlichen Dingen losmachen kann. Aber ſetzt Euch, meine Tochter,“ fügte ſie hinzu und nahm ihren vorigen Platz wieder ein.

„Was iſt Euch,“ fuhr ſie nach einer Weile fort, als ſie ſah, daß Donna Laura gar keine Kunde von ihr nahm; „heilige Jungfrau, wie habt Ihr Euch verändert.

Was iſt Euch geſchehen, meine Tochter?“ ſagte ſie, indem ſie aufſtand und ſich Donna Laura'n näherte.

„Freuet Euch,“ ſprach Dieſe mit einer plötzlichen Veränderung des Ausdrucks in Miene und Stimme; „ich habe mich ſelber wieder gefunden! Ich gehe nicht nach Florenz. Ich bleibe in Neapel; ich werd' Euch oft beſuchen, Mutter Orſola. Ich möchte mich in Eure Einſamkeit zurückziehen.“

„So ſetzt Euch,“ erwiederte Dieſe, „und faſſet Euch; dann wollen wir die Sache näher überlegen. Ihr ſeyd zu aufgeregt —“

„O ich bin ruhig, ruhig, wie das Meer meines Landes, wenn der Nordoſt weht! Was wollt Ihr mir ſagen, Mutter Orſola?“

„Ich wollt' Euch bemerken, daß Entſchlüſſe wie derjenige, den Ihr ſo eben ausgeſprochen, nicht in der Bewegung einer Leidenſchaft gefaßt werden dürfen. Sehet darum Eure jetzige Stimmung nur für einen Ruf an, meine Tochter, welcher an Euch ergangen iſt, und dem Ihr erſt, wenn er ſich nach reiflichem Nachdenken wiederholt hat, folgen werdet, damit dieß auf eine würdige Weiſe geſchieht.“

„Laßt mich die Gelübde ablegen, wann Ihr wollt; nur nehmet mich baldigſt in Euer Haus auf —“

„Und dann iſt auch zu überlegen, ob Ihr nicht noch zuvor in der Welt dem Hauſe nützen könnt, das Ihr Euch zur Zuflucht für Euer übriges Leben gewählt —“

„Saget, was ich thun ſoll —“

„Ihr habt vielleicht zeitliche Güter, die zu Eurer

Verfügung ſtehen, Schmuck, der Euch eigen angehört; es ſteht zu vermuthen, daß Ihr den Mann, der Euch ſo unwürdig behandelt hat, zwingen könntet, ſich durch ein Jahrgeld oder eine runde Summe auf einmal mit Euch abzufinden. Dem Letztern würde das Kloſter den Vorzug geben —"

„Ich will Alles thun, was Ihr ſagt; aber Ihr müßt mir Alles ſagen, was ich thun ſoll. Ich habe nur noch einen Gedanken, der mir eigen iſt. An allem Uebrigen liegt mir nichts mehr. Und für meinen Gedanken brauch' ich weder Rath noch Hülfe."

„Und dann möcht' ich auch Beruhigung gewinnen, meine Tochter, über jene Künſte, welche den Blick in die Zukunft eröffnen. Es könnte Zauberei ſeyn; dann würde die Aufnahme in das Kloſter nicht ohne beſondre Reinigung und vorhergegangene ſtrenge Buße geſchehen können."

„Sagt mir, was Ihr Zauberei nennet; dann werd' ich Euch ſagen können, ob meine Kunſt dazu gehört."

„Zauberei — nun Zauberei — Zauberei beſteht in gottloſen Beſchwörungen, womit verlorene Menſchen den Beiſtand des Teufels anrufen. Sie ſollen ihn auch dadurch gewinnen, nur müſſen ſie ihm zuvor ihre Seele verſprechen —"

„Meine Kunſt hat nichts mit dem Teufel zu ſchaffen."

„Deſto beſſer für Euch, meine Tochter," antwortete die Schweſter Orſola mit einem Ausdruck von Genugthuung in Aug' und Stimme, den wir noch nie an ihr

bemerkt haben. „Aber es soll auch Worte geben von verborgenem, teuflischem Sinn, welche man nur auszusprechen braucht, um die höllischen Geister für Alles, was man will, in Bewegung zu setzen. Auch das ist Zauberei; denn mit den höllischen Geistern darf ein guter, katholischer Christ keine Gemeinschaft pflegen. Zudem wirken diese Worte gleichfalls nur, wenn man die Seele zuvor dem Teufel verbürgt hat —“

„Meine Kunst ist nicht von der Art. Sie besteht in nichts Andrem, als in Kenntniß der Stunden, in welchen dem Menschen die Frage an das Schicksal freigegeben ist, und im Verständniß der Zeichen, in denen es seine Antwort gibt.“

„Ich freue mich für Euch, daß es nichts Schlimmeres ist. Indeß,“ setzte sie mit einem Blick hinzu, in welchem Neugierde und Berechnung zu wetteifern schienen; „indeß müßt Ihr mir mehr sagen, meine Tochter, um mich ganz zu beruhigen.“

Donna Laura, der diese Verlängerung des Gesprächs sichtbarlich zur Last war, athmete tief auf und erwiederte: „Es gibt Stunden im Jahr, in welchem das Schicksal keiner Frage die Antwort weigern kann. Sie sind mir selbst nicht alle bekannt; doch weiß ich, daß die untrüglichsten dieser Stunden in die längste und in die kürzeste Nacht des Jahres fallen. Der entscheidende Augenblick ist derjenige, in welchem der Mond nach Mitternacht aufgeht —“

„Und wie wird die Frage gestellt?“ sprach die Schwester Ursula in einem Ton, der immer stärker

verrieth, wie viel ihr daran gelegen war, genau unterrichtet zu werden.

„Ich habe verſprochen, es zu verſchweigen," antwortete Donna Laura; „aber was kann mir noch daran liegen, was ich verſprochen? Wer ſo grauſam betrogen wurde, iſt ſeines Wortes gegen die ganze Welt entbunden. So wiſſet denn, daß zwei Dinge dazu Noth ſind. Eine flache Schale, die noch zu keinem andern Gebrauch gedient, und ein Holunderreis, das in dieſem Jahr getrieben und um die Mittagsſtunde im Sonnenſchein von jungfräulicher Hand geſchnitten worden. Die Schale wird mit Weihwaſſer gefüllt, das um Mitternacht geſchöpft iſt, und das Holunderreis, welches nicht länger und nicht kürzer ſeyn darf, als der Mittelfinger der Fragenden, in zwei Stücke geſpaltet und in Kreuzform auf das Waſſer legt. Alsdann kommt Alles darauf an, daß ein möglichſt freier Raum gewählt, und in deſſen Mitte die Schale geſtellt wird. Sobald Mitternacht vorüber iſt, kniet man vor die Schale und wiederholt, den Mund unmittelbar über das Kreuz haltend, dreimal leiſe die Frage, die auf Ja oder Nein geſtellt werden muß. So harrt man ſtille, bis der Mond aufgeht. Sein erſter Strahl gibt die Antwort; denn ſpiegelt er ſich ſogleich im Waſſer, ſo iſt die Frage bejaht, bleibt dieſes aber im Dunkeln, ſo iſt ſie verneint."

„Wenn es weiter nichts iſt, meine Tochter," ſprach die Schweſter Orſola ſichtbarlich erfreut, „ſo kann man es nicht Zauberei nennen, und habt Ihr nicht

Schwereres auf der Seele, als dieß, und was mir sonst bekannt ist, so wird eine aufrichtige Beichte mit angemessener Buße Euer Gewissen so weit erleichtern, daß Ihr ohne Hinderniß das Werk Eurer Heiligung beginnen könnt. Ich brauch' Euch jetzt nur noch zu empfehlen, daß Ihr den Vortheil des Hauses, welches der Hafen seyn wird, in dem das Schiff Eures Lebens Sicherheit gegen alle künftige Stürme finden soll, nach Möglichkeit fördert. Und in der That weiß ich auch nicht, welches Opfer zu groß seyn könnte, daß Ihr es nicht fordern dürftet, um Euch für die Jahre von Verworfenheit —"

„Nennet sie nicht so, Mutter; sie waren es nicht —"

„Nun, wenn Ihr die Wahrheit noch nicht ertragen könnet, so will ich sie Jahre des Irrthums nennen, und empfehl' ich Euch, dafür eine Entschädigung zu gewinnen, welche bedeutend genug ist, um nicht blos einen Irrthum, sondern die schwerste Sünde gut zu machen —"

Mit diesen Worten erhob sich die Schwester Orsola.

„Und wenn Ihr damit im Klaren seyd," setzte sie hinzu, „so besprechen wir das Nähere und bestimmen den Tag, an dem Ihr als Novizin in das Gotteshaus eintretet." —

Donna Laura hatte ihren Schleier bereits übergeworfen, da kehrte die Schwester Orsola noch einmal um und sprach: „Es wird am besten seyn, meine Tochter, daß Ihr Euch der Hülfe eines Anwalts be-

dienet. Ich will Euch den Sachwalter des Kloſters zuſchicken. Er iſt ein ſehr einſichtsvoller, auf unſern Vortheil wohl bedachter, frommer und beſcheidener Mann. Sein Rath wird Euch am beſten leiten —"

„Erſparet Euch die Mühe, fromme Mutter, und dem Manne, den Ihr meint. Dieſe Sache hat nur eine Schwierigkeit, welche Niemand löſen kann als ich ſelbſt. Das erſte Wort iſt das ſchwerſte. Das Uebrige wird leicht ſeyn, und eher fürcht' ich, daß mir zuviel als zu wenig geboten werde. Sparſamkeit iſt nicht der Fehler dieſes Mannes —"

„Wie könnt' er Euch zuviel bieten, meine Tochter? Betrachtet nur den angefangenen Bau, welche Summen er verlangt, bis man ſagen darf, daß er vollendet ſey! Welcher Ruhm für Euch, welcher Lohn in der beſſern Welt, wenn durch Euren Beiſtand das Gotteshaus in der ganzen Herrlichkeit, in der es vor meiner Seele ſteht, vollendet würde! Jeder Stein müßte für Euch zeugen an jenem großen Tage, und nicht nur dieſes Kloſter, ſondern die ganze heilige Kirche würde nach ſpäten Jahrhunderten Euch als eine ihrer ſeligen Wohlthäterinnen ſegnen. Faſſet dieſen Gedanken, meine Tochter! Er iſt reich genug, um Euch hundertfältig zu entſchädigen für Alles, was Ihr verloren!" —

Donna Laura, die keinen Sinn für dieſe Unſterblichkeit hatte, trennte ſich ſchweigend von der Schweſter Orſola; aber indem unſre Blicke der frommen Frau den langen Kreuzgang hinunter folgen, können wir

nicht umhin, in ihrem raschen, kräftigen Schritt ein Selbstgefühl zu erkennen, welches eine große Schwierigkeit überwunden und eine noch größere Hoffnung gewonnen zu haben scheint. Jeder Stand hat seine Kämpfe und seine Siege, und zu keiner Zeit ist die Demuth die beständige Begleiterin der Frömmigkeit gewesen.

Drittes Kapitel.

Während die Schweſter Orſola und die älteren Nonnen der Mittagsruhe pflegten, war den übrigen und den Zöglingen des Kloſters eine Erholung in dem kleinen Garten vergönnt. Zufällig machte Zoë dieſen Tag allein Gebrauch von dieſer Erlaubniß und wandelte ziemlich ſchwermüthig zwiſchen den Blumenbeeten einher. Sie dachte an ihren Retter, an die Hinderniſſe, die ihn abgehalten haben konnten, wenigſtens nach ihr fragen zu laſſen, wenn er auch verhindert war, ſelbſt am Sprachgitter zu erſcheinen. Die Geſellſchaft ſeines Kindes hatte ihr Verlangen nach einer Zuſammenkunft mit ihm vermehrt; ſie ſtellte es ſich als eine beſondre Genugthuung vor, wenn auch ihn nicht mit der Nachricht, daß Lauretta im Kloſter ſey, zu überraſchen, ſich doch mit ihm über das Glück zu freuen, das ihr ſeine Tochter zugeführt, und über die Neigung, welche ſie ihr ſo ſchnell zugewendet.

Nachdem Donna Laura ihre Tochter geſehen, war es faſt zur Gewißheit für Zoë'n geworden, daß ſich Jacques Pierre ungeſäumt einfinden werde, um ſein Kind in die

zu ſchließen. Freilich hatte ſie nichts weniger, als die Gewißheit, ihn bei dieſer Gelegenheit ſelbſt zu ſehen; indeß war es doch ein angenehmer Gedanke für ſie, daß Lauretta von ihr reden würde. Den ganzen Vormittag hatte ſie mit dem Kind allein in ihrer Zelle geſeſſen und alle ihre kleinen Künſte aufgeboten, um das lebhafte Mädchen feſtzuhalten, damit es gleich bei der Hand war, wenn nach ihm gefragt wurde. Vielleicht vergönnte die Priorin, daß ſie daſſelbe an das Sprachgitter begleitete; ja, dieſe Gunſt ſchien eine natürliche Folge der Aufſicht, welche ſie über die Kleine führte. Sie wollte ſich einen ſo glücklichen Zufall nicht entſchlüpfen laſſen, wie leicht geſchehen konnte, wenn ſich das Kind im Augenblick der Nachfrage nach ihm in einem andern Theil des Kloſters befand. Wer alsdann von den Schweſtern gerade in der Nähe war, drängte ſich zu dem Dienſte; denn die Meiſten kannten kein größeres Glück, als wenn ſie einmal mit Jemand aus der Welt, wie ſie es nannten, am Sprachgitter zuſammentreffen konnten.

Umſonſt hatte Zoë den ganzen Morgen geharrt und nach jedem Fußtritt gelauſcht, der auf dem langen Gang vor ihrer Zelle hörbar wurde. Oft hatte ihr Herz erwartungsvoll gepocht bei ſolchem Geräuſch; aber jedesmal war ihre Hoffnung getäuſcht worden. Gewiß würde die heitere Geſchwätzigkeit des Kindes ihr ſehr läſtig geworden ſeyn, hätte ſie es nicht um ſeiner ſelbſt willen und wegen ſeines Vaters geliebt, und wären nicht ſogar ſeine Unarten durch eine beſondere natürliche Anmuth verſchönert worden.

Das Wetter hatte den ganzen Tag zwischen Regenschauern und schwülem Sonnenschein gewechselt und schien nun in diesem einigen Bestand gewinnen zu wollen. Zoë benützte die Zurückgezogenheit der übrigen Bewohnerinnen des Klosters um so lieber zu einem Spaziergang im Garten, da es wohl möglich war daß, was Vormittags nicht geschehen, noch des Nachmittags erfolgte. Sie konnte dabei die innere Thüre des Sprachzimmers im Auge behalten und in jeder Richtung des Gartens die Glocke hören, die von Außen angezogen wurde, wenn man eine Bestellung im Kloster zu machen oder Jemand im Sprachzimmer zu sprechen hatte.

Indem sie eben das Ende des Gartens erreicht und wieder umkehren wollte, trat die Laienschwester Brigida aus dem anstoßenden Kreuzgang heraus und lispelte die Worte: „Folget mir nach einer Weile in den Chor. In diesem Augenblick ist Niemand darin, und ich habe einen Auftrag an Euch — "

Zoë war augenblicklich gefaßt und erwiederte eben so, ohne die Andre anzusehen, und ganz fremd an ihr vorübergehend: „Ich folge." Und kaum war auch die Schwester Brigida unten im Kreuzgang verschwunden, so nahm sie die Richtung nach der entgegengesetzten Seite und gelangte auf einem Umweg an den Eingang des Chors der Kirche. In den wenigen Tagen hatte sie bereits die Erfahrung gemacht, daß, wenn man der Neugierde einen charakteristischen Wohnsitz anweisen müßte, kein Ort besser dazu passen würde, als ein Frauenkloster.

Zoë bemerkte die Schweſter Brigida nicht gleich, als ſie in den Chor trat; denn Dieſe hatte wahrſcheinlich eine Stelle gewählt, wo ſie den Hereinkommenden nicht in's Auge fiel, und betete eifrig an ihrem Roſenkranze. Zoë nahm kniend ihren Platz in geringer Entfernung und rückte näher zu ihr, als die Schweſter Brigida, ohne übrigens aufzublicken, ſie durch einige leiſe Worte dazu aufforderte.

Nachdem ſie neben ihr Platz genommen, ſprach ſie im nämlichen Tone: „Ich habe Euch etwas einzuhändigen. Ihr müßt es augenblicklich in Euren Aermel verbergen; erſt wenn Ihr allein auf Eurer Zelle ſeyd, dürft Ihr es näher betrachten —.“

Nach dieſen Worten ſchien die Schweſter Brigida eifriger als zuvor in ihrem Gebet fortzufahren; plötzlich aber warf ſie den Blick im ganzen Chor umher, zog einen Blumenſtrauß hervor und ſchob ihn Zoë'n zu, die ihn mit der nämlichen Schnelligkeit in ihren Aermel ſteckte. „Wer Euch den Blumenſtrauß ſendet,“ ſetzte Jene eben ſo leiſe hinzu, „erwartet Euch um Mitternacht zu einer Unterredung hier. Er wird in der Kirche ſeyn, und Ihr braucht Euch nur dort in die Ecke neben den Altar zu knien, um jedes ſeiner Worte zu hören und ihm jedes der Eurigen hörbar zu machen. Beſinnet Euch, und wenn Ihr heut' Abend in die Veſper gehet, ſo haltet eine Blume in der Hand, die mir zum Zeichen dient, daß Ihr Euch um Mitternacht hier einfinden wollet.“ —

Zoë's Verlangen, ihr Geſchenk näher zu unterſuchen,

war zu ſtark, als daß ſie ihre Andacht länger hätte fortſetzen können. Sie erhob ſich und eilte auf ihre Zelle, welche ſie hinter ſich zuſchloß. Jetzt erſchien es ihr ganz erwünſcht, daß ſie das Kind nicht in der Nähe hatte; denn es war noch zu jung, um vor ſeiner Neugierde ſicher zu ſeyn, und doch nicht alt genug, als daß man ihm etwas vertrauen konnte, was Niemand wiſſen ſollte.

Nachdem ſie ihre Thüre ſorgfältig, aber leiſe, von Innen verriegelt, zog ſie ihren Schatz hervor. Sie warf nur einen Blick auf denſelben, dann drückte ſie ihn wiederholt an ihre Bruſt und betrachtete ihn hierauf etwas länger. Ein Dichter konnte ſagen, daß ſich die Lilien ihrer Wangen mit Roſen beſäten, und ihr ſtrahlendes Aug' in Wonne ſchwamm; doch hatte er die ganze Verklärung der Freude, die auf ihrem ſchönen Geſicht lag, nicht damit bezeichnet.

Sie muſterte nun Blum' um Blume; aber auch das ſchien ihr nicht zu genügen. Sie löste die Perlenſchnur ab, womit der Strauß umwunden war, betrachtete ſie ein Paar Augenblicke mit Entzücken und verbarg ſie dann in ihrem Bette. Jetzt nahm ſie eine von den Blumen um die andere und breitete ſie neben einander in einer Reihe auf dem kleinen Tiſch aus. Mehrmals legte ſie ſie hin und her; ſie ſchien eine beſondere Ordnung für ſie zu ſuchen und auch am Ende gefunden zu haben.

Darauf begann ein ſtilles Geſpräch zwiſchen ihr und den Blumen; wenigſtens drückte ſie allmählich in Geſicht

und Händen alle Nüancen der Gefühle von Lieb' und Freude aus und führte mehrere von den Blumen an ihren Mund. Es schien, als ob jede einzelne derselben eine besondere Bedeutung für sie hätte; und so war es auch. Denn wir irren uns schwerlich in unsrer Vermuthung, daß der Blumenstrauß die Stelle eines zärtlichen Briefchens vertreten sollte. Bekanntlich helfen sich Liebende im Orient auf diese Weise, um sich mit einander aus der Entfernung zu verständigen. Die Kunst zu schreiben ist in jenen Ländern nur im Besitz von Gelehrten und Geschäftsmännern, und die Liebhaberei an Blumen groß und allgemein, daß ein Blumenstrauß sich leicht mit andern Blumen durchschleicht. Jacques Pierre mag diese orientalischen Galanterien auf seinen Fahrten in der Levante oder durch Laura kennen gelernt haben, und es ist von der Zeit, in der er lebte, höchstens zu erwarten, daß er selber einen Brief schreiben, nicht aber, daß Zoë solchen lesen konnte. Aber einen Liebesbrief in Blumen verstand damals jedes griechische Mädchen so gut, wie noch heutzutage.

Endlich faßte sie die Blumen wieder zusammen, umwand sie mit Zwirn und befestigte den Strauß vor einem Bilde der Mutter Gottes, das in einem Holzstich an der Wand hing. Dann schob sie leise die Riegel an der Thüre zurück und kniete auf ihren Betstuhl, der vor dem Bilde stand, so daß sie dieses, oder vielmehr den Blumenstrauß, gerade vor Augen hatte.

War Zoë's Andacht auch schwerlich von Dauer, so blieb sie doch ziemlich lang' in dieser Stellung, bis an

die Thüre gepocht ward, und Lauretta's Stimme rief: „Ich will zu Dir, Schwester Zoë! zu Dir will ich!“ —

Zoë öffnete dem Kinde, das seine Arme zu ihr empor streckte, um von ihr umarmt zu werden. „Ich habe Dich überall gesucht und nicht finden können, Zoë,“ sprach es. „Nicht wahr! ich soll Dich nicht Schwester nennen? Du bist keine Schwester; Du bist meine Zoë. Weißt Du wohl, daß mir Dein Name jetzt sehr gefällt? Ich wollte, daß ich auch Zoë hieße; dann könntest Du mich rufen, wie ich Dich! Und wir hießen Beide Zoë; Das wäre doch spaßhaft!“ —

In diesem Tone ging es fort, so daß Zoë kaum Gelegenheit fand, zu antworten. Das Kind hatte sich inzwischen auf ihr Bette geworfen und wälzte sich behaglich darauf herum.

„Was hab' ich gefunden?“ rief es auf einmal; „schau, Zoë, was ich gefunden!“

Als Zoë hinblickte, sah sie zu ihrem Schrecken die Perlenschnur in den Händen des Kindes. Ihr erster Gedanke war, sie ihm geradezu wieder abzunehmen; aber sie besann sich sogleich und gedachte seine Aufmerksamkeit schnell auf einen andern Gegenstand zu lenken. „Hast Du den schönen Blumenstrauß schon gesehen, Lauretta?“ sprach sie zu ihm.

Aber das Kind war bereits beschäftigt, sich die Perlenschnur um den Nacken zu legen. Es schien eine Gewandtheit darin zu haben; denn es umwand sich den Hals mehreremale mit aller Geschicklichkeit und knüpfte sie sich mit den Endschnüren fest. In diesem Geschäft

war es so eifrig, daß es Zoë's Frage ganz überhört hatte.

„Was hast Du gethan, Lauretta?“ sagte Zoë, als das Kind damit fertig war; „die Mutter Orsola wird Dich schmälen, wenn sie Dich in so eitlem Putze sieht.“

„Was ist das, Zoë, eitler Putz?“ fragte das Kind.

Gern hätte Zoë geantwortet, was uns Weltkindern am meisten gefällt; so fühlte sie sich wahrhaft um ihre Antwort verlegen. Indeß hatte das Kind seine Frage sogleich selbst vergessen und fuhr fort: „Hast Du die Perlen der Madonna genommen, die in dem Glasschrank in der Sakristei steht?“ —

Nun war es kein Räthsel mehr für Zoë'n, warum Lauretta so gut mit der Perlenschnur umzugehen wußte. In der Sakristei stand nämlich eines von jenen Muttergottesbildern, wie man sie häufig in Klöstern findet, um bei Kirchenfesten aufgestellt oder bei Prozessionen herumgetragen zu werden. Die Puppe ist mit kostbaren Stoffen bekleidet; sie hat eine Krone auf dem Haupt, als Himmelskönigin, und allerhand echten oder falschen Schmuck an sich, je nach dem Reichthum des Klosters oder der Freigebigkeit seiner Gönner. Solche Bilder werden für den vorkommenden Gebrauch in Schränken unter Glas aufbewahrt, um sie vor dem Staube zu schützen, und für die Gelegenheiten, wo sie paradiren müssen, noch besonders herausgeputzt. In Nonnenklöstern ist dieß ein wichtiges Geschäft, welches die Bewohnerinnen mehrere Tage lang fast ausschließend in Anspruch nimmt. Lauretta war bei den Nonnen zu Florenz öfters Zeuge

davon gewesen und von ihnen manchmal zum Scherze selbst als Madonna angekleidet worden. Daher hatte sie von dergleichen Eitelkeiten der Welt mehr Kenntniß erlangt, als man von ihrer Erziehung im Kloster erwarten durfte.

„Wie sollt' ich der Mutter Gottes etwas nehmen, Lauretta?“ erwiederte Zoë; „das wär' eine große Sünde —“

„Also hat Dir die Madonna die Perlenschnur selbst geschenkt? Dann kannst Du mir sie wohl auch schenken.“

„Das will ich gerne; aber Du mußt sie mir wieder geben, damit ich sie Dir aufbewahren kann, bis Du ein großes Mädchen geworden bist.“

„Warum soll ich sie denn nicht jetzt schon tragen? Weißt Du wohl, daß die Schwester Maxentia einen kleinen Spiegel in ihrer Zelle hatte? Ich wollte, daß Du auch einen hättest! Die Schwester Maxentia ließ mich zuweilen in den Spiegel sehen, wenn ich recht geschickt war; aber ich durfte Niemand sagen, daß sie einen Spiegel hatte. Ich wußte es nur allein,“ setzte das Kind mit allem Ausdruck von Wichtigkeit hinzu, dessen sein heitres Gesicht nur fähig war; „und ich sag' es auch Niemand, als Dir.“

„Nun, dann mußt Du auch Niemand etwas von den Perlen sagen, hörst Du?“

„Aber mit Dir darf ich doch davon reden, Zoë?“

„Mit mir allerdings, Lauretta, aber mit sonst Niemand, und auch mit mir nur, wenn wir allein sind.“

„Das ist närrisch! Aber nun weiß ich doch etwas, das Niemand weiß, als Du! Und mit Dir mag ich

lieber etwas allein wiſſen, als mit der Schweſter Marentia. Ich liebe Dich auch mehr — "

So ging das naive Gerede des lieblichen Kindes fort, bis die Glocke ſchallte, welche in das Refectorium rief. Die Schweſter Urſula pflegte nämlich an den meiſten Tagen eine Stunde vor der Veſper die jüngeren Nonnen, die Novizen und die Koſtgängerinnen des Kloſters, welche noch eines beſondern Unterrichts bedürftig ſchienen, im Refectorium zu verſammeln und ihnen geiſtliche Vorträge zu halten. Zuweilen ſtellte ſie auch Fragen an ſie, ließ bibliſche Sprüche und Stellen der Kirchenväter von ihnen erklären und berichtigte ihre Auslegungen. Zur Abwechslung erzählte ſie ihnen das Leben irgend eines Heiligen und entwickelte ſeine vorzüglichſten Eigenſchaften. Kurz, es war eine ganz zweckmäßig gedachte Uebung, und es kam nur darauf an, daß die Ausführung dem Gedanken entſprach. Wir wollen unſere Leſer in den Stand ſetzen, ſelbſt davon zu urtheilen, wenn ſie uns in das Refectorium folgen wollen.

Die ſchmalen Tiſche, welche ſonſt nach der Richtung der Wände an den drei Seiten des Saals hinſtanden, waren nun der Länge nach an einander geſchoben. Oben an der ſchmalen Seite hatte die Schweſter Urſula allein Platz genommen, ſo daß ſie die Uebrigen alle, welche zu beiden Seiten an der langen Tafel hinunter ſaßen, im Auge behielt. Die Jüngſten waren die Nächſten, und ſo hatten Zoë und Lauretta ihre Stellen unmittelbar zu ihren beiden Seiten erhalten.

Erſt nachdem ſich Alle geſetzt hatten, bemerkte Zoë,

daß das Kind die Perlenschnur um den Hals behalten, welche sie ihm in der Zerstreuung abzunehmen vergessen. Sie erschrak so sehr bei diesem Anblick, daß sie über und über roth wurde. Zum Glück waren die Blicke der Schwester Orsola in ihren Schoß gesenkt. Die fromme Frau schien ein leises Gebet zu verrichten oder über ihren Vortrag nachzusinnen und ließ ihr dadurch Zeit, sich wieder zu fassen.

„Ich werde Euch heute aus dem Leben der frommen Schwester Maria Magdalena erzählen, meine geliebten Töchter," begann sie endlich. „Und was bewegt mich dazu? — Hauptsächlich zween Gründe. Der eine ist, weil ich ohne Verdienst und Würdigkeit von meiner Seite noch selbst das Glück gehabt habe, in Kirche und in Zelle, an hundert Orten im Kloster und im Garten Zeugin zu seyn von den Versuchungen der Hölle gegen sie, von den Siegen der Religion über diese Angriffe, von den wunderbaren Verzückungen und den heiligen Unterredungen, deren sie mit dem großen Kirchenvater Augustinus, ja mit dem Heiland, ihrem Bräutigam, selbst gewürdigt worden ist. Stunden lang hab' ich oft neben ihr gelegen im Gebet vor Gott, habe heiß gerungen mit ihr in Andacht; aber zu der Höhe ihres Schwunges vermocht' ich mich damals noch nicht zu erheben. Ja, es war eine besondere, seltene und heilige Gabe, die ihr von Jugend auf verliehen war, ein Pfand, mit dem sie reichlicher gewuchert hat, als tausend Andre. Gewiß glänzt sie bereits unter den Nächsten am Himmelsthron, und der heilige Vater wird sie, sobald die Zeit

dazu gekommen ist, in den Kalender setzen. Ich habe darum die vielen theuren Andenken, die ich von ihr besitze, in den Schatz unsres Klosters niedergelegt, und den Jüngsten unter Euch wird es vergönnt werden, ihnen die Verehrung der Reliquien von Heiligen zu erweisen."

„Und was ist mein zweiter Grund? Er ist enthalten in dem Spruche der Schrift: Aus dem Munde der Unmündigen wird ihm sein Lob bereitet. Denn so ist es geschehn, daß dieses Kind schöner Hoffnungen —"

Indem die Schwester Orsola Solches aussprach, wendete sich der Blick der frommen Frau auf Lauretta und schien fast mit einer Art von Schauder davon zurückzubeben; doch faßte sie sich gleich und fuhr fort: „Nehmet die Lampe weg und stellet sie auf den untersten Theil der Tafel. Ihre Strahlen blenden meine schwachen Augen —"

Eine der Nonnen trat hervor und sprach: „Aber Ihr werdet bald Nichts mehr sehen, fromme Mutter. Es ist heute der kürzeste Tag des Jahrs, und es stehen dunkle Gewitterwolken am Himmel —"

„Der kürzeste Tag des Jahrs?" wiederholte die Schwester Orsola mit einer auffallenden Ueberraschung; doch setzte sie gleich in ganz verändertem Tone hinzu: „Ach! wie das Leben dahin eilt! Schon so spät im Jahr, und so wenig ist noch geschehen! Rücket die Lampe wenigstens etwas weiter weg von hier, Schwester Candida, damit diese irdischen Lockungen Eure Andacht nicht stören."

Die Nonne that alſo, und die Schweſter Orſola fuhr fort: „Ihr müſſet die Schweſter Maria Magdalena von dem Orden der Carmelitinnen nicht mit der großen Heiligen verwechſeln, welche der Gnade und des Troſtes von unſerm Heilande ſelbſt gewürdigt worden iſt. Beide ſind ähnlich in der Gewalt der Selbſtverachtung, wenn auch ſehr unähnlich in den Gründen dazu. Die Sünden der Schweſter Maria Magdalena aus dem Hauſe der Pazzi lagen mehr in ihrer Demuth, als in ihren Werken, und hat ſie jemals geſündiget, ſo iſt es nur durch ſündhafte Begierden und Gedanken geſchehen. Wie wäre dieß auch möglich geweſen, da ſie als Kind ſchon den Heiland wie ihren Bräutigam betrachtete? Da ſie ſelbſt im Leib ihrer Mutter von den menſchlichen Schwächen frei war und dieſe keine der Beſchwerden fühlen ließ, welche mit dem Zuſtande der ſchwangern Frauen verbunden ſind?“

„Und wer war die Schweſter Maria Magdalena? — Die Schweſter Maria Magdalena war die Tochter des edeln und alten und reichen Hauſes der Pazzi zu Florenz. Ihr möget ermeſſen das Alter dieſes Hauſes, wenn ich Euch ſage, daß einer ihrer Vorfahren der erſte chriſtliche Kämpfer geweſen iſt, welcher das Panier des Kreuzes bei der Eroberung von Jeruſalem durch die frommen Kreuzfahrer auf der Mauer der heiligen Stadt aufgepflanzt hat. Darum ward ihm auch eine goldene Mauerkrone zum Dank, welche noch heute in der Kirche der heiligen Apoſtel aufbewahrt und von den Pazzi's ſeit jener Zeit in ihrem Wappen geführt wird. So edel aber und reich ſind die Pazzi's in Florenz, daß ſie allein

unter dem mächtigen Adel dieser Stadt den Medicis den Vorrang in Würde und Ansehen, in Reichthum und Aufwand streitig machen konnten."

„Aber was sind alle diese irdischen Vorzüge gegen die geistige Herrlichkeit, worin die Schwester Maria Magdalena im Leben glänzte und als Heilige der Kirche bis an das Ende aller Tage strahlen wird? Was ist der Sieg jenes ihres Ahnherrn, verglichen mit den Siegen, welche sie durch die Macht des Glaubens gegen die Versuchungen der Hölle gewonnen?"

„Schauet an, meine geliebten Töchter," fuhr sie mit verstärkter Stimme fort, so daß ihre Zuhörerinnen erstaunt um sich blickten; „schauet an jenen Wald von Schwertern und von Lanzen, von Dolchen und von Spießen, welche die Ungläubigen den Kreuzfahrern entgegenstreckten! Betrachtet jene Wolken von Steinen und Pfeilen, jene Ströme von siedendem Wasser und glühendem Sand, die von den Zinnen der heiligen Stadt auf die frommen Streiter niederregnen! Was sind alle diese menschlichen Schrecken gegen die Schrecken des Drachenmeeres, von welchem die fromme Schwester Maria Magdalena umgeben war? Und hat mein Auge nicht die wunderbare Verzückung gesehen, worin ihr die schwere Prüfung auferlegt wurde? Hat nicht mein Ohr ihr Jammern, ihr Angstgestöhne, ihr Hülferufen gehört? Einen Stein mußte es erbarmen, das Leiden, die Angst, in der ich sie erblickte! Denn in dem Drachenmeere war eine zahllose Menge von Teufeln, die ihr mit den schrecklichsten Versuchungen drohten. Das Geheul der

bösen Geister war wie das Brüllen einer Heerde der wildesten Löwen, ihre Sprache wie das Ziſchen von Millionen Schlangen. Angſtvoll warf ſich die fromme Schweſter Maria Magdalena auf die Knie nieder und ſtieß ſo klägliche Schmerzensworte aus, daß alle Umſtehende vor Thränen vergehen wollten. Ihre Rede war ſo raſch und angſtvoll, daß man ihren Sinn nicht gleich faſſen konnte. Endlich verſtand ich ſie; und was hört' ich? „Sie rief alle Bewohner von Himmel und Erd' um Hülf' an und richtete zuletzt ihr Angſtgeſchrei an den Allmächtigen ſelbſt. Wo iſt, mein Gott und Herr, die Sonne Deiner Gnade? Ach, ſie iſt für mich verfinſtert; Deine Güte iſt von mir gewichen! Ich bin verlaſſen, wie ein Körper, der keines ſeiner Glieder rühren kann, wie ein Baum, der abgeſtorben iſt! — Da war es, als ob ihr die Antwort von Oben gekommen wäre, daß ſie dieſe Prüfung zum Heil ihrer Nebenmenſchen ertragen müſſe. — „Ach!" erwiederte ſie; „wie grauſam iſt die Pein, die ich für die verfluchten Ketzer ausſtehen muß! Ja, ſo darf ich ſie nennen, da ſie das Wort des Herrn empfangen und dennoch ſeine Wege verlaſſen haben! Darum ſind dieſe wilden Beſtien auf mich losgelaſſen worden! Dennoch würd' ich mich glücklich fühlen in Mitte dieſer Aengſten, wenn jene unglücklichen Seelen wieder zu ihrem Gott und Herrn zurückkehrten!"

„Acht Tage lang, geliebte Schweſtern und Töchter, dauerten dieſe Qualen. Bedenket es wohl, acht Tage dauerten ſie, bis ſie am Feſte der heiligen Dreieinigkeit

ihren höchsten Grad erreichten, und die göttliche Gnade völlig von ihr gewichen schien. Und Alles, was ihr geschah, hatte sie vorausgesehen im Geiste; denn gleich wie ihr von Gott fünf besondere Gaben verliehen waren; als da sind: Die Wunden und die Dornenkrone des Heilands im Geist, die Vermählung mit ihm und sein Herz, und die Theilhaftigkeit seiner göttlichen Unbefleckt-heit: so wußte sie auch, daß ihr fünf schwere Kämpfe bestimmt waren. Denn erstlich sollte sie hart leiden und streiten um den Glauben, zweitens sollte sie versucht werden vom Stolze, und drittens von der Sinnenlust und Bethörung. Viertens sollte sich ihr Geist dermaßen verfinstern, daß sie in Verzweiflung fallen mußte, wenn sie nicht alle Wachsamkeit über sich selbst anwendete, und zum fünften war ihr bestimmt, daß die Gelüste des Gaumens ihr unnennbare Qualen verursachen sollten. Kurz, es war keine Pein der Hölle — das versicherte sie oftmals — welche sie nicht erduldet. Am schrecklichsten war ihr der unaufhörliche Anblick der Teufel, welche sie Tag und Nacht unter den verschiedensten Gestalten umschwärmten und ihr das ganze Heer der menschlichen Laster vor Augen hielten. Unablässig tönten das Geheul und die entsetzlichen Gotteslästerungen der Hölle in ihre Ohren, so daß sie oftmals selbst die heiligen Meßworte nicht vor ihnen verstehen konnte. Ueber Gänge und Treppen wurde sie von den bösen Geistern verfolgt, und man konnte fast mit Blicken erkennen, wie sie, Schlangen gleich, sie in die Füße bissen. Vierzehn Monate dauerten diese Leiden fast in Einem fort. —“

Während dieſer Erzählung war es immer dunkler geworden in dem großen Saal, und die einzige Lampe warf nur ein ſchwaches Licht auf die blaſſen Geſichter der geängſtigten Zuhörerinnen. Scheu blickten ſie umher, ob nicht auch ein Teufel hinter ihnen ſtände, und die Meiſten zogen ihre Füße an ſich, um ſie wenigſtens durch die Kutte gegen die hölliſchen Schlangen zu ſichern, von denen ſie jeden Augenblick fürchteten, daß ſie aus dem Boden hervorkrechen würden.

„Und alle dieſe Qualen,“ fuhr die Priorin fort, „vermehrte die fromme Schweſter noch durch ihre eigene Erfindſamkeit. So geſchah' es, daß ſie einmal durch die Erſcheinungen der Teufel im Punkte der Keuſchheit verſucht wurde. Aber ſchnell war ihr auch gegenwärtig, was der heilige Benedictus in dem nämlichen Fall gethan hatte. Sie lief nach dem Holzboden des Kloſters, ſuchte ſich die ſpitzigſten Splitter zuſammen, welche ſie finden konnte, und bereitete ſich ein Lager davon. Auf dieſem Lager wälzte ſie ſich nackend ſo lange, bis die Gelüſte des Fleiſches vorüber waren. Manchmal kaſteite ſie ſich auch mit einer eiſernen Geißel und umgürtete ſich den bloſen Leib mit einem ſchrecklichen Gürtel, welchen ſie ſelbſt aus Hanf geflochten und mit ſpitzigen Nägeln durchſpickt hatte. So häufte ſie freiwillig Marter auf Marter, daß die Priorin ihr Solches am Ende verbieten und ihr befehlen mußte, den Schutz gegen alle Verſuchungen nur im Gebet zu ſuchen.“

„Ich ſehe das Mitleiden, geliebte Töchter, das Euch für die fromme Schweſter Maria Magdalena bewegt.

Und wahrlich, sie hat es auch wohl verdient! Darum will ich nicht säumen, Euch mit der Erzählung der wundervollen Glückseligkeiten aufzurichten, die ihr im Leben schon zu Theil geworden sind. Und wie viel wäre davon zu erzählen! Doch am unvergeßlichsten wird mir immer bleiben, was am 5. August 1588 mit ihr geschehen ist."

„An diesem Tag hatte sich die fromme Dulderin ganz in das Leben des heiligen Didacus vertieft, für welchen sie eine besondere Andacht hegte. Da kam eine Verzückung über sie, und wir erkannten aus ihren Worten, daß ihr der Heilige ein schönes, schneeweißes Gewand zeigte, das er aus der Seitenwunde des Heilands erhalten. Nun begann sie die heißesten Gebete zu richten an ihren himmlischen Bräutigam, daß er sie auch mit einem solchen Gewande beglücken möchte. Sie rief alle ihre heiligen Beschützer an um ihre Fürsprache und flehte zum Heiland, sie doch an diesem Tage damit zu bekleiden, welcher der Tag ihres Schutzpatrons, des heiligen Albertus, sey. Ihr brünstiges Gebet blieb nicht unerhört; denn indem ihre Augen auf den gekreuzigten Heiland geheftet waren, sah sie ein kostbares Gewand aus seiner Seite hervorquellen. Zugleich erschien in der rechten Hand des Crucifixes das Skapulier und in der linken das Cingulum. Von der Dornenkrone fluthete der weiße Schleier herab, und aus der Halswunde ergoß sich das herrlichste Pallium. Da sprang sie, vom Geiste getrieben, auf den kleinen Altar hinauf, wo das Crucifix stand, und wir konnten an

ihren Augen erkennen, wie ſie nun im Geiſt mit dieſen heiligen Gewändern bekleidet wurde. Mit Inbrunſt küßte ſie darauf die Wunden des Heilands, und ſo herrlich und ruhmvoll war ihre Einkleidung geweſen, daß die Himmelskönigin ſelbſt ihr die Krone, die Kerze und das Crucifix gereicht hatte. Und fürwahr, es wird ewig denkwürdig bleiben, daß ſie von allen Ceremonien, welche bei der Einkleidung vorkommen, nicht eine einzige außer Acht gelaſſen. Man konnte nur die Verſe vermiſſen, welche dabei geſungen werden; es war aber faſt nicht zu zweifeln, daß die Engel im Paradies ſolche ſangen, und ihre Ohren es vernahmen. Denn ſie rief: O wie wahr iſt, was ihr ſaget! Ja, das ſind Geſänge, wie wir ſie auf Erden nicht zu hören bekommen!“

„Ihr glaubet vielleicht, fromme Töchter, daß das Wunder nun zu Ende ſey? Mit Nichten; denn ſo reichlich floß der Born der Wundergnaden für die Schweſter Maria Magdalena, daß ſie auch noch das Nachtmahl aus der Hand des Heilands ſelbſt empfing, weil ſie um der unaufhörlichen Verzückungen willen an dieſem Tage nicht mit den übrigen Schweſtern zu Gottes Tiſche gehen konnte. Deutlich ſprach ſie: Confiteor, domine, non sum digna, und andere heilige Worte mehr. Wir ſahen, wie ſie den Mund öffnete und Alles that, gleich Denen, ſo das heilige Abendmahl empfangen. Endlich rief ſie im höchſten Entzücken: Mein Freund iſt weiß und roth, auserkohren iſt er unter vielen Tauſenden! Seine Augen ſind wie die Augen der Tauben, ſeine Wangen wie Nelkenblätter! Die Lippen

meines Freundes sind wie Rosen, die von Honig triefen! Sein Mund ist Süßigkeit, und er ist ganz Lieblichkeit! Ein Solcher ist mein Geliebter; mein Freund ist ein Solcher, ihr Töchter Jerusalems!“ — Dann reichte sie uns allen das Crucifix zum Küssen und kam wieder zu sich aus der Verzückung, welche drei Stunden gedauert.“

„O meine Töchter, hättet Ihr doch die Liebe sehen können, welche die fromme Schwester Maria Magdalena zu dem Heiland trug! Es war, als ob sie wie eine Flamme loderte in ihrem Herzen; denn ihr Antlitz glühte von einem wunderbaren Feuer. Manchmal faltete sie ihren Schleier zusammen und fächelte sich Kühlung damit. Dann rannte sie in frommer Begeisterung durch Gänge und Garten und rief, daß sie Seelen suche, welche die Liebe kennten und die Liebe liebten. Begegnete ich ihr dann, oder begegnete ihr eine Andre von den Schwestern, so faßte sie unsere Hände, drückte sie mit Heftigkeit und sprach: O mein Herz! Liebst du auch die Liebe? Wie kannst du leben mit dieser Fülle von Liebe in deiner Brust? Fühlst du nicht, daß sie dein Inneres verzehrt, daß du sterben mußt vor Liebe? — Und wenn sie dann lange so herumgerannt war, dann sprang sie an die Glockenseile, läutete mit aller Gewalt und schrie aus voller Kehle: „Kommt, ihr Herzen, kommt zum Lieben! Kommt zum Lieben der Liebe, die euch wieder liebt!“

„Also wechselte der Zustand der frommen Schwester Maria Magdalena zwischen dem höchsten Glück der

seligsten Verbindung mit dem himmlischen Bräutigam und den Anstrengungen der Hölle, um ihr solches zu verkümmern. Denn ein anderesmal geschah es, daß der Teufel in einer besonders graushaften Gestalt vor ihr erschien. Sie ward blaß vor Schrecken; sie zitterte am ganzen Leibe wie ein Blatt, das der Wind bewegt, und rief den heiligen Erzengel Michael zu Hülfe. Auf dir, o Herr, ist all mein Hoffen! Du wirst mich nicht zu Schanden werden lassen! Dann seufzte sie tief und sprach zum Teufel: Was willst du von mir, entsetzliche Bestie? Was wird dein Grimm dir helfen? Verschlängest du mich auch, so würdest du mich doch wieder von dir geben müssen! Während dieses graushaften Gesichts bedeckte Leichenblässe ihr Antlitz, und der Schweiß rann ihr in Strömen von der Stirne. Ja, sie stürzte mit Heftigkeit zu Boden und gerieth in Verzückung. In diesem Zustand schlug sie bald sämmtliche Glieder, bald nur das Haupt auf die Erde, so daß ihr ganzer Leib mit blauen Mahlen bedeckt ward, ihr Gesicht schwoll, und sie mehrere Tage zu ihrer Genesung brauchte. Endlich richtete sie sich wieder auf, nahm die Geißel in die Hand und hielt sich den Teufel damit vom Leibe. Und das verrichtete sie auf zweierlei Art. Einmal setzte sie sich auf den Boden und hieb mit wunderbarlicher Schnelligkeit und Gewandtheit um sich. Dann lief sie im ganzen Refectorium herum und schlug an die Wände und auf die Bänke mit der Geißel, gerade so, wie es der Heiland machte, als er die Verkäufer aus dem Tempel verjagte — "

Die Schweſter Orſola hatte kaum dieſe Worte geendigt, ſo wurde die Thüre des Refectoriums mit Gewalt aufgeriſſen, und eine alte Nonne ſtürzte mit fliegenden Haaren herein, in der Hand eine Geißel, womit ſie auf Wände und Bänke ſchlug.

Man kann ſich den Schrecken der Zuhörerinnen denken bei dieſer unerwarteten Unterbrechung. Den Meiſten hatte ſchon die bloſe Erzählung der Schweſter Orſola die Haare zu Berge geſträubt. Entſetzt ſprangen ſie auf von ihren Sitzen und ſuchten mit Angſtgeſchrei die entgegengeſetzte Seite des Saals zu gewinnen. Nur die Schweſter Orſola blieb ruhig ſitzen und ſchien den innern Triumph über die Wirkung, die ihr frommes Kunſtſtück hervorgebracht hatte, zu genießen. Aber auf einmal ward auch ſie durch eine neue Erſcheinung überraſcht. „Der Teufel iſt im Refectorium!“ ſchrien die Nonnen und ſtürzten in wilder Verwirrung durcheinander zur Thüre hinaus. „Jeſus Maria und alle Heilige, ſteht mir bei, der Teufel iſt hier!“ ächzte die alte Nonne, welche den erſten Schrecken verurſacht hatte, und warf ihre Geißel weg. Nun ward es auch der Schweſter Orſola unheimlich; ſie ſtand auf und ſchlug ein Kreuz über das Andre, entſchloſſen, wie es ſchien, dem Teufel das Feld nicht zu räumen. Da ſchwirrte die groſe Fledermaus, welche den ganzen Lärm verurſacht hatte, ſo hart an ihrem Haupte vorüber, daß ihr Flügel ſie auf die Stirne ſchlug, und die muthige Frau verlor vollends alle Faſſung. Sie wollte der alten Nonne folgen und rannte gegen den Tiſch, daß die Lampe

auf denſelben umſchlug. Zum Glück fiel ſie ſelber nicht zu Boden, und trat im nämlichen Augenblick die Schweſter Brigida lachend mit einem Licht und einem Kehrbeſen bewaffnet in den Saal. Sie hatte die erdauliche Ueberraſchung außen vorbereiten helfen, und begann ungeſäumt eine ſo ſtarke Jagd auf die Fledermaus, daß dieſe das Freie ſuchte, und die Priorin Zeit gewann, ihre gewöhnliche, ruhige und Ehrfurcht gebietende Haltung wieder anzunehmen.

So trat ſie in den Kreuzgang, wo ihre Schülerinnen noch ganz verſtört vor einer Lampe ſtanden, die unter einem Bilde der Mutter Gottes brannte. Schweigend faßte ſie die zitternde Lauretta bei der Hand und nahm den Weg nach der Treppe. Zoë folgte nicht ohne Bangigkeit, und dieſe wuchs mit jedem Schritte, da die Priorin kein Wort mehr weder an ſie noch an das Kind richtete. Als aber die Letzte die Treppe nach dem Corridor einſchlug, auf welchem ſich ihre Zelle befand, ſtieg Zoë's Angſt auf's Höchſte. Sie konnte nicht mehr an der Abſicht der ernſten Frau zweifeln, ſie da, wo ſich vielleicht weitere Aufklärungen finden ließen, über Laura's Perlenſchnur zur Rede zu ſtellen.

Und in der That täuſchte ſie ſich auch nicht in ihrer Beſorgniß. Die Schweſter Orſola ſchloß die Thüre von Zoë's Zelle hinter ihren Begleiterinnen zu und maß erſt Dieſe und dann das Kind mit einem langen Blick der Strenge, welcher das Letzte ſo ſehr erſchreckte, daß es in lautes Weinen ausbrach.

„Warum weinet Ihr nicht auch, Schweſter Cäcilia?“

begann die fromme Frau in dem trockenen, schneidenden Tone, den sie annahm, wenn sie ihr Ansehen fühlen lassen wollte. „Ich dächte, daß Ihr mehr Ursache dazu hättet, da Ihr den Teufel der Eitelkeit in dem Kinde geweckt, als das Kind, welches nur der sündhaften Neigung gefolgt ist, die in ihm geschlafen?“

Zoë'n stand nicht gleich eine Antwort zu Gebot, und die Schwester Orsola wendete sich mit der Frage an das Kind: „Woher hast Du die Perlenschnur?“

Das Kind begann stärker zu weinen, und die Schwester Orsola wiederholte ihre Frage in noch gemessenerem Tone.

„Ich habe sie nicht von Schwester Zoë,“ rief Lauretta angstvoll; „nein, gewiß nicht, Mutter!“

„Woher hast Du sie denn, kleine Lügnerin?“

„Ich habe sie, ich habe sie von der Madonna —“

„Ja, Mutter, von der Madonna,“ setzte das Kind entschlossen hinzu, als ihm die Schwester Orsola einen Blick des Zorns und der Verachtung zuwarf.

„Habt Ihr dem Kind' auch diese ruchlosen Lügen beigebracht?“ fragte die Schwester Orsola Zoë'n.

„Das Kind hat sich versprochen in der Angst, ehrwürdige Mutter,“ erwiederte Zoë gefaßt. „Es wollte sagen, daß es die Perlenschnur trage, weil die Mutter Gottes in der Sakristei eine solche um den Hals hat —“

„Was es sagen wollte, ist klar, nämlich eine Lüge. Was es nicht sagen will, verlang' ich zu wissen. Und darum frag' ich Euch.“

„Ich habe dem Kind die Perlenschnur gegeben und sie ihm auch umgehangen," antwortete Zoë.

„Glaubt Ihr nicht, Mutter," rief das Kind, „ich habe sie mir selbst umgehangen."

„Und woher kommt Euch so kostbarer Schmuck?" fragte die Schwester Orsola, indem sie die Perlenschnur nicht ganz sanft von des Kindes Halse löste und die gierigen Augen auf sie heftete. „Mich dünkt, als man Euch halb todt und nur nothdürftig bekleidet in dieses Gotteshaus brachte, als Ihr von uns bis auf die Haut entkleidet wurdet, bemerkte ich dergleichen irdischen Tand nicht an Euch —"

„Und siehe da, welch ein schöner Blumenstrauß!" unterbrach sich die Schwester Orsola selbst, indem ihr Aug' auf den Blumenstrauß unter dem Muttergottesbilde fiel.

„Sie nahm ihn in die Hand, betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit und fuhr fort: „Wie klein er auch ist, so wär' er doch würdig gewesen, an einem hohen Festtag auf dem Altare zu prangen. — Und woher kommen Euch die schönen Blumen?"

Zoë wußte sich nicht anders als mit der Antwort zu helfen: „Ich habe sie im Garten des Klosters gepflückt."

Schwester Orsola betrachtete den Blumenstrauß eine Weile mit größerer Aufmerksamkeit als zuvor, dann schüttelte sie den Kopf und sprach: „Rosmarin steht allerdings im Garten; wir haben Rosen, wir haben auch Tuberosen und Levkojen, Salbei, Krausemünze, Reseda — aber wie kommt die Narzisse in unsern

Garten? Das erklärt mir einmal! Im vorigen Sommer sind unsere Narzissen alle vertrocknet. Und da sind' ich gar eine Blume, die mir völlig unbekannt ist. Wunderlich," setzte sie fast höhnisch hinzu; „ich, die jede Blume im Garten mit eigener Hand gesät und gepflanzt hat, kenne eine Blume nicht, welche darin gewachsen ist. Erklärt mir dieses Räthsel doch, wenn ich Euch bitten darf!"

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll, fromme Mutter," antwortete Zoë; „der Satan — "

„Allerdings der Satan; der Satan hat freilich seine Hand im Spiel; aber wie? Das will ich wissen, der Satan hat immer seine Helfershelfer; die möcht' ich erfahren!"

Zoë beschloß, auf ihrer Ausrede zu beharren und erwiederte: „Ich kann nicht weiter sagen, als daß ich die Blumen im Garten gepflückt habe. Wie sie hinein gekommen sind, weiß ich nicht. Bin ich doch erst so wenige Tage im Kloster."

„Dann werdet Ihr wissen, wie Ihr zu den Perlen gekommen seyd — "

„Ich muß diese Perlenschnur um den Hals gehabt haben, als ich in das Kloster gebracht wurde. Wenigstens fand ich sie, als ich zum erstenmal in dieser Zelle erwachte, auf dem Tische neben dem Crucifix. Ich dachte wirklich, ehrwürdige Mutter," setzte sie hinzu, kühn geworden durch die glückliche Ausrede, welche sie gefunden zu haben glaubte; „ich dachte wirklich, daß mir das Einzige, was mir von meiner Mutter geblieben ist, auf Euern Befehl wieder zugestellt worden sey." —

Aber Donna Orſola war keine Frau, die ſich ſo leicht täuſchen ließ. Sie erhob den Finger und ſprach mit großem Ernſt: „Bedenket es wohl, Schweſter Cäcilia! Die Schrift nennet den Teufel den Vater der Lügen. Dem erſten Ungehorſam iſt die erſte Unwahrheit und der erſten Unwahrheit das Verderben gefolgt. Drum will ich Euch Zeit geben zur Prüfung, ob das, was Ihr mir geſagt, vor dem Vater der Wahrheit beſtehen kann. Morgen gedenk' ich von Euch zu erfahren, wie die Perlenſchnur und der Blumenſtrauß in Eure Hände gekommen ſind."

Mit dieſen Worten verließ die Schweſter Orſola die Zelle und nahm die Perlen mit ſich. Zoë, welche ſich durch das Mißlingen ihrer Ausrede von Neuem beängſtigt fühlte, wurde glücklicherweiſe durch ihre Sorge für das Kind zerſtreut. Denn kaum hatte die ſtrenge Frau die Zelle verlaſſen, ſo hüpfte Lauretta, ganz außer ſich vor Freude, wieder mit Zoë'n allein zu ſeyn, in einem wahren Taumel umher. Für ein Glück war es zu achten, daß ſie nicht auch in ein Freudengeſchrei ausbrach; ſonſt hätte die Schweſter Orſola ſolches nothwendig hören müſſen, und wäre das Schlimmſte von ihrem Zorne zu fürchten geweſen.

So war ſie ſchon ferne genug, als das Kind vor Zoë'n hintrat und, halb lachend, halb weinend, ſie fragte: „Wo ſind die ſchönen Perlen, die Du mir geſchenkt haſt?"

Zoë fand Ausdruck und Sinn der Frage des muthwilligen Kindes ſo komiſch, daß ſie eben ſo ſchnell

in den äußerſten Frohſinn überging und in ein lautes Lachen ausbrach.

Da öffnete ſich die Thüre der Zelle, und das gelbe Geſicht der Schweſter Miſericordia wurde ſichtbar. Glücklicher Weiſe kehrte Lauretta der Thüre gerade den Rücken, ſonſt würde ihr Frohſinn ein ſchnelles Ende genommen haben. Die Erſcheinung verſchwand auch im Augenblick wieder, und Zoë hätte ihre Wirklichkeit vielleicht bezweifelt, wäre ſolche nicht durch das Knarren der Thüre beſtätigt worden.

Kurz darauf erſchallte das Geläute zur Veſper, und Zoë erinnerte ſich mit Herzklopfen des Zeichens, welches ſie der Schweſter Brigida geben ſollte. Sie ſtand im Begriff, dazu eine der Blumen aus dem Strauße zu verwenden; da beſann ſie ſich, daß ſie ſolche im Vorbeigehen aus dem Kloſtergarten mitnehmen konnte. So geſchah es auch, und Zoë gewann durch einen Blick der Vorübergehenden die Ueberzeugung, daß ihr Zeichen bemerkt worden war.

Wir überſchreiten die Stunden bis zur Mitternacht, wie lange ſie Zoë'n auch ſcheinen mochten. Zwiſchen Angſt und Freude ſchwankend hatte ſie ihr auf dem harten Lager entgegengeharrt und erhob ſich nun. Sie näherte ſich der Schlafſtätte des Kindes und betrachtete es mit ſichtbarem innigem Wohlgefallen eine gute Weile; dann nahm ſie einen Faden, an welchem eine Anzahl von Knoblauchſchaalen gereiht waren, von der Wand und ſuchte ſolche dem ſchlafenden Engel um den Hals zu legen; aber wie zart und vorſichtig ſie auch ihr Ge-

schäft verrichtete, so erwachte das Kind doch einen Augenblick, als sie sein Köpfchen erheben mußte, um den Hals mit dem Faden zu umschlingen. Es war aber so schlaftrunken, daß es nicht zum vollen Bewußtseyn gelangte sondern die Augen gleich wieder schloß und ruhig fortschlief. Auch machte es keine Bewegung mehr, als ihm Zoë noch einige lebhafte Küsse auf den Mund drückte.

Jezt erst ergriff, und zwar mit sichtbarlicher Beruhigung, Zoë die Lampe, die unter dem Bilde der Mutter Gottes brannte. Sie warf noch einen Blick voll Liebe auf das Kind, dann öffnete sie leis die Thüre ihrer Zelle. Bevor wir sie jedoch weiter begleiten, müssen wir unsre Leser aus der Ungewißheit über das sonderbare Halsband ziehen, welches sie Lauretta'n umlegen gesehen.

In den meisten Gegenden von Griechenland ist der Glaube allgemein verbreitet, daß der Mensch unter der Gewalt feindseliger Mächte stehe, welche unaufhörlich bedacht seyen, seine Ruhe und sein Glück zu stören. Man personificirt auf solche Weise gewissermassen die Bosheit, den Neid, den Haß und die meisten andern Leidenschaften, welche den Menschen umlagern, und mißt ihnen die Kraft bei, Andern selbst aus der Entfernung durch geheimnißvolle Formeln und manchmal sogar nur durch die Heftigkeit von Wünschen des Unglücks schädlich zu werden. Mit der nämlichen Leichtigkeit, womit man diesen Zauber wirken läßt, hat man aber auch die Mittel aufgefunden, ihm entgegenzuarbeiten, und ein Halsband von Knoblauchschaalen genügt vollkommen, um die Macht

aller böſer Wünſche und Beſchwörungen zu Nichts zu machen. Schwerlich würde Zoë das Kind allein zu laſſen gewagt haben, beſonders zur Nachtzeit, wo alle Zauber doppelt mächtig ſind, hätte ſie nicht das Mittel beſeſſen, daſſelbe dagegen zu ſchützen. So fand ſie ſich ganz beruhiget, und wirkte dieſe Stimmung auch noch ſonſt wohlthätig auf ſie, indem ſie ihren Muth auf dem Gange ſtärkte, welchen ſie unternahm. Und in der That bedurfte ſie einer Stärkung in reichlichem Maße; denn wenn die Geſpenſterfurcht in dem Land, wo dieſe Ereigniſſe vorgehen, auch nicht die Macht hat, wie im Norden, ſo iſt die Einbildungskraft deſto geſchäftiger, die Stille der Nacht und die Einſamkeit großer Räume mit andern Weſen zu bevölkern, welche den Menſchen umlauern, um ihn zu äffen, zu ſchrecken und ſelbſt in wirkliche Gefahr zu ſtürzen.

Gebäude von einiger Ausdehnung, lange Corridors, in welchen der Tritt, der am Tage ſonſt gar nicht hörbar iſt, in ſtiller Nacht laut nachhallt, üben eine Gewalt aus über den Menſchen, der manchmal ſogar Männer, welche der größten Gefahr muthig ins Auge zu blicken gewohnt ſind, am allerwenigſten widerſtehen. Zoë würde derſelben vielleicht auch nicht entgangen ſeyn, wäre die Beſorgniß, daß ihr nächtlicher Gang entdeckt werden könnte, nicht mächtiger geweſen. Aber auch dieſe Beſorgniß wich bald vor der Furcht zurück, daß ihre Lampe erlöſchen könnte; denn als ſie am Schluß eines Ganges in den andern umbog, wehte ihr ein ſo ſtarker Luftſtrom entgegen, daß es ihr kaum noch ge-

lang, das Licht durch die vorgehaltene Hand zu retten. So nimmt das nächste Bedürfniß den Menſchen immer überwiegend in Anſpruch, und ein Glück iſt es zu nennen, daß es ihm ſo wenigen Raum läßt, ſich mit den Sorgen der Zukunft zu beſchäftigen!

Zoë hatte ihren Gang barfuß unternommen, um leiſer aufzutreten. Aber das Rauſchen ihres ſchweren Gewandes konnte ſie nicht verhindern. Es kam ihr in der nächtlichen Stille ſo laut vor, daß ſie dadurch verrathen zu werden fürchtete. Sie machte darum kleinere und langſamere Schritte, als zuvor, und erreichte zuletzt die Treppe, die unmittelbar auf den Kreuzgang endigte. Hier blies der Wind ihre Lampe aus, ehe ſie noch Zeit gewonnen hatte, ſie zu ſchirmen. Doch konnte ſie ihren Weg jetzt nicht mehr verfehlen, und im Chor brannte gewiß ein Licht, an dem ſie ſolche wieder anſtecken konnte.

Still wandelte ſie den Gang neben dem Kloſtergarten hin, welcher von dem Kreuzgang eingeſchloſſen war. Hier herrſchte eine ſolche Dunkelheit, daß ſie kaum hier und da die Umriſſe der Bäume am Himmel zu erkennen vermochte. Deſto ſtärker hörte ſie das Rauſchen der Wipfel, welche der Wind ſtoßweiſe zu brechen ſchien. Da erhellte auf einmal ein Wetterſtrahl die ganze Scene. Zoë erſchrack und würde vielleicht laut aufgeſchrien haben vor Schrecken, hätte ſie nicht die hohe Geſtalt der Schweſter Urſula mitten im Garten langſam einherſchreitend zu erkennen geglaubt. Es war nur ein Augenblick, der ihr die Erſcheinung gezeigt; aber er hatte ihre Stimme er-

ſtickt und ihren Fuß gelähmt. Sie ſtellte ſich hinter einen Pfeiler, um nicht bemerkt zu werden, im Fall ein zweiter Gewitterſtrahl folgte. Sie hoffte, daß ſie noch nicht geſehen worden ſey; denn die Geſtalt, welche ſie erblickt, ſchien in tiefes Nachdenken verſunken.

Zoë richtete hinter dem Pfeiler hervor ihre Blicke nach dem Himmel, ob der Mond noch nicht aufginge. Aber ſie gewahrte nur zerriſſene ſchwarze Wolken, die ſtürmiſch auf dem dunkeln, mit matten Sternen beſäten Blau hintrieben. Ein zweiter Blitzſtrahl erhellte jetzt den ganzen Garten auf's Neue. Die Geſtalt war verſchwunden, und Zoë zweifelte faſt nicht daran, daß auch das erſtemal nur ihre Furcht ſie geſehen.

Der Wind war völlig verſtummt, und ſie horchte nun, ob ihr Ohr nicht die Spur der Nähe eines ihr gefährlichen lebenden Weſens entdeckte. Aber ſie vernahm auch jetzt nur das leiſe Summen eines nächtlichen Inſektes und zwiſchendurch das Pfeifen einer Eule. Sie glaubte, ihren Gang ohne Gefahr fortſetzen zu können

Und ſo trat ſie ihn wieder an und ſchritt leis und langſam vorwärts, indem ſie hinter jedem Pfeiler eine kurze Weile ſtill hielt und lauſchte, ob ſich Nichts hören ließ. Sie hatte bereits mehrere ſolcher Pauſen gemacht und ſtand eben im Begriff, ihren Gang fortzuſetzen, als ſie deutlich das Rauſchen ſchwerer Gewänder hörte, die an ihr vorüberkamen. Die Dunkelheit war ſo groß, daß ſie Nichts ſehen konnte, und noch weniger hatte ſie ſelbſt geſehen werden können. Aber ſie ſchrack dermaßen zuſammen, daß ſie am ganzen Leibe zitterte und fürchten

mußte auch ihr Gewand könnte zum Verräther werden. Dennoch behielt sie Besonnenheit genug, um die Richtung zu bemerken, in der sich das Rauschen der fremden Gewänder allmählich verlor. Die Unbekannte, von der es herrührte, kam offenbar von der Seite, wohin sie wollte, und konnte nicht mehr mit ihr zusammentreffen. Zoë setzte darum getrost, aber mit der bisherigen Vorsicht, ihren Gang fort und erreichte zuletzt die Thüre des Chors. Sie fand solche nur angelehnt und öffnete sie ohne Geräusch.

Der Chor war durch eine einzige Lampe erleuchtet, welche von der Decke herabhing und nur ein schwaches Licht verbreitete. Leise war Zoë eingetreten und hatte eben so leise die Thüre hinter sich geschlossen. Sie zitterte, weniger aus Furcht vor Gefahr, als in der Ungewißheit, ob der Erwartete da sey, und aus Besorgniß, daß er ausgeblieben seyn könnte.

Stille nahm sie die Ecke am Altar ein, welche die Schwester Brigida bezeichnet hatte, und kniete nieder. Aber kaum war dieß geschehen, so vernahm sie ein leises Husten hinter der Bretterwand, welche den Chor von der Kirche trennte. Als sich der Husten etwas stärker wiederholte, wagte sie auf gleiche Weise leis Antwort zu geben.

Da hörte sie die wohlbekannte Stimme flüstern: „Bist Du es, meine Geliebte?“ —

Ihr Herz klopfte so gewaltig, daß sie kein Wort hervorbringen konnte.

„Zoë, meine Zoë,“ flüsterte es wieder, „so laß

mich Deine süße Stimme hören, da ich Dein himmlisches Antlitz nicht sehen kann!“

„Ich bin es, mein Jacques — “ wagte sie endlich zu erwiedern; „wie bist Du hereingekommen? Wie wirst Du wieder hinauskommen?“ setzte sie ängstlich hinzu, indem ihr auf einmal alle Gefahren, welche den Geliebten bedrohten, vor die Seele traten.

„Die Liebe, welche mir die Thüre zum Hereingehen geöffnet, wird sie mir auch zum Hinausgehen öffnen. Aber wie kann ich an das Gehen denken, wenn ich eben erst, nach einer Ewigkeit von Zeit, wieder in Deine liebende Nähe gekommen?“

„O wie lange hast Du mich auf Nachricht von Dir warten lassen! Es war nicht schön von Dir, Jacques! Und fürwahr, Du würdest Dich besser beeilt haben, wenn Du die Kunde geahnt hättest, mit der ich Dich zu erfreuen gedachte!“

„War es meine Schuld, süße Geliebte? Hat mir die alte Betschwester nicht geradezu die Bitte abgeschlagen, Dich am Sprachgitter zu sehen?“

„Wie? Hast Du sie selber gesprochen?“

„Gewiß habe ich sie gesprochen, und ich habe ihr gedroht, ich würde Dich durch den Erzbischof und, wenn auch dieß Nichts hälfe, durch den Vicekönig zurückfodern lassen.“

„Sie hat mir keine Silbe von Dir gesagt — “

„Das glaub' ich wohl; dafür versicherte sie mir, Du seyest entschlossen, den Schleier zu nehmen — “

Zoë würde laut aufgelacht haben, wenn sie nicht

Beſonnenheit genug behalten hätte. „Und Du glaubteſt ihr, Jacques,“ erwiederte ſie, „und ſchickteſt mir darum den ſchönen Selam, um meinen Entſchluß wanken zu machen?“

„In der That war ich nicht ganz ohne Angſt; wann hört die Liebe auf, zu fürchten?“

„Furcht gegen Furcht! Auch ich fürchtete, als mich ſo lang keine Kunde von Dir erreichte. Und doch ſandte mir der Gott, der für die Liebenden wacht, einen kleinen Engel zu, welcher meine Einſamkeit tröſtete und mir faſt eine Entſchädigung für Dich zu ſeyn däuchte.“

„Nun ſeht mir doch, wie leicht ſie für unſer Einen zu entſchädigen iſt — “

„Wundre Dich nicht, Jacques; denn wahrlich, wenn Du ſelber mich für Deinen Verluſt entſchädigen ſollteſt, würdeſt Du ſchwerlich etwas geeigneter und ich genügender dazu finden. Ich habe inzwiſchen Jemand kennen gelernt, der froh an dieſer Entſchädigung wäre und ſolcher fürwahr auch ſehr bedürfte.“

„Du ſprichſt in Räthſeln, meine Geliebte, dunkel wie die egyptiſche Finſterniß, welche mich umgibt — “

„Sagt Dir Dein Herz Nichts, Jacques?“

„Ach, Zoë, wenn es Dir Alles ſagen könnte! Dann müßte freilich keine Wand zwiſchen uns ſeyn!“

„Sind wir nicht Pyramus und Thisbe?“ ſprach ſie im Muthwillen ihrer Freude lauter, als ihr ſelbſt lieb war; „ach, wenn nur der Löwe nicht kommt!“ —

„Dann eile, mir die Nachricht mitzutheilen, mit der Du mich erfreuen wollteſt, bevor ich von ihm aufgefreſſen

werde. Schwerlich wird er mit mir so viele Umstände machen, als mit dem Propheten Daniel, ob ich es gleich eben so gut verdiene — "

„Ich beschwöre Dich, Jacques, scherze nicht über heilige Dinge! Wer weiß, in welcher Ecke der Satan lauert! Aber was gibst Du mir für die gute Nachricht?"

„Wenn diese Wand nicht wäre, wüßt' ich schon, was ich Dir dafür gäbe — "

„Das heißt, Jacques, wenn mir diese Bezahlung anstände — "

„Ach, Geliebte, laß uns die kostbaren Augenblicke nicht mit Scherzen verlieren — "

„Verlieren? Mit Scherzen den Augenblick verlieren? Jacques, wer wird so reden, der die Gelübde noch nicht abgelegt hat?"

„Aber Du bist grausam, Zoë — "

„Nun seht mir den Ungerechten! Ich mache mich auf mit Zittern und Zagen um die Stunde der Mitternacht; ich schleiche mich mit Zagen und Zittern über unheimliche Treppen und Gänge; ich wandle mit bloßen Füßen auf den kalten Steinen, und Alles dieß, um mich vor eine Bretterwand zu knien, die Thisbe zu spielen und eine Grausame gescholten zu werden. Du bist ein wahrer Löwe, Jacques; es ist ein Glück, daß mich die Wand vor Deiner Wuth beschützt! Nun seh' ich erst, wie gut es die Priorin gemeint hat, daß sie Dir die Unterredung mit mir verweigerte."

„Am Ende nähmst Du im Scherz auch noch den Schleier? Aber ich schwöre Dir, dann hat der Scherz

ein Ende! Du wollteſt mich ja mit einer Kunde erfreuen — "

„Das will ich auch, wenn Du Dich anders im Dunkeln freuen kannſt — "

„Du biſt unbarmherzig, Zoë. So koſtbare Augenblicke, und Nichts, als muthwillige Neckereien — "

„So ſeufze, mein zärtlicher Geliebter, damit dieſe Bretterwand einſinke zwiſchen uns. Aber ſage mir doch, kennſt Du eine gewiſſe Lauretta?"

„Ich weiß, es iſt ein Kind dieſes Namens hier im Kloſter — "

„Du weißt es, und — "

„Ich habe mich einige Augenblicke der angenehmen Täuſchung überlaſſen, daß es meine Tochter ſey — "

„Und wenn es ſo wäre? Und wenn das Kind mir vom erſten Augenblick an ſeine Liebe zugewendet? Wenn es alle Abende in meinen Armen einſchliefe und alle Morgen in meinen Armen erwachte?"

„Ich flehe Dich, keinen Scherz dieſer Art! Er iſt peinlich für mich. Eine ſolche Wirklichkeit würde alle meine Wünſche von Glück übertreffen." —

Auch ohne die eigenen Worte der Liebenden können ſich unſre Leſer vorſtellen, wie hoch der heitere Zufall den Vater und Geliebten erfreuen mußte; ward dieſe Freude ja doch nicht durch den entfernteſten Gedanken an Laura's Verzweiflung geſtört. Zoë entwarf ihm ein Bild von dem lieblichen Kinde, das er ſeit mehreren Jahren nicht mehr geſehen; ſie verſchwieg ihm die Mißhandlung, von der ſie es gerettet, und gedachte eben ſo

wenig des unglücklichen Zusammentreffens mit Laura. Aber sie verhehlte ihm nicht den Unfall mit der Perlenschnur, die Untersuchung auf ihrer Zelle, welche die Folge davon gewesen war, des Kindes muthiges Schweigen, um keine Schuld auf sie zu bringen, den entdeckten Blumenstrauß und das Verhör, das ihr auf den andern Tag bevorstand. Jacques Pierre sprach ihr Muth ein und betheuerte, daß er morgen mit einem Befehle des Erzbischofs oder des Vicekönigs am Sprachgitter erscheinen und das Kloster nicht verlassen würde, bis er sie und Lauretta mit sich hinwegführen könnte.

Hierauf entwarf er der Geliebten das Bild der Zukunft, die er mit ihr zu durchleben dachte. Laura hatte in den Plan eingewilligt, daß sie sich zusammen auf ihre Besitzung bei Nervi zurückzögen. Sie wäre so gut, wie getröstet, sagte er, da er ihr die Aussicht auf einen Begleiter eröffnet, welcher eine mehrjährige heftige Neigung zu ihr trage und ihrer Liebe vollkommen würdig sey. Das Einzige, was er fürchte, setzte er hinzu, wären die Schwierigkeiten, die ihm der Vicekönig wegen der Entlassung aus seinen Diensten machen würde. Er könnte sich nicht anders erklären, wie Lauretta nach Neapel gekommen sey, als daß er die Veranstaltung dazu dem Herzog beimäße. Offenbar ziele dieß auf eine angenehme Ueberraschung, die er ihm zugedacht; dergleichen Freundlichkeiten seyen aber Fesseln für ihn, die am schwersten zu brechen wären, und so stehe er wirklich in Sorge, wie er mit guter Art in Neapel loskommen sollte.

Zoë hatte während ihres kurzen Aufenthalts im Kloster

bereits so viel von dem Herzog von Ossuna gehört, daß sie sich selber durch den Werth geschmeichelt fühlte, den er auf ihren Geliebten setzte, und betrachtete die Sache daher von einer ganz andern Seite. Ohnedieß war die Aussicht, auf dem Lande zu leben, ohne Reiz für sie; denn sie liebte das Vergnügen und den Putz. Zudem hatten die wenigen Augenblicke ihres Zusammentreffens mit Donna Laura hingereicht, um die Ueberzeugung in ihr zu begründen, daß in der Nähe dieser Frau, und besonders in der Einsamkeit des Landlebens, ihr Glück nicht blühen könne. Sie meinte daher fragend, ob seine Entfernung aus dem Dienst eines so großmüthigen Gönners zu ihrem Glück wesentlich wäre? Ob er seine Laufbahn nach Glück und Ruhm, nach Reichthum und Ehre gerad' in ihrer günstigsten Mitte abbrechen wolle? Würde sie diesen Verlust gegen die Welt verantworten, würde sie nicht auch die Freuden, den Glanz seiner Siege theilen können? —

Kurz, Zoë wußte den Ehrgeiz des Capitäns, welchen ohnedieß die Liebe nur für kurze Zeit in Schlaf gewiegt hatte, so geschickt wieder zu wecken, daß er beinah in Versuchung kam, sich selbst über seinen thörichten Plan zu wundern. Und wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, so ergriff er die frühern Hoffnungen und Entwürfe mit desto größerem Feuer wieder und begann der Geliebten von dem Herzogthum zu reden, für welches ihn der alte Manfio Cuerdos bestimmt erklärt hatte. Allmählich rückte er auch mit den Entwürfen des Vicekönigs auf Venedig heraus. Diese Entwürfe brauchten

nur zu gelingen, so ging jenes Horoskop auf einmal in Erfüllung, und sie mußten nothwendig gelingen, wenn der Herzog die Mittel dazu nicht fehlen und ihm völlig freie Hand in ihrem Gebrauche ließ. „Venedig," schloß er, „ist nirgends schwächer als in Venedig selbst. Ein kühner Dolchstoß in das Herz der Beherrscherin der Meere befreit diese auf einmal von dem unwürdigen Joche, das sie so lang getragen, und endet die Schmach so vieler Länder und Inseln, von einem Krämervolke beherrscht zu werden — "

„Tyrannisirt, geplündert, geschändet zu werden, mußt Du sagen," brach Zoë mit einer Heftigkeit aus, die auf einmal ihr Geschlecht, ihre Lage und ihre Gefahr völlig zu verleugnen schien.

Glücklicherweise war kein Ohr in der Nähe wach, als das Ohr der Liebe, und Jacques, der durch seinen Beruf und seinen langen Verkehr mit den Völkern des Süden an heftige Leidenschaften gewöhnt war, fand in Zoë's Ausbruch gar nichts Auffallendes. Er wußte, daß sie sich auf die Reise nach Venedig begeben, um Klage zu führen über die Unterdrückung, welche der venezianische Proveditore ihrer Heimath gegen sie und die Ihrigen ausgeübt, und kannte diese Stadt und ihre innern Verhältnisse zu gut, um ihr nicht wiederholt zu versichern, daß sie dort nicht als Klägerin, wohl aber als schönes Mädchen Gehör und, wenn auch keine gerechte Richter, doch wenigstens zudringliche Beschützer gefunden haben würde. Man hätte sie mit ihrer Klage hinausgezogen, bis sie solche selbst vergessen, und sie am

Ende, ihres Widerstands überdrüssig oder ihrer Reize satt, als eine lästige Thörin aus der Stadt verwiesen, oder als ein abgenutztes Spielwerk in ein der Welt unbekanntes Kloster von Istrien oder Dalmatien begraben.

Das Bild, welches Jacques Pierre bei solchen Gelegenheiten von der venetianischen Regierung, von den Patriziern und von der Rechtlosigkeit gegen sie entworfen, hatte sich tief in Zoë's Seele eingegraben. Aller Haß, welchen sie gegen den Urheber ihrer Mißhandlungen in der Seele trug, war allmählich auf dessen Vaterstadt übergegangen; nachdem der Capitän aber zufällig seinen Namen unter den drei damaligen Procuratoren von San Marco genannt hatte, vernahm sie mit wahrem Entzücken den Plan des Vicekönigs gegen Venedig und die Wahl, die er für seine Ausführung in ihrem Geliebten getroffen. „Ha," rief sie, „wenn Du mir den Markusplatz mit den Leichen dieser übermüthigen Nobili's bedeckt, und seine Paläste in Flammen auflodern zeigen kannst, dann werd' ich Dich mit einer Wonne an meine Brust drücken, die in der Deinigen zur Seligkeit werden soll!" —

Zoë hatte diese Worte nicht geendigt, so wurde die ganze Kirche auf einmal von dem grellsten Lichte beleuchtet, und fast in dem nämlichen Augenblick erfolgte ein so heftiger Donnerschlag, daß die ganze Erde zu erzittern schien. Entsetzt sprang sie auf und schrie: „Rette Dich, Jacques! Rette Dich!" Sie wollte fort, hinaus aus dem Chor; aber wie es in dergleichen Beängstigungen

zu geſchehen pflegt, ſo ſuchte ſie den Ausgang durch die verſchloſſene Thüre, die in die Kirche führte. Umſonſt zerarbeitete ſie ſich, ſolche zu öffnen; ſie ward ihres Irrthums erſt inne, als die Schweſter Orſola mit fliegenden Haaren und mit dem Ausdruck einer wahren Höllenangſt in den Chor hereinſtürzte und ſich mit einer Heftigkeit auf die Knie warf, daß der Boden unter ihr zu beben ſchien. „Barmherzigkeit, o Herr!“ ſchrie die fromme Frau; „ach, gehe ſo ſchnell nicht in's Gericht mit Deiner Magd, o Herr! Herr, gönne mir Sünderin Zeit zur Buße! Mit jeder Qual, o Herr, will ich den Frevel büßen, den ich begangen! Barmherzigkeit, mein Gott und Herr! Ach, ich habe mich dieſen Zauberkünſten nur ergeben, weil ich fürchtete, daß meine Kräfte nicht hinreichen könnten, um das Werk zu vollenden, das Du mir aufgegeben — “

In dieſem Tone ging es noch eine Zeit lang fort, während die Glocken von Kirche und Kloſter heftig zu läuten, und bald darauf auch die Glocken der benachbarten und der entfernten Kirchen einzuſtimmen begannen. Zoë rang die Hände in der Angſt; denn ſie gedachte mit Entſetzen der Lage ihres Geliebten, der in der Kirche eingeſchloſſen war und, wenn ſolche im Brande ſtand, wie ſie kaum zweifelte, keinen Ausgang hatte. Aber der Lärm wurde immer größer; die heftigſten Schläge geſchahen an die Kirchthüre, und hallten ſchrecklich wieder in dem hohen Gewölbe. Eine Menge wilder Stimmen ſchollen durcheinander. Sie glaubte die Stimme Jacques Pierre's zu erkennen und faßte wieder einigen Muth;

bald blieb ihr kein Zweifel übrig, daß man beschäftigt war, die Thüren der Kirche einzuhauen.

Indem Zoë ihre Kräfte anstrengte, um den Ausgang aufzusprengen, der in die Kirche führte, ward auf einmal die Thüre gegen den Kreuzgang aufgerissen, und eine Schar Nonnen stürzte halb angekleidet mit Zetergeschrei herein. „Wo ist die Mutter Priorin?“ rief die Eine. „Die Kirche brennt, Mutter Orsola!“ schrie die Andere. „Ach, wo flüchten wir uns hin?“ riefen die Alten unter ihnen. „Wir werden uns gewiß verirren in der großen Stadt!“ seufzten Einige der Jüngern. Mehrere hatten sich gefaßt, und von Einigen hätte man glauben mögen, daß ihnen nicht nur nicht bange war vor den Dingen, die da kommen sollten, sondern daß sie sich darauf freuten.

Zoë's Lage war entsetzlich. Sie wußte den Geliebten so nah, sie glaubte ihn in so großer Gefahr und konnte ihm doch nicht helfen. Da stürmte vollends das Geschrei mehrerer hereinstürzenden Nonnen in ihre Ohren: „Das Kloster brennt! Das jüngste Gericht bricht an! Es ist Feuer vom Himmel gefallen! Die Flamme schlägt aus der Erde empor!“ Jetzt überfiel sie der Gedanke an Lauretta mit fürchterlichem Grausen. In einer Angst, die nicht zu beschreiben ist, rennt sie hinaus, um das Kind zu retten. Aber außen herrscht dunkle Nacht. Der Regen gießt in Strömen vom Himmel, und von Feuer ist nirgends eine Spur zu sehen. Der Zufall führt sie an die Thüre des Refectoriums, die halb offen steht. Eine schwache Helle verräth, daß noch eine Lampe

darin brennt. So entdeckt der Schiffer, während er in stürmischer Nacht jeden Leitstern verloren hat, und alle Augenblicke an die Felsen der Küste geworfen zu werden fürchtet, die Flamme des Leuchtthurms aus sicherer Ferne. Zoë stürzt in den Saal hinein. Sie findet Niemand darin, der ihr die Lampe streitig machen könnte, und eilt fort, Treppen auf und Gänge entlang, um schnell ihre Zelle zu erreichen.

Und nach kurzer Weile steht sie keichend vor derselben und öffnet die Thüre. Aber welche Ueberraschung für sie, als sie die Zelle leer und einen offenen Sarg in derselben findet. Die eingeschlossene Luft mahnt an Krankheit und Tod, und sie erkennt die Zelle, worin die Schwester Monima vor einigen Tagen gestorben ist. Entsetzt stürzt sie hinaus auf den langen Corridor und zählt die Thüren. Es ist die siebente von Oben und die fünfte von Unten, wie ihre Zelle. Sie hat den Muth nicht, eine andere Thüre zu öffnen. Endlich fällt ihr ein, daß sie in einen andern Gang gerathen seyn müsse.

Nun eilt sie den Corridor wieder hinunter und überzeugt sich an der Treppe, daß sie irre gegangen ist. Hier laufen zween Gänge in einem Winkel zusammen; sie hatte den rechts liegenden gewählt, statt des andern, auf den sich ihre Zelle öffnete.

Nach einigen Schritten hat sie ihre Thüre erreicht und reißt sie mit Heftigkeit auf. Aber wer vermag ihr Entsetzen zu schildern, als sie des Kindes Bette leer sieht. Sie sucht in ihrem Bette, sie sucht unter den

Betten, unter dem Tiſchchen; aber nirgends iſt eine Spur von Laura zu finden. Sie unterſucht das Fenſter, ob es nicht offen iſt, und trifft es feſt verſchloſſen an. Auch der Blumenſtrauß fehlt; ſonſt befindet ſich Alles in ſeiner gewöhnlichen Ordnung.

Man muß in einer ähnlichen Lage geweſen ſeyn, um Zoë's Angſt und Verwirrung in ihrem ganzen Umfange zu faſſen. Sie ſtürzt hinaus; ſie ruft Lauretta's Namen durch alle Gänge; ſie pocht an alle Thüren. Aber nirgends erfolgt eine Antwort, Niemand begegnet ihr, um Kunde zu geben. Es iſt, als wäre das ganze Kloſter ausgeſtorben. Sie ſtößt eine Zelle um die andre auf. Sie findet alle leer; die Bewohnerinnen haben ihr Lager ſämmtlich in der Angſt verlaſſen und ihre Zuflucht wahrſcheinlich im Chore geſucht.

Indem ſie ſo durch einen Corridor rennt, dringen auf einmal Töne aus der Ferne in ihr Ohr, als ob es das Angſtgeſchrei des Kindes wäre. Sie verdoppelt ihre Schritte und hat in Kurzem das Ende des Ganges erreicht. Sie bleibt einen Augenblick ſtehen, um ſich nach dem Ton, den ſie nun näher zu hören meint, über ihre Richtung zu orientiren. Er ſcheint ihr von Unten zu kommen, und ſo eilt ſie die Treppe hinunter; aber mitten auf der Treppe erliſcht ihre Lampe, und ſie befindet ſich auf einmal in der dichteſten Finſterniß.

Langſam ſteigt ſie die übrigen Stufen hinunter und kommt glücklich in den Kreuzgang, wie ſie gleich erkennt, da der Gewitterregen vorüber iſt, und der Mond den Garten erhellt, um welchen der Kreuzgang herum-

läuft. Trotz dem Geläute, das hier in ihre Ohren schlägt, glaubt sie doch, das Geschrei des Kindes auf der entgegengesetzten Seite des Gartens zu hören. Sie durchschneidet diesen in seiner Mitte und thut es mit solcher Hast, daß sie gar nicht auf die Erde blickt. Sie wird erst an ihre Unvorsichtigkeit erinnert, als sie mit dem nackten Fuß in eine platte Schale voll Wassers getreten hat und beinahe zu Boden gestürzt ist. Ohne sich weiter um diesen Unfall zu bekümmern, eilt sie vorwärts; unmöglich konnt' ihr einfallen, daß sie in den Zauberspiegel getreten, mit welchem die Schwester Orsola den theuer zu büßenden Versuch gemacht, eine Frage über die Zukunft an das Schicksal zu stellen.

Zoë durfte nicht zweifeln, daß sie dem Kinde näher gekommen war, und rief seinen Namen aus voller Kehle. Als sie keine Antwort erhielt, beschleunigte sie ihre Schritte noch mehr und wiederholte ihren Ruf. Da ward ihr endlich der Trost, daß das Kind antwortete. „Zoë! Zoë!" rief es, „komm, hilf mir! — die Schwester Misericordia! — die Schwester Misericordia! —"

Und nach wenigen Schritten hatte sie das Kind auch erreicht, welches sich gewaltsam an der Hand der alten Nonne sträubte und Zoë's Ruf folgen wollte.

„Da habt Ihr die ungeberdige Kreatur!" sagte Diese verdrüßlich, indem sie Lauretta's Hand losließ, nachdem sie Zoë'n, die im vollen Mondlicht vor ihr stand, erkannt hatte. „Im Uebermaß Eurer Liebe hattet Ihr das Kind vergessen, als Jedermann sich rettete," setzte sie bethaft hinzu. „Ich glaubte, ihm

und Euch einen Dienſt zu erweiſen, indem ich that, was Ihr unterlaſſen. Freilich wird Undank mein Lohn ſeyn, wie immer!“ —

Mit dieſen Worten verlor ſich die alte Nonne in den dunkeln Theil des Kreuzganges. Lauretta aber wußte ſich nicht vor Freude zu faſſen, als ſie Zoë's Hand wieder ergriffen, und die Schweſter Miſericordia entfernt war. Sie hüpfte und ſprang und fragte und antwortete durch einander, ohne eine Frage oder eine Antwort abzuwarten. „Mit Dir will ich wohl in's Fegfeuer gehen,“ rief das Kind, „aber nicht mit der Schweſter Miſericordia! Gehſt du auch ins Fegfeuer?“ —

Die Bauart und die Lebensweiſe machen das Brand-Unglück in Italien ſehr ſelten, und ſo hatte auch Lauretta den Feuerlärm, von dem ſie ſich keinen Begriff bilden konnte, nur vom Fegfeuer verſtanden, das in ihrer klöſterlichen Erziehung ſo oft zur Sprache kam. Zoë ließ ſich indeß nicht auf die Belehrung des Kindes ein, ſondern eilte mit ihm nach dem Chor der Kirche. Sämmtliche Nonnen lagen hier auf den Knien und ſangen das Kyrie Eleiſon, welches durch die zitternden Stimmen der Geängſtigten einen beſonders ergreifenden Ausdruck gewonnen hatte. Dem Getöſe nach zu urtheilen, waren in der Kirche außen noch viele Menſchen in angeſtrengter Thätigkeit beſchäftigt. Zoë'n gewährte dieß die große Beruhigung, daß ſie Jacques Pierre'n in Freiheit glauben durfte. Wirklich erkannte ſie ihn auch ſogleich, als hinter der getäfelten Wand eine ſtarke männliche Stimme hörbar wurde, welche ſprach: „Beruhiget Euch, fromme Schweſtern,

das Feuer iſt gelöſcht! Der Blitz iſt nur im Glocken-Thurme herunter gefahren und hat die nächſten hölzernen Geräthſchaften in Aſche gelegt!“ —

Zoë's Herz jubelte, als ſie dieſe Worte hörte; denn ſie zweifelte nicht, daß der Geliebte ſeine Stimme nur für ſie erhoben. Mehrere Nonnen ſtanden ſogleich auf, um fortzurennen und außen über das, was geſchehen, zu ſchwatzen, und in einigen Geſichtern war die getäuſchte Hoffnung, die einen ganz andern Ausgang erwartet, nicht zu verkennen. Plötzlich erhob ſich die Schweſter Orſola unter ihnen, und ein Wink von ihrer Hand hemmte jede Bewegung. Mit heftigen Schritten und einem Ausdruck von Zerknirſchung in Geſicht und Haltung, welcher nah' an den Ausdruck von Verzweiflung grenzte, ſchritt ſie durch die Nonnen hindurch gegen die Thüre. Hier warf ſie ſich der Länge nach auf den Boden, ſo daß ihr Körper gleichſam die Schwelle des Ausgangs bildete, und rief faſt heulend: „Ach, meine Schweſtern! Seht hier die Unwürdigſte unter Euch Allen! O daß die Hügel über mich fallen und die Berge mich bedecken möchten! Schreitet weg über meinen ſündhaften Leib, der eine noch ſündhaftere Seele verbirgt! Laßt mich wie einen Wurm mich krümmen unter Euern Sohlen! Habet kein Mitleiden mit mir Sünderin! Ich fleh' Euch um die Barmherzigkeit, meine Schweſtern, laßt mich mich demüthigen unter Euern Füßen, mich zernichten vor Scham und Reue! —“

Unſre Leſer mögen ſich ſelber vorſtellen, welchen Eindruck dieſe Scene auf die armen Nonnen machen mußte,

die ihre Priorin, wenn auch nicht als eine Heilige liebten und verehrten, doch wenigstens als eine unbestechbare und untrügliche Herzenskündigerin und als eine unerbittlich strenge Richterin fürchteten. Sie ſtanden wie verſteinert vor der alten Frau, die ſich zu ihren Füßen krümmte und ſchienen ihren eigenen Augen nicht zu vertrauen. Da brach die Schweſter Miſericordia endlich ihre Unſchlüſſigkeit. Mit feſtem Schritt und mit nicht ganz verhehlter Schadenfreude trat ſie der Liegenden auf den Bauch, daß ſie vor Schmerzen ächzte, und verließ den Chor. Mehrere der ältern Nonnen folgten ihrem Beiſpiel und ſchonten die Büßende eben ſo wenig. Die Jüngern hingegen ſchritten alle, ohne ſie mit den Füßen zu berühren, über ſie weg und ſchienen froh zu ſeyn, als ſie die Thüre hinter ſich hatten.

Zoë war eine der Letzten, die mit Lauretta'n an der Hand den Chor verließ. Die Nonnen hatten ſich außen ſogleich zerſtreut, da ſie es kaum erwarten konnten, bis ſie ſich, je nach Neigung und Vertrauen, in kleinere und größere Gruppen theilen konnten, um Fragen und Muthmaßungen über die ſchnelle Veränderung auszutauſchen, welche mit der Priorin vorgegangen war. Manchen erſchien es ſchon wieder zweifelhaft, ob ſie ihren Blicken glauben dürften. Was ſie geſehen, war ſo verſchieden von Allem, was ſie von der frommen Frau gewohnt waren, daß ſie faſt eher an ſich ſelbſt, als an ihr irre werden wollten.

Zoë befand ſich noch zu kurze Zeit in dem Kloſter, als daß der Vorfall einen ſo tiefen Eindruck auf ſie machen konnte. Zudem lagen ihre mächtigſten Lebens-

Interessen außer dem Kloster, und war sie eben so überraschend an dieselben erinnert worden. Mehrere Nonnen schienen nicht übel Lust zu haben, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, weil sie wegen der besondern Gunst, in der sie bei der Schwester Orsola zu stehen schien, Aufschlüsse über die Aenderung zu erhalten hofften, welche mit der Letztern vorgegangen war. Aber dieses Verhältniß legte ihnen auch wieder eine größere Vorsicht auf; denn für jede von ihnen war es eine Gewißheit, daß sich die Priorin wieder aufrichten und ihr Ansehen mit dem gewohnten Nachdruck behaupten würde.

Zoë bot daher allen einen freundlichen Nachtgruß und eilte an ihnen vorüber. Als sie den Corridor erreicht hatte, auf den sich ihre Zelle öffnete, kam ihr die Schwester Brigida entgegen. „Ich wollt' Euch nur darauf aufmerksam machen, Schwester Cäcilia," sprach sie leis und flüchtig zu ihr, „daß Ihr das Versäumte in dieser Nacht einholen könnt. Die Glockenstricke sind verbrannt, und zur Frühmesse kann nicht geläutet werden. Lasset Euch schöne Dinge träumen!!!" —

Zoë'n war diese Nachricht sehr angenehm, und sie eilte das Kind zu Bette zu bringen. Der Schlaf hatte sich auch so stark bei ihm gemeldet, daß es ihr unter den Händen einnickte. Dann legte sie sich selbst nieder, um sich ganz dem schönsten Genuß der einsamen Liebe zu überlassen, an den Geliebten zu denken, und wachend die Träume zu träumen, womit der Hoffende die Vergangenheit und die Zukunft so gerne über die nicht genügende Gegenwart hinweg zusammenknüpfen mag.

Und in der That war auch nicht an Schlaf zu denken; denn ſchnell nahmen Zoë's Gedanken eine Richtung, die ihr tiefſtes Weſen aufregte. Heftiger als jemals war in ihrer Seele die Erinnerung an die brutale Mißhandlung erwacht, welche ſie von dem venetianiſchen Provveditore, Marco Badoër, erfahren hatte. Je höher Jacques Pierre in ihren Augen geſtiegen, deſto peinlicher quälte ſie der Gedanke, daß ſie ihm das Höchſte, was die Liebe nach ihres Volkes Begriffen zu geben hat, ſchuldig geblieben ſey. Die Verachtung, womit der Jammer ihrer Mutter, der Hohn, mit dem ihres Vaters Wuth aufgenommen worden, der Dolchſtoß, durch welchen ſich der feige Lüſtling vor ſeiner Verzweiflung geſichert hatte, und die gänzliche Hoffnungsloſigkeit, jemals Gerechtigkeit zu finden gegen den Schändlichen, gaben den Ausſichten, die Oſſuna's Plan in ihr erweckt, einen Schwung, deſſen ganze Kraft nur das Herz eines Südländers zu meſſen vermag. Es war der Vorſchmack jener Süßigkeit der Rache, womit ſie im Geiſte Venedigs Herrlichkeiten und Reichthum der Zerſtörung und Plünderung hingegeben und den Räuber ihrer Ehre, den Mörder ihres Vaters mit den Haaren zu ihren Füßen geſchleppt und ihn, wie einen Wurm, ſich im Staube vor ihr krümmen ſah, um nicht von ihrem Mitleiden, ſondern von ihrer Verachtung einen gelinden Tod zu erflehen. Nein, es waren nicht mehr die ſüßen, gaukelnden Gedanken des zarten, anmuthsvollen Mädchens, mit denen ſie am Ende einſchlief und, gleichſam hinübertaumelnd von einem Traum in den andern, am ſpäten Morgen mit der ſchrecklichſten

Beängstigung erwachte. Und so tückisch ging der Traum aus den Wahngebilden des Schlafs in die wirkliche Erscheinung über, welche vor ihr stand, als sich ihre Augen öffneten, daß sie eine Weile brauchte, um der Wahrheit gewiß zu werden, von der sie sich umgeben sah. Den ganzen Tag über verfolgte sie die trübe Stimmung des Morgens; aber auch noch späterhin tauchten diese Bilder öfters mitten in der heitersten Stunde schreckhaft vor ihr auf, und wir fürchten fast, daß sie einer jener trüben Reflexe seyn möchten, welche nach der Behauptung unseres Dichters manchmal aus der Zukunft in die Gegenwart fallen, um den oft umsonst Gewarnten auch noch vor demjenigen zu warnen, was nicht mehr zu vermeiden ist.

Denn es däuchte Zoë'n im Traume, daß sie Herzogin von Venedig sey und eben den Bucintoro bestiegen habe, um hinauszufahren auf das adriatische Meer und die Vermählung mit demselben zu feiern, wie sie in den Zeiten von Venedigs Macht und Selbstständigkeit jedes Jahr durch den Doge selber mit großer Pracht, unter Versenkung seines Rings in die Meeres-Tiefe, vollzogen wurde. Hoch auf dem kastellartigen Schiff ist der Thron errichtet, auf dem sie ihren Platz genommen, und während Musik und Freudenschüsse ohne Zahl abwechselnd ihrem Ohre schmeicheln und es erschüttern, schweift ihr trunkenes Auge weit über die lachende See weg von Segel zu Segel und Flagge zu Flagge der tausend und abermal tausend Schiffe aller Art und Größe, welche den schillernden Wasserspiegel bedecken.

Sie wendet ihren Blick zur Seite, um Jacques Pierre'n das herrliche Schauſpiel bewundernd bemerklich zu machen, und mit Entſetzen erkennt ſie an ſeiner Stelle den Proveditore Marco Badoër, der ihr einen Blumenſtrauß auf einem blutigen Dolche darbietet. Sie ruft den Wachen, um ſie von der Gegenwart des Verhaßten zu befreien; aber jedes Wort, das ſie ſpricht, gewinnt einen andern Sinn, als ſie will, und ihre Befehle zum Mord werden zu Aufforderungen für die Anweſenden, ihm ihre Huldigungen zu bezeugen. Da treten ſie Alle paarweiſe vor ihn und machen ihm eine tiefe Verbeugung. Der Letzte in der Reihe iſt Jacques Pierre, welcher ihm in einer goldenen Schaale den Ring bietet, der zur Vermählung beſtimmt iſt. Marco Badoër faßt den Ring, tritt an den Rand des Schiffs und verſenkt ihn unter dem Jubelgeſchrei der zahlloſen Menge. Jacques Pierre, welcher den Ring auffaſſen will, fällt in das Meer und verſchwindet ſogleich in den Wellen. Indem ſie ſelber ihm nachſtürzt, taucht ſein Kopf wieder auf und ſie faßt ihn. Aber wie ſie ihn an ihre Bruſt drückt, erkennt ſie Lauretta's lockiges Haupt. Sie erwacht zitternd und ſchwimmend in Schweiß, und ihr Auge trifft in Lauretta's Auge. Des Kindes Haupt liegt an ihrer Bruſt und ſie hält es noch, wie ſie es im Traume gefaßt und gedrückt hatte. Schelmiſch lächelt ihr ſein Blick entgegen; aber finſter iſt es in Zoë's Seele. Umſonſt wiederholt ſie ſich den Grundſatz der Traumdeutung ihres Volkes: daß Träume traurigen Inhalts Glückliches, und fröhliche Träume Unglückliches verkündigen. Sie vermag

die trüben Ahnungen so schnell nicht zu verscheuchen, und wir fürchten fast, daß sie in dem hochmüthigen Traum ihrer Rache eine grausame Neckerei jenes Gottes erfahren, dessen Mohnscepter auch das glücklichste Leben wenigstens zur Hälfte beherrscht.

Viertes Kapitel.

Nachdem der Tag angebrochen, konnte Jacques Pierre kaum die Stunde erwarten, wo er mit Anſtand Gehör bei dem Erzbiſchof verlangen durfte. Seine Ungeduld, Zoë'n aus ihrer Gefangenſchaft zu befreien, war durch die Unterredung in der vergangenen Nacht auf's Höchſte geſtiegen. Dazu kam, daß er Laura'n heute viel ruhiger fand als in den letzten Tagen. Sie war ernſter und einſylbiger, aber ſie gab ihm doch Antworten, in welchen ſich keine Aufregung erkennen ließ. Er zweifelte gar nicht, daß ſie ihre gegenſeitige Lage erwogen, und in ihrem Innern die Entdeckung gemacht hatte, wie ſehr ihre Wünſche zuſammenſtimmten. Sie brauchte ja nur aufrichtig gegen ſich ſelbſt zu ſeyn, meinte er, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und in ſeinem Glück ihr eigenes Glück zu gründen.

Verſchiedene Befehle, welche ſie im Hausweſen ertheilte, beſtätigten ihn in dieſer Anſicht. Offenbar richtete ſie ſich zur Aufnahme mehrerer Gäſte ein. Wer konnten dieſe anders ſeyn, als Zoë und Lauretta? Auch war

sie gestern einige Stunden aus dem Hause gewesen, und Jacques Pierre wußte wohl, daß sie nirgends so lange verweilen konnte als in dem Kloster, wo sich Beide befanden.

Dennoch hielt eine gewisse Scheue, die er sich selbst nicht zu erklären wußte, die Fragen zurück, die er gar zu gern an sie gemacht hätte.

Indem er so in einer peinlichen Unschlüssigkeit und Ungeduld das Gemach auf und nieder wandelte, und von Zeit zu Zeit auf den Balkon vor dem Fenster hinaustrat, um an dem Laufe der Sonne das langsame Vorrücken der Stunden abzumessen, war Jaffier's Erscheinung doppelt erwünscht für ihn. Sind zwei Personen nach langer Innigkeit einmal in das Verhältniß gerathen, nicht mehr unbefangen gegen einander seyn zu können, so ist das Alleinseyn für sie drückend, und die Ankunft eines Dritten eine wahre Erleichterung.

„Was bringst Du, Jaffier?“ kam ihm der Capitän mit der Frage zuvor; „auf Deiner Stirne sitzt ein Gewölke, das einen schwülen Tag verkündigt. —“

„Ich bring' auch nichts Gutes,“ erwiederte Jener.

„Warum eine böse Zeitung ohne Noth durch eine finstere Stirne vergrößern? Wir sind Franzosen, Jaffier, und Seeleute. Als Seeleute wissen wir, daß die Stürme vorübergehen, und als Franzosen ist uns der leichte Muth beschieden, der nicht früher an die Gefahr glaubt, als bis sie keinem Gedanken von Furcht mehr Raum gestattet.“

„Was wollt Ihr, Capitän? Wenn die bravsten Bursche unruhig werden, und nicht mehr dienen wollen?

Wie kann man da noch leichten Muth behalten, hätte man ihn auch zuvor noch gehabt?“

„Was sagst Du, Steuermann Jaffier? Sind die Burschе toll geworden?“

„Nehmt mir nicht übel; aber diese Frage haben sie mir über Euch gestellt, und als ich nicht anders sagen konnte, als daß Ihr bei gesundem Verstande wäret, wurden sie vollends rappelköpfisch.“

„Bei unsrer lieben Frau vom Berg, Du hast ihnen auch nicht die Wahrheit gesagt. Ich war toll, Jaffier; nicht wenig toll. Aber ich bin es nicht mehr; denn ich bin glücklich — “

Jaffier erröthete und schwieg.

„Was verlangen sie denn, Steuermann Jaffier?“

„Sie haben erfahren, daß Ihr entschlossen seyd, das Geschwader zu verlassen, und wollen Euch um jeden Preis folgen. Ihr könntet doch nicht länger als einen Winter ruhig sitzen, sagen sie, und die Venetianer würden Euch bezahlen, was Ihr verlangtet. Trätet Ihr aber in Venedigs Dienste, so würdet Ihr sie wohl brauchen können.“

„Brave Jungen sind es! Bei meiner armen Seele, so brave, als jemals auf nassem Wege zum Himmel gefahren sind! Aber sag' ihnen, das seyen Thorheiten gewesen, und Alles wäre vorbei. Ich bleibe in des Vicekönigs Dienst, und nach Venedig werd' ich sie führen, aber nicht als Miethlinge der Krämer von San Marco. Mit dem Degen sollen sie ihnen die schweren levantischen Stoffe abmessen, und den Goldschmiden von der Rialto-

Brücke die goldenen Ketten mit Hieben von gutem Stahl bezahlen. — "

„Was hör' ich? Wie? Geht Ihr nicht nach Nervi?"

„Tröste Dich, Jaffier! Es war ein Traum, aus dem ich erwacht bin. Liebe und Ruhm dürfen sich nicht trennen, und Nervi ist kein Boden, der Raum für Beide hat. Unter uns, wir haben etwas Großes vor! Größer, denn Alles, was wir bisher unternommen. Halte mir nur die braven Burschе zusammen! Sag' ihnen, Ruhm und Beute, herrlicher und reicher als jemals, erwarte sie. Nie würd' ich mein Glück trennen von ihrer Treue; und kein Lohn für ihre Treue wäre zu groß, den ich ihnen nicht zu verschaffen gedächte. Aber nun Gott befohlen! Die Sonne steht jetzt niedrig genug, daß ihr Strahl auch in das Zimmer eines Prälaten Zugang finden muß. Sage Laura'n ein Paar freundliche Worte," setzte er leise hinzu; „sie verdient es um Dich und mich. Es wäre jämmerlich, wenn wir uns nicht auch einmal über das Einzige verständigen lernten, was uns noch fehlt, ob es gleich vor unsern Füßen liegt. —"

Damit eilte Jacques Pierre fort, und verließ Jaffier'n in einer Verwirrung, die sich unsre Leser leicht aus dem Zustand seines Herzens und der veränderten Sprache des Capitäns erklären mögen. Indeß müssen wir ihn seinem guten Glück und seinem Muth überlassen; aber wir irren uns schwerlich in der Vermuthung, daß er, wie sehr auch sein Herz an der Frau hing, deren Eroberung ihm so leicht gemacht wurde, doch lieber vor einer türkischen Galeere gestanden hätte.

Jacques Pierre fand den Hof des erzbischöflichen Palastes dermaßen angefüllt mit Menschen, daß es nicht leicht schien, durchzukommen. Ohne Zweifel würd' ihm die Gesellschaft, die er hier versammelt sah, zu einer andern Zeit lustig genug erschienen seyn. Und in der That möchte man auch schwerlich eine vollständigere Sammlung der menschlichen Gebrechen zusammen bringen können, welche Krankheiten und Unglücksfälle aller Art zu erzeugen, und vielleicht selbst Müßiggang und berechnende Bosheit zu erfinden vermögen. Das natürliche Verhältniß zwischen der Zahl der Köpfe und der Zahl der Beine, Arme, Nasen und Ohren schien durchaus verrückt, und selbst an den Köpfen würd' es gefehlt haben, wenn Leben dabei möglich gewesen wäre. Noch auffallender war jedoch das Mißverhältniß zwischen der Kleidung dieser Menschen und ihrer Menge; man sah nicht nur viele ganz nackte Kinder, sondern selbst Knaben und Mädchen, welche der Kindheit schon entwachsen waren, und ihre Blöse kaum bedecken konnten. Am größten war die Zahl der Blinden; nach ihnen kamen Diejenigen, welche ganze Glieder verloren hatten, und von Keinem unter Allen konnte man sagen, daß ihm nicht irgend ein wesentlicher Theil der Ausstattung fehlte, womit die Natur ihre Kinder in die Welt zu schicken pflegt. Nur die Stimme schien Keinem unter ihnen zu fehlen. Merkwürdiger Weise hielten selbst Diejenigen, die kaum zur höchsten Nothdurft bedeckt waren, einen Rosenkranz in den Händen. Hätte Jacques Pierre nicht ganz andre Gedanken im Kopf gehabt, so würd' ihm dieß schon

aufgefallen seyn. Denn bestand gleich die ganze Gesellschaft, unter die er hier hineingerathen war, aus Bettlern, so sah man sie doch auf den einzelnen Punkten der Stadt, wo sie ihr Gewerbe trieben, nicht mit diesem Rüstzeug der geistlosen Andacht versehen. Allein sie hatten sich versammelt, um das wöchentliche Almosen zu empfangen, welches der Erzbischof jeden Sonnabend austheilen ließ, und es war hier, so wie in den Klöstern und an den Thüren aller Personen vom geistlichen Stand überhaupt hergebracht, daß Keiner ein Almosen erhielt, der nicht einen Rosenkranz am Gürtel trug. Wie gewöhnlich, hatte das Bedürfniß die Industrie geweckt; die beiden Bettler, deren erbliche Stellen an der Hauptthüre der Kirche des heiligen Januarius waren, und die für die Häupter ihres Gewerbes galten, hatten sich Vorräthe von Rosenkränzen angeschafft, welche sie allen ihren Handwerksgenossen gegen einen kleinen Antheil an den Almosen dieses Tags vermietheten. Da sich die Zahl dieser Spekulanten auf einem Boden, wo Niemand gern an den andern Tag denkt, nicht vergrößerte, so soll ihr Geschäft sehr einträglich gewesen seyn, und man erzählte von Summen, welche Manche von ihnen hinterlassen, die das Vermögen der Meisten, durch deren Almosen sie sich bereichert, weit überstiegen.

Indem sich Jacques Pierre nicht ohne Mühe, und auch nicht ohne Behutsamkeit durch diese Menge drängte, hörte er auf einmal das heftigste Geschrei um sich her. „Werft den beschnittenen Hund hinaus!“ schrien die Einen. — „Was will der Jude hier unter guten Christen?“

riefen Andre, „Steckt ihm ein Stück Schweinsfleisch in den Hals, und hängt ihn an die Guglia auf!“ wiederholten die Meisten auf den Ruf eines gigantischen Blinden. Jacques Pierre wußte nicht, was es war, und griff nach seinem Degen. Glücklicher Weise ward er von einem Bettler erkannt, der seinen Standpunkt in der Nähe seiner Wohnung hatte. „Fürchtet Euch nicht, Don Jacques Pierre,“ sprach der Mann; „aber lasset Euer Gewehr stecken. Sonst kehren sie sich Alle gegen Euch. Es ist ein heimlicher Jude hier; den müssen wir an die Guglia hängen.“ —

Und wirklich hatten sie den Unglücklichen auch bereits gefaßt, und schleppten ihn hinaus nach dem Platz vor der Domkirche. Hier steht eines jener sonderbaren Monumente, die man vielleicht außer Spanien nur zu Neapel in dieser Vereinigung von Größe und Geschmacklosigkeit antrifft. Es ist eine Art von Obelisk, der in der Form eines, mit allen möglichen Schnörkeleien bedeckten Kandelabers über die höchsten Häuser wegragt. Die Guglia steht gewöhnlich auf dem Mittelpunkt eines Platzes, so daß sie aus allen Straßen sichtbar ist, welche dahin führen. Ihre Bestimmung scheint hauptsächlich auf Beleuchtungen berechnet, von denen die Bewohner dieses Landes so große Freunde sind. An den Abenden festlicher Tage werden diese Obelisken mit Lichtern bedeckt, und gewähren alsdann einen wahrhaft herrlichen Anblick. Sie sind von Marmor aufgeführt und von solchem Umfang, daß man ihre Spitze von Innen auf einer Wendeltreppe ersteigen kann. Gewöhnlich steht ein Heiligenbild

auf derſelben, deſſen Poſtament mit einer eiſernen Bruſtwehr eingefaßt iſt, und Raum genug läßt, um herumzugehen, und die Ausſicht über die ungeheure Stadt und ihre herrlichen Umgebungen genießen zu können. Die Antiquare behaupten nun zwar, daß die Guglia vor der Domkirche erſt mehrere Jahre nach den Ereigniſſen, die uns beſchäftigen, gebaut worden ſey; allein wie hätten die Bettler den Juden an derſelben aufhängen können, wenn ihre Behauptung richtig wäre?

Wir eilen fort von dieſer Scene der Unduldſamkeit und Unmenſchlichkeit, um dem Capitän in den erzbiſchöflichen Palaſt zu folgen. Eine zahlreiche Dienerſchaft, vermiſcht mit Sakriſtanen und Chorknaben, trieb ſich hier mit jener frechen Luſtigkeit herum, welche man gewöhnlich in den Häuſern vornehmer Männer von höherem Alter findet, die im ledigen Stande leben. Kaum, daß Jemand ſtille hielt, um ihm einen Augenblick Rede zu ſtehen, und auch als es endlich Einer that, ſah er den Capitän mit einem ſo höhniſchen Geſicht an, als ob er die muthwillige Antwort ſchon für ihn bereit hätte.

„Seyd ſo gut, mein Freund,“ ſagte Jacques Pierre höflich, aber ernſthaft zu ihm, „und belehret mich, wo ich mich in dieſem weitläuftigen Palaſte hinwenden muß, um vor den Erzbiſchof zu kommen.“

„Das wird Schwierigkeiten haben, mein Freund,“ erwiederte der Diener mit einem Ausdruck, der keinen Zweifel über die Abſicht des Unverſchämten ließ; „der Herr Erzbiſchof befindet ſich in Geſellſchaft des Herrn

Cardinals, und möget Ihr auch noch so früh aufgestanden seyn, so kommt Ihr doch zu spät, um bei Beiden vorgelassen zu werden.“ —

Mit diesen Worten wendete ihm der Bursche den Rücken und lief kichernd davon. Mehrere Andere, welche zugehört hatten, brachen in ein wieherndes Gelächter aus, und der Capitän hatte alle seine Fassung nöthig, um nicht den Degen zu ziehen und den Uebermuth der Nichtswürdigen zu züchtigen.

Indeß warf er einen Blick der Verachtung auf sie, und betrat die große Treppe des Palastes, welche gerade vor ihm lag.

Mehrere Geistliche, die ihm in großer Eilfertigkeit auf derselben begegneten, standen gar nicht still, um eine Antwort zu geben. Endlich kam ein alter Teatinermönch, bei dem er glücklicher zu seyn hoffte. Und wirklich erhielt er auch in ziemlich freundlichem Tone den Bescheid, daß er nur in das Zimmer treten möchte, dessen Thüre sich gerad' auf die Treppe öffnete. „Ich wünsche, daß Ihr glücklicher seyn möget als ich,“ setzte der Mönch hinzu. „Seit drei Wochen wiederhole ich diesen Gang täglich, und ich weiß aus Erfahrung, daß es leichter war, vor den höchstseligen Paul den Vierten zu kommen, als vor Seine Eminenz, die von diesem großen Papst abstammt. Meine Ordenskleidung ist zuerst von seinem Ahnherrn getragen worden, und sollte mir allein schon jede Thüre dieses Palastes öffnen, wenn es auch nicht meine Würde im Orden, mein Alter und mein Ruhm als Gelehrter vermöchte. — “

Jacques Pierre setzte seinen Weg fort und trat in den Saal, dessen offene Thüre mit einem Vorhang von purpurfarbenem Sammet bedeckt war. Er fand Niemand in demselben und konnte ungestört um sich blicken. Die Pracht, welche hier herrschte, war für ihn, der selbst die Paläste der Großen des Orients gesehen, überraschend. Schwere, dunkelrothe, seidene Stoffe bedeckten die Wände, und die reiche Stukkaturarbeit, die sich an ihrem Rande hinzog und den Plafond schmückte, war stark vergoldet. Die Ecken füllten ungeheure Vasen von orientalischem Alabaster auf abgestumpften Säulen von rothem Porphyr. Mehrere große Tische bestanden jeder aus Einer dicken Platte von Verde-Antiko, und ruhten auf zierlich gearbeiteten und übergoldeten Satyrsfüßen von Bronz. Der Spiegel über dem ungeheuern Kamin von egyptischem Granit hatte für die damalige Zeit einen ungewöhnlichen Umfang, und ließ sich durch seine Weiße und Klarheit auf den ersten Blick für eines der schönsten Werke aus den Fabriken der Insel Murano erkennen. Einige große Gemälde, die in reichen Rahmen an der Wand hingen, stellten Jagdscenen dar, und Jacques Pierre, den Alles, was er bisher in diesem Palaste gesehen, nicht zur Nachsicht gestimmt hatte, meinte, daß solcher Schmuck besser in die Gemächer eines weltlichen Fürsten, als in die Wohnung eines hohen Geistlichen paßte.

Da der Vorhang in das anstoßende Gemach zurückgeschoben war, trat er ohne Umstände in dasselbe ein. Es war ein Saal von noch größerem Umfang, und dunkelgrüne seidene Stoffe bedeckten seine Wände. Hier

hing Gemäld' an Gemälde, lauter Porträte, unter denen ſich Eines durch die Größe und den Reichthum ſeines goldenen Rahmens auszeichnete. Es bildete gewiſſermaßen den Mittelpunkt aller übrigen, und war durch einen ſeidenen Vorhang verhüllt, welcher, halbaufgezogen, nur eine männliche Figur im Ordensgewande der Teatiner ſehen ließ. Sie ſaß vor einem Tiſch und hatte die Rechte gegen die dreifache Krone ausgeſtreckt, die auf einem Kiſſen vor ihr lag. Der große Fiſcherring an der Hand ließ keinen Zweifel übrig, daß die dargeſtellte Perſon ein Papſt war.

In dieſem Bilde fiel dem Beſchauer ſogleich der finſtere, drohende Ausdruck in den tief liegenden, ſtrahlenden und durchdringenden Augen auf. Bei näherer Betrachtung konnte man der Bemerkung nicht entgehen, daß die gewaltigen Knochenmaſſen über den Augen in großem Mißverhältniß gegen die kleine und kleinlich geformte Naſe ſtanden. Es lag ein Widerſpruch in dieſen verſchiedenen Geſichtstheilen, der auf ſtarke Kontraſte im Charakter des Mannes ſelbſt hinzudeuten ſchien.

Ein Scharlachgewand, das neben der ſitzenden Figur unter dem Mantel hervorragte, ließ einen Cardinal vermuthen. Und ſo fand es Jacques Pierre auch, als er den Vorhang zurückſchob. Es war eine ſtehende Figur im vollſtändigen und bekannten Ornate dieſer hohen Würde, welche neben dem Thronſeſſel des Papſtes ſtand. Im Hintergrunde zeigte ſich eine Marmorbüſte, welche der erſte Blick für die Büſte des ſitzenden Papſtes erkannte, und die Inſchrift des Poſtaments:

Paulus reformator Cleri romani, primus sui seculi purpuratae, deprecator, Paulus apostolici Clericorum ordinis restitutor, primus supremi de haeresibus judicii urbo auctor,

ließ keinen Zweifel, daß hier Pabst Paul der Vierte, aus dem neapolitaniſchen Hauſe Caraffa dargeſtellt war. Aber eben ſo gewiß ſchien es auch, daß die ſtehende Figur der Neffe dieſes Pabſtes, der Cardinal Carlo Caraffa, war, welchen Pabſt Pius der Vierte wegen des Mißbrauchs, den er mit der Gewalt ſeines Oheims getrieben, zum Tode verurtheilen und erdroſſeln laſſen. Im Geſicht des Cardinals war auch ein Ausdruck, worin wenigſtens Diejenigen, die ſein Schickſal kannten, zu leſen glaubten, daß es nicht nur Andern, ſondern auch ihm ſelber Unglück bedeute.

Indeß verlor Jacques Pierre auch hier ſeine Zeit nicht mit langer Betrachtung der Malereien, ſondern betrat ohne Umſtände das anſtoßende Gemach. Es war kleiner und ſchien mehr für häusliche Bequemlichkeiten eingerichtet. Sein Hauptſchmuck beſtand gleichfalls aus Gemälden. Sämmtliche Gegenſtände derſelben gehörten der bibliſchen Geſchichte an, und dennoch urtheilte der erſte Blick auf ſie, daß über ihrer Wahl kein religiöſer Sinn gewaltet hatte. Die erſten Aeltern im Paradies, wie Eva dem Adam den Apfel reicht, Bathſeba, die vom König David im Bade belauſcht, Suſanna, welche von den Richtern darin überraſcht wird, der trunkene Loth, in Mitte ſeiner Töchter, und mehrere ähnliche Darſtellungen hatten einen Ausdruck von Lüſternheit, der über den

Charakter deſſen, der ſie gewählt, keinem Zweifel Raum geſtattete.

Indem Jacques Pierre Gewißheit gewonnen zu haben glaubte, daß er dem Aufenthalt des Erzbiſchofs nahe gekommen ſey, ward er durch ein verwirrtes Schreien im Hof an das Fenſter gezogen. Da ſah er die Bettler alle, die ſich kurz zuvor noch gut vertragen hatten, in wildeſter Verwirrung. Die Einen ſtießen die Andern auf die Seite, um haſtig nach dem Boden zu greifen. Andre hatten ſich bei den Haaren gefaßt oder zerrten ſich an den Händen und Kleidern herum. Mehrere ſchienen erſchöpft an dem Boden zu liegen und ſchrieen ſchmerzhaft auf gegen Diejenigen, die ihnen nahe kamen. Viele hatten die Blicke in die Höhe gerichtet, als ob ſie etwas von Oben erwarteten. Jacques Pierre ſtand eine Weile an, wie er ſich dieſe Scenen von häßlichen Leidenſchaften und widerwärtigen Entblößungen aller Art erklären ſollte; da fiel ihm auf dem Balkon des Seitenflügels eine Gruppe von Perſonen in die Augen, von denen die Vorderſte in kurzen Zwiſchenräumen mehrere Hände voll Silbermünzen in den Hof hinunter warf. Um dieſes Geld ſtritten ſich die Bettler, und durch wiederholte ähnliche Würfe war ein Kampf entſtanden, der Mehreren dieſer Unglücklichen das Leben koſtete. Derjenige, welcher das Geld auswarf, ſo wie die Uebrigen, die ſein Gefolge zu bilden ſchienen und unter denen ſich einige Geiſtliche befanden, ergötzten ſich höchlichſt an dieſem Schauſpiel.

Jacques Pierre drang weiter vor, und kam in eine

lange schmale Gallerie, mit Fenstern von beiden Seiten. Es war der Flügel des Palastes zwischen dem Hof und dem Platz, auf welchem die Guglia stand. Ein Blick auf diese zeigte ihm den Juden, der todt an derselben hing. Da indeß das Gemach, worin sich die Personen befanden, die den unbarmherzigen Spaß mit den Bettlern trieben, an die Gallerie anstieß, so eilte Jacques Pierre vorwärts, um den Erzbischof dort zu erfragen. Indem er sich der Thüre näherte, öffnete sich dieselbe, und ein bejahrter Mann, den er gleich für einen Maltheserritter erkannte, trat heraus. Beide blickten einander verwundert an, und riefen fast im nämlichen Augenblick: „Wie? sind' ich Euch hier?"

„Seyd Ihr es wirklich, Don Mario?" setzte Jacques Pierre hinzu.

„Und was will Saul unter den Propheten?" sprach der Andre. Ich würd' Euch eher im Palaste des Sultans von Babylon gesucht haben, als in der Residenz des Cardinal-Erzbischofs von Neapel."

„Und ich," erwiederte der Capitän; „bei meiner Ehre, ich meine, daß ich eher einen türkischen Pascha, als einen christlichen Erzbischof hier finden werde."

„Wenigstens könnt Ihr Seine Eminenz gerad' in einer Gemüths-Ergötzlichkeit begriffen sehen, die allerdings besser für einen Sultan, als für einen Kirchenfürsten paßt. Nachdem der fromme Herr eben seine Hirtenblicke an den letzten Zuckungen eines sterbenden Juden geweidet, geruht er jetzt, das Schauspiel von einigen hundert Bettlern einzunehmen, welche sich um ein

paar Hände voll Silbermünze die Haare und Bärte ausraufen und einander vielleicht am Ende todt schlagen.“

„Wie? Das wäre der Erzbischof?“ rief Jacques Pierre mit Verwunderung und Unwillen aus.

„Sprecht leise, mein alter Freund; wenn es Se. Eminenz hörte, wäre sie im Stand, ihren Dienern zu befehlen, Euch und mich zum Fenster hinaus mitten unter dieses Gesindel zu werfen. Und ich versichre Euch, wenn die Schlingel seinen Befehlen selten gehorchen, so ist es nur, weil er ihnen nicht immer solche Dinge befiehlt.“

„Was thu' ich hier, Don Mario? Ich suche Schutz gegen Gewaltthat, gegen Unterdrückung — “

„Dann habt Ihr, denk' ich, bereits genug gesehen, um überzeugt zu seyn, daß Ihr wohl Gewaltthat, Unterdrückung, nur nicht Schutz dagegen hier finden könnt.“

„Ich muß den Erzbischof sprechen. Ich will es wenigstens versuchen bei ihm; die Hülfe des Vicekönigs bleibt mir zuletzt doch gewiß — “

„Warum endigen, wo Ihr anfangen solltet? Zudem hört Euch der Cardinal jetzt gar nicht an. Er steht im Begriff, auf die Jagd zu reiten. Die Pferde sind schon gesattelt. Hör' ich nicht Geräusch? — So ist's; er ist schon fort und steigt im kleinen Hof zu Pferde.“ —

Mit diesen Worten hatte der Maltheser-Ritter das Gemach geöffnet, aus dem er zuvor herausgetreten war. „Da seht Ihr, Capitän,“ setzte er hinzu; „Ihr kommt zu spät — “

„Tod und Teufel!“ rief Jacques Pierre mit äußerster Heftigkeit.

„Erhitzt Euch nicht, mein alter Freund! Ihr wäret jetzt um kein Haar breit weiter, wenn Ihr ihn auch selbst gesprochen hättet. Bei diesen Herren findet man nur Aufmerksamkeit, wenn man mit einem neuen Zeitvertreib kömmt; Geschäfte muß man mit ihren Dienern abmachen — “

„Sind die Diener in diesem Haus nicht noch unverschämter, als der Herr?“ unterbrach ihn Jacques Pierre.

„Ihr mögt Recht haben, Capitän; nur bitt' ich Euch, mich auszunehmen — “

„Wie, Don Mario? Ihr wäret ein Diener dieses Baalpfaffen? dann bedaur' ich Euch, bei meiner Ehre.“

„Ich achte mich auch nicht für sehr beneidenswerth; allein wenn man Nichts, als einen alten Namen und ein Maltheserkreuz hat, nimmt man es im zweiundsechszigsten Jahre nicht mehr so genau mit dergleichen Dingen, ist man nur gewiß, daß man sich alle Abende wohlgesättigt zu Bette legen kann.“

„So rathet mir, was mach' ich?“

„Sagt mir zuvor, was Ihr in diesem Palaste sucht.“

„Ich wünsche einen Befehl an die Priorin eines Klosters, daß sie mir nicht länger ein Mädchen vorenthält, das ich selbst bei ihr untergebracht habe.“

„Das ist ein kitzliches Geschäft, Capitän! Ist das Mädchen hübsch?“

„Was kann Euch daran liegen, es zu wissen?“

„Bei Sanct Johann von Jeruſalem, mehr, als Ihr glaubt; denn ich ſage nicht gerne eine Lüge ohne Noth?“

„Wie ſo?“

„Ihr habt Euch ſchlecht umgeſehen in dieſen Sälen, wenn Ihr noch fragen könnt. — Wofür haltet Ihr dieſes Gemälde?“ —

Bei dieſer Frage führte der Ritter den Capitän vor eine heilige Familie, die an der Wand hing. —

„Freilich eher für eine hübſche Frau, als für eine Madonna — “

„Dieſe Madonna haben Se. Eminenz zu andern Zeiten angebetet. Jetzt iſt ihre Andacht einer Andern gewidmet. Wenn Ihr mich noch nicht verſteht, ſo will ich nur gerade heraus ſagen, daß der Cardinal-Erzbiſchof Nichts mehr fahren läßt, was einmal in den Krallen der Kirche iſt. Aber feſter, als alles Andre, hält er hübſche Mädchen, wenn ſie in ſeine Gewalt kommen. Soll alſo eine Möglichkeit vorhanden ſeyn, Eurem Geſuch zu entſprechen, ſo muß ich ſagen können, daß Eure Schöne häßlich ſey, wie die Nacht. Verſteht Ihr mich nun?“

„Das kann und will ich nicht ſagen, und würd' ich auch nicht ſagen, wenn es wahr wäre; denn ich bin ein Franzoſe. Aber ich ſehe ſchon, es iſt am Beſten, ich wende mich unmittelbar an den Vicekönig.“

„Es iſt eine Frage, ob er Euch helfen kann, wenn er auch will — “

„Wie? Gebietet der Herzog von Oſſuna nicht mit größerer Machtvollkommenheit in Neapel, als der König von Spanien ſelbſt?“

„Allerdings; nur hat er eben so wenig Macht über die Klöster und Alles, was dazu gehört, als sein König zu Madrid. Darum würd ich Euch rathen, die Sache bei der erzbischöflichen Curie zu betreiben. Aus alter Freundschaft für Euch will ich mein Gewissen gefangen nehmen, und schwöre, daß Eure Schöne ein wahres Scheusal sey.“ —

„Zum Teufel, das sollt Ihr nicht!“ unterbrach ihn der Capitän.

„So müßt Ihr es Euch desto mehr Geld kosten lassen, und vergönnt Ihr mir noch einige Zeit dazu, so setz' ich die Sache durch.“

„Gebt Geld, so viel sie haben wollen; nur bringt mir die Sache rasch zu Ende. Wird sie heute nicht frei, so steck' ich in der nächsten Nacht das Kloster in Brand, und dann will ich sehen, ob mich der Baalspfaffe hindern kann, meine Geliebte an Bord meiner Galeere zu bringen.“

„Bedenket doch, daß seine Unterschrift nöthig ist und daß er schwerlich vor Morgen Abend zurück seyn wird. Die Jagd ist in den Wäldern von Persano — “

„So lange kann ich nicht warten — “

Damit brach Jacques Pierre nach seiner Weise schnell und ohne Gruß ab und eilte fort durch die Gemächer, ohne weiter auf die Worte des Maltheser-Ritters zu hören.

„Ich sehe, daß ich alt geworden bin,“ sprach dieser, indem er dem Capitän wehmüthig nachblickte. „Ich habe kein Mitgefühl mehr für die Liebesleiden eines alten Kriegskameraden und keine Scham für das schimmernde Elend,

worin er mich gefunden. Wär' es nicht beſſer für mich geweſen, wenn mich jene türkiſche Kugel vor dem Schloſſe von Kos weggenommen hatte? Und doch ließ ich mir es damals meinen ganzen Beute-Antheil koſten, um zum Dank für meine Rettung einen ſchweren ſilbernen Leuchter in das heilige Haus von Loretto zu ſtiften!" —

Es war ein Glück, daß der Zufall Jacques Pierre'n auf einen ganz andern Weg führte, als den, worauf er gekommen. Wär' er wieder auf die nämliche Treppe gerathen, ſo hätte er den Ausgang durch den Hof und mitten durch einen Haufen erzbiſchöflicher Diener nehmen müſſen, welche in dem Thore ſtanden und den chriſtlichen Scherz ihres Gebieters mit kleiner Münze wiederholend, ſich an den Balgereien der Bettler um dieſelbe ergötzten. Schwerlich würd' er ihre Frechheit mit Geduld ertragen, ſondern Einem oder dem Andern ein blutiges Andenken zurückgelaſſen haben. So war er auf eine Treppe gerathen, die unmittelbar nach der Straße hinter dem Palaſt führte, und befand er ſich auf einmal wieder im Freien.

Er eilte fort, die Straße von Toledo hinunter nach der Reſidenz des Vicekönigs; da trat ihm Renault ganz unerwartet in den Weg. Er wollte ihm ausweichen und ihn ſtehen laſſen, aber dieſer faßte ihn bei der Hand.

„Biſt Du des Teufels, Jacques?" ſprach er. „Ich renne herum nach Dir, daß mir die Zunge vor Durſt faſt aus dem Halſe fällt, und nun ich Dich endlich gefunden, willſt Du mir wieder aus den Händen wiſchen? Steh', ſag' ich Dir, oder ich renne Dir den Degen durch

den Leib! Was kann mir viel an Deinem und an meinem Leben gelegen ſeyn? Hab' ich doch eben alles Geld verloren, das ich geſtern von Laverrière erhalten."

„Bei meiner Ehre," erwiederte der Capitän mit Verachtung, „wenn ich einen Beſſern vor mir hätte, als Dich, ſollt' er die Luſt, mir den Weg zu vertreten, theuer büßen! Geh' zur Hölle oder ins Weinhaus!"

„Die Eine will mich nicht, und das Andre muß ich meiden, bis ich mein Geſchäft an Dich ausgerichtet. Ich will mir heute noch mit leeren Gläſern in's Grab läuten laſſen, hab' ich nicht einen Auftrag von dem Vicekönig an Dich — "

„Wenn er mir etwas aufzutragen hat, kann er es mir ſelbſt ſagen, ich bin eben auf dem Wege zu ihm —"

„Dann kannſt Du Dich nur auf das ſchnellſte Roß ſetzen, das in dieſer Stadt iſt, und ihm nachrennen, ſo lang es Athem hat. Und doch will ich eine Tonne Malvaſier in einem Zuge leeren, wenn Du den Weg nach Perſano halb zurückgelegt haſt, eh' er dort angekommen iſt. Der Erzbiſchof von Neapel hat ihn auf ein großes Treibjagen eingeladen, und ich wäre ſchon zufrieden, wenn ich nur den Wein hätte, der bei dieſer Gelegenheit in die Lakayen-Gurgeln fließen wird."

„Bei meiner armen Seele, Du wäreſt würdig, der Lakay eines ſolchen Baalspfaffen zu ſeyn! Hole der Teufel Dich und den Erzbiſchof und den Vicekönig obenein!"

„Beim Löwen von San Marco, ich kenne Dich nicht mehr, Jacques — "

„Und dennoch spürst Du mich auf, wo ich auch hingehen mag?“

„Thu' ich mehr, als ich muß? Meinst Du, ich säße nicht lieber hinter einer Flasche Gragnano-Wein, als daß ich wie ein gehetzter Stier in ganz Neapel herumrenne? Aber was stehen wir in der Sonne hier? Wir brauchen um die nächste Ecke zu gehen, so sind wir vor der Thüre des Fegfeuers von Niccolo Volante, und wenn Du Geld bei Dir hast, können wir eine Flasche spanischen Weins von der besten Sorte ausstechen. Du ziehst ja diese süßen Weine ohnedieß den andern vor. — Ich meine, Du müßtest einen bittern Mund haben, so wild siehst Du aus — “

„Bei meiner Ehre, ich habe den Mund voll Galle,“ sprach Jacques Pierre, indem er mit Ekel ausspuckte; „Was hast Du mir denn zu sagen, sprich! Meine Zeit ist kostbar.“

„Wie kann ich auf der Straße von Staats-Angelegenheiten reden, Jacques?“ erwiederte Renault leiser. „Komm', sage ich Dir; es sind nur drei Schritte, und der Wein ist gut und süß, wenn auch gleich ein wenig theuer.“ —

In diesem Gespräch waren sie bis an die Ecke gekommen, so daß sie nur umzubeugen brauchten und nach wenigen Schritten vor dem Weinhaus zum Fegfeuer standen, dessen sich unsre Leser aus einem frühern Kapitel wohl erinnern werden.

Sie traten ein, fanden aber den frommen Wirth nicht, von welchem Renault bei seinem ersten Besuche

bedient worden war. Ein aufgedunſener junger Burſche, der die Augen nicht vom Boden zu erheben wagte und einen Roſenkranz an der Schürze hatte, welcher ihm faſt auf die Schuhe wieder reichte, befand ſich allein in dem Gewölbe.

„Eine Flaſche von dem beſten Spaniſchen, den Ihr habt,“ ſprach Renault zu dem Burſchen.

„Von St. Iſidorus?“ fragte dieſer.

„Von St. Thorheit — “ rief Renault ungeduldig, wenn es nur der beſte iſt.“ —

Der Burſche kreuzte ſich vor Entſetzen über dieſe Rede; doch erwiederte er: „Den Wein kann ich euch wohl geben, aber den Preis wird Euch Don Niccolo ſelbſt machen. Er wollte gleich wieder kommen. Ich kenne die Preiſe der Weine nicht, die ſelten gefodert werden.“

„Schwatze weniger und laufe ſchneller,“ ſagte Renault. „Wenn wir nur zu trinken haben, auf das Bezahlen können wir ſchon warten.“

„Aber was haſt Du mir zu ſagen?“ unterbrach ihn der Capitän.

„Ich ſoll Dir ſagen, ſpricht der Vicekönig, daß Laverrière angewieſen iſt, während ſeiner Abweſenheit Alles anzuordnen, was Du für nöthig findeſt. Ich kenne Euren ganzen Plan,“ ſetzte er leiſe und mit einem ſonderbaren Ausdruck von Verſchmitztheit und Selbſtgefühl hinzu. Die Unternehmung iſt herrlich, die Beute unermeßlich, und ich ſtehe nicht dafür, daß ich mich in Zukunft nicht alle Tage mitten in eine Tonne Cyprier hinein ſetze und ſo lang trinke, bis ſie leer iſt — “

„Was weißt Du?“ unterbrach ihn der Capitän erſtaunt.

„Sey nicht neidiſch, Jacques! Meinen Verſtand wirſt Du bei der Sache wohl brauchen können, und die Ehre laſſ' ich Dir allein, wenn Du mich nur das Münzgebäude und die Weinlager hinter dem Arſenale mit Dir theilen läßt.“

„Wer hat Dir dieſe Dinge in den Kopf geſetzt?“

„Wer anders, als der Vicekönig ſelbſt?“ —

Wirklich hatte auch der Herzog von Oſſuna, als er Renault im Vorzimmer mit Laverrière fand, nach ſeiner Weiſe ſo offen und unvorſichtig von ſeinem Plan auf Venedig geſprochen, wie es überhaupt ſeine Schwachheit war. Denn ſo müſſen wir es nennen, und es iſt in der That zu viel Ehre für ihn, wenn man in dieſer Geſchwätzigkeit eine Abſicht erblickt, durch welche der Feind getäuſcht werden ſollte. —

„Nur Eines macht mir Bedenken in dieſer Sache, und ich habe noch immer nicht mit mir darüber einig werden können — “

Er ſchien eine Frage von Jacques Pierre zu erwarten, während er einen Becher leerte. Da dieſer ſchwieg, ſo fuhr er fort: „Ich habe mir den verdammten Schwur Beim Löwen von San Marco dermaßen angewöhnt, daß er mir ſo leicht über die Zunge läuft, wie der beſte Gragnano-Wein. Wenn es aber gegen Venedig geht, paßt dieſer Schwur doch nicht mehr. Was meinſt Du, Jacques?“

„Bei meiner Ehre, Du biſt gewiſſenhafter, als ich

Dir zugetraut hätte," antwortete der Capitän, ein wenig munterer Laune, als bisher. „Allerdings wirst Du besser thun, gar nicht mehr zu schwören. Ich sollte denken, der Wein werde Dir darum nicht schlechter munden."

„Wer weiß es, Jacques? Wenigstens mag ich es nicht auf eine Probe ankommen lassen. Ein guter Schwur ist ein nöthiges Ding für mich; er gibt meiner Rede Nachdruck. Aber zu welchem andern Schwur räthst Du mir?"

„Ich bin ein schlechter Rathgeber in diesem Punkt —"

„Bei einem Heiligen allein schwör' ich nicht gern. Bei San Gennaro, wie die Neapolitaner, das füllt den Mund nicht genug. Par Saint Denys! hat den nämlichen Fehler. Zudem, wer kennet unsre Heiligen in diesem Land? Ich möchte einen ähnlichen Schwur, wie vom Löwen — irgend ein Thier — z. B. —"

„Nun, weißt Du was, Renault," sprach der Capitän und stand auf, um wegzugehen; „schwöre bei dem Esel von Sankt Bileam, und Deine Kehle wird dabei so durstig bleiben, wie zuvor."

„Du spottest, Jacques; das merk' ich wohl; auch will ich Dich nicht aufhalten in dieser Nachbarschaft —"

Bei diesen Worten warf Renault einen schlauen Blick nach der Treppe über der Straße, die nach dem Kloster der Schwester Orsola führte.

Jacques Pierre ward betroffen durch diese Nachbarschaft, die er bisher übersehen hatte." —

„Nun? Hab' ich Dich nicht vor die rechte Schmiede

geführt, Jacques?“ fragte Renault mit einem triumphirenden Lächeln. „Ich will Dich nicht aufhalten,“ setzte er hinzu; aber Du mußt mir auch einen Gefallen thun — “

„Sprich!“

„Ich habe keinen Pfennig in meiner Börse, und wenn der Kopfhänger kommt, wird er Geld verlangen.“

Jacques Pierre griff in seine Börse, warf einen venetianischen Dukaten auf den Tisch und wollte gehen.

„Jacques, es reicht nicht,“ sprach Renault; „wir haben den Wein eines Kopfhängers getrunken, und der ist theurer, als Meß-Wein.“

Der Capitän warf einen zweiten Dukaten auf den Tisch und fragte: „Wird dieß reichen?“

„Beim Löwen von San Marco — hol' der Teufel den Löwen von San Marco, oder wenigstens den Niccolo Volante, wenn dieß nicht reicht!“ —

Wir müssen dem Capitän folgen, welcher der Nachbarschaft nicht widerstehen konnte und einen neuen Versuch bei der Schwester Orsola zu machen beschloß. Wer weiß, dachte er, ob sie nicht zahm geworden ist durch die Angst der vergangenen Nacht?

Er trat mit mehr Zuversicht, als er vor sich selbst zu rechtfertigen vermochte, in das Anmeldezimmer. Der Laden hinter dem Sprachgitter öffnete sich, und die Pförtnerin fragte nach seinem Begehren.

Er bat, ihn bei der Schwester Orsola zu melden und sie in seinem Namen um einige Augenblicke Gehör zu bitten.

„Ihr könnet unsre hochwürdige Mutter nicht sprechen,“ erwiederte die Pförtnerin. „Sie liegt krank zu Bette. Der Schrecken der vorigen Nacht ist ihr in die Glieder geschlagen. Euer Geschäft müßte ganz besonders dringend seyn, wenn ich es wagen dürfte, Euch zu melden; vielleicht würde sie eine der ältern Schwestern beauftragen, Euer Anliegen zu vernehmen — “

„Desto besser,“ sprach Jacques Pierre; „drum bitt' ich Euch, meldet mich.“

„Aber bedenkt es wohl, daß Eure Sache keinen Aufschub muß ertragen können, sonst wär' es nicht zu rechtfertigen, wenn ich die Kranke belästigte — “

„Ich versichre Euch, gute Schwester, meine Angelegenheit könnte unmöglich dringender seyn — “

„Wer seyd Ihr? Ich muß Euch nennen können — “

„Ich bin der Capitän Jacques Pierre — “

„Das ist kein neapolitanischer Name. Seyd Ihr nicht aus diesem Lande?“

„Was liegt daran, gute Schwester?“

„Wie könnt Ihr denn eine Angelegenheit in diesem Kloster haben, wenn Ihr nicht aus unserem Lande seyd?“

„Ihr hört ja, daß ich ein Seemann bin. Das Meer, dem ich angehöre, bespült die Mauern dieser Stadt.“

„Ihr wollt vielleicht Fische an das Kloster verkaufen — ?“

„Schenken, müßt Ihr sagen; so viel Ihr haben wollt —“

„Dann muß ich Euch freilich gleich melden. — Also Capitän?“ —

„Capitän Jacques Pierre — “

Die Nonne trippelte fort und ließ in der Ecke den Laden offen, der das Sprachgitter von Innen verschloß. Der Capitän stellte sich näher vor dasselbe und lauschte, ob ein glücklicher Zufall nicht Zoë'n vielleicht herbeiführte. Geraume Zeit blieb es stille; da that sich endlich die Thüre gegen das Kloster auf, und der Kopf eines kleinen Engels blickte mit schelmischer Neugierde herein.

Jacques Pierre's Herz schlug hoch auf; denn er erkannte seine Tochter. „Lauretta! Lauretta, mein süßes Kind!" rief er; aber die Kleine war schon davon gelaufen in der Angst, daß sie auf etwas ertappt worden, was ihr verboten war.

Er rief lauter und lauter, aber das Kind erschien nicht mehr; dafür trat die Schwester Brigida ein.

„Kann ich denn mein Kind nicht sehen?" rief er dieser ungeduldig entgegen.

„Euer Kind?" fragte die Nonne; „ist das Euer Kind, welches so eben an der Thüre dieses Gemachs war?"

„Es ist meine Tochter Lauretta, die man mich nicht einmal sehen lassen will! Oder hat sich die Priorin anders entschlossen? Sendet sie Euch, um mir Antwort zu bringen?"

„Seyd Ihr nicht der Capitän Jacques Pierre?"

„Kein Andrer. — Und was läßt sie mir sagen?"

„Weiß Zoë, daß Ihr hier seyd?"

„Kennt Ihr Zoë'n?" rief der Capitän entzückt; „wird sie kommen? Redet!"

„Ich habe sie heute noch nicht gesehen — "

„Was läßt mir denn die Schwester Orsola sagen?"

„Ich habe sie heute noch eben so wenig gesehen; nur weiß ich, daß sie sehr krank ist.“

„Wie? Sendet sie mir denn nicht Antwort durch Euch?“

„Habt Ihr Euch denn bei ihr melden lassen?“

„Vor wenigen Augenblicken.“

„Dann will ich Euch nur sagen, daß sie Euch nicht sprechen wird, und daß alle Eure Mühe vergebens ist, Zoë'n aus dem Kloster zu befreien. Ihr müßt die Schwester Orsola zwingen —“ setzte sie leise hinzu.

„Wie kann ich das? Der Vicekönig ist aus der Stadt — der Erzbischof auf der Jagd —“

„Ihr müßt Euch an den Nonnenvicarius wenden.“

„Treibt Ihr Scherz mit mir?“

„Ich meine es aufrichtig mit Euch. Aber ich höre Jemand kommen — also an den Nonnenvicarius. Der Bruder Blasius wird Euch sagen, wer dieß ist, und wie Ihr mit ihm fertig werden könnt —“

Nach diesen Worten eilte die Schwester Brigida fort, und nach einer kurzen Weile trat eine tief verschleierte Nonne in das Sprachzimmer.

„Seyd Ihr der Mann, der sich bei unsrer frommen Mutter Orsola hat melden lassen?“ sprach sie.

„Ich bin der Capitän Jacques Pierre,“ erwiederte Dieser.

„Ich kenne Euern Namen nicht; auch thut er Nichts zur Sache. Die fromme Mutter liegt in einem Zustand, in welchem sie sich nicht um weltliche Dinge bekümmern kann. Wir Andern haben nur ihren Befehlen zu gehorchen,

und so wird Euch Nichts übrig bleiben, als ihre Genesung abzuwarten. Wir vertrauen zu Gott und der heiligen Jungfrau, daß sie bald erfolgen werde, und haben es an Gebeten nicht fehlen lassen — "

„Aber meine Tochter könntet Ihr mir doch einen Augenblick an das Sprachgitter bringen, fromme Schwester. "

„Ach, wie gerne wollt' ich Euren Wunsch erfüllen, wenn ich dürfte. — Habt Ihr wirklich eine Tochter in unserm Gotteshause?"

„Lauretta ist mein Kind. — Ist es nicht unmenschlich, einem Vater den Anblick seines Kindes zu verweigern?"

„Das ganze Leben des Menschen ist nur ein Opfer — "

„Ihr habt ein Herz in Eurer Brust, fromme Schwester," rief Jacques Pierre bewegt; „ich fühl' es, Ihr könnt mir meine Bitte nicht abschlagen."

„Ich darf nicht," sprach die Nonne mit bebender Stimme. „Ich kann nur beten für Euch, daß Euch die unbefleckte Mutter aller Gnaden Trost verleihen möge."

„So wend' ich mich heut Abend noch einmal einstellen — "

„Thut also, ich will beten für sie, für Euch — Ach, ich hoffe, Ihr werdet Euer Kind sehen dürfen — "

Damit brach die Nonne ab und schloß die Laden vor dem Sprachgitter mit zitternden Händen. —

„Ist denn heut' Alles gegen mich verschworen?" rief der Capitän mit einem plötzlichen Ausbruch der lange verhaltenen Ungeduld aus. „Am Ende treibt jenes Weib

noch ihren Scherz mit mir, indem sie mich an einen Pfaffen weist. Ich soll mich an den Nonnenvicarius wenden — den Nonnenvicarius — wenn ich denn heute von lauter Pfaffen zum Narren gehalten werden soll, so will ich wenigstens Einen aufsuchen, dem ich den Hirnkasten dafür einschlagen kann!“

Mit diesen Worten rannte der Capitän fort, um den Bruder Blasius aufzusuchen.

Er war glücklicher, als er hoffen konnte; denn dieser Mönch pflegte die Angelegenheiten seines Klosters in der Stadt zu besorgen und trieb, wie unsre Leser früher schon erfahren haben, noch allerhand andre Geschäfte auf eigene Rechnung. Man durfte gewiß seyn, daß er keinen Augenblick auf sich warten ließ, wenn man ihn bestellt hatte, traf ihn aber auch desto seltener, wollte man ihn plötzlich aufsuchen.

Der gute Mönch saß schlummernd in dem Refektorium als der Capitän eintrat; er wurde jedoch sogleich wach und befand sich augenblicklich im hellsten Bewußtseyn. Jacques Pierre erzählte ihm, wie es ihm bei dem Erzbischof ergangen war.

„Alles, was Ihr mir sagt, wundert mich gar nicht,“ unterbrach ihn der Mönch gähnend; „das sind Geschäfte, mit denen sich der Erzbischof nicht abgibt. Warum seyd Ihr denn nicht zu dem Nonnenvicarius gegangen?“

„Was weiß ich von dem Nonnenvicarius?“ antwortete Jacques Pierre verdrüßlich. „Vor einer halben Stunde hab' ich zum erstenmal einen solchen Vicarius nennen

hören, und ich glaubte nicht anders, als daß es ein Scherz ſey."

„Dann habt Ihr doch gewiß von dem Zuckerwerk-Vicarius gehört?"

„Gedenkt Ihr auch Euren Scherz mit mir zu treiben?" Nehmt Euch in Acht! Ich bin zu Nichts weniger aufgelegt, als zu Späßen."

„Ihr ſeyd ein Fremder und kennet die weiſen Einrichtungen unſres ſchönen Landes noch nicht; ſo erfahret denn, welche Bewandtniß es mit dem Nonnenvicarius hat." —

Und nun erzählte der Mönch dem Capitän von der ſonderbaren und der Stadt Neapel vielleicht eigenthümlichen Einrichtung, welche zur Zeit unſrer Ereigniſſe beſtand und wahrſcheinlich noch beſteht. Der Erzbiſchof hatte nämlich, außer dem Generalvicarius für die gewöhnlichen Geſchäfte ſeines geiſtlichen Amtes, noch einen Vicario delle Monache, einen Nonnenvicarius, deſſen einziges Geſchäft ſich auf die Verhältniſſe der Nonnenklöſter zu dem erzbiſchöflichen Stuhl und beſonders die zahlloſen Zänkereien zwiſchen den verſchiedenen Klöſtern und in ihrem Innern unter den Bewohnerinnen derſelben beſchränkte. Scherzweiſe nannte man dieſen Geiſtlichen auch den Vicario delle dolcezze, den Zuckerwerkvicarius; denn die Nonnenklöſter überhäuften ihn mit Geſchenken dieſer Art, welche zu Neapel, gleich manchem andern Backwerk und gleich dem Gefrorenen, am Beſten in den Frauenklöſtern gemacht werden. Wie angenehm dieſer Beruf für einen Liebhaber ſolcher

Leckereien gewesen seyn mag, so galt sein Amt doch allgemein für das beschwerlichste geistliche Amt der Stadt, und es war eine allgemeine Meinung in derselben, daß die meisten Zuckerwerkvicarien an Gallenkrankheiten stürben, die ihnen der Aerger über die endlosen Zänkereien der Nonnen zuzögen. Und in der That, wenn man weiß, daß zu der Zeit unserer Ereignisse die Frauenklöster von Neapel sieben bis achttausend Bewohnerinnen zählten, so kann man es nicht unwahrscheinlich finden, daß sie Jeden zu Tod ärgerten, welcher die Verpflichtung hatte, sich um alle ihre Angelegenheiten zu bekümmern.

Jacques Pierre entschloß sich also, den Nonnenvicarius aufzusuchen und hatte den gefälligen Mönch bis an seine Thüre zum Begleiter.

„Hier muß ich Euch verlassen," sprach dieser und zeigte auf die Thüre eines Hauses, das nichts weniger als ein glänzendes Ansehen hatte. „Es ist die Wohnung des Nonnenvicarius. Ihr werdet ihn ohne Zweifel zu dieser Stunde allein finden."

„Seyd Ihr toll, Mönch, oder haltet Ihr mich zum Narren?" rief Jacques Pierre, im höchsten Grad aufgebracht nach einem Blick, den er an dem Hause hinaufgeworfen hatte.

„Was fällt Euch ein, Don Jacques Pierre? Bei meinem seraphischen Vater, wenn ich Euch zum Narren halten wollte, müßt' ich allerdings toll seyn. Was kann ich weiter, als Euch an das Haus des einzigen Mannes bringen, der Euch helfen kann?"

Jacques Pierre blickte wieder in die Höhe und las mit lauter Stimme den lateiniſchen Vers, der auf dem Architrav der Thüre ſtand:

Hic habitant nymphæ dulces et suada voluptas:
Siste gradum, atque intrans, ne capiare cave.

„Bei meiner Ehre, ich weiß nicht, was ich von Euch und dieſem Nonnenvicarius denken ſoll, wenn er in dieſem Hauſe wohnt — "

„Was wollt Ihr, Don Jacques Pierre? das Haus ſieht freilich nicht glänzend aus; aber wenn ihm der Erzbiſchof kein andres gibt, was will er machen? Das Haus gehört zum Palaſte Colombrano, der gerade gegenüber ſteht; der Palaſt Colombrano gehört den Caraffa's, und der Erzbiſchof iſt ein Caraffa. Da ſeht Ihr wohl, daß der Nonnenvicarius die Wohnung nicht verſchmähen durfte, wenn er die Hoffnung, Biſchof zu werden, nicht aufgeben wollte. Ein Palaſt iſt das Haus freilich nicht; aber Don Ciommo iſt auch noch kein Biſchof und kann bis dahin wohl vorlieb nehmen."

„So' leſet doch den lateiniſchen Vers über der Thüre — "

„Was gehen mich die Verſe über den Thüren von Neapel an?" ſprach der Mönch. „Ich bin froh, wenn ich mit den Verſen in meinem Brevier fertig bin. Gott befohlen, Don Jacques! Ich rath' Euch, nicht länger zu zögern, wenn Ihr Euern Mann ſprechen wollt." —

Der Mönch, der ſeine völlige Unwiſſenheit in der lateiniſchen Sprache nicht bekennen wollte, ließ den

Capitän ſtehen und eilte fort. Dieſer richtete ſeinen Blick aufs Neue in die Höhe, um die Inſchrift noch einmal zu leſen. Und in der That werden ſich diejenigen unſrer Leſer, welche der römiſchen Sprache mächtig ſind, nicht über ſein Erſtaunen wundern, einen Vers, wie dieſen, der eher auf jenes Haus zur Glocke paßte, vor welchem Hogarth das arme Landmädchen aus der Grafſchaft York (in dem erſten Blatt des Lebens einer feilen Dirne) von der Landkutſche abſteigen läßt, über der Thüre eines angeſehenen Geiſtlichen zu finden, deſſen Beruf die Leitung aller Frauenklöſter der Hauptſtadt war. Wer indeß Zweifel deßhalb hegen ſollte, könnte ſich noch heutzutag von der Echtheit dieſer, wahrſcheinlich antiken Inſchrift über dem nämlichen Haus überzeugen. So, wie wir ſie hier finden, iſt ſie ganz der Stadt würdig, welche man ſchwerlich treffender bezeichnen kann, als indem man ſie die Stadt der Kontraſte nennt.

Jacques Pierre überwand endlich ſeinen Widerwillen und trat in das Haus. Eine unreinliche, finſtere Treppe führte in das erſte Stockwerk vor eine verſchloſſene Thüre. Er ſchlug den kleinen Klöpfel an und wartete, bis ihm geöffnet werden würde. Nachdem er eine gute Weile ſo geſtanden, wiederholte er das Klopfen ſtärker, und nun erſt hörte er eine Thüre ſich öffnen und wieder ſchließen, und langſame Tritte ſich dem Ausgang nähern. Kurz darauf wurde der Schieber, welcher die kleine vergitterte Oeffnung in der Thüre bedeckte, zurückgeſchoben, und das Geſicht einer Frau, die den heiterſten Herbſt

eines fröhlichen Lebens auf ihren runden, frischen Wangen und in den lebhaften, schwarzen Augen darstellte, wurde sichtbar.

„Ihr scheint etwas ungeduldigen Temperamentes," sagte sie; „wer seyd Ihr, und was ist Euer Begehr?"

„Ich bin der Capitän Jacques Pierre und wünschte den Don Ciommo zu sprechen," antwortete der Capitän.

„Dacht' ich's doch, daß Ihr ein Franzose seyn müßtet," erwiederte die Frau mit der äußersten Freundlichkeit. „Ein Neapolitaner pocht nicht so an wie Ihr. Die Franzosen thun Alles mit einer gewissen Lebhaftigkeit, die ihnen immer wohl ansteht. Kommt nur herein," setzte sie hinzu, indem sie den Riegel zurückschob und die Thür' öffnete. „Ich kenne Eure Sprache und freue mich, nach vielen Jahren einmal wieder einen Franzosen zu sehen." —

Jacques Pierre trat ein und sagte der freundlichen Frau einige verbindliche Worte, die sie immer besser zu stimmen schienen. „Lasset es Euch ein paar Augenblicke in meiner kleinen Behausung gefallen," erwiederte sie. Es ist hübsch kühl darin, und es wird nicht Euer Schaden seyn, wenn Ihr mich von Eurem Geschäft bei dem Nonnenvicarius unterrichtet. Kann er Euch helfen, so soll Euch auch gewiß geholfen werden." —

Sie führte den Capitän in ein kleines, hübsches Gemach, in welchem Alles ein besondres Ansehen von

Wohlhabenheit, ja selbst von heimlichem Reichthum hatte. Angenehmer überraschte ihn noch die außerordentliche Reinlichkeit, welche sich sowohl in dem Gemach, als in dem Anzug und der ganzen Person seiner Bewohnerin ausdrückte. Ihre schwarze Kleidung hatte ein so frisches Ansehen, als käme sie eben vom Schneider, und die Spitzen an Halstuch und Aermel waren von blendender Weiße und besonderer Feinheit. Eine schwarze Sammethaube bedeckte die wenigen Haare des Haupts nicht so weit, daß die Ohrenringe, welche von kostbaren Steinen zu seyn schienen, nicht noch sichtbar blieben.

Nachdem er auf ihr höfliches Nöthigen Platz genommen, trat sie an ein niedlich gearbeitetes, mit Silber verziertes Schränkchen von Ebenholz, das auf der weißen Marmorplatte eines Tisches stand, und schloß es auf. Sie nahm einen silbernen Teller heraus, welcher mit Confituren der kostbarsten Gattung bedeckt war, und ein fein geschliffenes Fläschchen mit einem kleinen, goldenen Becher. „Greife zu," sprach sie, indem sie ihm den Teller vorhielt; „es ist das Beste, was die Nonnen im Clarenkloster machen können, und diesen Alkermes," setzte sie hinzu, und schenkte das Becherchen aus der Flasche voll, „diesen Alkermes findet Ihr bei dem Vicekönig nicht besser, als bei mir. Der Großherzog von Florenz hat dem Don Giommo ein Kistchen voll verehren lassen. — Ihr könnt Euch vorstellen, daß er wohl wußte, warum. Die großen Herren haben immer heimliche Angelegenheiten in den Nonnenklöstern. Und

wer konnt' ihm dabei auch nützlicher seyn, als der Nonnenvicarius?"

„Ich hoffe, daß er mir gleichfalls helfen wird —"

„Das soll er auch; dafür steh' ich Euch. Ich bin in Frankreich gewesen; es ist das Paradies der Frauen. Ich hätte mein Glück dort machen können, wenn es der Jugend nicht eben so an Verstand, wie dem Alter an Glück fehlte. Seyd Ihr in Arles bekannt?" —

Jacques Pierre bejahte es und wollte auf seine Angelegenheit kommen; aber sie unterbrach ihn mit Fragen nach verschiedenen Personen dieser Stadt, von denen er ihr glücklicher Weise Nachricht geben konnte. Besonders erkundigte sie sich nach einem Domherrn daselbst, und es gereichte ihr zu einer Freude, welche sie fast zu verjüngen schien, als sie hörte, daß Monseigneur Loredan inzwischen Bischof geworden sey.

„Ich hab' es ihm immer geprophezeiht," sprach sie, „daß er hoch steigen würde. Er hat sich meiner gewiß oft erinnert; denn Ihr müßt wissen, er hatte eine offene Hand und ein offenes Gesicht, und solche Leute bringen es immer weit in der Welt. Der da oben —" damit deutete sie in die Höhe — „hat seinen Sinn auch auf ein Bisthum, wo nicht gar auf ein Erzbisthum gestellt; aber so ein Arzeneka kommt nie über seine Geldkiste hinaus —"

Die gute Frau brauchte zur Bezeichnung des Nonnenvicarius, dessen Haushälterin sie war, einen Ausdruck, den wir der Merkwürdigkeit wegen beibehalten haben.

Das Wort Arzeneka bedeutet in der neapolitanischen Mundart einen alten Geizhals und stammt, nach der Meinung der Sprachgelehrten des Landes, von dem Namen Seneka's, des berühmten Philosophen und Lehrers von Kaiser Nero. Gewiß ist, daß Seneka öfters und längere Zeit in Neapel gelebt hat, und es wäre wirklich merkwürdig, wenn das Andenken eines Mannes, gegen dessen Weisheit und Tugend blos die ungeheuren Reichthümer, die er besessen, Zweifel erregen, nach beinah zweitausend Jahren nur noch in der Vorstellung eines alten Geizhalses fortlebte.

Jacques Pierre hatte hinlängliche Gewalt über sich, um der Redseligkeit der Frau, die ihm so wohl wollte, freien Lauf zu lassen, bis er, ohne sie gewaltsam zu unterbrechen, seine Sache anbringen konnte.

„Das dacht' ich gleich," unterbrach sie ihn nach den ersten Worten. „Ein Franzose und eine Angelegenheit in einem Nonnenkloster, was kann dieß anders seyn, als eine Liebschaft? Bei unsrer lieben Frau von Piedigrotta, es soll Euch geholfen werden!"

„Aber die Sache hat Eile —"

„Versteht sich! Eine Liebschaft und ein Franzose, das brennt lichterloh. — Aber beruhiget Euch. Unser Eins ist auch einmal krank gewesen. In diesem Hospital muß Jedes einmal liegen —"

„Also heute noch —"

„Heute noch? Wo denkt Ihr hin? Meint Ihr, daß ich die Sache mit einem Franzosen abzumachen habe? Dazu gehört Zeit —"

„Zeit und Zeit und nichts als Zeit! Das iſt grade das Einzige, was ich nicht habe. Darum renn' ich ja in dieſer Stadt umher, damit ich das Mittel finde, ſie zu erſetzen! Kann ich den Nonnenvicarius nicht gleich ſprechen?“

„Was würd' es Euch helfen? Es iſt nicht ſeit geſtern, daß ich ſein Hausweſen führe; aber nie habe ich ihn ein Geſchäft ſogleich abthun ſehen, wenn Ihr nicht Eſſen und Trinken für ein Geſchäft gelten laſſen wollt. Morgen! iſt ſein Wort; und ich verſichere Euch, daß er auch den Cardinalerzbiſchof damit abfertigt. Es iſt ihm ſchon ſchlecht genug bekommen, dieſes Morgen; und doch hat er darum nicht von dem unglücklichen Wort gelaſſen. Vor vier Jahren ſtarb der Biſchof von Caſtellamare, und es koſtete den Cardinal nur ein Wort an den Vicekönig, ſo hatte Don Ciommo die Prälatur. Morgen! antwortete ihm der Cardinal, als er ihn um ſeine Fürſprache bat. Gut, Morgen. Und Morgen kam, und der Cardinal ſprach mit dem Vicekönig. Aber ſiehe da, die Stelle war am Abend zuvor dem Domdechanten von Salerno zugeſagt worden. Und zum Unglück gewann Don Ciommo auch noch den Spott dazu; denn der Cardinal lachte ihn aus und ſprach: Morgen wird vielleicht ein andrer Stuhl erledigt. Und oft iſt es inzwiſchen Morgen geworden, und mancher Stuhl iſt zur Erledigung gekommen, aber Don Ciommo meldete ſich immer zu ſpät. Meint Ihr, er habe Andrer Angelegenheiten dadurch beſchleunigen gelernt, daß ſeine eigenen nicht von der Stelle rückten? Das Zuckerwerk würde mir wahr-

lich auch nicht fehlen, wenn ich, statt die kleine Wirthschaft des Nonnenvicarius zu führen, dem Hauswesen eines Bischofs vorstände."

„So will ich wenigstens versuchen, was ich bei ihm ausrichte —"

„Er läßt Euch gar nicht vor; denn das ist auch so seine Art. Wer ihn zu sprechen verlangt, erhält die Antwort, er solle morgen wieder kommen."

„Ich dachte, Ihr vermöchtet Alles über ihn —"

„Ich vermag allerdings viel, nur nicht Alles. Besonders ist das Wort Morgen die Klippe, an der all mein Einfluß scheitert, und da ich ihn einmal kenne und einen guten Schlaf habe, so mach' ich mir nichts mehr aus diesem Wort und warte ruhig bis Morgen. Ueberdieß würd' er Euch auch schwerlich helfen können, wenn er gleich wollte. Ist die Sache wichtig, wie mir die Eurige zu seyn scheint, so bedarf es der Unterschrift des Cardinals, und Dieser ist nach Persano auf die Jagd gegangen."

„Die vermaledeite Jagd von Persano! Sie ist an allem meinem Unglück Schuld. Befände sich der Vicekönig in der Stadt, dann wäre mir bereits geholfen!"

„Glaubt das nicht, Capitän. Der Vicekönig ist ein mächtiger Herr; aber was die Nonnenklöster angeht, so vermag ich, wie ich hier sitze, mehr darüber als er. Und das denk' ich Euch heute noch zu beweisen! — Ja, so geht es, und so muß es gehen! Was brauchen wir alle diese Pfaffen dazu? Ich will die Freude, einem Fran-

zosen zu helfen, Niemand als mir ſelbſt verdanken! Schweſter Orſola kann mir es nicht abſchlagen. — Alſo wißt Ihr was? Heut' Abend um einundzwanzig Uhr findet Euch in der Domkirche ein. Vor der Kapelle des heiligen Januarius trefft Ihr mich, und dann gehen wir mit einander nach dem Kloſter. Ihr werdet ſehen, wenn ich komme, wird gleich Alles anders lauten —"

Jacques Pierre dankte der gefälligen Frau, bemerkte ihr aber, wie ungewiß der Erfolg ſey wegen der Krankheit der Schweſter Orſola.

„Iſt ſie krank?" ward ihm erwiedert; „deſto beſſer! Die Schweſter Orſola hat ihre eigenſinnigen Mucken, mit denen es ſchwer iſt, fertig zu werden. An ihrer Stelle wird mich irgend eine andre Nonne empfangen, und Dieſe thut, was ich will; das dürft Ihr mir glauben. Im Nothfall beruf' ich mich auf den Befehl des Nonnenvicarius — kurz, Ihr ſollt heute noch Euer Liebchen in die Arme ſchließen, dafür ſteh' ich Euch. Aber nun erzählt mir noch etwas von Monſeigneur Loredan. Iſt die Mademoiſelle Latour noch bei ihm?" —

Wir können nicht glauben, daß unſern Leſern viel mit Nachrichten von dem Biſchof von Arles und ſeiner Haushälterin gedient ſey. Wir überlaſſen Jacques Pierre'n daher der Geduldprobe, die er auszuſtehen hat, und die ihm wenigſtens durch die Hoffnung des Wiederſehens erleichtert wird. Indeß wollen wir dieſes Kapitel doch nicht ſchließen, ohne wenigſtens den Verſuch einer Ueberſetzung des lateiniſchen Verſes über der Hausthüre

des Nonnenvicarius für diejenigen unſrer Leſer mitzutheilen, welche der römiſchen Sprache nicht mächtig ſind.

Reizende Nymphen und ſcherzende Luſt bewohnen das Haus hier.
Trete nicht ein; doch geſchieht's, laſſe Dich halten nicht feſt.

Fünftes Kapitel.

Jacques Pierre wollte ſeine neue Gönnerin, Donna Beatrice, oder Eice, wie ſie in der neapolitaniſchen Mundart hieß, nicht auf ſich warten laſſen und ſetzte ſich des Nachmittags zeitig in Bewegung. Vielleicht trieb ihn auch der gedrückte Zuſtand, worin er ſich Laura'n gegenüber fühlte, ſobald er mit ihr allein war, früher fort, als ſonſt geſchehen wäre. Doch war die Ungeduld, Zoë'n aus dem Kloſter zu befreien, heftig genug, um jede andre Erklärung ſeiner Eilfertigkeit überflüſſig zu machen.

Aber es ging ihm, wie uns oft geſchieht, wenn wir unſerm Ziel am nächſten zu ſeyn ſcheinen. Kein Hinderniß ließ ſich erſinnen, das ihm jetzt nicht in den Weg kam. Alle ſeine Bekannte waren gleichſam in Bewegung, um ihm aufzulauern und ihn mit Freundſchaftsbezeugungen zu beſtürmen. Der Eine hatte ihn ſeit ſeiner Rückkehr nicht geſehen und wußte der Glückwünſche zu derſelben kein Ende zu finden. Der Andre konnte die Gelegenheit kaum erwarten, um ihm einige ſchmeichelhafte Aeußerungen des Vicekönigs zu hinterbringen. Dieſer ſchlug ihm ein

Geschäft, Jener eine Lustpartie vor, und Einer wollte sogar des Morgens an seiner Thüre gewesen seyn, um eine alte Schuld abzutragen, und versprach seinen Besuch am andern Tage zu erneuern. Es war in der That, als ob er nie mehr Freunde gehabt hätte, als in dem Augenblick, wo er ihrer am wenigsten bedurfte.

Nachdem er sich mit Mühe, und nicht ohne manchen Wohlwollenden zu verletzen, von Einem um den Andern losgemacht und eben in die Straße Medina eingetreten war, stieß er auf eine große Menschenmasse, welche dieselbe ausfüllte. Es waren die Zuschauer einer Prozession, welche die Straße gerade vor ihm durchschnitt, und die er erst vorüberziehen lassen mußte, bevor er seinen Weg fortsetzen konnte. Wie lange der Zug dauern würde, ließ sich gar nicht absehen; denn er entwickelte sich aus dem Straßenlabyrinth des bevölkertsten Stadtquartiers in der Gegend des Hafens. Der Capitän besann sich nicht lang; er schlug die Schustergasse ein, die nach der Toledostraße führt, um der Prozession auf einem kleinen Umweg zuvorzukommen. Aber er fand es hier, wo möglich, noch schlimmer. An jedem der vielen Tischchen, an denen die Schuster im Freien arbeiteten, schien einer seiner Matrosen zu stehen und um Schuhe zu handeln, oder sich solche flicken zu lassen. Die Burschе grüßten ihn alle so herzlich und freundlich, daß sich die Wirkung von Jaffier's Beredtsamkeit nicht verkennen ließ. Nur um so schwerer fiel es ihm, gleichgültig an ihnen vorüber zu eilen. Es war unmöglich; er mußte Jedem ein paar freundliche Worte sagen.

Endlich hatte er die Toledostraße erreicht und ging raſch vorwärts in derſelben, um die Mündung der Santa Chiaraſtraße einzuſchlagen. In ſeiner ungeduldigen Eilfertigkeit bog er ſchon bei dem Palaſte Gravina ein und verirrte ſich gleich in einem ſehr unregelmäßig gebauten Theile der Stadt. Er ſuchte ſich durch Fragen zurecht zu helfen; aber ob man ſeiner Haſt ſpottete, ob er falſch verſtand oder falſch verſtanden wurde, kurz, er hatte die Prozeſſion auf einmal wieder vor ſich. Es blieb ihm nichts übrig, als ſich nach der Toledostraße zurückweiſen zu laſſen, und ſo lag endlich der Eingang in die Santa Chiaraſtraße vor ihm.

Die Neckereien des Zufalls hatten jedoch ihr Ende nicht erreicht. Auch hier ſah er ſich den Weg durch eine Compagnie Soldaten geſperrt, die einen Trupp Galeerenſclaven escortirten. Er ſtellte ſich in eine Hausthüre, um den Zug vorüber gehen zu laſſen; aber auf einmal ward er von einem dieſer Unglücklichen erkannt. „Der Capitän Jacques Pierre, Kameraden!“ rief Derſelbe. „Hoch lebe der Capitän Jacques Pierre!“ und „hoch lebe der Capitän Jacques Pierre!“ ſchrien alle Uebrigen aus Einem Munde. Die Soldaten, überraſcht durch dieſe Aufwallung, machten Halt, und dem Capitän blieb nichts übrig, als unter die Leute zu treten und ihnen einige freundliche Worte zu ſagen. Nachdem er ſie verſichert hatte, daß ſie in Kurzem wieder mit ihm in See gehen würden, ſchienen ſie höchlichſt vergnügt, ſchwangen jubelnd ihre Mützen und zogen mit einem lärmenden Lebehoch weiter.

Jacques Pierre suchte vergebens die Zögerung durch Beschleunigung seiner Schritte einzubringen; denn neue Hindernisse stellten sich ihm entgegen. Bald war es eine Heerde Ochsen, welche von dem niedriger gelegenen Theil der Stadt heraufgetrieben wurden, und vor deren Wildheit er sich nicht schnell genug in ein, zum Glück noch offen stehendes Haus hineinflüchten konnte. Dann war es die Brüderschaft der Bianchi, die das Gepränge der peinlichen Justiz begleiteten, um einem Verbrecher, der auf dem Largo del Castello gehangen werden sollte, in den letzten Augenblicken Beistand zu leisten. Kurz, es erging ihm fast, wie uns oft in Träumen begegnet, wir wollen eilen, was wir können, und bringen keinen Fuß von der Stelle.

Endlich befand er sich im Angesicht der Hauptthüre des Doms. Eine Menge Menschen, deren Aufmerksamkeit durch irgend einen Vorfall sehr in Anspruch genommen schien, waren hier versammelt. Um das Gedränge zu vermeiden, eilte Jacques Pierre, eine der Seitenthüren des großen Gebäudes aufzusuchen. Nach wenigen vergeblichen Gängen kam er an eine solche; aber sie war nicht offen. Auf seine Erkundigung bei einem Nachbar wurde er an eine Hinterthüre verwiesen. Er fand sie; doch war auch diese Thüre verschlossen. Es blieb ihm keine Wahl; er mußte sich durch jene Menschenmenge drängen, um den Haupteingang des Doms zu gewinnen.

Es war nicht schwer, hier durchzukommen, und er glaubte denselben bereits mit zween Schritten erreichen

zu kommen, als ſich ihm die Scene ſelbſt darſtellte, welche die Menge verſammelt hatte. Ein faſt nackter Bettler, bedeckt mit alten, eiternden Geſchwüren und friſchen blutenden Wunden, lag auf der Schwelle der Hauptthüre ausgeſtreckt. Mehrere Perſonen ſchienen dem Unglücklichen, der in den letzten Zügen lag, Hülfe zu leiſten und riefen wiederholt nach der heiligen Zehrung für den Sterbenden. Jacques Pierre mußte ſich entſchließen, über Dieſen hinzuſchreiten, und wollte gerade den günſtigen Augenblick dazu benützen, als der Vorhang der Thür' in die Höhe ging, und eine zahlreiche Gruppe von Geiſtlichen mit brennenden Kerzen in den Händen ſichtbar wurde. Die ganze Menge wich ehrerbietig zurück, und der Zug trat zur Hälfte über den Sterbenden weg, um einen Kreis um ihn zu ſchließen. Einer der Domcaplane, welcher die Monſtranz unter dem Baldachine trug, ſchloß denſelben. Bei dieſem Anblick ſtürzten alle Anweſenden auf die Knie, und Jacques Pierre mußte ihrem Beiſpiel folgen, wenn er nicht von dem Pöbel zerriſſen werden wollte. So ward er Zeuge der letzten Oelung, die ſie dem Sterbenden reichten, und von der er nicht einmal das Ende erlebte. Unſre Leſer mögen ſich einen Begriff von der Stimmung des Capitäns machen, wenn ſie erfahren, daß er aus den Reden der Umſtehenden allmählich die Umſtände entnommen, welche das Schickſal des Unglücklichen herbeigeführt hatten. Der Todte war der Dechant der Bettler von Neapel geweſen und der ganzen Stadt durch das herzbrechende Geſchrei um Almoſen bekannt, das er ſeit

Menschengedenken vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf der nämlichen Stelle zur rechten Seite der Hauptthüre des Doms, ausgestoßen. Er hatte seine wöchentliche Beisteuer im Hofe des erzbischöflichen Palastes geholt, war über das ausgeworfene Geld mit jüngern und stärkern Nebenbuhlern in Hader gerathen und schwer verwundet worden. Man wollte ihn in das Hospital bringen; aber er erklärte mit den wenigen Kräften, die er übrig behalten, daß er auf seinem Posten sterben wolle. Viele erkannten hierin ein edles Ehrgefühl, das eines bessern Berufes würdig gewesen wäre; Andre hingegen, die an nichts Höheres in dem Menschen glauben wollen, behaupteten geradezu, der Unglückliche habe den bemitleidenswerthen Zustand, worin er sich befunden, zu reichlichen Almosen zu benützen gehofft. Und in der That verließ auch Niemand von den Anwesenden die Nähe des Todten, ohne eine Gabe neben seinen Leichnam gelegt zu haben.

Jacques Pierre gewann nun endlich Raum, in die Kirche einzutreten. Aber auch hier sollte seine Geduld noch auf die Probe gestellt werden. Eine besondre Andacht zur Feier des heiligen Januarius hatte eine Menge frommer Leute herbeigezogen, so daß nicht nur die ganze Kapelle voll Menschen war, sondern auch noch eine große Anzahl außen vor den Gittern derselben kniete. Er fand es völlig unmöglich, hier durchzukommen, und warf einen langen Blick hin über die Knienden, um Donna Beatrice'n zu entdecken. Wie war es auch möglich, sie unter so vielen andern Frauen, denen die langen

schwarzen Schleier vom Haupte über die Schultern herunter wallten, von hinten zu erkennen? Er entschloß sich, eine Stelle zu wählen, wo ihm wenigstens Niemand von Allen, welche kamen oder gingen, entgehen konnte, und kniete gleichfalls auf derselben nieder.

Nach einer kurzen Weile hob sich eine tief verschleierte Frau, die in der Mitte der Kapelle gekniet hatte, empor und suchte den Ausgang durch die vielen übrigen Andächtigen. Mehrere ähnliche Gestalten hatten ihn schon getäuscht; nun aber meinte er, seiner Sache desto gewisser zu seyn. Die rundliche Fülle derselben paßte ganz zu Donna Beatrice's Ansehen und Alter, und das Herbstroth ihrer Wangen strahlte selbst durch den Schleier hindurch. Sie nahm überdieß die Richtung nach seiner Seite, und bald war auch kein Zweifel mehr für den Capitän, daß er richtig gesehen hatte.

Der einzige Blick, den sie ihm zuwarf, ehe sie hart an ihm vorüber streifte, würd' ihm volle Gewißheit gegeben haben, wenn er solcher noch bedurft hätte. Er erhob sich gleich hinter ihr und eilte an die Thüre, um ihr den Vorhang aufzuheben. Indem sie ihm kaum zu danken schien, lispelte sie die Worte: „Haltet Euch immer einige Schritte hinter mir.“

Donna Beatrice, die in Neapel besser bekannt war, als der Capitän, nahm ihren Weg durch verschiedene, ihm unbekannte Straßen, und er fürchtete schon, daß sie sich verirrt haben könnte, als ihm auf einmal die Seelen im Fegfeuer an dem Weingewölbe von Niccolo

Volante und gleichzeitig gegenüber die Stufen zum Kreuzgang des Klosters in die Augen fielen.

Donna Beatrice wandte sich beim Eintreten in diesen, um zu sehen, ob ihr der Capitän folgte. Er schloß, daß er nun sich ihr nähern könnte, und begrüßte sie in dem Kreuzgang.

„Für einen Franzosen, und noch dazu für einen Verliebten, habt Ihr mich lange genug auf Euch warten lassen, Capitän," sagte sie.

Er versicherte, daß es nicht seine Schuld sey, und schilderte ihr in wenigen Zügen die ganze Reihe von Hindernissen, welche sich ihm in den Weg gestellt hatten.

„Bei unsrer lieben Frau von Piedigrotta," antwortete sie, „das ist in unserem schönen Neapel nicht anders. Darum heißt sie nicht nur die volkreichste, sondern auch die lustigste Stadt in der Welt. Ihr müßt mir ein anderesmal mehr davon erzählen." —

Donna Beatrice zog die Schelle, und die Thüre des Anmeldezimmers öffnete sich nach einer kurzen Weile. „Täuschen mich meine Augen nicht," sprach die Laienschwester Brigida, „so widerfährt dem Gotteshaus ein Glück an dem Tag, wo es am wenigsten im Stand' ist, solches nach seinem ganzen Werthe zu schätzen. Unsre fromme Vorsteherin liegt gefährlich krank darnieder."

„Was fehlt ihr?"

„Die Angst, gnädige Frau, der Schrecken der vorigen Nacht —"

„Welchen Schrecken hattet Ihr denn?"

„Wie? Wißt Ihr es nicht, gnädige Frau? Ganz

Neapel ist voll davon, und der hochwürdige Herr Vicarius sollte nichts davon erfahren haben? Unser ganzes Kloster stand im Feuer. Ach, ich möchte nur wissen, womit wir den Zorn des Himmels verdient hätten! Denn vom Himmel ist das Feuer gefallen."

„An Anlaß für Gottes Zorn fehlt es nirgends; aber führet mich zu der ältesten Schwester, wenn Mutter Orsola in einem Zustand ist, daß man nicht von Angelegenheiten des Klosters mit ihr sprechen kann."

„Da werd' ich Euch die Schwester Misericordia rufen müssen. Aber ich bitt' Euch, gnädige Frau, mir bei der Mutter Orsola zu bezeugen, daß es nur auf Euern Befehl geschehen ist. Die Schwester Misericordia," setzte die Pförtnerin leise hinzu, nachdem sie zuvor um sich gesehen hatte, ob Niemand aus dem Kloster in der Nähe war, „die Schwester Misericordia war sonst die rechte Hand unsrer frommen Vorsteherin; aber es hat sich Alles hier geändert."

„Beruhiget Euch, Schwester Brigida, und lasset mich die kostbare Zeit nicht länger verlieren. Ihr aber," sprach sie zum Capitän, „Ihr werdet Euch schon mit einiger Geduld waffnen müssen, bis ich Eure Angelegenheit auf guten Fuß gebracht habe." —

Die Schwester Brigida warf bei diesen Worten einen Blick auf den Capitän, in welchem ein guter Physiognom leicht das Wort gelesen hätte: Ich wünsch' Euch Glück; Ihr habt Euch an die rechte Schmiede gewendet.

Capitän Jacques Pierre setzte sich, während seine Gönnerin in das Innere des Klosters ging. Die Schwester

Brigida führte Dieſe in das Refectorium, rückte ihr den Armſtuhl der Mutter Orſola zurecht und bat ſie, Platz zu nehmen, bis ſie der Schweſter Miſericordia ihre Ankunft gemeldet hätte. —

„Ach, welches Heil iſt dieſem Hauſe widerfahren!“ rief Dieſe, als ſie gleich darauf in größter Haſt hereintrat.

„Iſt Eure fromme Vorſteherin vielleicht plötzlich wieder geſundet?“ unterbrach ſie Donna Beatrice.

„Ach!“ erwiederte die Nonne, welche fühlte, daß ſie aus ihrer gewöhnlichen Rolle gefallen war; „in unſrem Elend iſt Eure Erſcheinung die Erſcheinung eines Engels vom Himmel. Ihr kennt unſre Vorſteherin, mit welch feſter und weiſer Hand ſie das Ruder unſres Schiffleins lenkte. Das Ruder iſt ihr entfallen, das Schifflein ſchwankt auf dem bewegten Meere; nur Euer Blick in unſre Angelegenheiten kann uns vor dem Untergang bewahren. Ach, welche Angſtgebete hab' ich an die Mutter Gottes von Carmine gerichtet —“

„Ihr würdet beſſer thun, Eure Andacht der Mutter Gottes von Piedigrotta zuzuwenden. Es dürft' Euch mehr helfen.“

„Hat es mir nicht ſchon genug geholfen, Donna Beatrice, da Euch die Mutter Gottes den Gedanken an unſer armes Gotteshaus eingegeben?“ ſprach die Nonne, indem ihr gelbes Geſicht einen leiſen Freudenſchimmer über die glückliche Wendung verrieth, durch welche ſie die in ihren Augen ſo gewaltige Frau mit ihrem Glauben an die Mutter Gottes von Carmine ausgeſöhnt zu haben hoffte. Denn die Madonna del Carmine war bei allen

Leuten, die in Sachen der Frömmigkeit auf der Tageshöhe der Mode ſtanden, ſeit einiger Zeit in Mißkredit geſunken.

„Mag mir der Gedanke gekommen ſeyn, woher er wollte," erwiederte Donna Beatrice, „ſo freut es mich, Euch zu ſehen, Schweſter Miſericordia. Ich hoffe meine Angelegenheit ſo gut mit Euch abmachen zu können, als mit der Schweſter Oriela. Ihr ſeyd ja eine der Hauptſäulen dieſes Kloſters."

„Ihr habt nur zu befehlen in unſrem Gotteshauſe, Donna Beatrice, und ich bin gewiß gern die Erſte, Euch zu gehorchen. Bei der Mutter Gottes von Car — von Piedigrotta," ſetzte ſie ſchnell ſich verbeſſernd hinzu, „es wär' auch ein himmelſchreiender Undank gegen Euch und unſern hochwürdigen geiſtlichen Vater — Aber ſagt mir doch, ob ſich unſer hochwürdiger Herr Vicarius wohl befindet?"

„Wenn der Sorg' und Arbeit weniger wäre, Schweſter Miſericordia, ſo möchte das Befinden noch beſſer ſeyn; indeß, es geht ſo leidlich bei ihm."

„Nach Eurem Befinden darf ich nicht fragen," fuhr die Nonne fort, „Ihr blühet ja wie die Roſen zu Jericho. Nehmet mir nicht übel, Donna Beatrice, aber wenn ich Euch ſo ſehe, meine ich immer eine große Aehnlichkeit zwiſchen Euch und der Mutter Gottes zu finden, wie ſie in dem Gemälde vorkommt, das die Flucht nach Egypten darſtellt."

„In jüngern Jahren, Schweſter Miſericordia, in jüngern Jahren könntet Ihr vielleicht Recht gehabt haben, aber in meinem Alter möcht' ich wohl eher mit der heiligen Eliſabeth zu vergleichen ſeyn."

„Wie könnet Ihr von Eurem Alter reden, Donna Beatrice? Neununddreißig Jahre iſt noch kein Alter. Aber fünfundſechzig, wie das meinige, oder achtundſiebenzig, wie das unſerer frommen Vorſteherin —“

„So alt wäre die Schweſter Orſola?“ fragte Donna Beatrice, der man anſah, wie wohl ihr der Irrthum der Nonne that; „dann wird freilich an kein Aufkommen mehr zu denken ſeyn.“

„Nicht wahr? — Ach!“ ſeufzte Dieſe, indem ſie die Spalte ihres Herzens, welche ſie unbeſonnen geöffnet, ſogleich wieder zu ſchließen bemüht war, „was wird aus unſrer armen Heerde werden, wenn wir ſie verloren?“

„Tröſtet Euch, Schweſter Miſericordia,“ erwiederte die Andre; „dem Körper, der einen Kopf bedarf, hat es der liebe Gott nie daran fehlen laſſen, und Eure Schweſtern werden nicht lange zu ſuchen haben, um die Würdigſte zu finden. Sie brauchen nur Diejenige zu wählen, die ihnen, wie an Alter, ſo auch an Weisheit und Erfahrung, vorangeht. —“

„Glaubt Ihr denn, daß wir ſelbſt werden wählen dürfen, Donna Beatrice? Die Mutter Orſola hat immer behauptet, ſo lange das päbſtliche Breve für unſer Gotteshaus noch nicht angekommen ſey, könne auch keine kanoniſche Wahl Statt finden —“

„Dafür laßt Ihr mich ſorgen, Schweſter Miſericordia —“

„Wie könnten wir unſre Sorgen auch würdigern Händen befehlen?“

„Ihr habt dermalen viele Koſtgängerinnen im Kloſter, Schweſter Miſericordia?“

„Mehr, als mir lieb iſt —“

„Wie ſo?“

„Es iſt eine ewige Störung der Stille, die ein wahrhaft Gott geweihtes Gemüth ſo nothwendig bedarf. Es ſind nichts als thörichte und ſündhafte Gedanken, welche dadurch in's Kloſter kommen; Eitelkeiten der Welt; die längſt vergeſſen waren, werden in den ſchwachen Gemüthern wieder erweckt. Solltet Ihr es glauben, Donna Beatrice, daß geſtern eines dieſer weltlichen Geſchöpfe mit einer Perlenſchnur um den Hals, wie ſie kaum die Mutter Gottes vom Carmine ha', in die Veſperandacht gekommen iſt? Aber die Folgen davon ließen nicht lang auf ſich warten. In der Nacht darauf fiel Feuer vom Himmel, und wenig fehlte', ſo nahm unſer Gotteshaus ein Ende wie Sodom und Gomorrha. Und woher kommt Dieß? Von der Nachſicht unſrer Vorſteherin,“ ſetzte ſie leiſe hinzu. „Das Alter macht ſie ſchwach, und die Jugend iſt heutzutag ſchlau und benützt ihre Schwäche. Ich kann Euch ſagen', wenn das ſo fortging, wie es ſeit einiger Zeit angefangen hatte, ſo würde aus dieſem Gotteshaus ein Haus des Teufels.—“

„Dann iſt es wahrlich Zeit, daß ich die Perſonen, die hier untergebracht worden ſind, ſo ſchnell als möglich dem nahenden Verderben entreiße —“

„Aber laßt mich nur einmal Meiſter hier ſeyn,“ fuhr die Nonne mit einem Ausdruck in Geſicht und Stimme fort, der das Vorgefühl aller künftiger Triumphe ihrer Herrſchſucht und Rachluſt verkündigte; „laßt mich nur allein Meiſter hier ſeyn, und ich will ihnen den Ueber-

muth schon brechen. Dafür steh' ich Euch, Donna Beatrice, und Ihr könnt unsern hochwürdigen geistlichen Vater nur deßhalb beruhigen. Diese griechische Buhlerin und den kleinen Höllenbastard will ich schnell in gute Zucht gebracht haben —"

„Habt Ihr mehr als eine Griechin im Kloster?"

„Bei der Mutter Gottes vom Car — von Piedigrotta, sag' ich; wer könnt' es aushalten? Es war an Einer schon zu viel! Ich glaube sicher, sie hat unsre Vorsteherin behext! Und wer weiß, ob sie des Nachts nicht nach dem Nußbaum von Benevent fährt?"

„Dann ist es wahrlich Zeit, daß ich Euch von der gefährlichen Person erlöse. Sie mitzunehmen, darum bin ich hier —"

Bei diesen Worten ging die citronengelbe Farbe der Schwester Misericordia in eine graue Bleifarbe über; denn sie fühlte augenblicklich, daß sie zuviel gesagt hatte. Aber sie faßte sich auch eben so schnell und erwiederte: „Es soll mir lieb seyn, wenn unsre fromme Vorsteherin einwilligt, sich von einer Person zu trennen, die vielleicht alle Tugenden besitzt, welche ein Weltkind zieren können, aber deren Sinn nicht auf geistliche Dinge gerichtet ist. Unsrer frommen Mutter Orsola war die Aufheiterung durch das fröhliche Mädchen wohl zu gönnen; es wird ihr darum nicht leicht werden, sie gehen zu lassen."

„Der Himmel hat ihr auch den Schmerz dieses Entschlusses sparen wollen, indem er sie auf das Krankenlager geworfen, und Ihr machet Euch ein wahres Verdienst um sie, daß Ihr, wenn auch nicht nach ihren

Wünſchen, doch zu ihrem Beſten handelt. Rufet mir das Mädchen, damit ich es gleich mit mir nehmen kann."

„Heilige Mutter Gottes," ſprach die Nonne, „wie kann ich Das wagen? Denkt Euch doch den Fall, Donna Beatrice, daß die Schweſter Orſola wieder geſunde, was wird alsdann aus mir Unglücklicher werden, wenn ich Ihr Das gethan habe?"

„Ihr könnt ſagen, daß es auf Befehl des Nonnenvicarius geſchehen ſey —"

„Ach, Ihr kennet die Schweſter Orſola nicht; ſie würde dem hochwürdigen Vater ſelbſt nicht gehorchen. Im Innern des Gotteshauſes, ſagt ſie, ſo oft man es hören will, bin ich nicht einmal dem Erzbiſchof Gehorſam ſchuldig, wenn er mir in Dingen befehlen will, die zur Hausordnung gehören."

„Wie? Ihr unterſtändet Euch, widerſpenſtig gegen Don Ciommo zu ſeyn?"

„Ich, Donna Beatrice? Bei der Mutter Gottes vom Carmine, ich gewiß nicht! Er ſoll mir befehlen, was er will; er wird keinen größern Gehorſam in Iſrael finden. Aber im Namen von Schweſter Orſola — nein, ich darf es nicht wagen — ach, Donna Beatrice, erbarmet Euch meiner! Ich wäre die Unglücklichſte unter Allen, die jemals den Schleier getragen! —"

„So führet mich zu Schweſter Orſola ſelbſt; und wenn ſie auf dem Todbette liegt, will ich ſie ſprechen!"

„Ich fleh' Euch, Donna Beatrice; ich beſchwör' Euch bei der Mutter Gottes vom Carmine, von Piedigrotta,

von Monte nero, bei unsrer lieben Frau von Loretto beschwör' ich Euch, geduldet Euch nur bis morgen! Vielleicht stirbt sie heute Nacht, und dann sollt Ihr sehen, wie gehorsam ich Euch bin. Stirbt sie nicht, so will ich ihr morgen den Befehl von Don Ciommo verkündigen, und wenn es ihr dann das Herz bricht, so wird es nicht meine Schuld seyn."

„Macht keine Umstände, fromme Schwester; wenn ihr Herz so geneigt zum Ungehorsam ist, so mag es lieber heute brechen als morgen." —

Mit diesen Worten stand Donna Beatrice auf und nahm den ihr wohlbekannten Weg nach der Zelle der Schwester Orsola. Die alte Nonne folgte ihr mit zögernden Schritten und ließ eine um die andre von den schwarzen Kugeln ihres Rosenkranzes fallen, so heftig war ihr Gebet in der Verlegenheit, worin sie sich befand. —

Während dieser Scene hatte der Capitän allein in dem Sprachzimmer gesessen und die Minuten gezählt bis zur Entscheidung seines Schicksals. Denn im Fenster stand eine Sanduhr, an der er die beste Gelegenheit hatte, sich von der alten Wahrheit zu überzeugen, daß Denen, die ein Glück zu erwarten haben, die Zeit eben so langsam verstreicht, als sie den Andern schnell entflieht, bei welchen es bereits eingekehrt ist. Die Sanduhr war schon einmal abgelaufen seit seiner Ankunft; er hatte sie umgekehrt und folgte mit starrem Blick dem langsam rinnenden Sande. Auf einmal hob er das Haupt empor. Er meinte rasche, jugendliche Tritte zu

hören, und nach kurzer Weile vernahm er das Rauschen weiblicher Gewänder. Es waren offenbar mehrere Personen, die sich dem Sprachgitter näherten. Der Riegel wurde von Innen hastig zurückgeschoben, die Laden öffneten sich, und nun steht ein Bild vor unsern Lesern, das sie füglich bei nächster Gelegenheit in lebendigem Gemälde darstellen können. Zu diesem Zweck wollen wir versuchen, dasselbe zu beschreiben.

Vor dem Sprachgitter lehnt ein Mann in dem Anzug der französischen Kriegsleute aus dem ersten oder zweiten Jahrzehent des siebenzehnten Jahrhunderts. Sein bräunliches, durch den Ausdruck von Kühnheit besonders bedeutendes Gesicht strahlt in der Freude des Wiedersehens, und seine Zunge scheint im Augenblicke der Ueberraschung keine Worte finden zu können. Vor ihm, aber hinter dem Gitter, steht die schlankste, jugendliche Gestalt, deren Anmuth selbst das schwerfaltige Kapuzinessingewand nicht ganz verbergen kann. Ein sanftes Roth glüht auf ihren Wangen, und es würde schwer seyn, zu sagen, ob es die Freude der Ueberraschung sey, oder die Verlegenheit, in diesem Anzug vor dem Mann ihrer Liebe zu stehen. Dennoch lächelt in den tiefglühenden, schwarzen Augen unverkenndar ein Strahl von Muthwillen, der sich an seiner Verlegenheit zu weiden scheint. Neben ihr sieht man ein liebliches Mädchen in einer Kleidung, die ein sonderbar gefälliges Mittelding zwischen weltlichem und geistlichem Anzug bildet. Dicke, blonde Locken wallen um das frische, gesunde Antlitz. Die großen, glänzenden blauen Augen ruhen mit einem Ausdruck von Neugierde

und Ungewißheit auf dem Manne vor dem Gitter. Im Hintergrunde des Gemachs ist eine Thüre sichtbar, an der die dienende Schwester Brigida steht. Sie hat solche ein wenig geöffnet, hält das Ohr an die Oeffnung, um Alles zu hören, was Außen vorgeht, und winkt mit der Hand den drei Personen im Vordergrund, daß sie hübsch stille seyn möchten.

Da in lebendigen Gemälden nicht gesprochen wird, so können wir füglich dem Bilde, welches vor unsern Augen steht, das Gegenstück beigesellen.

Es ist ein kleines, niedriges Gemach, ganz ausgefüllt von der Gruppe, die sich uns darstellt. In der Mitte steht ein einfaches Lager, worauf eine alte Frau, deren bedeutende Gesichtsformen durch die Eingefallenheit der Krankheit in ihrer ganzen Stärke hervorgetreten sind, in halb sitzender, halb liegender Stellung sichtbar ist. Zwei Nonnen, die sie von beiden Seiten unter den Armen gefaßt haben, und eine dritte, die ihr ein Polster unter den Rücken geschoben, dienen ihr zur Stütze. Vor der Kranken, zur rechten Hand, sitzt eine, zwar schwarz, aber für ihr Alter sehr sorgfältig geputzte Frau, deren ganze Körperfülle, und besonders das blühende Gesicht, einen starken Gegensatz gegen die alte Nonne bildet, mit der sie im Gespräch zu seyn scheint. Mehrere andre Nonnen halten sich, so weit es der enge Raum gestattet, in ehrerbietiger Entfernung; nur eine steht auf der andern Seite des Lagers etwas näher und begleitet die Worte der Redenden mit demüthigem Beifall. Das spitzige Gesicht, die kleinen trüben Augen und die gelbe

Farbe ſtellen den Neid, die Heuchelei und die Tücke in einem Vereine dar, wie man ihn vielleicht nur in Klöſtern in dieſer Verſchmelzung und Elaſticität findet.

„Meine Kraft iſt gebrochen, Donna Beatrice,“ ſpricht die Schweſter Orſola, die unſre Leſer bereits in der Kranken erkannt haben. „Die Gnade des Herrn iſt von mir gewichen, und das Pfand, mit dem ich ſo lang und ſo glücklich gewuchert, meinen ſchwachen Händen entſunken. Ach, meine Schweſtern,“ ſagt ſie mit einer beſondern Innigkeit des Ausdrucks, indem ſie ſich an die übrigen Nonnen wendet, „lernet an meinem Beiſpiel, daß ein einziger Augenblick von Schwäche hinreicht, um alle Verdienſte eines ganzen Lebens auszulöſchen. Ihr aber, Donna Beatrice, verkündiget unſerm geiſtlichen Vater, daß Ihr ausgegangen ſeyd, um den Stab Iſraels zu ſuchen, und daß Ihr ein ſchwaches Rohr gefunden, welches ſich vermeſſen, mit dem Sturmwind zu kämpfen, der es geknickt hat.“

„Ich werde dem Don Cionimo melden, daß ich Euch von einer leichten Unpäßlichkeit ergriffen gefunden. Gewiß reicht die Ruhe einer einzigen Nacht hin, um alle Eure Kräfte wieder ins Gleichgewicht zu bringen.“

„Täuſchet den frommen Mann nicht mit einer Nachricht, welche ſich nicht in dieſem Maß bewähren kann. Meine Stunde iſt allerdings noch nicht gekommen, aber ſie iſt nicht mehr ferne.“ —

Bei dieſen Worten war die Schweſter Miſericordia plötzlich in ein lautes Geheul ausgebrochen.

„Tröſtet Euch, meine gute Schweſter,“ wendete ſich

die Kranke gegen die Letztere. „Einmal müssen wir uns doch trennen; es ist ja nicht für lange, und wir dürfen uns wenigstens nicht beklagen über die Kürze der Zeit, die uns hienieden zum gemeinsamen Werk unsrer Heiligung vergönnt war. Nein, meine Stunde ist noch nicht gekommen, aber sie ist nicht mehr ferne. Gegen mein Verdienst hat der Allmächtige das Fest der Reinigung der Mutter aller Gnaden bestimmt, daß ich unter dem Geläute der Hochmesse aus diesen Zeitlichkeiten abgerufen werden soll. Es ist mehr, als ich verdiene; wenn ich aber gedenke, daß ich dieses Gotteshaus schwach begründet, halb vollendet, noch nicht gesichert in seiner Dauer durch päbstliche Breven und zeitliche Güter verlassen muß, so weiß ich nicht, woher mir die Kraft kommen soll, den Abschied von Euch zu ertragen —“

Die Schwester Orsola hielt erschöpft inne bei diesen Worten.

„Das Reden greift Euch offenbar zu stark an, fromme Schwester,“ sagte Donna Beatrice. „Lasset Euch das Schicksal des Hauses, das Ihr gegründet, nicht anfechten. Stellet dem Don Ciommo die Sorge anheim, Euer Werk zu Ende zu führen, und erlaubet mir, daß ich Eure Aufmerksamkeit mit ein paar Worten für ein Geschäft in Anspruch nehme, womit ich Euch gerne verschont hätte.“

„Redet, Donna Beatrice; wenn es eine Angelegenheit dieses Hauses ist, so bin ich Euch den letzten Athemzug schuldig.“

„Allerdings ist es eine Angelegenheit dieses Hauses. Ich bin eigentlich deßhalb gekommen und habe Eure

Unpäßlichkeit erſt im Kloſter vernommen. Schweſter Miſericordia hätte Euch das Unangenehme davon erſparen können, wenn die Sache anders etwas Unangenehmes hat."

„Ich durfte Euch nicht vorgreifen, fromme Mutter. Das ſagte mir mein Gewiſſen;" fiel die Schweſter Miſericordia ein.

„Ihr habt wohl gethan, gute Schweſter," erwiederte die Kranke, „und ſo lange noch ein Athemzug in dieſem ſündhaften Körper iſt, bin ich der Mutter aller Gnaden, zu deren Preiſe dieß Gotteshaus gegründet ward, für jeden Ziegel verantwortlich, welcher von ſeinen Dächern fällt. Was iſt Euer Begehr, Donna Beatrice?"

„Es würde mir ſchmerzlich ſeyn, wenn ich vielleicht Euren Neigungen ein Opfer zumuthen ſollte, fromme Mutter," ſprach Donna Beatrice.

„Wollte Gott, daß Ihr mir ein Opfer zumuthetet, welches ſo ſchwer wäre, wie dasjenige, wodurch Gott der Herr ſeinen Knecht Abraham geprüft hat, und ich könnt' es bringen zum Beſten der heiligen Kirche und dieſes Gotteshauſes! Ach, wenn nur eine ſo kurze Spanne Zeit übrig iſt, um alle Verſäumniſſe eines ganzen Lebens einzubringen; ja, wer eine Sünde gut zu machen hat, durch die ein ganzes, langes Leben in Allem, was es Verdienſtliches beſaß, gebrandmarkt iſt, dem erſcheint die größte Trübſal als das höchſte Glück, welches ihm noch hienieden zu Theil werden kann. Redet, Donna Beatrice, fodert Alles von mir, was mir theuer und werth iſt; fodert jeden Tropfen Bluts in meinen Adern, wenn Ihr einen guten Gebrauch zum Beſten

der heiligen Kirche und dieſes Gotteshauſes davon zu machen wiſſet!“

„Nun denn, wenn Ihr es ſo verlanget, ſo bitt' ich Euch, überlaſſet mir das griechiſche Mädchen, das ſich in Eurem Hauſe befindet. Es iſt die Tochter eines meiner Verwandten. Es trägt keine Neigung zum Kloſterleben und war auch nie von den Seinigen dazu beſtimmt. Don Ciommo iſt damit einverſtanden — “

„Ihr führet mehr Gründe an, als es bedarf, Donna Beatrice. Ach, wenn es weiter Nichts wäre, als eine Neigung aufzuopfern, die mich zu dieſem Mädchen hinzuziehen ſchien! Aber von dem Augenblick an, da dieſes Mädchen die Schwellen unſres Gotteshauſes betreten, richteten ſich meine Gedanken, ſtatt im Gebet um Hülfe nach oben, in eiteln Planen auf die Hülfe der Menſchen. Alle meine Anſchläge nahmen von da an eine weltliche Richtung; denn der Verſucher hatte einen Zugang gefunden in mein Herz und eine Schwachheit, die ein ganzes Leben geſchlummert, zu meinem Verderben geweckt. Ach, Donna Beatrice, Ihr ſehet eine ſchwere Sünderin vor Euch!“ —

Bei dieſen Worten ließ die Redende das Haupt erſchöpft ſinken, und die Umſtehenden ſchickten ſich an, ihre Lebensgeiſter durch ſtarkriechende Waſſer aufzufriſchen. Aber ſie machte eine Bewegung mit der Hand, daß ſie deſſen nicht bedürfe, und alle Anweſenden ſtanden ſchweigend, erwartungsvoll, und Mehrere mit inniger Theilnahme um ſie her.

Nach einer Weile hob ſie das Haupt wieder empor

und fuhr fort: „Zu jeder Zeit iſt aus einer Sünde eine andre entſprungen. So iſt mir mit dem griechiſchen Mädchen und mit einem Kinde geſchehen, das faſt gleichzeitig mit ihm in dieſes Haus gebracht wurde. Es kam durch die Hand eines Gewaltigen mir zugeſendet, und auch auf dieſes Kind baute ich Plane zu Erwerbung zeitlicher Güter, die ich für unſer armes Gotteshaus zu gewinnen hoffte. Ach, es bedarf ihrer ſo nöthig, wenn es fortbeſtehen ſoll, und die göttliche Barmherzigkeit hätte gewiß meine Abſicht und nicht mein Thun angeſehen, wär' ich nicht einer ſtärkern Verſuchung unterlegen. Es war eine große Sünde der Lüge, die ich auf meine Seele lud — ja, hört es, meine frommen Schweſtern, auf daß Diejenige, die ſich beſſer däuchte, als Ihr, tief vor Euch im Staub gedemüthiget werde. Es war eine ſchwere Lüge, eine Sünde, die wie ein Zentnerſtein auf mir laſtet; denn ich kannte die Mutter und den Vater dieſes Kindes und verhehlte der bekümmerten Mutter, daß das Kind in meiner Gewalt war, und verweigerte ſolches dem liebenden Vater, als er es von mir forderte — "

Sie hielt aufs Neue ein vor Erſchöpfung, aber nur eine kurze Weile, ſo fuhr ſie mit mehr Kraft fort, als zuvor: „Aber auch für dieſe Sünde hätte die ewige Barmherzigkeit vielleicht Verzeihung gehabt, wenn ich durch aufrichtige Buße und Reue ſie verdient; denn ich hatte dabei ja auch nur den Vortheil des Gotteshauſes im Auge, dem ich vorgeſetzt war. Da wurde mir die Mutter, vor der ich die Tochter verleugnet, durch die

Verzweiflung verderblich, in die ich sie gestürzt. Sie verrieth mir, was mir ewig hätte verborgen bleiben sollen. Mein Hochmuth erwachte, ich versuchte Gott selbst, wehe, wehe, ich —"

Mit diesen Worten sank die Unglückliche bewußtlos auf ihr Lager zurück und war nur mit Mühe wieder zum Bewußtseyn zu bringen. Aber ihre Kraft war gebrochen; sie konnte keinen Laut mehr von sich geben, sondern sah Donna Beatrice nur mit einem Blick an, als ob sie sagen wollte, sie möchte doch nicht zögern, die beiden Gäste mit sich zu nehmen.

Donna Beatrice wollte sich entfernen, da winkte die Kranke, daß sie noch einen Augenblick verweilen möchte. Jene trat ihr wieder näher und faßte ihre Hand. Die Priorin machte nun die äußersten Anstrengungen, um einige Worte hervorzubringen. Aber es war ihr völlig unmöglich, und sie fiel zuletzt ohne Bewußtseyn wieder zurück. Die Schwester Misericordia begleitete Donna Beatrice'n hinaus und versprach ihr, Zoë'n und Lauretta'n aufzusuchen und sie ungesäumt in's Sprachzimmer zu bringen.

Donna Beatrice war nicht wenig erstaunt, als sie den Capitän so aufgeheitert antraf, indem sie voraussetzte, daß er nichts von dem Erfolg ihrer Unterhandlung wisse. Noch weniger konnte sie sich denken, daß Zoë und Lauretta während der ganzen Zeit bei ihm am Gitter gewesen waren. Beide hatten dasselbe wirklich erst vor wenigen Augenblicken verlassen, nachdem sie von der Schwester Brigida, die sich außen zur Wache auf-

geſtellt, gewarnt worden, daß ſich Jemand nähere. Daß es Donna Beatrice ſey, konnte die Wächterin nicht bemerken, und noch weniger ließ ſie ſich die guten Nachrichten träumen, welche Dieſelbe brachte. Der Capitän verhehlte ſeiner Gönnerin nicht, wie glücklich er inzwiſchen geweſen war. Sie wurde nahezu verdrüßlich darüber, daß ihr der Zufall das Vergnügen geraubt, ihm ſeine Geliebte zuerſt wieder vorzuſtellen. „So pflegte es gerade Monſeigneur Loredan der Mademoiſelle Latour zu machen," ſagte ſie ihm mit ſanftem Vorwurf; „wenn ſie Wunder glaubte, wie angenehm ſie ihn mit dem Ei überraſchen würde, das ſein Lieblings-Huhn eben gelegt, ſo hatte er es auch gewiß ſchon ſelber gackern hören. Denn Ihr müßt wiſſen, Monſeigneur Loredan beſaß ein Perlhuhn, das ihm ein Pilger von Jeruſalem mitgebracht. Es war ein ſchmuckes Thierchen, und ich möchte wohl wiſſen, ob es noch bei Leben wäre. Vielleicht habt Ihr es auf ſeinem Hofe geſehen?" —

Jacques Pierre verſicherte, daß er ſich deſſen nicht erinnre, und meinte, daß es für ein Huhn dermalen hoch bei Jahren ſeyn müßte. „Es ſind wenigſtens fünfzehn Jahre, daß ich zum letztenmal in Arles geweſen bin," ſetzte er hinzu, „und Ihr könnt ſchon zufrieden ſeyn, wenn Monſeigneur Loredan ſelbſt noch bei Leib und Leben iſt. Er hatte dazumal ein ſehr hinfälliges Anſehen."

„Es thut mir leid um den frommen Herrn. Er war ſo munter und wußte ſo allerliebſte Geſchichten zu erzählen, daß man ihm ganze Tage zuhören konnte, ohne

daß Einem die Zeit lang wurde. Aber die Mädchen werden ja gar nicht fertig mit ihrem Anzug — "

Und in der That war auch Zoë durch die Nachricht von ihrer ſchnellen Befreiung in große Verlegenheit gerathen. Sie beſaß durchaus keine Kleider, als das leichte duftige Gewand, in welchem ſie von Jacques Pierre aus den Fluthen gerettet und in das Kloſter gebracht worden war. Aber auch dieſen Anzug hatte die Schweſter Orſola ſelbſt in Verſchluß genommen. Man wußte nicht, wo ſie ihn verwahrte; man wagte nicht, ſie darnach zu fragen, und hätt' auch keine Antwort von ihr erwarten dürfen.

Deſto beſſer wußte die Schweſter Miſericordia in dem Kleidervorrathe von Lauretta Beſcheid. Das Kind war in den erſten Tagen ihrer Obhut anvertraut geweſen. Sie hatte ſeine ganze Ausſtattung in Verwahrung gehabt und ſie nur ſo weit ausgeliefert, als das dringendſte tägliche Bedürfniß des Kindes ſolches verlangte. Jetzt blieb ihr freilich Nichts übrig, als den kleinen Koffer deſſelben herbeizuholen; dennoch wollte die Schweſter Brigida ſpäter noch mehrere Kleidungsſtücke von Werth bei ihr bemerkt haben, die nur aus Lauretta's Garderobe ſtammen konnten. Wenn Dieß wahr iſt, ſo wär' es eine Aufgabe für den Menſchenkenner, zu beſtimmen, ob Habſucht, Mißgunſt oder Haß den größten Antheil an dieſer Untreue hatte. Denn daß ſie das Kind aus tiefſter Seele haßte, konnten unſre Leſer aus mehreren Zügen ſchließen; auch iſt wohl bekannt, daß der Neid Andern ſelbſt Dasjenige mißgönnt, was für ihn ſelbſt keinen Werth hat; wer aber mag zweifeln, daß die äußerſte

Niedrigkeit der Geſinnungen in einem Stande, wie der ihrige, nicht ohne Habſucht gedenkbar iſt?

In der That blieb für Zoë'n Nichts übrig, als das Kloſter in ihrer Nonnenkleidung zu verlaſſen, und die Schweſter Miſericordia genoß noch den heimlichen Triumph, zu bemerken, wie unangenehm ihr Dieſes war. Glücklicherweiſe brach eben die Dämmrung ein, und war man damals noch gewohnter, als heutzutage, Nonnen in den Straßen von Neapel zu ſehen.

Als der Capitan mit Donna Beatrice und den beiden Andern das Sprachzimmer verlaſſen wollte, kam noch eine von den Nonnen herbeigeeilt, die wir am Bette der kranken Priorin geſehen haben. Sie brachte die Perlenſchnur, durch welche ſo großes Aergerniß im Kloſter erregt worden, als Lauretta damit in dem Veſperunterricht erſchienen war. Schweſter Orſola hatte ſich des frommen Raubes erinnert, welchen ſie an dem Kinde verübt. Ihr geängſtigtes Gewiſſen foderte laut, daß das fremde Gut ſeinem Eigenthümer wieder zugeſtellt würde. Sie wollte die Perlen der Donna Beatrice einhändigen, und es war eine Qual der Hölle für ſie geweſen, daß ſie ſich nicht verſtändlich machen konnte. Erſt nachdem die Beſuchenden ſich entfernt, hatte ein glücklicher Zufall eine der Nonnen auf den Gedanken gebracht, daß ſie etwas aus dem kleinen Schubfächchen in dem Poſtamente des Crucifixes verlangte, welches auf ihrem Tiſche ſtand. Die Perlenſchnur, als der einzige Inhalt deſſelben, war herausgenommen worden, und da die Kranke Beifall winkte und, mit der Hand nach der

Thüre weisend, die größte Eile zu empfehlen schien, so zweifelte man nicht, daß ihre Absicht war, den Schmuck, welchen die meisten Nonnen an Lauretta'n gesehen, dem Kinde zurückzugeben.

Schwester Misericordia hatte sich im Heucheln von Liebkosungen gegen Lauretta, von Freudschaftsbezeigungen gegen Zoë'n und von Schmeicheleien gegen Donna Beatrice fast erschöpft, als Diese den Mantel nahm und sich mit ihrer Gesellschaft bei der frommen Nonne verabschiedete. Jacques Pierre war vorangeeilt, um, wo möglich, einige Sänften aufzutreiben, und eine dienende Schwester war mit der Nachricht gekommen, daß eine solche bereits an dem Eingang des Kreuzgangs angelangt sey. Im Augenblick, da sie die Thüre zum Weggehen öffnete, trat eine hohe, hagere Gestalt in dem langen schwarzen Leibrock des Geistlichen ein. Bei diesem unerwarteten Besuche bebte die Schwester Misericordia zurück, und erblaßte selbst Beatrice. „Ihr könnt Euch meiner Sänfte bedienen, Donna Beatrice," sprach der Eingetretene zu der letztern in einem Tone, der zwar sanft war, aber keinen Widerspruch zu gestatten schien. „Morgen reden wir weiter davon," setzte er hinzu, als sie zu zögern schien, und öffnete ihr die Thüre. Sie hatte nicht den Muth, zu widersprechen, und verließ das Gemach mit einer Niedergeschlagenheit, welche sich von der Erklärung des nächsten Morgens nicht viel Erfreuliches versprechen mochte.

Sechstes Kapitel.

Der Vicekönig wurde Vormittags bei guter Zeit von Perſano zurück erwartet. Jacques Pierre ging daher in den königlichen Palaſt, um ſich gleich nach ſeiner Ankunft Gehör von ihm zu erbitten. Da der Herzog jeden Augenblick eintreffen ſollte, gedachte er einſtweilen auf die Plattform des herrlich gelegenen Gebäudes hinaufzuſteigen. Er konnte da den Hufſchlag der Pferde vernehmen und hatte nur wenige Schritte, um ſich dem Ankommenden in den Weg zu ſtellen. Bis dahin wollte er ſich an der Ausſicht auf den Golf erfreuen, und in der That war es auch ein ſo heitrer Decembermorgen, als man ihn nur in dieſem Lande finden kann, wo ein Tag ſchöner als der andre, und der Morgen der ſchönſte Theil des Tages iſt.

In den Paläſten der italieniſchen Großen ſcheint die ganze innere Eintheilung auf Repräſentation und glänzende Feſte berechnet. Breite Treppen führen in geräumige Vorſäle, von wo aus ſich mehrere Reihen von Gemächern öffnen, die man in andern Ländern Säle nennen würde. Von häuslichen Bequemlichkeiten, von ſtillen

Beſchäftigungen iſt nirgends eine Spur zu erblicken. Man begreift nicht, wo die Bewohner ihr gewöhnliches Leben führen; man entdeckt ſelbſt den Zuſammenhang der verſchiedenen Theile der Gebäude, und namentlich ihrer Stockwerke, nur mit Schwierigkeit. Es ſind ſchmale, häufig finſtre Gänge und Treppen, wo man ſich nicht leicht von ſelbſt zurecht findet und manchmal Gegenſtänden begegnet, die man am wenigſten erwarten ſollte.

Jacques Pierre wußte jedoch nothdürftig Beſcheid in dem königlichen Palaſte und war nicht verlegen, um auf die Plattform deſſelben zu gelangen. Indeß fand er dießmal einen Gang verſchloſſen, welcher ſonſt offen zu ſeyn pflegte, ſo daß er genöthigt war, ſich einen andern Weg zu ſuchen. Bald lag auch die kleine Treppe vor ihm, die ihn dahin führen ſollte. Sie endigte auf einen langen, ziemlich dunkeln Gang, welchen er verfolgte. Das Ende war ſchnell erreicht, und er ſtand vor einer Thüre, die ihn zu ſchließen ſchien. Er wollte eben umkehren, als ein lautes und ziemlich anhaltendes Huſten, das er hörte, ſeinen Entſchluß änderte. Es waren alſo Menſchen in der Nähe, und ſo ſchien's das Klügſte, ſich nach dem weitern Wege zu erkundigen. Er pochte erſt ſanft, dann etwas ſtärker an die Thüre; als er keine Antwort erhielt, öffnete er ſie ohne Umſtände und trat ein.

Der Capitän ſah ſich hier in einem ziemlich geräumigen und hellen, obwohl etwas niedrigen Gemach. Eine Menge Geräthſchaften, die zu aſtronomiſchen

Beobachtungen bestimmt waren, standen unordentlich und mit Staub bedeckt durch einander. Ueber einer ungeheuren Himmelskugel lag sogar schmutzige Wäsche ausgebreitet. Die Wände waren mit großen gemalten Karten, welche Sternbilder darstellten, mit chiromantischen Figuren, mit Tafeln der geraden Ascensionen und der Ekliptik bedeckt. Aber die Haken und Nägel, in denen sie hingen, trugen zugleich andre Dinge, welche gar nicht zu solcher Nachbarschaft paßten. Unreinliche Wäsche, alte, abgetragene Kleidungsstücke, verrostete Waffen, Stöcke, Reitpeitschen, Sporen, Hüte, Wehrgehänge — kurz, es war eine so unordentliche Wirthschaft durch einander, daß Jacques Pierre im Begriff stand, umzukehren, und lieber auf den Zweck seines Eintretens zu verzichten.

Der Husten, der ihn zuvor geleitet hatte, ließ sich aufs Neue vernehmen. Er folgte den Tönen desselben durch eine halb offene Thüre und gerieth in eine Rüstkammer andrer Art. Mehrere Oefen für chemische Arbeiten befanden sich in einem Zustand, welcher deutlich verrieth, daß sie seit langen Jahren nicht mehr zum Gebrauche gedient hatten. Eine Menge ganzer und zerbrochener Retorten von Glas und Metall, Tiegel der verschiedensten Größe, Flaschen von allen Formen und von jedem Umfang, leer und gefüllt, Wagen, Gewichte und Maße, Röhren und Trichter, Löffel und Messer, kurz chemische Apparate aller Art standen und lagen auf dem Boden umher in höchster Vernachlässigung. Eine ganz offene Thüre führte in ein anderes Gemach, das allen Schmutz einer Küche und eines Schlafzimmers

vereinigt darstellte. Ein Neger, dessen phantastische Kleidung schlecht zu seinem Alter, dessen Unreinlichkeit aber desto besser zu der übrigen Umgebung paßte, war an einer Kohlpfanne beschäftigt, etwas zu kochen. Jacques Pierre fragte denselben nach dem Weg, der auf die Plattform führte, und wurde von ihm mit einem unbehülflichen Zeichen bedeutet, ihm zu folgen. Er that es und sah sich in ein kleines Gemach geführt, in welchem unter Massen von Pelzwerk ein Wesen auf dem Bette lag, das er nur allmählich für ein menschliches Geschöpf erkannte.

Er trat in die Thüre zurück und bemerkte seinem Führer, daß er falsch von ihm verstanden worden sey und den Kranken nicht belästigen wolle. Der Neger deutete wieder mit Zeichen auf den Liegenden und schien sich demselben in gleicher Weise verständlich zu machen und von ihm Antwort zu erhalten.

Der Capitän schwieg, um seine Frage zu wiederholen, wenn das Zeichengespräch geendigt seyn würde. Inzwischen betrachtete er das sonderbare Lager und das menschliche Wesen, das sich ihm darstellte. Es waren wirklich Pelze über Pelze gehäuft, die dasselbe bis an den Hals bedeckten. Man sah nichts als das Haupt, das in eine schwarze Pelzmütze gehüllt war, deren lange Klappen auf beiden Seiten des Gesichts herunter und unter dem Kinn zusammenliefen. Zwischen dieser Verbrämung lag das kleine, braune, spitzige Gesicht, dessen graue, tiefliegende Augen, gleich denen einer wilden Katze, aus dem dunkeln Versteck hervorstrahlten und

allein das menſchliche Geſchöpf verriethen. Allmählich erkannte er noch die Naſe zwiſchen dem Wald von Augenbraunen und Bart der ſchwärzeſten Farbe, die nur mit Mühe von dem Pelz zu unterſcheiden waren. Von Händen, Armen, Schultern ließ ſich nichts ſehen, und hätte nicht ein ſo kräftiges Leben aus den Augen des Kranken geleuchtet, würde man blos einen ſchlafenden Pudel auf dem Pelzlager zu ſehen geglaubt haben.

„Wer Ihr ſeyn möget, alter Mann,“ ſprach der Capitän, „ſo bitt' ich Euch um Nachſicht, wenn Eure Ruhe durch mich geſtört wird — “

Der Liegende machte eine leiſe Bewegung mit dem Kopf, welche dem Neger galt. Dieſer ſchien ſie dahin zu verſtehen, daß er dem Fremden einen Stuhl an das Bette rücken ſollte; wenigſtens that er dieß.

„Setzt Euch,“ ließ ſich nun eine hohle, halb erloſchene Stimme vernehmen, die aus einer ſehr kranken Bruſt kam.

Jacques Pierre fühlte Mitleiden und dachte, daß der Alte vielleicht ſeiner Hülfe bedürftig ſeyn könnte; er ſetzte ſich daher.

„Es iſt lange, ſeit ich Euch geſehen habe,“ fuhr der Kranke fort. „Es war in Barcelona; Ihr tratet kaum in die männlichen Jahre. Was verſprach ich Euch damals von der Zukunft? — Meine Kunſt hielt mich ſelbſt ſo gut zum Narren, als Andre. Und mehr kann man von einem ehrlichen Manne nicht verlangen.“ —

„In Wahrheit, Herr, ich erinnere mich Eurer nicht,“ unterbrach ihn Jacques Pierre.

„Wenn ich Euch geſagt habe, daß Ihr Euch durch das Glücksſpiel zu Grunde richten würdet," fuhr der Andre fort, ohne von des Capitäns Rede Kenntniß zu nehmen, „ſo iſt es einer der wenigen Fälle, wo ich mich nur in der Zeit betrogen haben kann. Daß Euch die Natur zum Spieler beſtimmt, und daß Ihr Euern Beruf nicht verleugnet habt, ſteht auf Eurer Stirne geſchrieben. Es thut mir leid um Euch. Ihr ſcheinet im Uebrigen eine gutherzige Natur, und wenn Ihr noch lernen könntet, Eins gegen Alles, ſtatt Alles gegen Eins zu ſetzen, ſo möcht' es Euch gut gehen. Aber Ihr habt nicht mehr ſo viel Gewalt über Euch; Eure Züge ſtehen feſt." —

Jacques Pierre verſicherte in einem Tone der Gewißheit, daß ſie Beide im Irrthum über einander wären. Er habe nur Belehrung über den Weg nach der Plattform erwartet und finde nun Rath, den er um ſo weniger brauche, da ihm alle Glücksſpiele zuwider ſeyen.

„Ihr müßt Euch nicht verdrießen laſſen, daß ich Euch die Wahrheit ſage," fuhr der Alte fort. „Wer ſo lange dem Menſchen die Wichtigkeit beigemeſſen hat, daß ſich die Geſtirne nur wie ſeine Schickſale bewegen, muß ihm zuletzt doch ſo viel Werth laſſen, daß er vom Irrthum geheilt zu werden verdiene. Ich weiß wohl, daß es umſonſt iſt, was ich Euch ſage; aber wozu wäre dem Menſchen die Kunſt gegeben, in dem Geſichte ſeines Nächſten zu leſen, wenn er dieſe Schrift nicht auch laut leſen dürfte, wie jede andre? Welches Glücksſpiel habt Ihr gewählt? Denn dieſer Stirne iſt nicht zuzutrauen,

daß der Geiſt, welcher unter ihr wohnt, den Gewinn des Lebens mit Würfeln verſpielen möge. Ja, jetzt fällt mir's ein; damals fand ich in den Sternen geſchrieben, daß Euch ein Herzogthum beſtimmt ſey — "

Der Alte wurde von ſeinem Huſten unterbrochen, Jacques Pierre aber, jetzt erſt aufmerkſam geworden, ſetzte ſich wieder, um weiter zu hören.

Der Huſten des Kranken dauerte ziemlich lang, und der Neger näherte ſich während deſſelben mit einer Schale, die er aus dem Gefaß über dem Kohlfeuer gefüllt hatte. Jener nahm einige Schlucke des Getränks zu ſich, dann fuhr er fort:

„Spielt Ihr vielleicht um ein Herzogthum? — Und fürwahr," ſetzte er lebhaft hinzu, „je länger ich Euer Geſicht betrachte, deſto klarer wird es mir, daß etwas in Eurem Aug' iſt, das um nichts Geringeres zu ſpielen ſcheint. Auch das iſt ein Glücksſpiel; denn manchmal läßt der Zufall den Dolch abgleiten an der Bruſt, für die er beſtimmt war, um ihn gegen diejenige zu kehren, die ihm ſeine Richtung zu geben vermeint hatte. Oefters noch fliegt der Minengräber zuerſt mit ſeiner Mine in die Luft, und der Stolze, welcher das Volk zum Siege zu führen gedenkt, wird von ihm zum Galgen geſchleppt. Seht Ihr den Mann hier?" —

Indem der Kranke dieſe Frage that, kehrte ſich ſein glühendes Auge gegen ein Bildniß in Lebensgröße, das an der Wand hing, und er fuhr fort:

„Es war auch ein Glücksſpieler; nur ſpielte er um eine Krone und nicht um ein Goldſtück. Er gehörte einem

Haus an, in welchem das Spielglück einheimisch war. Aber fürwahr, das Glück allein hätte diese Söhne normännischer Bauern nicht auf Throne gehoben. Von dem Einen sagten die Zeitgenossen, daß er ein Löwe in der Schlacht, ein Lamm im Umgang und ein Engel im Rathe sey. Den Andern nannten sie einen Ulyß an Schlauheit und einen Cicero an Beredtsamkeit. Habt Ihr den Muth, Euch in einen Sarg verschließen zu lassen und als ein Todter ein großes Meer zu durchschiffen? — Dieser Mann that es und täuschte damit den ganzen feindlichen Orient. Aber ein schwerer Irrthum wär' es, wenn Ihr glaubtet, daß Tapferkeit und Klugheit, Sanftmuth und Strenge, Gewalt der Rede und Stärke des Willens genügten, um ein Herzogthum zu gewinnen? Dazu bedarf es Glück und mehr als Glück und alles Uebrige, das Nichts ist ohne Glück. Könnt Ihr lachen mit dem einen Aug' und weinen mit dem andern? Und dennoch müssen Wahrheit und Lüge wie unschuldige Zwillinge auf Euern Lippen sitzen. Ihr müßt im Staube kriechen wie ein Wurm, und wie ein Adler Euch zu schwingen verstehen von Eichenwipfel zu Eichenwipfel. Ihr müßt kein Mittel verschmähen, um Gold zusammenzuscharren, und müßt es wie Spreu wegwerfen mit vollen Händen. Ihr müßt Nichtswürdige loben und Rechtschaffene verleumden; Ihr müßt Euern Wohlthäter morden, Euern Freund verrathen und Euern Feind mit Wohlthaten überschütten. Ihr müßt über den Tod eines Sperlings weinen und mit lachendem Munde den Mordbrand in die reichste Stadt der Erde werfen können —

Und wenn Ihr alle dieſe Künſte verſteht, und wenn Ihr ſie getrieben habt ein ganzes Menſchenalter hindurch, ſo iſt das Glück doch im Stand, Euch im Augenblick den Rücken zu wenden, wo Ihr nur noch die Hand nach dem Herzogshut ausſtrecken zu dürfen glaubet, und Euch den Strick um den Hals zu legen, wenn Ihr eben den Fürſtenmantel umzuwerfen meinet — "

Jacques Pierre ſtand erſchüttert auf.

„Bleibt," fuhr der Alte fort, deſſen Stimme mit ſeiner ſteigenden Heftigkeit an Stärke gewonnen und nun die vollſte Mannskraft erreicht hatte; „ſeit ich den Menſchen keine Täuſchungen mehr ſage, kommen ſie nicht mehr zu mir; drum ſoll es dem, der eine Ausnahme macht, deſto beſſere Früchte bringen! Sehet dieſen Mann an — "

Er richtete ſeine Augen von Neuem nach dem Bilde. Es war ein hiſtoriſches Portrait, wie man auf den erſten Blick ſah, und ſtellte einen Kriegsmann aus den Zeiten der Kreuzzüge in ſeiner natürlichen Größe dar. Der Ausdruck von Kraft und Gewandtheit war auffallend in dem eingezogenen Unterleib, in den gedrängten Lenden, der ungewöhnlichen Breite von Bruſt und Schultern und der Kürze von Hals und Armen. Seine Geſichtsfarbe war von blendender Weiße, und auf den Wangen lag das friſcheſte und geſündeſte Roth. Der fuchsfarbige Bart und das goldgelbe Haar verriethen den nordiſchen Urſprung, und der kurze Schnitt des Letztern, welches nur bis an die Ohren reichte, gehörte weit früheren Sitten an. Wilder Muth und Kühnheit, die von keiner

Gefahr weiß, strahlten aus den blauen Augen, und die wohlgeformte breite Nase ruhte auf gewaltigen, weit geöffneten Flügeln, denen man die leichte Beweglichkeit in Stolz und Zorn wohl ansah. Hinter ihm stand ein offener Sarg, und es schien kein Zweifel, daß damit der Mann selbst bezeichnet werden sollte, welchen das Bild darstellte. Unsern Lesern ist nicht unbekannt, was man von Boëmund, dem Sohne Robert Guiscards, erzählt, daß er nach dem Verluste von Antiochien, in einen Sarg verschlossen, die Reise von der Küste Syriens bis nach Frankreich, mitten durch die griechischen und sarazenischen Flotten hindurch, zurückgelegt habe, um Hülfe zu suchen für die wankenden Angelegenheiten der Christen im heiligen Lande. —

„Sonderbar!“ fuhr der Kranke fort, indem er sein Haupt erhob und es langsam, wie mit Verwunderung, schüttelte. „Welche Aehnlichkeit! und doch wieder welche Unähnlichkeit zwischen diesem Bild und Euch! Ihr habt keinen Zug von dem harten, unbeugsamen und heftigen Sinne, der aus diesen Mienen spricht! Euer Haar, Euer Bart ist schwarz, Eure Gesichtsfarbe braun, und Euer Auge spielt zwischen Blau und Grün und Grau, ohne daß man einer Farbe den Vorzug geben kann. Und doch — es ist Euer Gesicht — es ist diese Haltung mit dem gebückten Haupt — Ihr seyd ein Seemann, und Boëmund war ein Krieger, der auf dem Streitroß lebte — ja, so ist's, Ihr seyd aus der Normandie, und Boëmunds Vater war auch dort. — Sonderbar! — Sonderbar! — Laßt Euch rathen und gebt das böse Spiel

auf! Je länger ich Euch anſehe, deſto gewiſſer wird es mir, daß Ihr ein gefährliches Spiel ſpielet, und daß Ihr es verlieren werdet! Laßt Euch warnen von mir! In Eurem Geſicht wohnt Unglück, großes Unglück für Andre, größeres für Euch ſelbſt, und ein gutes Ende nimmt Euer Leben nicht, wenn Ihr es nicht völlig ändert! Wer weiß, ob es jetzt nicht ſchon zur Umkehr zu ſpät iſt? Eilet, o eilet! Die Hölle hat Euch ein Phantom von Glück und Größe vorgegaukelt; fliehet, fliehet aus dieſem Palaſt, aus dieſem Lande! Verberget Euch vor der Welt, vor Euch ſelbſt, ſonſt — "

Die Rede des Kranken war zuletzt ganz heftig geworden. Der Ton ſeiner Stimme hatte eine Gewalt und einen Ausdruck, und ſein Aug' eine wahre Flammenglut gewonnen, daß er einem Inſpirirten gleich ſah. Aber auf einmal war auch ſeine Kraft erſchöpft, und er fiel in einen krampfhaften Huſten. Der Neger ſprang herbei und hob ihn mit dem Arm unter der Schulter etwas in die Höhe. Jacques Pierre, den die unerwartete Warnung tief erſchüttert hatte, wurde durch den Zuſtand des Kranken doppelt ergriffen und wollte gleichfalls Hand anlegen zu ſeiner Hülfe. Aber der Neger winkte ihm nach der Thüre, ſo daß ihm kein Zweifel über das Bedürfniß des Leidenden übrig blieb. Er eilte hinaus, und, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie er dahin gekommen war, ſah er ſich auf einmal mitten auf der Plattform des Palaſtes, und die ganze herrliche Welt dieſes Meerbuſens vor ſich liegend. Und ſo plötzlich war Alles anders geworden um ihn, daß er ſeinem Gedächtniß über die Scene, von der

er kam, mißtraut haben würde, wenn er eben so schnell der innern Bewegungen, die seine Brust durchströmten, entledigt worden wäre.

Heftigen Schrittes wandelte er die Plattform hinunter, als auf einmal der Schall des Hufschlags in seine Ohren fiel. Da zugleich die Trompeten mehrerer Seitenwachen ertönten, und ein Blick hinüber auf den runden Thurm vom Castel nuovo ihm die aufgezogene Flagge zeigte, welche die Anwesenheit des Vicekönigs bezeichnete, so durfte er nicht zweifeln, daß der Herzog eingetroffen war.

Dennoch konnte er sich nicht gleich entschließen, hinunter zu gehen und um Gehör zu bitten. Die Worte des Alten klangen noch ängstlich in seinem Innern nach, und er fürchtete in der That, durch eine Unterredung mit dem Vicekönig seinem Schicksal in einem Augenblick näher gerückt zu werden, wo sich ihm die Nothwendigkeit, derselben auszuweichen, so warnend aufgedrungen hatte. Mit großer Heftigkeit wandelte er auf und nieder, und wenn es auch allmählich ruhig wurde in seinem Innern, so ließ doch die Abneigung, sich dem Herzog zu nähern, nicht in demselben Maße nach. In der That, Jacques Pierre wäre für die Plane des unternehmenden Spaniers verloren gewesen, hätte Dieser nicht in des Capitäns Herzen einen Fürsprecher gehabt, dem auch die kraftvollsten Menschen selten zu widerstehen vermögend sind.

Wie wenig bedarf die Liebe, um auch ein festeres Gebäude, als das eine so kurze Besinnung hier aufgeführt, in einem einzigen Augenblick umzustürzen! Jacques

Pierre's Auge traf auf einmal die Spitze des Molo mit den gewaltigen Steinmaſſen, welche ſich zu ſeinem Schutz aufthürmten, und eben ſo ſchnell waren auch alle Zweifel gegen das Glück ſeiner Zukunft verſchwunden. Wer möchte Rettung aus dem Sturm über dieſe Felſen weg für möglich halten? Soll Der, dem ſie gelungen iſt, ſeine Plane nicht höher tragen? „Fieberträume eines Kranken," rief er aus, „wie ſollen ſie mich auf der Bahn der Liebe, der Macht und des Ruhmes aufhalten?" —

Und hinunter ſtürmte er die Treppe nach der heftigen Weiſe, die ihm eigen war, wenn er einen Entſchluß gefaßt hatte, und betrat das kleine Vorzimmer, in welchem man ſich zu den Privat-Audienzen bei dem Vicekönig meldete. Er fand hier einen franzöſiſchen Offizier, den er früher zuweilen mit Laverrière geſehen hatte, und der, wie er wußte, vor wenigen Monaten von dem Vicekönig verſendet worden war. Jacques Pierre, der ſich noch in ziemlicher Aufregung befand, fühlte ſich durch die zurückſtoßende Förmlichkeit verletzt, die er in dem Benehmen des Mannes zu bemerken glaubte, und fragte ihn mit kurzen Worten, ob er ihn bei dem Vicekönig melden könne?

„Der Herzog iſt ſo eben erſt von der Jagd zurückgekommen," ſprach der Offizier, „und könnte kaum die Kleider gewechſelt haben, wenn die Depeſchen, die ich mitgebracht, Sr. Excellenz auch Raum ließen, daran zu denken. Was gibt es Neues aus Frankreich, Herr Landsmann?"

„Was weiß ich?“ erwiederte Jacques Pierre trocken; „ich meine, Ihr müßt inzwiſchen den Grenzen unſeres Vaterlands wenigſtens ſo nahe geweſen ſeyn, als ich den Küſten von Macedonien.“

„Weiß ich denn ſelbſt noch, wo ich war? Und wenn ich es wüßte, geziemte mir, es zu ſagen? Iſt man nicht allein Herr eines Geheimniſſes, ſo thut man am beſten, es zu vergeſſen. Nescias, quod scis, si sapis, pflegte mein unſterblicher Gönner und Lehrer, der Cardinal d'Oſſat, zu ſagen, und der Herr Marſchall von Lesdiguières, den ich, wenn auch nicht meinen Lehrer, doch meinen Gönner nennen darf, rieth noch kürzlich einem jungen Edelmann in meiner Gegenwart, er ſolle ſich die italieniſche Sprache zu eigen machen, und wär' es auch nur dem Sprüchworte zu lieb: chi parla semina, chi tace raccoglie.“

„Befolgten wir Beide dieſen Grundſatz,“ ſagte Jacques Pierre verdrüßlich, „ſo würde unſre Unterhaltung bald ein Ende haben.“

„Es iſt auch nicht gemeint, daß Jedermann denſelben anwenden ſoll. Der Herr Marſchall wollte ſagen: wer zu wichtigen Sendungen und Unterhandlungen gebraucht wird, müſſe ſich im Reden wohl in Acht nehmen. Jedes Wort, das er ſpreche, ſey ein ausgeworfenes Samenkorn, von dem man nicht wiſſen könne, wie es aufgehen werde; durch Schweigen hingegen erfahre man oft Dinge, welche man durch alles Nachfragen nie herausgebracht hätte.“

„Eure Weisheit in Ehren gehalten, Capitän Devernes;

aber ſagt mir, ob Niemand in der Näh' iſt, der mich bei dem Herzog melden kann."

„Verſucht es jetzt nicht, Herr Landsmann; ich ſag' Euch, Seine Excellenz nimmt Euch nicht an. Ich denke, mein Freund Laverrières muß es wohl wiſſen."

„Iſt Laverrières da?"

„Ihr kennet dieſen Hof nicht zum Beſten, Herr Landsmann, wenn Ihr glaubet, mein Freund Laverrières dürfe ſich eine halbe Stunde aus der Nähe Seiner Excellenz entfernen."

„Dann hat ſich dieſer Hof entweder ſeit zwei Tagen verändert, oder Ihr kennet ihn nicht. Ich verſichere Euch, Laverrières hat Wichtigeres für den Herzog auszurichten, als ſeinen Thürhüter zu machen, und welche Depeſchen Ihr auch mitgebracht haben möget, ſo legt ſie der Vicekönig auf die Seite, um mich zu ſprechen, wenn ich mich melden laſſe."

„Ihr führet eine zuverſichtliche Sprache, Herr Landsmann," entgegnete der Andre ſpöttiſch, „fürwahr eine ſehr zuverſichtliche Sprache. Adsint dei beati! Es ſoll mich für Euch freuen, wenn ſie durch die Gunſt Seiner Excellenz beſtätigt wird."

„Ihr könnt Euch ſogleich ſelbſt davon überzeugen —"

„Iſt das nicht die Stimme des Capitäns Jacques Pierre?" rief der Herzog in ſeinem aufgeweckten Tone, indem er halb ausgekleidet den Kopf aus der Thüre ſteckte. „Kommt doch, mein tapferer Freund!" —

Der Capitän folgte dem Herzog in das Cabinet,

ohne das lange Gesicht zu bemerken, das er hinter sich zurückließ.

„Wir sehen schon," begann der Vicekönig, „Deveynes hat Euch mit seinen Umständlichkeiten die Zeit lang gemacht. Laßt es Euch gefallen, und tröstet Euch mit uns. Wer große Dinge vorhat, bedarf auch kleiner Leute."

„Besonders brauchbarer," sagte Jacques Pierre.

„Wie? Haltet Ihr Deveynes nicht dafür? Zu dem, wozu wir ihn brauchen, paßt er ganz vortrefflich. Er kommt von dem Marschall Lesdiguières, an den wir ihn geschickt, und wir denken ihn dahin zurück und selbst nach Paris zu senden. Bei den Großen Eures Landes besteht die Hälfte des Verstandes und der Geschäfte in leeren Worten und Förmlichkeiten, und in sofern paßt er ausnehmend für sie. Zudem füllen wir die andre Hälfte dieses Mannes mit unsern Instructionen aus. Freilich spricht er viel; wenn Ihr aber die hohlen Redensarten davon abzieht, so bleibt wenig mehr übrig, als ihm aufgetragen ist. Was können wir weiter verlangen? Nach Spanien werden wir ihn gewiß nicht schicken; in unserem glücklichen Vaterland besteht der Verstand im Schweigen. Nach Rom paßt er nicht besser; denn dort sind die ernsthaften Narren an der Spitze der Geschäfte und treiben die Kunst, mit vielen Worten nichts zu sagen, so systematisch, daß dieser unser außerordentlicher Botschafter nicht neben ihnen aufkommen könnte. Aber bei Sanct Momus, Capitän, Ihr seyd milzsüchtig geworden, während wir die Schweine des Cardinalerzbischofs

gehetzt haben. Wie kommt Ihr zu dieſen Wolken auf Eurer Stirne?“

„Gnädiger Herr, es iſt mir ein großes Unrecht widerfahren in Neapel.“

„Wie ſo, Capitän?“ fragte der Herzog verwundert.

„Ich brachte eine Verwandte in einem Kloſter dieſer Stadt auf einige Tage unter, und nun weigert man ſich, ſie mir wieder auszuliefern.“

„Dieß iſt ein ſchlimmer Fall!“ ſprach der Herzog mit einer Ernſthaftigkeit, der man die Uebertreibung wohl anſah.

„Ich habe auf Eure Hülfe gerechnet, gnädigſter Herr — “

„Ihr könnt auch überall darauf rechnen, wo der weltliche Arm ausreicht; aber in geiſtlichen Sachen, Capitän — Kaiſer Karl ſelbſt hat die Finger daran verbrannt, und ſein großer Sohn Philipp demüthigte ſich nicht vor Gott, wohl aber vor dem Pabſt und ſeiner Geiſtlichkeit.“

„Wie? Der Herzog von Oſſuna, von dem die Welt ſagt, daß nichts zu kühn und zu ſchwierig für ihn ſey, als das Unmögliche, ſollte ſich durch einen Zuckerwerkvicarius in ſeiner Gewalt beſchränken laſſen?“

„Ah,“ ſprach der Vicekönig lachend, „habt Ihr auch ſchon die Bekanntſchaft dieſes merkwürdigen geiſtlichen Würdeträgers gemacht? Ihr müßt geſtehen, Capitän, ein Amt der Art iſt doch nur in einem Lande möglich, wo die Heiligen nichts Beſſeres zu thun wiſſen, als ihr Blut abwechſelnd eintrocknen zu laſſen und

wieder flüssig zu machen! Was spricht der hochwürdige Herr Zuckerplätzchenvicarius?“

„Morgen, läßt er mir sagen, will er sich meine Angelegenheit von mir selbst vortragen lassen —“

„So? Nun, dann könnt Ihr Euch nicht beklagen. So lange werdet Ihr Euch doch wohl gedulden können. Wenn er nur alsdann zu Euern Gunsten entscheidet. Aber das ist es eben, wofür uns bang ist. Ist Eure Verwandte hübsch, wie sich wohl aus Eurer Sorge für sie schließen läßt, so wird er es an Schwierigkeiten nicht fehlen lassen. Diese Pfaffen sind so bemüht, dem himmlischen Bräutigam hübsche Bräute zu verschaffen, als ob es ihm auf ganz andre Dinge als auf Tugend und Frömmigkeit ankäme. Und dann wißt Ihr ja auch, daß auf die ganze Hierarchie paßt, was man von der Republik von Venedig sagt: sie läßt nichts mehr fahren, was sie einmal in ihren Klauen hat.“

„Aber, gnädigster Herr, wie soll ich den Dogen mitten aus dem Palaste von San Marco herausholen, um ihn zu Euern Füßen zu schleppen, vermöget Ihr selbst mit königlicher Gewalt nicht einmal ein armes Mädchen aus einem Kloster von Neapel zu befreien?“

„Wie, Capitän?“ sagte der Vicekönig mit steigender Lustigkeit; „habt Ihr nie gehört, daß alle Könige von Griechenland zehn Jahre mit ihrer ganzen Kriegsmacht vor einer Stadt gelegen haben, um einem armen Hahnrei wieder zu seiner Hausehre zu verhelfen? Dafür reichte eine Handvoll Abenteurer hin, die ihr Schiff zur Abwechslung auf die Schultern nahmen, um das goldene

Vließ zu entführen. Und Ihr müßt doch gestehen, wenn es auch nicht mehr werth war, als dieses hier, — "

Mit diesen Worten griff der Herzog an den Orden vom goldenen Vließ, den er noch um den Hals hängen hatte, —

„so war es doch immer besser, als ein Weib, das über zehn Jahre mit einem Andern gelebt hat." •

„Ihr treibt Euern Scherz mit mir, gnädigster Herr —"

„Bei allen Heiligen von Spanien und Portugal, wir sprechen höchstens wie ein Fürst, der nicht verliebt ist. Aber tröstet Euch, Capitän; wir wissen Euch wenigstens mit einem guten Rathe zu helfen. Und das ist hier vielleicht mehr, als Euch auf den ersten Wurf bedünken mag — "

Der Capitän blickte verdrüßlich zu Boden und schwieg; der Herzog aber fuhr fort: „Unser Rath ist, Ihr wendet Euch wegen Eurer schönen Verwandten an Spinelli — "

„Wie soll ich Ew. Excellenz verstehen?" fragte Jacques Pierre, einen Schritt zurücktretend, mit dem höchsten Ausdruck von Verwunderung und Mißmuth. „Ich soll mich an den Residenten des Staats wenden, dem Ihr den Untergang geschworen, um einen Dienst von ihm in einem Lande zu erhalten, das Ihr mit souveräner Gewalt regiert? Bei meiner Ehre, gnädigster Herr, Euer Scherz ist eben so grausam, als demüthigend."

„In allem Ernst, Capitän; nur auf diesem Wege können wir Euch helfen. — Ist Eure Verwandte nicht eine Griechin von Geburt?" setzte der Herzog nach einer

Pauſe hinzu, in welcher der Capitan ſtumm geblieben war, „und zwar von Corinth?“

Jacques Pierre ſah den Vicekönig überraſcht an und ſprach: „Wenn ich auch nicht begreife, woher Euch dieſe Nachricht gekommen iſt, gnädiger Herr, ſo begreif' ich noch weniger, was das Vaterland meiner Ge— meiner Verwandten dabei zu ſchaffen hat —“

Der Herzog brach in ein lautes Gelächter aus, und der Capitän wurde glühend roth vor Ueberraſchung und Aerger. —

„Wie? Sollt' Euch unbekannt ſeyn, daß Corinth zum venetianiſchen Gebiete gehört?“ ſagte der Vicekönig, nachdem er ſich ſatt gelacht hatte.

„Was kann mir dieß helfen?“ verſetzte der Capitän mürriſch.

„Ihr ſollt den Schutz des venetianiſchen Reſidenten für Eure Ge— Eure Verwandte,“ ſprach der Herzog, den Ton Jacques Pierre's nachahmend, „als venetianiſche Unterthanin anrufen. Spinelli wird alsdann unſern Schutz für ſie verlangen, und ſo werden wir helfen können.“

„Gnädigſter Herr, ich befand mich bisher in einem großen Irrthum“ —

„Wie ſo, Capitän?“

„Ich ſchmeichelte mir mit dem Gedanken, daß Ew. Excellenz mir wenigſtens eben ſo viel gewähren würde, als einem Mann, welchen Ihr den durchs Völkerrecht geheiligten Spion Eures größten Feindes zu nennen pfleget.“

„Wir müssen noch weiter gehen, Capitän," erwiederte der Herzog mit einer mühsam behaupteten Ernsthaftigkeit; „wir müssen in vollem Ernste wünschen, daß Ihr in ein förmliches Bündniß mit dem Residenten von Venedig gegen uns tretet, daß Ihr unsre Dienste verlasset und in die Dienste von Venedig übergehet. —"

„Noch wenige Tage sind es, gnädigster Herr," erwiederte Jacques Pierre mit Empfindlichkeit, aber mit Würde, „daß ich Euch um meine Entlassung gebeten und Ihr sie mir verweigert. Wenn Ew. Excellenz inzwischen Gründe für eine andre Entschließung gefunden, so würd' ich wenigstens so viel von Eurer frühern Gesinnung gegen mich ansprechen zu dürfen glauben, um meine Entlassung mit der Freiheit zu erhalten, wenn ich überhaupt noch einem andern Staate dienen will, nicht denjenigen zu wählen, mit dessen Verderben ich mich eine Zeit lang so ernstlich beschäftiget habe."

„Sagt mir doch, Capitän, wie nennt Ihr die große Glocke zu Rouen?"

Auf diese unerwartete Frage sah der Capitän den Herzog eine Weile an, als ob er eine Erklärung derselben erwartete; dann erwiederte er: „Georges Amboise" mit einem Verdruß, den er gar nicht zu verbergen suchte.

„Ganz richtig; Georges Amboise nannten sie sie. Wir hörten sie läuten, als wir in unserer Jugend durch die Normandie nach England reisten. Es war die erste Frage des guten Königs Jakob an uns: Audivitne dominatio vestra sonare tympanum magnum Ruauii?

Der gute Herr wußte mit all seiner Gelehrsamkeit nicht, daß Rouen im Lateinischen Rothomagum heißt, und wir waren eitel genug auf unsern noch frisch gefüllten Schulsack, um zu antworten: Audivimus sane Rothomagi, sed non Ruanii. Nun seht Ihr, Capitän, diesen Georges Amboise könnten wir wohl brauchen hier."

„Ich sollte meinen, daß in Neapel kein Mangel an Glocken wäre," versetzte Jacques Pierre in einem Tone von mißmuthiger Ungewißheit, wie er die Rede des Herzogs nehmen sollte.

„Allerdings, Capitän, der gewöhnlichen Glocken, wie der gewöhnlichen Menschen. Aber uns ist weder mit den Einen noch mit den Andern gedient." —

Der Capitän wußte gar nicht, was er auf diese Einfälle des Vicekönigs antworten sollte, und befand sich auch gar nicht in der Stimmung, leicht auf einen Scherz einzugehen. —

„Wir sind heute nicht sehr glücklich in der Kunst, uns verständlich zu machen," fuhr der Herzog fort; „sonst würd' Euch längst klar geworden seyn, daß uns eine Glocke, deren Schall bis nach Venedig dränge, noch lieber wäre, als der Georges Amboise."

„Bei meiner Ehre, gnädigster Herr; ich begreife immer noch nicht, was Ihr meint."

„Dann wollen wir es Euch sagen, Capitän. Unser Wunsch wäre, Ihr verließet unsern Dienst mit so viel Geräusch, daß man in Venedig davon spräche, wie man davon sprechen würde, wenn man dort auf einmal das Glockengeläute von Neapel hörte."

„Welche Ehre Ew. Excellenz für mich darin finden möchte, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich nicht Scharfſinn genug beſitze, um die nämliche Entdeckung zu machen.“

„Es iſt auch wahr; für einen Mann in Eurer Lage iſt das Räthſel zu weit ausgeſponnen. Ihr wünſchet ſchnell in den Beſitz Eurer Mündel zu kommen; denn das iſt ſie, wie wir aus Eurer gewiſſenhaften Sorge für ſie ſchließen müſſen. Ihr begebt Euch darum zu dem venetianiſchen Reſidenten und verlangt ſeinen Schutz für ſie, um ſie dem Kloſter zu entreißen. Der venetianiſche Reſident wendet ſich deßhalb an uns und ruft das Völkerrecht an. Wir laſſen dem Nonnenvicarius ungeſäumt die nöthigen Befehle zugehen, und die ſchöne Gefangene iſt frei. Alles dieß mag im Nothfall in vierundzwanzig Stunden abzumachen ſeyn.“

„Wär' es nicht kürzer, wenn Ihr dieſen Befehl ſogleich unmittelbar ergehen ließet, gnädigſter Herr?“

„Allerdings würde dadurch Euer Zweck erreicht; aber nicht der unſrige. Und da der unſrige im Grunde nur der Eurige iſt, ſo müßt Ihr Euch ſchon gefallen laſſen, in unſerm Sinne zu handeln.“ —

Der Herzog, der ſein Gefallen daran fand, Diejenigen, denen er wohl wollte, durch allerhand kleine Neckereien zu plagen, löste nun dem Capitän das Räthſel. Er hatte ſich, wie er ſagte, auf der Rückreiſe von Perſano den Plan erſonnen, wie er die Venetianer am beſten hinter das Licht führen könnte. Dieſes müßte auf folgende Weiſe geſchehen.

Jacques Pierre sollte den gezwungenen Aufenthalt seiner Geliebten in dem Kloster dazu benützen, um den Schutz von Spinelli, dem venetianischen Residenten zu Neapel, für sie, als Unterthanin des Freistaats, anzurufen. Bei dieser Gelegenheit müßte er sich zugleich über das despotische Betragen des Herzogs gegen ihn beklagen und seinen Entschluß durchblicken lassen, die neapolitanischen Dienste, aus denen ihm der Abschied verweigert wurde, heimlich zu verlassen und, wo möglich, gegen die venetianischen zu vertauschen. Spinelli würde diesen Gedanken mit Lebhaftigkeit auffassen, ihn ohne Zweifel in demselben bestärken und ihm vielleicht Anträge zum Eintritt in die Marine des Freistaats machen. In jedem Fall würd' er ihn gewiß mit Empfehlungsbriefen nach Venedig versehen, wenn er nur die Absicht äußerte, dahin zu gehen.

„Denn je länger ich es überlege," fuhr der Herzog fort, „desto unerläßlicher scheint es mir für unsern Plan, daß Ihr Euch selbst nach Venedig begebet und dort, wo möglich, Dienste nehmet. Ihr werdet dadurch nicht nur Gelegenheit erhalten, den Zustand der venetianischen Flotte und die gegenwärtigen Vertheidigungsmittel des Arsenals kennen zu lernen, sondern, was das Wichtigste ist, den größten Theil von den dreitausend Mann holländischer Kriegsleute, welche sich in der Stadt und Umgegend befinden, heimlich zu gewinnen. Ich habe die bestimmtesten Nachrichten, daß diese Leute höchst unzufrieden sind mit der Behandlung, die sie in Venedig erfahren. Es sind größtentheils Protestanten, und da

möget Ihr selbst ermessen, wie sie dort angesehen werden. Zudem glaubt man ihrer nicht mehr zu bedürfen und läßt es ihnen an Allem fehlen. Sie verbergen ihre Unzufriedenheit gar nicht, und so plagt man sie auch noch mit Mißtrauen. Wir werden Euch mit so viel Geldmitteln ausrüsten, daß Ihr nicht nur diese Holländer, sondern auch noch einige Hundert der entschlossensten Uscheken gewinnen könnet. Das sind die Minen, Capitän, die Ihr in Venedig selbst graben sollt. Ist die Zeit gekommen, sie springen zu lassen, so erscheint meine Flotte vor den Lagunen. Ihr führet sie hinein, während die Holländer mitten in Venedig selbst losbrechen, und alle Aufmerksamkeit nur auf sie gerichtet ist. Habt Ihr uns verstanden, Capitän?"

„Ich glaub' Euch zu verstehen, gnädigster Herr. Der Plan hat viel Zweckmäßiges, und ruht er gleich hauptsächlich auf meinem Halse, so will ich meinen Dienst doch nicht verweigern, ohne die Sache zuvor näher in Ueberlegung genommen zu haben. Nur kann ich jetzt schon bemerken, daß mir eine Stelle darin angewiesen ist, wo ich der Hauptsache nicht mehr Meister und des Erfolges auch nicht gewiß bin — "

„Nun?" fragte der Vicekönig, begierig auf die Antwort des Capitäns.

„Darf ich wissen, gnädigster Herr, wer die Holländer kommandiren soll, die den Schlag in der Stadt zu führen haben?"

„Wer anders, Capitän, als Ihr?"

„Ew. Excellenz hat mir aber das Geschäft ange-

wiesen, zu gleicher Zeit Eure Flotte durch die Lagunen zu führen. Beides läßt sich nicht so leicht vereinigen, wie die Hülfe, die ich bei Spinelli suchen und bei Ew. Excellenz finden soll."

„Das wird sich in der Ausführung schon ganz anders stellen," erwiederte der Vicekönig verdrüßlich. „Die Hauptsache ist, daß die Venetianer im nämlichen Augenblick von Innen und von Außen angegriffen werden. Man bestimmt die Zeit genau, in der die Operationen der Flotte und die Bewegungen der Holländer in der Stadt beginnen müssen; man verständigt sich durch Signale, und so kann es nicht fehlen — "

„Gnädigster Herr, Seeoperationen sind von Wind und Wetter abhängig — "

„Ich dachte, Ihr kenntet die Lagunen auf das genaueste" — unterbrach ihn der Herzog trocken.

„Ich glaube sie auch allerdings so weit zu kennen, um eine Flotte, wenn es nicht gerade das stürmischste Wetter ist, sicher in den großen Kanal zu führen. Aber für die Zeit kann ich nicht haften, gnädigster Herr. Diese hängt vom Wind und selbst von den Schiffen ab. Was ein Andrer leistet, gnädigster Herr, das leist' ich auch; aber das Unmögliche — "

„Wißt Ihr schon, Excellenz, daß der alte Hexenmeister am Ende doch zur Hölle gefahren ist? Ich sagt' es Euch ja immer, daß für den Tod kein Kräutlein gewachsen ist." —

Mit diesen Worten war eine kurze, dicke Figur, wie eine holpericht Kugel, in das Kabinet herein gerannt.

Nach ihrem Anzuge zu urtheilen, ſchien es ein Mittelding zwiſchen Bereiter und Lakaien. Ein plattes Geſicht, eine kurze, oben rund herausgewölbte Stirne und ein Mund, der faſt von einem Ohr zum andern reichte, vollendeten das Burleske, was in dem Tone, dem Gang und der Haltung dieſer Perſon lag. —

„Was hat Dir der Alte gethan, Sancho, daß Du ihn ſo ohne Umſtände in die Hölle ſchickſt?“ fragte der Herzog, froh, wie es ſchien, das Geſpräch mit Jacques Pierre abbrechen zu können.

„Was er mir gethan hat, Excellenz? Ei, ich werde mir auch ſchon etwas thun laſſen von Jemand, ich! Wofür wär' ich denn in Euern Dienſten? Kennet Ihr das Sprüchwort nicht: man ehrt den Hund um des Herrn willen? Aber böſe Dinge trieb er; dafür ſteh' ich Euch, gnädigſter Herzog. Man brauchte nur die Zauberzeichen anzuſehen, die bei ihm an allen Wänden hingen. Bei unſrer lieben Frau vom Monſerrat! Ich bin froh, daß ihn der Satan geholt hat. Iſt die Schlange todt, iſt auch das Gift todt, ſagt man im Sprüchwort.“

„Du biſt ein ſo unverſchämter Lumpe, Sancho, als Dein Vetter im Dienſte des Ritters von der traurigen Geſtalt,“ ſprach der Vicekönig. „Wie kannſt Du Dich unterſtehen, in ſolchen Ausdrücken von einem ſo grundgelehrten Manne zu reden? — In der That, Capitän,“ ſetzte der Herzog gegen Jacques Pierre gerichtet hinzu; „der alte Manſio Cuerdos war ein wahrer Schatz von Wiſſen. Nur Schade, daß er taub war, und man ihn nicht fragen, ſondern nur anhören konnte.“

„Das iſt's ja, was ich ſage, Excellenz," fiel Sancho ein; „der Teufel weiß viel, weil er alt iſt, lehrt das Sprüchwort."

„Ich wollte, daß es ein Sprüchwort gebe, das ſich Dir wie eine Hetzpeitſche verſtändlich machte, Burſche," ſprach der Herzog. „Es ſollte Dir um die Ohren klingen, daß Dir Hören und Sehen verginge! Meinſt Du, ein Eſel würde klüger dadurch, wenn er mit nichts Andrem, als mit Sprüchwörtern gefüttert würde?"

„Au weh!" ſeufzte die Carricatur, indem ſie, ſich hinter den Ohren kratzend, auf einem Bein umkehrte und nach der Thüre lief: „Wenn ein gutes Sprüchwort nichts mehr gilt, dann ſind die Prügel gewiß nicht ferne." —

„So wär' er todt, der Alte!" ſagte der Vicekönig wehmüthig; „armer Manſio Cuerdos! Und das glühendſte Auge, welches die Welt je geſehen, iſt erloſchen, und die Wiſſenſchaft der Zukunft, und die Kunſt, im Antlitz der Menſchen zu leſen, iſt geſtorben mit Dir! —"

„Wie, gnädigſter Herr? Glaubt Ihr in allem Ernſt an dieſe Charlatanerien?"

„Was nennt Ihr Charlatanerien, Capitän? Was ſeinen Zweck erreicht, kann man nicht Charlatanerie nennen. Ich ſchwöre Euch, der Mann hat nie ein Wort geſprochen, das ſein Ziel nicht erreicht hätte."

„Wenn er aber ſelbſt nicht an ſeine Worte glaubte, wie ſollen Andre daran glauben?"

„Wie könnt Ihr das wiſſen?"

„Ich komme von ihm, gnädigſter Herr. Er ſprach

wie ein Inſpirirter mit mir, und was er mir ſagte, war Verachtung der Kunſt des Horoſkopſtellens."

„Und welchen Eindruck machte es auf Euch, Capitän? Das bekennet uns; dann werden wir Euch ſagen können, wie es gemeint war. Es iſt kein Geheimniß für uns, daß er ein Herzogthum für Euch in der Zukunft geſehen —"

„Er warnte mich, an dieſes Horoſkop zu glauben, und las in meinem Geſicht, daß jeder Verſuch der Art ein böſes Ende für mich nehmen würde."

„Er las in Eurem Geſicht? Er ſagte es Euch und ſtarb?" ſprach der Herzog lachend. „So iſt er im Delirio geſtorben, Capitän. Sein Grundſatz, müßt Ihr wiſſen, war, nie zu ſagen, was er im Geſicht eines Menſchen las, oder, wenn er einmal davon ſprach, das gerade Gegentheil von dem zu ſagen, was er dachte. Wir kennen den Mann, wie ihn vielleicht Niemand gekannt hat. Er iſt ein altes Erbſtück unſeres Hauſes. Unſer Großvater hielt viel auf ihn. Kennet Ihr das Horoſkop, das er uns geſtellt, als wir zur Welt kamen?"

„Iſt es eingetroffen?" fragte der Capitän neugierig.

„Das ſollt Ihr ſelbſt beurtheilen. Die Sterne, ſprach Manſio Cuerdos, verſprechen dieſem Kind große Dinge. Es wird von ſeinem Monarchen einſt ſehr geliebt werden und dennoch auf der Bahn des Glücks viele Hinderniſſe finden. Sein Leben wird ein ſteter Wechſel von Böſem und Gutem ſeyn. Liebe und Haß gegen ihn werden ſich von allen Seiten zu überbieten ſuchen. Große Eigenſchaften und eine ſeltene Klugheit werden ſeine Zierden

seyn, und mit ihrer Hülfe mag ihm gelingen, das schwere Unglück zu vermeiden, welches sein Leben bedroht. — Dieß sprach er an meiner Wiege, Capitän, und ich kann sein Horoskop nicht Lügen strafen."

„Ich finde nur, gnädigster Herr, daß er es sich damit leichter gemacht hat, als mit meinem Horoskop. Er würde Recht behalten haben, wie es Euch auch ergangen wäre. Mir aber hatte er etwas Bestimmtes vorausgesagt, und es waren die letzten Worte vielleicht seines ganzen Lebens, die mich vor diesem Horoskope warnen."

„Und Ihr fühlet nicht, daß er seinen Scherz mit Euch getrieben, Capitän?"

„Bei meiner Ehre, in seinem Aug' und in seiner Stimme glühte der Ernst der Begeisterung, vor der alles Irdische nichts mehr ist!"

„Wir können Euch versichern, er machte sich über die ganze Welt lustig. Wir kannten ihn durch und durch, und darum sprach er offen mit uns. Uebrigens hat er sich gegen Euch auf eine Weise geäußert, daß er nothwendig Recht behalten muß —"

„Ich versteh' Euch nicht, gnädigster Herr —"

„Entweder trifft das Horoskop ein; dann hat er Recht behalten mit seiner Warnung. Und gewiß, wenn Ihr einmal ein Herzogthum habt, werdet Ihr finden, daß es andre wünschenswerthe Dinge gibt, welche man damit noch nicht besitzt. Trifft es aber nicht ein, so hat er Euch gewarnt; Ihr habt Euch warnen lassen, und habt die Umstände nicht benützt, die sich darboten, um das Horoskop in Erfüllung zu bringen. Versteht Ihr

uns nun, Capitän? Sagt uns jetzt auch, wollet Ihr wirklich auf Euer Herzogthum verzichten? Verzichten auf das Herzogthum Padua, oder Treviso, oder Istrien, oder Dalmatien, nach Eurer Wahl?" setzte der Vicekönig hinzu, als Jacques Pierre schwieg.

„Gnädigster Herr," erwiederte Dieser; „ein Herzogthum verschmäht Niemand, der es haben kann. Wer es aber mit der Gefahr gewinnen soll, statt die Herzogskrone auf das Haupt zu setzen, sich einen Strick um den Hals legen zu lassen, der besinnt sich erst, ob eine heile Haut nicht besser sey, als die Hoffnung auf einen Purpurmantel. Zu dieser Ueberlegung bitt' ich Euch um Frist und einstweilen um den Befehl an den Nonnenvicarius, wenn mir Ew. Excellenz den demüthigenden Schritt bei Spinelli ersparen will."

„Eine Hand wascht die andre, Capitän! Wenn wir Euch den Lohn für irgend einen Dienst schuldig geblieben sind, so sagt es uns, damit wir das Versäumte nachholen. Nun aber fodern wir einen Dienst von Euch, für den wir gewiß nicht lang Euer Schuldner bleiben werden. Ihr sollt es nicht bereuen; dafür sind wir Euch Bürge. Wollt Ihr aber die Freiheit Eurer Verwandten als eine Abschlagszahlung ansehen, so gedenken wir sie noch mit einer Zugabe zu begleiten, die, wenn auch nicht einen höhern, doch gewiß einen dauerndern Werth in Euern Augen haben wird" —

„So hätt' ich mich denn doch nicht betrogen —"

„Worin, Capitän?"

„Ich bin in dem Kloster der Schwester Orsola auf

eine Weiſe überraſcht worden, daß die Veranſtaltung dazu nur Jemand möglich iſt, der nicht nur die Klöſter dieſes Landes, ſondern auch die Klöſter andrer Länder zu öffnen vermag.“

„In Wahrheit, Capitän; ſo viel Gewalt hätten wir dem Nonnenvicarius von Neapel nicht zugetraut! Drum wollen wir Räthſel um Räthſel nehmen und ſehen, ob wir das Eurige bei näherer Ueberlegung zu errathen im Stande ſind.“

„Ich werde mich daher nicht nur bei Spinelli, ſondern auch bei dem Nonnenvicarius zu bedanken haben, wenn mir das Räthſel von Ew. Excellenz Gewalt auf eine, für mich verſtändliche Weiſe gelöst werden ſollte.“ —

Mit dieſen Worten verbeugte ſich der Capitän ehrfurchtsvoll und verließ den Herzog, zum erſtenmal in ſeinem Leben, unbefriedigt. Dieſer bemerkte es wohl und rief nach Laverrières. An ſeiner Stelle erſchien Devoynes, um des Vicekönigs Befehle zu empfangen, da Niemand im Vorzimmer ſey, wie er ſeine Freiheit entſchuldigte.

„Iſt der Capitän fort?“ fragte der Herzog.

„Ich hatte Müh', einige Worte von ihm zu gewinnen, gnädigſter Herr. Er ſchien ſehr beeilt,“ erwiederte Devoynes.

„Euer tapferer Landsmann iſt verliebt bis an die Ohren — “

„Die Alten ſagten in dieſem Fall: Jyuge trahitur, und ich möchte, daß es nicht auf ihn paßte.“

„Wie ſo, Devoynes?“

„Wenn ich in dieſem Punkt eine Meinung haben dürfte, ſo müßte ich fürchten, daß ihn dieß um Ew. Excellenz Vertrauen bringen könnte. Amantes amentes sunt.“

„Im Gegentheil; wir finden in ſeiner Liebe eine Bürgſchaft weiter für ſeine Treue. Und das war es, was uns bisher gefehlt hat. Bei einem Manne, deſſen Handen die ganze Macht eines Königreichs anvertraut werden ſoll, kann man nicht Sicherheit genug gewinnen.“

„Ja wohl, gnädigſter Herr; und in Wahrheit, es iſt manchmal das Bedenken in mir aufgeſtiegen, ob Ihr Euch wirklich auf dieſen Mann verlaſſen könntet.“

„Habt Ihr irgend einen Grund, ihm zu mißtrauen, Devcynes? — frei heraus mit der Sprache!“ ſetzte der Herzog hinzu, als der Andre zu zögern ſchien.

„Ich könnte gerade nicht ſagen, daß mir etwas Nachtheiliges von ihm bekannt ware, gnädigſter Herr —“

„Das glauben wir; ſonſt würdet ihr es uns früher ſchon gemeldet haben. Wenigſtens durften wir dieß von Euch erwarten. Oder haltet Ihr ſeinen Charakter für verdächtig?“

„Gnädigſter Herr, dieſer Mann iſt aus der Normandie, und die Bewohner der Normandie ſtehen bei uns Andern in einem Rufe, den man nicht gerade den beſten nennen kann.“

„Was habt Ihr gegen ſie?“

„Ich, gnädigſter Herr? Nicht das Geringſte. Die vox populi im ganzen übrigen Frankreich nennt ſie vielmehr klug und ſcharfſinnig über die Maßen, aber —“

„Nun so lasset das verdammte Aber los. Ich weiß nicht, was mir widerwärtiger wäre, als die Urtheile, die sich um ein Aber drehen. Dieses verdammte Wort ist der gewöhnliche Schild, hinter dem sich Haß und Neid verstecken.“

„Man sagt, sie seyen jähzornig und händelsüchtig —“

„Schlimme Eigenschaften für einen Mann, der eine große Unternehmung geraume Zeit in der Stille vorbereiten soll! Aber von diesen Fehlern hat uns der Capitän Jacques Pierre immer am freisten geschienen. In den verschiedenartigsten Geschäften, zum Theil von sehr zarter Natur, wozu wir ihn nicht ohne gute Absicht gebrauchten, haben wir ihn stets besonnen und verträglich und, wenn auch augenblicklich auffahrend, doch nie über die Grenzlinie des Anstandes, der guten Sitte und der Verhältnisse, wie sie gerade lagen, wegschreiten sehen. Eher möchten wir ein gewisses rechthaberisches Wesen, ein zu starkes Selbstgefühl an ihm tadeln. Indeß ist dieß auch ein guter Panzer gegen die Verführung zu Handlungen des niedrigen Eigennutzes und des schändlichen Verrathes, und so wollen wir uns diesen Fehler schon gefallen lassen.“

„Gewiß, Ew. Excellenz, es ist ein Mann von dem feinsten Ehrgefühl und von einem großen Sinn für das Schickliche. Darum erscheint es wahrhaft räthselhaft, daß er sich in so schlechter Gesellschaft gefallen kann. Wenigstens sollte man erwarten, daß ihm das Wort noscitur ex socio nicht unbekannt wäre.“

„Wie so, Deveynes? Davon ist uns nichts bekannt.“

„Ew. Excellenz steht auch zu hoch, um Menschen,

wie der alte Renault, zu kennen. Zudem nimmt er ſich zuſammen, ſo gut er es vermag, wenn er vor Ew. Excellenz tritt; aber ſonſt, gnädigſter Herr — es iſt der niedrigſte Trunkenbold und der heilloſeſte Spieler, welcher jemals zwiſchen dem Molo und der Straße von Toledo hin und her gewandelt iſt."

„Beim Himmel, das will viel ſagen, und Ihr möget allerdings zwei Haupteigenſchaften des Mannes treffend genug bezeichnet haben. Dennoch habt Ihr eine vergeſſen, von der wir glauben, daß ſie für den Capitän Jacques Pierre die weſentlichſte iſt. — "

„Ew. Excellenz beliebt zu ſcherzen; und in der That mag die Schuldenmacherei diejenige Eigenſchaft des alten Trunkenbolds ſeyn, welche den Capitän am nächſten angeht."

„Ihr trennet zwei Eigenſchaften, die zuſammen gehören. Der Spieler iſt auch ein Schuldenmacher, und iſt er noch ein Trunkenbold dazu, ſo hat es nur die Folge, daß ſich ſeine Schulden in zwei Hauptklaſſen theilen, nämlich in Spiel- und in Trinkſchulden. Uns will bedünken, Ihr habet den Capitän Jacques Pierre nicht richtig aufgefaßt, Deveynes."

„Ich unterwerfe mein Urtheil Ew. Excellenz höherer Einſicht. Ich kann es um ſo zuverſichtlicher thun, da mein Irrthum nur zu Eurem Nutzen gereichen kann."

„Der Capitän," fuhr der Herzog fort, „iſt einer von den Menſchen, welche man nicht mit dem gewöhnlichen Maßſtab meſſen darf. Dergleichen Köpfe haben einen Reichthum in ſich, daß ſie ſolcher Lumpen an Geiſt, die von ihren Einfällen wie von ihrem Beutel zehren,

ordentlich bedürftig sind. Dieser alte Trunkenbold mag in dem einen Augenblick einen Fußtritt und in dem andern eine handvoll Zechinen von dem Capitän empfangen. Er ist sein Cloak, in das er die Ideen, die er verbraucht hat, die Wahrheiten, welche ihm zum Ekel geworden sind, hineinwirft. Ein anderesmal benützt er seine Verworfenheit; denn auch der ehrlichste Mann hat zuweilen solche Schurken nöthig, damit er die Hände nicht selber mit schlechten Dingen zu besudeln braucht. Zu allem diesem ist ihm der alte, triefäugige, der Wassersucht entgegen reifende Würfel-, Wein- und Maulheld gut genug. Und bei Sanct Jacob, der Kerl hat etwas Drollichtes, das uns selber auch Spaß macht. Er ist ein Sancho Pansa in seiner Art, und einen Sancho Pansa braucht jeder Mann von Verstand so gut, als die Blume der irrenden Ritterschaft."

„Aber das Geheimniß, gnädigster Herr, das Geheimniß —"

„Hole der Henker das Geheimniß! Das Geheimniß ist nur für Narren gemacht, für kluge Leute gibt es keines! An das wahre Geheimniß glaubt Niemand, und das falsche mag den Thoren zum Spielwerk dienen!" —

Mit diesen Worten trat der Vicekönig in sein Ankleidezimmer, und Deveynes verließ das Kabinet mit einem Gesicht, welches demjenigen nicht unähnlich war, womit er dem Capitän nachgesehen, als der Herzog denselben so vertraulich hineingerufen hatte.

(Ende des ersten Bandes.)

Die

neue Medea.

Ein Roman

von dem Verfaſſer des Scipio Cicala.

In drei Bänden.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.
1836.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenfi.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Jacques Pierre verließ den Palaſt des Vicekönigs und rannte fort mit der Heftigkeit, die ihm gewöhnlich war, ſo bald ihn irgend ein Gedanke mit beſonderer Macht ergriffen. Da fiel ſein unbeſtimmt irrendes Aug auf das Geſicht des Negers, welchen er in der Wohnung des kranken Manſio Cuerdos geſehen. Dieſer Anblick unterbrach die leidenſchaftliche Stimmung, worin er ſich befand, und hob auf einmal wieder die ganze Bedeutung jener Warnung empor in ſeiner Seele. Er hielt den raſchen Schritt an und trat zu dem Schwarzen, um einige Fragen der Theilnahme nach den letzten Augenblicken jenes ſeltſamen Mannes an ihn zu richten. Der Afrikaner ſchien ihn zu verſtehen; wenigſtens legte er den Kopf einen Augenblick auf die Schultern, ſenkte die Augenlieder, daß nur noch ein weißer Halbmond ſichtbar blieb, und drückte darauf auch dieſe noch mit dem Finger zu.

„Wenn Ihr das nicht verſteht," ſprach ein Laufer des Vicekönigs, welcher unter dem Thore ſtand, „ſo ſeyd Ihr eben ſo kurz von Begriff, als dieſer ſchwarze Heide von Gehör." —

Jacques Pierre maß den Unverſchämten mit einem großen Blick, welcher ſogleich verſtanden wurde; denn der Mann lenkte ein und fuhr fort:

„Nehmet mir nicht übel, Herr, ich kenne den Burſchen. Sie ſagen, er ſey taub und ſtumm dabei, wie eine Glocke, die keinen Schwengel hat. Es iſt Nichts, als Verſtellung. Wenn er etwas verſtehen will, ſo fehlt es ihm weder an Gehör, noch an Verſtändniß.“ —

Jacques Pierre glaubte dieß und ſagte dem Schwarzen einige Worte der Theilnahme, die derſelbe nur mit einem Bick erwiederte, worin eine Bitte zu liegen ſchien. Der Capitan mußte ihn jedoch nicht verſtanden haben; wenigſtens eilte er fort, ohne ſich weiter um ihn zu bekümmern.

Der venetianiſche Reſident wohnte auf dem Mercato nuovo, in dem bevölkertſten Quartier von Neapel, und der Capitan hatte ſomit eine Reihe von Straßen zu durchwandern, in welchen die meiſte Bewegung der Stadt herrſcht. Iſt es nicht gerade zur Mittagsſtunde der heißeſten Jahrszeit, ſo hat man faſt überall Mühe, durchzukommen, ja, es wird faſt unmöglich, wenn irgend ein ungewöhnlicher Waarentransport aus dem nahen Hafen, eine Prozeſſion oder eine Hinrichtung das Volk in größerer Menge nach dieſer Stadtgegend hingezogen hat. Jacques Pierre befand ſich indeß bereits nah' an der Mündung der Hauptſtraße, als er auf einmal in ein beſonders ſtarkes Gedränge gerieth. Man hatte für die Prozeſſion eines nahe bevorſtehenden Kirchenfeſtes, an welchem der Vicekönig ſelbſt Theil nehmen ſollte, ein

hohes Gerüste mitten in der Straße aufgeschlagen, und war eben damit beschäftiget, die Wände und Decken der Kapelle, die es darstellen sollte, mit Damast auszuschlagen. Die Prozession sollte vor dem Gerüst Halt machen, die Geistlichkeit eine Messe in der Kapelle begehen, und die vornehme Welt Plätze um den Altar herum erhalten. Die eine Seite, welche sich mit der Mündung der Straße gegen den großen Platz hinkehrte, blieb offen, damit der Blick vollkommen frei war auf die nahen und fernen Häuser mit dem ganzen festlichen Schmuck ihrer Balkone von bunten Teppichen, der luftigen Flaggen, die von jeglicher Zinne wehen, und der zahllosen, reich geputzten Zuschauer aus Fenstern, Thüren und Straßen, und selbst von den höchsten Dächern der Wohnungen herab.

Zu einem dieser festlichen Tage, an welchem man die großen Städte des südlichen Italiens sehen muß, um einen Begriff von einem ganzen freudetrunkenen Volke zu gewinnen, wurden in der Straße, in der sich Jacques Pierre mit größter Eile fortbewegte, die Zurüstungen gemacht, und er drängte sich eben mit der ganzen Menschenmasse zwischen dem Gerüste und den nächsten Häusern durch, als er auf einmal sehr unsanft und mit herkulischer Gewalt an dem Arm auf die Seite gerissen wurde. Schon glühte sein Gesicht von Zorn über den Unverschämten, der ihn so zu fassen gewagt, als unmittelbar neben ihm ein Balken niederstürzte, welcher den Arbeitern auf dem Gerüst entschlupft war. Die schwere Last schmetterte mehrere Menschen zu Boden, und der Capitän würde zuerst getroffen worden seyn, wäre

er nicht in dem gefährlichen Augenblick durch eine unbekannte Gewalt gerettet worden.

Faſt im nämlichen Moment erkannte er auch die Hand, die ſeinen Arm gefaßt hatte, und den Mann, dem ſie gehörte. Es war die Hand eines Negers, und der phantaſtiſch aufgeputzte Afrikaner von Manſio Cuerdos ſtand neben ihm. Er konnte keinen Augenblick ungewiß ſeyn, daß er dieſem ſeine Rettung verdankte.

In dem Gedränge, welches noch durch das Unglück von dem niedergeſtürzten Balken vermehrt wurde, war kein Raum zum Danken. Die Bewegung der Volksmaſſe riß den Retter und den Geretteten fort, und als der Capitän auf dem offenen Platz mehr Freiheit gewonnen, war der Neger ſeinen Augen entſchwunden.

Deſto ſtärker fiel ihm der Löwe in dem venetianiſchen Wappen auf, das in dem großen Schilde des gegenüberſtehenden Hauſes prangte. Er zeigte die Wohnung des venetianiſchen Reſidenten an und verkündigte die Vorrechte, welche das Völkerrecht jener Zeit allen geſandtſchaftlichen Perſonen in dem ausgedehnteſten Maß einräumte.

Jacques Pierre ſtand ſchon an der Thüre des damals ſogenannten venetianiſchen Palaſtes, da fiel ihm ein, daß er ganz außer Athem war, und ſeine Bruſt Zeit bedurfte, ſich einigermaßen zu erholen. Er trat daher mehrere Schritte zurück und lehnte ſich mit gekreuzten Armen an das marmorne Baſſin eines Springbrunnens, welcher eben in der Anlage begriffen und nahezu fertig war.

Seine Blicke richteten ſich von ſelbſt an dem Hauſe

hinauf, das vor ihm lag, während er sich mit Widerwillen auf die Worte besann, womit er den venetianischen Residenten täuschen sollte. Seine Aufmerksamkeit wurde durch eine arme Frau unterbrochen, welche sich ihm mit einem halbnackten Kinde auf dem Arme genahert hatte. Sie deutete mit der Hand nach dem Galgen, der noch von der gestrigen Hinrichtung auf dem Platze stand. Jacques Pierre begriff im Augenblick, daß sie durch dieselbe den Gatten und das Kind den Vater verloren hatte. Weniger gerührt, als zerstreut, griff er in seine Börse, zog einen Zechin heraus und reichte solchen der Unglücklichen. Sie besah das Goldstück mit Mißtrauen, als ob es Meissing wäre, und trat in eine nahe Bude, um den Wurstbandler zu fragen, welche Munze es sey. Da sie erfuhr, wie großmuthig sie beschenkt worden war, naherte sie sich dem Capitan auf's Neue, um ihm zu danken. Er hatte jedoch seine Blicke so fest auf das venetianische Wappen gerichtet, welches gerade vor dem großen Balkon des ersten Stockwerks hing, daß er die Frau nicht bemerkte. Sie wagte nicht, ihn zu unterbrechen, und trat erst, als er seinen Platz verließ und den Schritt gegen die Thüre des Palastes richtete, zu ihm heran und drückte ihm ihren Dank aus. Da das Kind zugleich die kleinen nackten Arme so vergnügt nach ihm ausstreckte, als ob es wüßte, was seine Mutter erhalten hatte, so konnte er es nicht über sich gewinnen, vorüberzueilen. Er erwiederte die zutrauliche Freude des Kleinen mit einer Liebkosung und gab der Mutter Zeit dadurch, ihr Wort bei ihm anzubringen.

„Geht nicht in das Haus, Herr, wenn ich Euch rathen darf,“ sprach sie. „Ihr müßt nicht einmal nach dem Balkon in die Höhe sehen. Es ist Euer Verderben — “

„Was meint Ihr?“ sagte der Capitän verwundert.

„Glaubet mir, Herr! Hier ist ein Netz, in welchem noch Jeder, der ihm nahe kam, hängen geblieben ist — “

„Ihr seyd im Irrthum mit mir, gute Frau; hier ist kein Netz für Fische meiner Gattung.“

„Ach, Herr, laßt Euch warnen; ich beschwör' Euch! Seit fünf Jahren sitz' ich hier an diesem Brunnen vom Morgen bis zum Abend, und Mancher hat nach diesem Balkon hinaufgesehen, und Mancher ist in dieses Thor hineingeschlüpft, wenn ihm ein Zeichen von oben gegeben wurde; aber Keiner hat ein gutes Ende genommen. Einen hab' ich niederstechen sehen unter dem Thore des Palastes selbst; einen Andern traf der Dolch beim Eintreten in die Straße dort, und Keinen, der öfters hier ein- und ausgegangen war, hab' ich nach einiger Zeit je wieder erblickt.“ —

Jacques Pierre lächelte über die Einfalt der Frau und sprach: „Laßt Euch das nicht irren, gute Frau Wer von Venedig kommt und nach Venedig geht, muß durch diesen Palast; könntet Ihr Eure Stelle ein Paar Tage auf dem Platze von San Marco nehmen, würdet Ihr die Meisten wieder sehen — “

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt, Herr. Denn wenn ich auch wie eine Bettlerin aussehe und mir mein Brot von guten Leuten erbitten muß, so ist es doch nicht

immer so gewesen. Aber Ihr kennet diese griechischen Weiber nicht. Eine Venetianerin ist sie nicht, sondern eine Griechin, und mein Cianiello — ach, die arme Creatur hätte noch ihren Vater und seine Mutter ihren Gatten! — wenn er nicht zu viel auf den Balkon dort an der Ecke hinaufgesehen. Von da an ist er zum Dieb geworden, und darum haben sie ihn dort — "

Die Unglückliche deutete wieder nach dem Galgen und vermochte nicht mehr weiter zu reden.

Jacques Pierre aber, der nur stille gehalten, weil das Kind die Puffen seines Aermels gefaßt hatte, riß sich los und ging in das Haus, vor dem er gewarnt worden.

Als er die Treppe erstiegen, stand ein großer Vorsaal vor ihm offen. Im Begriff einzutreten, hörte er zwei Personen sich heftig zanken und blieb außen stehen, bis dieser Wortwechsel geendiget seyn würde.

„Ich will mir den Löffel nicht zum zweitenmal vor die Thüre werfen lassen," sprach die eine Stimme in der venetianischen Mundart, welche dem Capitan wohl bekannt war. „Ja, ja, ich will gehen; aber so gerne Ihr mich Neapel verlassen sehn, so wenig soll Euch meine Ankunft in Venedig erfreulich seyn.

„Geh', Schurke, wohin Du willst," erwiederte die andere Stimme, die einen Mann aus den höhern Ständen der Stadt verrieth, welche eben genannt worden ist; „nur hüte Dich, etwas mitzunehmen, was mir gehört, und komme mir nie wieder in Deinem Leben unter die Augen."

„Außer Eurer Ruh' und Ehre denk' ich Nichts mitzunehmen, als die Erfahrung, daß ein ehrlicher Kerl nicht in einem Hause dienen soll, in welchem die Frau allein regiert. Wenn ich Euch aber je wieder unter die Augen komme, geschieht es gewiß nicht, um Euch Ruh' und Ehre zurückzugeben."

„Was sprichst Du von meiner Ehre, Du Schandbube? Ich rathe Dir, meinen Namen und mein Haus nicht mehr über Deine Lippen kommen zu lassen, wenn Du nicht willst, daß ich Dich durch andere Schurken deines Gleichen gerade vor dem Löwen von San Marco hängen lasse."

„Versucht es einmal, wenn Ihr könnet! Was seyd Ihr in Neapel? Ein Mann, der einen gemalten Löwen vor der Thür' und einen lebendigen Tiger im Haus hat. Und in Venedig? — In Venedig sollt Ihr den Löwen auch noch lebendig zu dem Tiger in's Haus bekommen! Ich brauche nur zu den Staats-Inquisitoren zu gehen und ihnen zu erzählen, wie viele Flaschen Aqua tofana ich für Donna Zoe habe bestellen müssen, so werden sie sich wohl erinnern, daß ein venetianischer Resident für die Uebelthaten seiner Frau verantwortlich ist — "

Die Erinnerung an dieses Gesetz der diplomatischen Dienstpragmatik seines Staats, welches jeden Gesandten für die Fehltritte seiner Gattin persönlich verantwortlich machte, hatte den Mitredenden ohne Zweifel erschüttert; denn er stimmte sogleich einen andern Ton an und sprach:

„Schweige, Jannette; Du bist ein Thor! In Venedig findest Du nirgends Gehör — "

„Und wenn sich ein jegliches menschliches Ohr verschließt, so führ' ich eine Feder, die eine Spitze hat, und stehen mir Tag und Nacht die steinernen Mauler des Löwen im Palaste von San Marco offen. Was Niemand zu sagen und Niemand zu hören wagt, das lesen die furchtbaren Drei, vor denen der Doge selber zittert."

„Hast Du vergessen, welcher Herren Länder zwischen Neapel und Venedig liegen? Ich schwöre Dir, Jannette; es kostet mich drei Worte an den Vicekönig, so ist es eben so gut, als ob der Galgen dort für Dich allein aufgerichtet wäre. Und was kann mich abhalten, Dir in meinem Palaste hier den Strick um den Hals legen zu lassen, Du Schurke? Weißt Du nicht, daß mir Gewalt über Leben und Tod der Meinigen zusteht innerhalb dieser Mauern?"

„Da werd' ich wohl am Klügsten thun, Euch die Mühe des peinlichen Prozesses zu sparen — " sprach die andere Stimme bei dieser Erinnerung an die gesandtschaftlichen Vorrechte der Zeit, und im Augenblick stürzte sich ein Mensch, der nach seinem ärmlichen Ansehen und der Feder zu urtheilen, die er noch hinter dem Ohr hatte, ein Schreiber war, aus der Thüre des Vorsaals auf die Treppe und eilte fort, als ob er verfolgt würde.

Jacques Pierre trat jetzt in den Saal und fand einen Mann von stattlichem Ansehen in schwarzer sammtener Hauskleidung, der mit großen Schritten auf

und nieder ging und ihn nicht gleich bemerkte. Verdruß und Sorge schienen nicht nur augenblicklich Platz in seinem Gesicht genommen, sondern auch ihren gewöhnlichen Sitz darin aufgeschlagen zu haben. Schwere Furchen zogen über seine hohe Stirne weg und verloren sich unter den sparsamen weißen Haaren, welche den kahlen spitzigen Schädel von den Schlafen an umkräuselten.

„Was wollt Ihr?“ sprach der Mann, als Jacques beim Umwenden vor ihm stand, mit einer Heftigkeit, worin der Schrecken über die unerwartete Erscheinung unverkennbar war. Der Capitan trat einen Schritt zurück, als ob er ihm Zeit lassen wollte, ihn naher zu betrachten.

„Wer seyd Ihr?“ setzte der Andre hinzu.

„Ich bin ein Seemann,“ erwiederte Jacques Pierre in ruhigem, aber gemessenem Tone, „und wünsche den Residenten von Venedig in einer Sache zu sprechen, die seines Amtes ist.“

„Ihr seyd kein Venetianer. Das verrath Eure Sprache. Eure Sachen gehen mich Nichts an,“ sagte der Andre, welcher der Resident Spinelli selbst war.

„Ich komme auch nicht in eigener Angelegenheit; sonst würdet Ihr nicht von mir belastiget werden. Braucht' ich Hülfe für mich, so würde ich sie bei dem Gesandten von Frankreich suchen und gewiß auch finden.“ —

Der Resident faßte sich und sprach in einem angemessenern Ton, als bisher: „So lasset mich hören, womit ich Euch dienen kann.“ —

Jacques Pierre erzahlte nun, daß er auf seinem letzten Zuge gegen die Türken diesen ein Schiff genommen, worauf er eine Verwandte von ihm, die von Korinth gebürtig sey, als Sklavin gefunden. In den ersten Stunden seiner Ankunft zu Neapel habe er sie nirgends anständiger unterzubringen gewußt, als in einem Nonnenkloster; nach einigen Tagen habe er aber einen andern, für ihre künftige Bestimmung besser passenden Aufenthalt für sie ausgemacht, und nun weigere man sich, ihr die Thore des Klosters wieder zu öffnen, unter dem Vorgeben, daß sie den Schleier zu nehmen entschlossen sey. Dagegen streite nicht nur ihre Neigung, sondern auch der Willen ihrer Verwandten. Die Sache sey eine Gewaltthat, welche sich ein Kloster nirgends in der Christenheit erlauben, die aber eine Fremde noch weniger in einem auswärtigen Staate sich gefallen lassen dürfe.

Spinelli, der wahrend Jacques Pierre's umständlicher Erzahlung eine Unruh' äußerte, welche diesem kaum unbemerkt hatte bleiben sollen, und mehreremale auf den offenen Balkon hinausgetreten war, um seine Blicke nach allen Richtungen zu senden, erwiederte zerstreut: „So geht es in fremden Landern. Warum bleibt man nicht zu Hause?“

„Meine Verwandte war auf der Reise nach Venedig, um Gerechtigkeit dort zu suchen — “

„Hat sie sie gefunden?“ —

Jacques Pierre schwieg einen Augenblick; da begann er: „Ich bin der Capitan Jacques Pierre. Vielleicht ist Euch mein Name nicht ganz unbekannt — “

„Jacques Pierre —“ wiederholte der Reſident. Auf einmal ſchien er ſich zu beſinnen, fuhr mit der Hand über das Geſicht und hatte eben ſo ſchnell eine andre Miene und ein andres Benehmen gewonnen. „Ich freue mich,“ ſprach er, „den berühmten Capitän Jacques Pierre in meinem Hauſe zu ſehen. Womit kann ich Euch dienen, Herr Capitän?“ ſetzte er auf die verbindlichſte Weiſe hinzu.

Jacques Pierre trug ſeine Angelegenheit noch einmal vor und hatte jetzt einen aufmerkſamern Zuhörer, als zuvor. Nachdem er geendigt, ſprach der Reſident: „Und dem Capitän Jacques Pierre ſollte eine Unannehmlichkeit der Art in Neapel widerfahren können? — Freilich, Neapel liegt auf einem Boden, der immer zittert, und das Glück iſt ſo launiſch, wie die Gunſt der Großen. Dennoch ſtehet feſt, was nicht fallen kann, und die Gunſt der Großen hält wenigſtens ſo lang aus, als ſie das Bedürfniß nach tüchtigen Männern fühlen.“

„Billig wundert Ihr Euch, Herr Reſident, daß ich, was ich bei Euch ſuche, nicht bei dem Vicekönig dieſes Landes auszuwirken vermocht habe. Vielleicht ſchließet Ihr daraus, daß man meiner nicht mehr bedurfe.“

„Wo auf der einen Seite ſo viel Verdienſt und auf der andern ſo viel Einſicht iſt, um es zu kennen und zu ſchätzen, wär' es gefährlich, ſchnelle Schlüſſe zu machen. Querelle d'amants, Zank zwiſchen Liebenden hat dem Dritten nie gute Früchte getragen.“

„Welchen Werth kann eine Gunſt haben, die ſo ſehr von der Laune abhängig iſt? Wenn Ihr mir wirklich

Verdienst zutrauet, werdet Ihr mir auch zutrauen, daß ich die Laune nicht als Richterin über dasselbe dulden kann."

„Vielleicht Befehle aus Spanien?" bemerkte Spinelli mit einem Ausdruck, als ob er mehr wüßte, als er sagen wollte.

„Ich weiß nichts, als daß man mich an Euch gewiesen — "

„Wer hat Euch an mich gewiesen?"

„Der Vicekönig selbst."

„Fürwahr, Seine Excellenz ist gnädiger, als ich hoffen durfte. Und ich sollt' Euch helfen, wo Euch der Vicekönig nicht helfen will?"

„Wenigstens hat er mir versichert, daß Eure Berufung auf das Völkerrecht ihm allein die Befugniß geben könne, einen Eingriff in die geistliche Gewalt zu machen."

„Die Geistlichkeit dieses Landes würde vielleicht behaupten dürfen, daß Seine Excellenz sonst nicht so bedenklich in diesem Punkte sey. Aber das erstemal war' es gewiß, wo der Herzog es der Mühe werth fände, einen solchen Eingriff auf das Völkerrecht und nicht auf das Recht des Stärkern zu gründen. Uebrigens ist es höchst erfreulich, zu hören, daß das Völkerrecht in Neapel zu Ehren kommen soll, und ich darf mir es zu besondrem Ruhme rechnen, wenn man mit einem so glänzenden Beweise beginnt, daß man für den venetianischen Residenten thut, was dem Capitän Jacques Pierre verweigert wird. Sagte doch nicht die böse Welt allein,

ſondern der Vicekönig ſelbſt, daß er dieſen Capitan zu Entwürfen beſtimmt habe, welche faſt eben ſo ſchwer auszuführen, als mit dem Völkerrecht in Uebereinſtimmung zu bringen ſeyn dürften. Fürwahr," ſetzte Spinelli mit Aufgeweckтheit hinzu; „ich bin nicht weniger überraſcht durch die Gnade Seiner Excellenz, als es die Erben des Biaſo durch ſeine Hinterlaſſenſchaft ſeyn mögen. Der Burſche hatte ſein ganzes Leben hindurch bettelnd an der Hauptthüre des Doms gelegen; da ſtirbt er geſtern und läßt nicht weniger als zwanzigtauſend Zechinen bar in Golde zurück."

„Was ſagt Ihr?" fragte Jacques Pierre verwundert; „ich habe den Kerl ſterben geſehen und ſelbſt noch eine kleine Gabe neben ſeinen Leichnam gelegt."

„Da ſeht Ihr, welch ein glückliches Land dieß iſt! So weit bringt es ein Bettler nicht bei uns in Venedig. Welche Reichthümer muß erſt ein Mann beſitzen, der die Flotten deſſelben kommandirt?"

„Ich kann nicht ſagen, daß ich dieſen Dienſt arm verlaſſen werde; aber ich habe ihn auch nicht arm angetreten."

„Wie? Ihr wolltet aus dem neapolitaniſchen Dienſt ausſcheiden, Herr Capitän?"

„Das iſt mein Entſchluß."

„Ihr tretet vielleicht in die Marine Eures Königs?"

„Ich denke, Italien nicht zu verlaſſen. Es iſt meine zweite Heimath geworden."

„Dann hat Euch der Herzog von Savoyen gerufen? Es iſt mir nicht unbekannt; er hält große Dinge auf

Euch. Der Herzog iſt ein Herr, der ſich auf Welt und Menſchen verſteht.“

„Aufrichtig geſtanden, Herr Reſident, was meine Zukunft ſeyn wird, weiß ich ſelbſt nicht. Ob ich noch dienen werde, darüber bin ich ungewiß; wenn ich aber Dienſte nehme, ſo kann es nur bei einer Macht geſchehen, die eine wirkliche Seemacht iſt.“

„Da habt Ihr Recht, Herr Capitän. Verdienſte, wie die Eurigen, können nur von einer Seemacht belohnt werden. Inzwiſchen, der Vicekönig iſt ein hochgeſinnter, ein großmüthiger Herr. Hat er ſich auch augenblicklich verändert gegen Euch, ſo wird das vorübergehen. Auf meine Verwendung könnt Ihr rechnen, was Eure Verwandte betrifft; aber für ihren Erfolg kann ich nicht ſtehen. So feſten Fuß hat das Völkerrecht noch nicht in Neapel gefaßt! Es ſind nicht acht Tage vorbei, ſo ſagte mir der Vicekönig in's Angeſicht, wenn ſich die Republik auch mit dem adriatiſchen Meere vermahle, ſo ſey dieß eine ketzeriſche Heirath, welche ſich ohne Diſpens trennen laſſe und eine andre Ehe nicht ausſchließe.“

„Was ſpricht der Herzog nicht, um ſeinen Verſtand leuchten zu laſſen? Lieber mag ihm eine Galeere, als ein witziger Einfall zu Grunde gehen.“

„Das iſt auch meine Anſicht. Nie haben mir ſeine Drohungen gegen unſre Republik die geringſte Sorge gemacht. Zudem behaupten die Aſtrologen zu Madrid, ſein Stern ſey im Sinken. Indeß glaub' ich es nicht und wünſch' es auch kaum. So offene Feinde ſind uns

nützlicher als die lauen, gleißnerischen Freunde. Und dann ist es ja auch unzertrennlich von der höchsten Höhe der Macht und des Reichthums eines Staats, daß er beneidet und gehaßt werde.“ —

Jacques Pierre befand sich während dieses Gesprächs in der sonderbaren Stimmung, daß es ihm fast Ernst wurde mit dem Abfall von dem Herzog von Ossuna, welchen er dem venetianischen Gesandten vorspiegeln sollte. Es ist schon eine Eigenthümlichkeit der lebhaften Köpfe seines Schlages, daß sie von einer Lage, in die sie sich lebhaft hineindenken, augenblicklich auf das tiefste ergriffen werden. Hier kam noch der Zustand einer ungewöhnlichen Aufgeregtheit dazu, in die ihn die Vorgänge der letzten Tage versetzt hatten. Alles, was er unternommen, war durch eine Reihe der widrigsten Zufälle und der unerwartetsten Begegnisse durchkreuzt worden. Dabei drückte ihn ein heimliches Gefühl seines Unrechts gegen Laura und vermischte sich mit den mancherlei Warnungen, die er gegen die Zukunft und gegen seine Plane mit dem Vicekönig erhalten. Alles dieß gewann eine besondre Kraft durch die Kränkung, die er in der Weigerung des Letztern sah, seine Gewalt für seine Wünsche in Bewegung zu setzen. Freilich stellte der Herzog die Sache als ein listiges Gaukelspiel dar, um die Venetianer zu hintergehen; aber der Capitän mußte es nothwendig kleinlich von ihm finden, daß er nun solche Künste anwendete, um einen Plan zu verbergen, von dem er gegen Jedermann so lang, so offen und so ruhmredig gesprochen. Auf einmal war jetzt

Alles ſo unzuverſichtlich, ſo verſchmitzt, ſo unrühmlich geworden. Früher hatte er an der Spitze einer ſtattlichen Flotte, mit einer bedeutenden Landungsmacht, plötzlich vor Venedig erſcheinen ſollen; nun war die niedrige Komödie zu ſpielen, den Dienſt von Neapel als Ausreißer zu verlaſſen, und als ein Ueberlaufer in den Vorzimmern des venetianiſchen Adels um Dienſte zu betteln. Früher war es ein Unternehmen geweſen, das ihn, wenn es gelang, mit Ruhm und Reichthümern bedeckte und ihm, wenn es auch ſcheiterte, wenigſtens ein ruhmvolles Gedächtniß in der Geſchichte ſicherte. Nun ſollte er die halsbrechende Rolle des Spions und Verräthers durchlaufen; der Erfolg mußte mit Niederträchtigkeiten aller Art errungen werden, und das Mißlingen unfehlbar zu Tod und Schande führen. Wie ſehr hatte ſich Alles verändert, und dieß gerade in den Tagen, in welchen er ſich über ſich ſelbſt hatte erheben mögen, um der Geliebten in jedem Glanze zu erſcheinen, den Muth und Verſtand, Glück und Erfolg einem Mann zu verleihen vermögen!

Als der Capitän das Haus des venetianiſchen Reſidenten betrat, war er wirklich noch nichts weniger als entſchloſſen geweſen, in den Plan des Herzogs einzugehen. Er hatte vorerſt nur die Abſicht, dieſe Einleitung zu benutzen, um Joë's Freiheit zu bewirken. Indem Spinelli aber ſeinen Gedanken ſo zuvorkommend aufnahm und den Werth, den man in Venedig auf ſeine Dienſte ſetzen würde, ſo hoch anſchlug, ſchwatzte er ſich allmählich dermaßen in dieſen Theil von Oſſuna's

Entwurf hinein, daß er in manchen Punkten aufrichtig mit dem Venetianer zuſammentraf. Der Reſident rieth ihm, ſich zuerſt zu dem Herzog von Savoyen zu begeben, um ſich Empfehlungsbriefe von ihm an den Senat zu erbitten. Er ſelbſt wollte durch ſeine Berichte den Boden ebnen und ihm die günſtigſte Aufnahme bei einflußreichen Freunden vorbereiten. Es konnte gar nicht fehlen, daß ihm die Republik ein wichtiges Kommando anvertraute; nur mußte er ſich gefallen laſſen, daß ihm ein unbedeutender Menſch, mit einem alten venetianiſchen Namen, als Gliedermann vorgeſetzt wurde. Es hatte wirklich etwas ſehr Verführeriſches für einen Mann ſeines Standes, ſich in einer wichtigen Befehlshaberſtelle in der Marine der erſten Seemacht der Zeit zu denken. Ein ſo glanzender Eintritt ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, und da er ein lebhafter Kopf war, der die Veränderung liebte, ſo tauſchte er einige Augenblicke ſich ſelbſt und nur deſto ſicherer auch Spinelli'n. Dieſer hatte überdieß den eigentlichen Grund ſeiner Angelegenheit in dem Kloſter bald durchſchaut; er hielt des Vicekönigs Weigerung, dem Capitän unmittelbar zu helfen, für bittern Spott, wo nicht gar für Befangenheit durch die Bublerei um ein ſchönes Mädchen und ſah das gekrankte Gefühl des tapfern Mannes für eine ſichere Bürgſchaft ſeiner Aufrichtigkeit an, als wenn ſein Entſchluß aus einer ruhigen Ueberlegung hervorgegangen wäre. Man rühmte von den venetianiſchen Diplomaten jener Zeit, daß ihnen unter andern Vorzügen ihres Standes auch ein höherer Grad von Menſchenkenntniß

eigen wäre; und doch glaubte dieser Mann noch, daß der Mensch nur mit kaltem Blut unredlich und unaufrichtig seyn könne! —

Spinelli versprach dem Capitän mit lachelndem Gesicht, daß er ohne Zögern sein amtliches Ansinnen wegen Befreiung seiner Verwandten an den Vicekönig richten würde. Indem er aber die erforderlichen Notizen über sie aufzeichnen wollte, machte Jacques Pierre zu seiner nicht geringen Beschämung die Entdeckung, daß er nicht einmal den Familiennamen seiner angeblichen Verwandten wußte. Er suchte sich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen, daß er die Auslieferung seiner Tochter zur Hauptsache machte. Spinelli schlüpfte schnell über diese Schwierigkeit hinweg und nahm sich vor, Zoe'n in seinem Schreiben den nächsten besten griechischen Namen beizulegen. Der Capitän fühlte sich etwas beschämt und brach nur desto schneller ab. Der Resident aber gab ihm die Versicherung mit, daß sich sein Schreiben in den Händen des Vicekönigs befinden sollte, noch ehe Derselbe zur Tafel ginge.

Unter der Thüre des Hauses fand Jacques Pierre den Neger mit Erstaunen wieder. Dieser begrüßte ihn mit einer schwachen Verbeugung des Hauptes, indem er die Arme über die Brust kreuzte. Der Capitän sagte ihm einige Worte; der Afrikaner blickte ihn aber ganz starr an, und er konnte gar nicht mehr zweifeln, daß der Unglückliche nicht nur stumm, sondern auch taub war.

Als er vor seiner eigenen Wohnung ankam und sich zufällig umkehrte, sah er Denselben noch immer mit

Verwunderung hinter sich. Der Neger folgte ihm auch die Treppe hinauf bis in das Vorzimmer, wo er ohne Umstände seinen phantastisch aufgeputzten Federhut niederlegte, dem Capitän den Mantel abnahm und sich gleich damit zu beschäftigen begann, ihn zu reinigen. In diesem Augenblick trat Donna Laura durch eine andre Thür' ein und wich bei dem Anblick des Schwarzen einen Schritt zurück.

„Erschrecke nicht, Laura, über den sonderbaren Gast, den ich Dir bringe —" sprach der Capitän.

„Ich war auch in der That eher auf ein schwarzes Herz als auf ein schwarzes Gesicht gefaßt," erwiederte sie. „Uebrigens seyd Ihr Herr in Eurem Hause —"

Dieser Ton war neu für Jacques Pierre; doch fand er ihn mehr überraschend als unangenehm. Indeß war er froh, daß er ihn zum erstenmal in Gegenwart eines Andern hörte. So konnt' er ihn unbemerkt lassen und späterhin als etwas Gewohntes nehmen. In Verhältnissen, wie dasjenige, worin er jetzt zu Laura stand, ist nichts lästiger als die Nothwendigkeit, sich erklären zu müssen. —

„Ich bitte, den Unglücklichen wie einen Hund anzusehen, der seinen Herrn verloren hat und sich an den Nächsten anschließt, der ihm in den Weg kommt," sprach er. „Anders ist es mir mit Demselben nicht ergangen. Ein Zufall führte mich an das Sterbebette seines Herrn; Dieser verschied wenige Augenblicke, nachdem ich ihn verlassen, und indem ich durch die Straßen von Neapel wandle, sehe ich den Verlassenen hinter mir, so oft ich

um mich blicke. Uebrigens hat er mir in der kurzen Zeit ſchon das Leben gerettet — "

Er erzählte nun, was ihm in der Nähe des großen Marktplatzes begegnet war. Donna Laura hörte ihn mit kalter Ruhe an und erwiederte dann: „Wir können ihn gerade wohl brauchen. Unſer Hausſtand ſoll ſich ja vermehren; da wird das bisherige Geſinde ohnedieß nicht ausreichen."

„Aber er hat einen großen Fehler, Laura — "

Donna Laura erwartete ſeine nähere Erklärung, ohne eine Frage zu machen.

„Er iſt taub — " ſetzte Jacques Pierre hinzu.

„Deſto beſſer," erwiederte ſie mit einem bittern Lächeln; „dann kann man in ſeiner Gegenwart ſprechen, was man will."

„Aber noch mehr — "

Der Capitän wartete auch jetzt wieder vergebens auf ein Wort von ihr und ſprach nach einer Weile: „Er iſt auch ſtumm — "

„Eine andre bequeme Eigenſchaft," antwortete ſie, wo möglich mit Steigerung jenes Tones; „ſo kann er, was er ſieht, nicht weiter erzählen. Ihr habt eine vollkommen zweckmäßige Wahl getroffen und werdet Euch mit dieſem Geſchöpf beſſer zu verſtändigen wiſſen, als mir gelingen dürfte. Ich denke, mich an die Leute zu halten, die ich kenne, und vor denen ich weder Alles ſprechen, noch Alles thun darf, was mir in den leichten Sinn kommen könnte." —

Mit dieſen Worten verließ Donna Laura das Gemach,

und das Gefühl ſeiner häuslichen Zerrüttung breitete ſich immer weiter aus in Jacques Pierre's Seele. Er wies dem Neger daher einige kleine Geſchäfte an und konnte nicht genug erſtaunen, wie leicht jeder ſeiner Winke von ihm begriffen wurde. Nachdem er ihn durch die nächſten Räumlichkeiten der Wohnung geführt, um ihm diejenigen bemerklich zu machen, die er, als von Laura bewohnt, meiden mußte, verließ er das Haus, um ſein Mittageſſen auswärts zu ſuchen. Er fürchtete ſich vor dem Gedanken, mit Laura'n allein zu bleiben, und verhehlte ſich nicht, daß ihr ſeine Geſellſchaft gleichfalls laſtig ſeyn mußte.

Er ſtand im Begriff, den Weg nach dem Weinkeller von Baljamo Wiegeſagt einzuſchlagen, als ihm das Fegfeuer von Niccolo Volante einfiel. Die Nähe deſſelben bei dem Kloſter, in welchem alle ſeine Wünſche waren, entſchied ihn ſogleich für dieſes, und ſo machte er ſich denn auf den Weg dahin.

Er fand das Gewölbe leer, wie gewöhnlich, und Niccolo allein auf einer Bank ſitzend. Er war, wie es ſchien, ſo eben eingenickt, und der Roſenkranz, den er in den Händen gehalten, lag zu ſeinen Füßen.

Die Annäherung des Capitäns weckte den frommen Wirth. Er erhob ſich eiligſt, um ihm entgegen zu treten, rief aber nach dem erſten Schritte klaglich aus: „San Gennaro, was iſt mir geſchehen!“ Dabei hob er das eine Bein in die Höhe, als ob ein plötzlicher Schmerz daſſelbe krampfhaft zuſammenzöge.

„Ha! Euch ein Skorpion geſtochen?“ fragte Jacques

Pierre theilnehmend. „Beruhiget Euch; wir sind ja glücklicher Weise nicht in der Jahrszeit, in der ein solcher Stich gefährlich ist.“

„Ach, wenn es weiter nichts wäre, als ein Skorpionsstich!“ antwortete der Andre, indem er sich auf die Knie niederwarf und die Trümmer des Rosenkranzes küßte, auf den er beim Aufstehen getreten hatte.

„Welch großer Schaden ist es denn?“ fuhr der Capitän fort. „Um einen halben Dukaten habt Ihr einen neuen Rosenkranz, und bei meiner Ehre, er mag leicht besser seyn als dieser hier.“

„Ach, Ihr kennet die Tugenden des Rosenkranzes nicht, den ich so sträflich entheiligt habe,“ erwiederte der Wirth und las die Stückchen der zertretenen Kügelchen sorgfältig zusammen; „sonst würdet Ihr mein Unglück wohl begreifen können.“

„Wenigstens ist ihm nichts Besondres anzusehen. Doch nehmet mir nicht übel; ich habe Hunger und Durst, und davon würde mir Euer Rosenkranz nicht helfen können, wenn er auch noch ganz wäre.“

„Spottet nicht, Herr Capitän; die Zuchtruthe hängt unablässig am Himmel, ist sie auch gleich nicht immer für unsre Augen sichtbar. Aber auf solche Scherze fällt sie zuerst nieder. Das ist das Unglück des Gewerbs, zu dem mich der Himmel bestimmt hat! Wer eine Flasche Wein bei mir trinkt, meint damit auch das Recht gewonnen zu haben, jede Gotteslästerung auszustoßen, die ihm in den Sinn kommt. Nun muß ich büßen, was ich gestern verbrochen. Warum hab' ich den Spaniern

auch noch eine Flasche Wein gegeben, ob sie gleich behauptet hatten, San Gennaro verdiene nicht, dem heiligen Jacob von Compostella die Schuhriemen aufzulösen? So dacht' ich in meinem thörichten Sinn, San Gennaro wird sich schon selbst Recht verschaffen gegen die Ruchlosen, und steckte mir die Finger in die Ohren, daß ich nichts weiter von ihren gotteslästerlichen Reden hören konnte. Wer weiß, was sie gesprochen haben mögen? Aber die Strafe dafür liegt mir vor Augen —"

„Wollt Ihr Buße thun für die Sünden Eurer Gäste, so hab' ich nichts dagegen, nur muthet mir nicht zu, daß ich sie theile. Gebt mir daher zu essen und zu trinken, oder ich suche, was ich brauche, in einem andern Hause."

„Bei San Gennaro, Ihr werdet es nirgends so gut und so wohlfeil finden, als bei Niccolo Volante. Dafür bin ich bekannt bei allen guten Christen."

„So beweiset es mir und gebet mir ungesäumt eine Portion Schinken und Salat und eine Flasche von Eurem spanischen Wein."

„Von Sant Isidoro? Nicht wahr? Den vergißt man nicht mehr, wenn man ihn einmal gekostet?" antwortete der Wirth, indem er die Trümmer seines Rosenkranzes mit den noch ganzen Stücken desselben sorgfältig in einen silbernen Becher legte, den er aus einem Wandschranke genommen. Darauf bediente er seinen Gast mit Sorgfalt und schenkte ihm, da dieser gleich frisch zugriff, einen Becher Wein ein.

„Von dieser köstlichen Gottesgabe wend' ich nur Kunden, auf die ich viel halte," sprach er.

„Und die gut bezahlen können," ſetzte der Capitän hinzu.

„Was wollt Ihr, Herr Capitän? Umſonſt iſt der Tod. Aber ich will ſagen, daß mir ein ſpaniſcher Capitän kommen könnte und wollte mir den Wein doppelt bezahlen, er erhielte doch keine Flaſche davon. Eigentlich habe ich ihn für die fromme Priorin drüben ſparen wollen; doch ich fürchte, ich fürchte, ſie hat heute die letzte Flaſche von mir erhalten."

Der Capitän wurde jetzt erſt aufmerkſam und fragte: „Was iſt ihr zugeſtoßen?"

„Es iſt eine Prüfung, und in Wahrheit eine ſchwere Prüfung! Ihren Geiſt wird ſie gewiß nicht beugen, aber wohl mag ihr Körper derſelben unterliegen. Bedenket das Alter der frommen Frau und ſtellt Euch den Schrecken der vorigen Nacht und ihren Kummer vor. Es war ein Einbruch in den Schafſtall des Herrn" —

„Ich weiß von Allem nichts," ſagte der Capitän, indem er einen Bißen in den Mund ſteckte.

„Wie? Ganz Neapel ſpricht von dieſem Frevel, und Ihr allein ſolltet nichts davon gehört haben? Ein ruchloſes Unternehmen der Art iſt nie in dieſer großen Stadt erhört worden! Ein Menſch — was ſag' ich? — ein Teufel verſteckt ſich in der Kirche des Kloſters und legt' um Mitternacht Feuer darin an. Ich hatte mein Gebet verrichtet, wie gewöhnlich, und war eben eingeſchlafen, da weckte mich das ſchreckliche Gewinſel der Glocken von allen Zinnen. Schon ſchlug das Feuer

durch die Schallöcher des Thurms heraus, und hatte die Mutter Gottes nicht beſſer gewacht als die Menſchen, ſo würdet Ihr jetzt Trümmer und Aſche ſehen, wo ſich das Gotteshaus ſo ſchön und ſtolz zum Himmel erhebt. Aber als die Gefahr am größten, war auch die Hülfe am nächſten. Auf einmal ſtanden unbekannte Männer vor der Kirchthüre. Woher ſie gekommen, wußte Niemand, und wohin ſie gegangen ſind, hat auch kein Auge geſehen. Aber man ſchaute die gewaltigen Aexte in ihren Händen und hörte die furchtbaren Schläge, welche ſie an die Kirchthüre thaten. Wenn ich Methuſalems Alter erreiche, werd' ich dieſe Schläge nicht vergeſſen, ſo entſetzlich klangen ſie in meinen Ohren. Nur einen Augenblick brauchten ſie, und die Thüre war zertrümmert. Die Neapolitaner eilten nun hinein mit Waſſer, und Gebet und Waſſer erſtickten die Flammen. Zu beklagen iſt nur, daß Niemand daran dachte, den Ruchloſen feſtzuhalten, der ſich in der Kirche verborgen. Er hatte es auf nichts Geringeres als den größten kirchenräuberiſchen Frevel abgeſehen und gedachte die Verwirrung zu benützen, um eine Nonne, die Gott und alle Heiligen zuſammt ihren Gelübden vergeſſen hatte, aus dem Kloſter zu entführen. Und wenig fehlte, ſo war die entſetzliche That gelungen. Die ruchloſe Sünderin hatte ſchon eine reiche Perlenſchnur um den Hals, welche ſie der heiligen Jungfrau geſtohlen, und wollte eben aus dem Chor nach der Kirche durchbrechen, als die Schweſter Miſericordia gerade noch zeitig genug kam, um den ungeheuern Frevel zu verhindern. Ihr dürft es mir

glauben, so ist's; die Schwester Misericordia selbst hat mir heut' Alles am Sprachgitter erzählt, als ich ihr die Flasche vom Sant Jüdorowein für die kranke Priorin brachte. Es ist eine gar kluge und fromme Frau, die Schwester Misericordia, und stirbt die Priorin," setzte er leis hinzu, „so darf man nicht fragen, wer ihre Nachfolgerin werden wird." —

Man mag sich vorstellen, welche Gedanken sich der Capitan bei dieser Erzählung machte, die er mit keiner Sylbe unterbrochen. Um jedoch einigen Antheil daran zu zeigen, fragte er den Wirth, ob er selbst auch beim Löschen geholfen?

„Ich löschen, Herr? — Konnte ich nicht Besseres thun, als Wasser zutragen? Und bei San Gennaro, ich hab' auch das Bessere gethan! Auf den Knien lag ich und rief zu allen Heiligen und zu der unbefleckten Jungfrau um Hülfe für das schöne Gotteshaus, das unsrer Stadt und insbesondre dieser Straße so wohl ansteht. Und ich meine, das hat mehr geholfen als alles Wasser. Dabei braucht' ich mein Haus nicht leer stehen zu lassen; denn schlechte Leute benutzen solche Gelegenheiten. Wir haben deren nur zu Viele in unserer sündhaften Stadt —"

Während dieser Erzählung hatte der Capitän seine Blicke nach der Treppe gerichtet, welche von der Straße nach dem Kreuzgang des Klosters führte, und überlegte bei sich, ob er nicht einen Versuch machen sollte, Lauretta'n zu sprechen. Da fiel ihm der Bruder Blasius in die Augen, wie er eben aus dem Kreuzgang heraus kam.

Schnell warf er einige Zechinen auf den Tiſch und eilte fort, ohne ſich herausgeben zu laſſen. Riccolo Volante nahm ſie mit einem ſüßlichen Lächeln auf und blickte ſeinem Gaſte nach. „Gloria sit in excelsis!“ ſprach er, als er bemerkte, daß der Capitän dem Mönche zu lieb ſo ſehr weggeeilt war; „ich kenne dieſen frommen Bruder nicht; aber wahr iſt's, die geiſtlichen Röcke haben mir zu jeder Zeit Glück gebracht!“

„Hab' ich Euch auch nicht hier geſucht, Don Jacques Pierre,“ ſprach der Mönch, „ſo iſt es mir nur deſto lieber, Euch zu finden. Ich habe meinen Aermel voll wichtiger Neuigkeiten für Euch — “

„Nun?“ fragte der Capitän; „habt Ihr die Schweſter Brigida geſprochen?“

„Ob ich ſie geſprochen? Aber entfernen wir uns vorher etwas weiter vom Fegfeuer, dann ſollt Ihr Alles erfahren, was ich von Eurem Paradieſe weiß.“ —

Als ſie die Straße weiter hinunter gegangen waren, begann der Mönch: „Im Kloſter iſt Alles zu unterſt und zu oberſt gekehrt, Don Jacques Pierre, das dürft Ihr mir glauben. Die Schweſter Brigida hat den Kopf allein noch auf dem alten Flecke ſitzen.“

„Ich denke, es werden auch noch Andre da ſeyn —“

„Dafür möcht' ich nicht ſtehen. Bei verliebten Leuten bleibt er ſelten auf dem nämlichen Flecke.“

„Und was ſpricht die Schweſter Brigida von Zoë'n?“

„Von Schweſter Cäcilia, meint Ihr?“

„Bei meiner Ehre, Bruder Blaſius, Ihr ſeyd ſo weitſchweifig geworden, als ein Advokat, der keine Kunden hat.“

„So kann ich mich denn kurz faſſen, wenn Ihr nicht die nähern Umſtände davon wiſſen wollt, Don Jacques Pierre. Der Nonnenvicarius iſt im Kloſter geweſen —"

„Das weiß ich," unterbrach ihn der Capitän; „aber was ſprach er?"

„Bei San Francesco, mehr, als Euch lieb ſeyn kann. Er befahl, daß die Mädchen unter keinem Vorwand aus dem Kloſter entlaſſen werden ſollten. Die Schweſter Miſericordia hat er tüchtig herunter gemacht, und wer weiß, ob es der Schweſter Oriola beſſer gegangen wäre, wenn ſie nicht krank geweſen?"

„Und wie benahm ſich Zoë?"

„Die Schweſter Cäcilia, meint Ihr? Sie weinte, Don Jacques Pierre, und weint vielleicht noch zur Stunde, wenn ihr nicht anders zu Muthe geworden iſt. Dieſen Morgen war ſie wenigſtens noch nicht getröſtet, und als ſie der Nonnenvicarius rufen ließ, hatte ſie ſo rothe Augen, daß er ihr ſelbſt Muth einſprach und ihr verſicherte, ſie ſollte nicht zum Schleier gezwungen werden —"

„Iſt er denn heute ſchon wieder im Kloſter geweſen?"

„Ich meinte, Ihr wüßtet es, Don Jacques Pierre. Wofür ſitzt Ihr denn im Fegfeuer, wenn es nicht geſchieht, um den Eingang in das Paradies gegenüber zu bewachen? Bei San Francesco, es muß einen beſondern Grund haben, wenn Jemand bei Niccolo Volante einkehrt."

„Ich bin erſt vor einer Viertelſtunde bei ihm eingetreten —"

„Dann konntet Ihr den Nonnenvicarius freilich nicht herauskommen sehen; er ist schon des Morgens bei guter Zeit da gewesen.“

„Und was war der Zweck seines Besuchs?“

„Er wollte seine Befehle vom vorigen Abend schärfen. „„Ihr habt mit einem verwegenen Menschen zu thun,““ sprach er zu der Schwester Misericordia. „„Er hat wahrscheinlich das Feuer in dem Thurm' angelegt und hoffte von dem Schrecken und der Verwirrung Nutzen zu ziehen.““

„Was sagte der schändliche Pfaffe?“

„Ich wiederhole nur, was die Schwester Brigida berichtet. Aber dieß war die Warnung, die er der Schwester Misericordia gab. Uebrigens kann ich zu Eurem Troste hinzusetzen, daß die Sache nicht so schlimm steht, wie sie aussieht. Die Schwester Orsola ist auf der Besserung —“

„Was wird mir dieß helfen?“

„Es scheint, Ihr kennet die Schwester Orsola nicht, Don Jacques Pierre. Dieses Weib weiß nichts von Menschenfurcht und duldet keine Einmischung des Nonnenvicarius in die innern Angelegenheiten ihres Gotteshauses. Ich glaube, sie würde dem Erzbischof selbst nicht gehorchen und hat so eben erklärt, daß man die Griechin und das Kind nicht zurückhalten könne, wenn die Erste das Kloster selber verlassen wolle, und das Zweite von seinem Vater zurückgefodert werde.“

„Dann ist's am Besten, ich gehe gleich ins Kloster —“

„Es wird Euch jetzt nichts helfen, Don Jacques

Pierre. Die Schweſter Miſericordia iſt im Intereſſe des Nonnenvicarius. So lange die Priorin bettlägerig iſt, führt ſie das Regiment überall, wo ihr Auge nicht hinreicht. Ihr werdet kein Gehör finden — "

„Alle Teufel auch!" rief der Capitän; „will man mich zwingen, daß ich das Kloſter wirklich in Brand ſtecke?"

„Seyd ruhig, Don Jacques Pierre, und erhitzt Euch nicht ohne Noth und Nutzen. Ein wenig Geduld, Schweſter Brigida's Schlauheit und die Liebe der ſchönen Griechin werden Alles zu glücklichem Ende führen — "

„Sprecht Ihr mir auch von Geduld, Mönch? Seit drei Tagen ſcheint alle Welt verſchworen, um mich mit dieſem Loſungswort der Engbrüſtigkeit und der Feigheit zur Verzweiflung zu bringen! Heute noch will ich meine Geliebte aus ihrem Kerker befreien, und hindert man mich, ſo werd' ich ein paar Dutzend der ärgſten Wagehälſe von meinen Galeeren holen, und ich verſichre Euch, dieſe Kloſterthüre ſoll ſich mir öffnen, und wenn Sankt Peter ſelbſt mit dem Schwerte davor ſtände.

„Gott behüt' uns in Gnaden!" ſagte der Mönch, indem er drei Kreuze ſchlug. „Wohin würd' eine ſolche That führen? Ich ſag' Euch, ein Kaiſer darf ſich ſo etwas in der Chriſtenheit nicht herausnehmen."

„Wer fragt nach Kaiſer und Pabſt, wenn er Herr auf der See iſt? Laſſ' ich heute meine Flagge aufziehen, ſo folgen mir zehn Galeeren, und wenn es zu den Türken ginge."

„Ihr ſeyd ein gewaltiger Mann, Don Jacques Pierre; wer weiß das nicht? Aber warum ſich mit der

ganzen Christenheit in Feindschaft setzen, wenn es nicht nöthig ist? Darum seyd klug und bekümmert Euch zuerst um den Schutz eines Heiligen, dann können Euch die Menschen nichts anhaben. Wir putzen eben unsern silbernen San Francesco für das nächste Fest heraus: statt des Rosenkranzes mit silbernen Kügelchen möchten wir ihm einen neuen mit goldenen in die Hand geben. Das Kloster hat sich so viel erspart, daß nur noch einige fehlen, und der fromme Pater Superior sagte noch gestern nach der Sieste, es habe ihm geträumt, daß Demjenigen nichts mißlingen könne, der das Gold zu den letzten drei Kügelchen hergebe. Der Pater Superior aber hat Träume, die eintreffen; das dürft Ihr mir glauben, Don Jacques Pierre, besonders während der Sieste."

„So soll ihn wenigstens dieser Traum nicht zu Schanden machen. Bestellet nur die Kügelchen und sagt mir, was sie kosten; ich stehe für die Bezahlung."

„Sagt ich's nicht, daß Euch Alles gelingen würde, was Ihr unternähmet? Und bei San Francesco, mein Wort wird so wenig zu Schanden werden, als der Traum des Paters Superior."

„So laßt denn sehen, was der Vicekönig spricht. Wo kann ich Euch finden im Nothfall, frommer Bruder?"

„Bis drei und zwanzig Uhr sollt Ihr mich im Kloster und von da an auf dem Molo zu Eurem Dienste bereit finden." —

Der Capitän wollte nach seiner Weise forteilen; aber der Bruder Blasius, welcher ihn kannte, hielt ihn am Mantel fest und sprach: „Wohin eilt Ihr so, Don

Jacques Pierre? Ich beschwöre Euch, diese Heftigkeit hilft Euch nichts, wo Ihr mit Geistlichen zu thun habt."

„Ich gehe zum Vicekönig; lasset mich los — " erwiederte der Capitän.

„Zum Vicekönig, Don Jacques Pierre? Bei San Francesco, da braucht Ihr Euch nicht zu beeilen. Er gibt heut' ein königliches Bankett; es ist Alles geladen, was vornehm ist in Neapel; selbst die größten Feinde Spaniens nicht ausgenommen. Eher will man Spaniens Freunde vermissen — "

„Dennoch muß ich den Herzog sprechen —" mit diesen Worten riß sich der Capitän los und stürzte die Straße von Toledo hinunter nach dem königlichen Palaste. —

Als er auf dem Platz vor diesem ankam, fand er eine Menge Menschen daselbst versammelt. Das große Gebäude war festlich ausgeschmückt, und auf allen Balkons, welche man mit bunten Teppichen behangen, standen prächtig gekleidete Musikanten und machten eine Musik, die einen wahrhaft jubelnden, ja, man konnte sagen, triumphirenden Charakter hatte. Von Zeit zu Zeit stimmten Alle mit mächtigen Tuschen in die Gesundheiten ein, die wahrscheinlich in den anstoßenden Sälen getrunken wurden. Nur der große Balkon in der Mitte der Façade war frei und verschlossen; die übrigen Balkons — und nach neapolitanischer Sitte liefen sie an allen Fenstern weg — waren mit Musikanten bedeckt.

Auf einmal wurden die großen Fensterthüren, die sich auf den Hauptbalkon öffneten, mit Heftigkeit aufgerissen.

Zugleich schwieg die Musik, und richteten sich die Blicke aller Musikanten auf denselben. Eine allgemeine Stille breitete sich selbst über die Menge aus, die auf dem Platze versammelt war. Sie hatte etwas Erschütterndes, das bald einen feierlichen Charakter gewann. Aller Augen waren erwartungsvoll auf den Balkon geheftet; da trat eine Reihe prachtvoll, aber höchst sonderbar gekleideter Figuren heraus auf denselben. Sie trugen talarähnliche, kurze, reich mit Goldborden besetzte Gewänder und hatten große gestickte Wappen auf der Brust hängen. Diese nämlichen Wappen zeigten sich in den seidenen Fahnen, welche sie in den Händen hielten und nun auf das Geländer des Balkons steckten, daß sie von diesem herabflatterten. Dann traten sie zurück und stellten sich in einer Linie gegen die Wand hin zu beiden Seiten der Hauptfensterthüre auf.

Jacques Pierre hatte den Gedanken aufgegeben, jetzt schon bei dem Vicekönig vorzukommen. Eine Erhöhung gegenüber von dem Palaste, die für ein neues Bauwesen geebnet worden war, bot ihm einen bequemen Platz, um Alles zu übersehen. Sein Blick war mit einer Art von ängstlicher Ungewißheit auf Dasjenige gerichtet, was sich auf dem großen Balkon vorzubereiten schien.

Und er brauchte nicht lange zu warten; denn auf einmal erscholl aus sämmtlichen Trompeten und Posaunen der Musik auf den Balkons und von verschiedenen Reiterposten vor und in dem Palast ein so gewaltiger Tusch, daß gesunde Ohren dazu gehörten, um nicht schmerzlich davon getroffen zu werden. Im nämlichen

Augenblicke trat eine Gestalt im königlichen Ornate auf den Balkon hinaus. Sie hatte die Königskrone auf dem Haupt, den Purpurmantel um die Schultern und hielt das königliche Scepter in der rechten Hand. Mit Erstaunen und mit einem heimlichen Grausen erkannte Jacques Pierre den Herzog von Ossuna in diesem Aufzug.

Offenbar hatte dessen Erscheinung einen ähnlichen Eindruck auf die Tausende gemacht, welche vor dem Palaste standen. Dem Trommetengeschmetter folgte eine Stille, in der man die leisesten Athemzüge gehört haben müßte, wenn nicht Jeder selbst gleichsam den Athem erwartungsvoll zurückzuhalten geschienen hätte. Allmählich begannen jedoch einzelne Stimmen zu rufen: „Es lebe Don Pedro der Erste, König von Neapel! Es lebe der König Don Pedro!" Aber man erkannte leicht, daß dieser Ruf nicht aus dem Herzen kam. Es waren ohne Zweifel bezahlte Stimmen; sie fanden keine Theilnahme und verstummten, wie vor Beschämung, bald wieder. Schneller noch war der größte Theil der Zuschauer auseinander gelaufen. Als ob sich ihnen ein Verderben bringender Anblick dargestellt hätte, war der Platz nach wenigen Augenblicken bald verödet. Man sah nur lumpige Lazaroni's, zwischen denen sich die reichen Livreen der Lakaien des Herzogs und die mit Goldborden überladenen Uniformen seiner Garde um so greller bemerklich machten. Von den Letztern schienen auch die neuen Rufe: „Es lebe König Don Pedro!" auszugehen. Manche davon waren betrunken, so daß ihre Stimmen mehr Lebhaftigkeit hatten; der schmutzige Pöbel

aber stimmte jetzt nur um so tobender ein, als man anfing, Silbergeld und mitunter sogar Goldstücke von dem obersten Balkon des Palastes herab zu werfen. Das Freudengeschrei wurde zu einem wahren Geheul wilder Ausgelassenheit, und Jacques Pierre glaubte dem Herzog im Gesicht zu lesen, daß er die unglückliche Rolle selbst empfand, die er hier spielte. Wirklich hielt er sie auch nur einige Augenblicke aus und trat dann in den Saal zurück. Eben so schnell leerten sich alle Balkons von Musikanten und Zuschauern und bald war Nichts mehr zu sehen, als einige Haufen Lazaroni's und die Fahnen mit den Wappen der Provinzen des Königreichs und seiner vorzüglichsten Städte, welche die Wappenherolde auf dem Hauptbalkon zurückgelassen. Einige halbnackte Knaben fingen bald darauf an, mit Steinen nach den Fahnen zu werfen, und die Wachen des Palastes sahen sich genöthiget, die Unverschämten mit ihren Hellebarden zu verscheuchen.

Wir getrauen uns nicht, die Eindrücke zu schildern, welche dieses Schauspiel in seiner raschen Entwicklung auf Jacques Pierre machte. Nie hatten ihm große und gefährliche Mittel für kleinlichere Zwecke und mit schmachvollerem Erfolg aufgeboten geschienen; nie meinte er die stummen Winke des Schicksals vernehmlicher ausgedrückt gesehen zu haben. Der Vicekönig mit seiner Pygmäengestalt war ihm so puppenmäßig und erbärmlich, sein kleines feines Gesicht so lächerlich unter der schweren alten Königskrone, seine Haltung so unfürstlich und verlegen vorgekommen, wie er es kaum für möglich gehalten hatte. Es schien ihm

das wahre Bild des Mannes, welcher zur nämlichen Zeit, da er sich mit dem Plan zum Umsturz eines der mächtigsten Staaten beschäftigte, einem Beamten desselben in dem Königreich, dem er mit königlicher Machtvollkommenheit selber vorstand, dazu brauchte, um die Geliebte eines, für jene Pläne unentbehrlichen Mannes aus dem Kloster zu befreien, welchem sie noch nicht einmal durch geistliche Gelübde angehörte.

Damit war dem Capitan aber auch alle Lust vergangen, sich heute noch bei dem Vicekönig melden zu lassen. Verdrüßlich, ja verwirrt in seinem Innern, verließ er den Platz vor dem Palast und schlenderte über das Largo del Castello weg gegen den Molo hin. Da fiel ihm auf einmal ein, was ihm der Mönch von der Stimmung der Schwester Oriola gesagt hatte. Wer weiß, dachte er, ob mir das Glück nicht eine Gelegenheit geben will, mein Anliegen unmittelbar vor sie zu bringen? Was ist dabei gewagt, wenn auch ein neuer Versuch mißlingt? Wiederholen kann ich ihn ja, so lange Schwester Oriola atmet, und am Ende bleibt mir immer noch das niederträchtige Mittel übrig, die Verwendung des Vicekönigs aus zweiter Hand zu empfangen.

Er beschloß daher, sich nach dem Kloster zu begeben und zu versuchen, ob ihm die Umstände günstig seyn würden. Und wirklich stellten sie sich in so fern gewogen dar, als er die Schwester Brigida allein im Sprachzimmer fand. Sie kannte ihn und legte bei seinem Eintritt sogleich den Finger auf den Mund, als wollte sie ihn aufmerksam machen, daß er leis sprechen müsse. Dann

nahte ſie ihm und empfing ſeine Bitte, daß ſie ihn bei der Schweſter Orſola melden möchte.

„Ihr hattet nicht zu günſtigerer Stunde kommen können,“ erwiederte die Nonne. „Die Schweſter Miſericordia hat ſich auf einige Stunden zur Ruhe begeben, um den Tod der Priorin wenigſtens zu traumen, nachdem ſie ihn die ganze vorige Nacht vergebens erwartet hat. Es iſt jetzt Niemand bei Mutter Orſola, als die Schweſter Caritas, und die Schweſter Caritas hat ein Herz in ihrer Bruſt. Iſt die Priorin noch geſinnt, wie dieſen Morgen, ſo wird ſie ohne Zweifel die Schweſter Caritas an das Gitter ſchicken, um Euer Begehren zu vernehmen. Mir geziemt nicht weiter, als ihr zu melden, daß Ihr da ſeyd und ſie zu ſprechen wünſchet.“

„So thut alſo, gütige Schweſter; wenn es ſich aber verzögern ſollte, ſo ſendet mir Zoe'n und Lauretta'n an das Gitter.“

„Wollt Ihr mit einigen Augenblicken Alles verderben?“ erwiederte die Nonne. „Geduldet Euch, es wird nicht lange dauern.“ —

Es blieb nichts übrig; der Capitan mußte ſich mit Geduld faſſen oder wenigſtens die Ungeduld in ſein Innres zurückdrangen. Wahrend ſich die Schweſter Brigida entfernte, hatte er daher Raum genug, ſeine ganze Lage zu überdenken. Und in der That dauchte es ihm eine lange Zeit zu ſeyn, ſeit er Zoe'n faſt leblos in dieſes Zimmer gebracht, und nahezu wollte ihm bedünken, daß Alles, was er inzwiſchen erlebt hatte, nichts als Wahnbilder waren, und er ſich zum erſtenmal an einem Ort

befande, der ihm nur darum bekannt wäre, weil er so alltäglich aussehe, und ihm nichts Ungewöhnliches hier begegnen könnte.

Je länger er indeß warten mußte, desto festern Boden gewannen seine Erinnerungen allmählich in der Wirklichkeit. Damit stieg aber auch die Besorgniß auf in ihm, daß seine Hoffnungen durch irgend ein unvermuthetes Begegniß gestört werden möchten. Bei dem geringsten Geräusche, welches er vernahm, meinte er, daß die Thüre sich nach der Außenwelt öffnen, und der Nonnenvicarius eintreten würde. Bald hörte er auch wirklich ein Geräusch. Es war die rasche Bewegung der schweren geistlichen Gewänder einer Eilenden, und kaum war ihm dieß deutlich geworden, so stürzte schon die Schwester Brigida herein und sprach die flüchtigen Worte: „Freuet Euch; die Schwester Caritas ist auf dem Weg, und die Priorin in der besten Stimmung für Euch!“ —

Ohne seine Antwort abzuwarten, eilte sie wieder fort, und nach kurzer Weile trat die tief verschleierte Gestalt ein, welche unsern Lesern vielleicht von einem frühern Besuch des Caritans im Kloster in Erinnerung ist. Er erkannte sie im Augenblick dafür, bevor sie noch ihre sanfte Stimme erhoben und ihn auf eine Weise nach seinem Begehren gefragt hatte, welche deutlich zu erkennen gab, daß sie seinen Wunsch kannte und auf seine Erfüllung hoffte.

Er erinnerte sie an seine frühere Bitte, an die Gerechtigkeit ihrer Erhörung, und an die Theilnahme, welche sie ihm damals gezeigt hatte. Sie versicherte ihm, daß sie seine Angelegenheit der heiligen Jungfrau im

Gebet empfohlen, daß die Schwester Orsola derselben günstig zu seyn scheine, und sie sogleich ihre Befehle sich erbitten würde. „Gott gibt dem Menschen oft auf seine Bitte," schloß sie, „was ihm nicht nützlich ist, damit er durch Prüfungen lerne, nur um das Nothwendige zu bitten. Ich wünsche, daß auch Eure Bitte nicht mehr enthalten möge; dann werd' ich dem Allmächtigen Zeit Lebens dafür danken, daß er mich gewürdiget hat, als Werkzeug ihrer Erfüllung zu dienen." —

Die fromme Nonne entfernte sich mit schnellern Schritten, als ihrem Alter, ihrem ganzen Wesen und ihren Gewohnheiten angemessen schien, und Jacques Pierre hatte eine neue Geduldprobe auszuhalten. Er setzte sich und stierte nach der Decke des Gemachs empor; dann stand er auf, wandelte heftig einigemale auf und nieder und stellte sich endlich vor das Sprachgitter. Hier blieb er stehen, und ohne etwas damit zu wollen, versuchte er von Zeit zu Zeit seine Kraft an den dicken eisernen Staben. Ein starker Mann von Natur, und geübt von Jugend auf in jeder Abhartung und Anstrengung eines Gewerbs, welches einen ungewöhnlichen Aufwand von körperlicher Kraft erfodert, erkannte er hier eine jener Grenzen, welche den Menschen zuweilen mit der Unüberwindlichkeit der Naturgewalten beschranken.

Endlich hörte er eilende Tritte und heiteres Kichern von ferne, und nach kurzer Weile unterschied er das Rauschen der Gewander. Aber so scharf war sein Sinn, oder das Ohr der Liebe, daß er in diesem Rauschen andre Stoffe erkannte, als die der schweren Ordenskleider

von Tuch. Und leicht, wie zwei Sylphiden, ſchwebten Zoë und Lauretta herein und warfen ſich ihm entgegen an das Sprachgitter; nur langſamer vermochte Schweſter Caritas ihnen mit der Laienſchweſter Brigida zu folgen. Dieſe hielt ſich etwas hinter ihrer Begleiterin, um das ſchlaue Lächeln nicht unterdrücken zu dürfen, womit ſie den Capitän anſah, deſſen Geſicht durch das Entzücken über den Anblick der beiden ihm ſo theuern Perſonen einen ganz andern Charakter gewonnen zu haben ſchien. Schweſter Brigida maß ſich kein geringes Verdienſt davon bei, indem ſie daſſelbe großentheils dem weltlichen Anzuge, worin Zoë erſchienen war, zuſchrieb. Schlau, wie ſie war, hatte ſie den Ausgang der Sachen vorausgeſehen und für eine geſchmackvolle, Zoë's Geſtalt und Jugend angemeſſene Kleidung geſorgt. Wirklich lag auch für den Capitän in dieſem Anzug mehr, als ſie ſich vorſtellte; denn er betrachtete ihn als das gewiſſe Zeichen, daß ihm Zoë und Laura nunmehr folgen durften.

Und ſo war es auch. Die gute Schweſter Caritas hatte geeilt, was ſie konnte, um den Capitän nicht zu lang auf ſein Glück warten zu laſſen. „Möge die Trennung von uns dieſen Kindern zum Heil und Segen und Euch zu Troſt und Freude gereichen!“ ſprach ſie. „Die fromme Mutter läßt es Euch wünſchen durch mich, und es thut meinem Herzen wohl, Euch dieß ausdrücken zu dürfen. Wenn Ihr nicht von Tugend und Frömmigkeit weichet,“ ſetzte ſie gegen Zoë hinzu, „ſo könnet Ihr auch in der Welt ein Gott gefälliges und für die Menſchen erbauliches Leben führen. Bedenket aber wohl die doppelte

Pflicht, die Euch obliegt, daß Euer Sinn und Wandel für Euch ſelbſt zum Segen und für dieſes hoffnungsvolle Kind zum Muſter und Vorbild weiblicher Tugend und chriſtlicher Frömmigkeit gereiche."

In der Freude ihres Herzens verſprach Zoë alles mögliche Gute, und wohl mag es ihr in dieſem Augenblick Ernſt damit geweſen ſeyn. Lauretta aber hüpfte und ſprang und konnte nicht erwarten, bis die Thüre ſich öffnete. Jacques Pierre dankte der frommen Schweſter für ihren Antheil; er verſprach, dem Kloſter ſeine Schuld für dieſe Gaſte in kürzeſter Friſt abzutragen, und bat, der Schweſter Orſola ſeinen Dank und ſeine Ehrerbietung auszudrücken.

Zweites Kapitel.

Laura war auf die Gäste vorbereitet, die ihr der Capitän zuführte. Wie es ſchien, hatte ſie ſich ruhig in das Verhältniß ergeben, wodurch dieſe neuen Zuſtände herbeigeführt worden. Auch Zoë war mit größerer Zuverſicht in dieſelbe eingetreten, nachdem Jacques Pierre ſie darüber beruhiget und ihr die Ueberzeugung beigebracht hatte, daß Laura's Nachſicht nur eine billige Erwiederung der ſeinigen gegen Jaffier's Bewerbungen um ſie ſey. Dieſer befand ſich auch gerade bei ihr, als der Capitän mit Zoë'n und Lauretta'n eintrat. Die Zufälligkeit des unerwarteten Zuſammentreffens machte ſolches für Alle erträglicher, als es ſonſt der Fall geweſen ſeyn möchte. Man nahm ſtillſchweigend an, daß Jaffier nicht im Geheimniß ſammtlicher Verhältniſſe ſey; man beobachtete daher eine gewiſſe anſtandige Zurückhaltung, welche nicht nur die üble Laune, ſondern auch die Freiheit im Zaum hielt, in der man gegenſeitig zu ſeyn glaubte, ohne noch die Zuverſicht in ihrem Gebrauch gewonnen zu haben.

Am leichteſten hatten die erſten Stunden durch Lauretta geſtört werden können. Das Kind, welches ſonſt

so froh und offen war, legte eine sonderbare Zurückhaltung, ja Scheue gegen seine Mutter an den Tag, die um so schmerzlicher für sie seyn mochte, da sich bei seinem Anblick die Stimme der Natur so laut in ihrer Brust erhoben und alle andere Gedanken überwältiget hatte. Mit leidenschaftlicher Heftigkeit, aber auch mit einer ihr nicht gewöhnlichen Innigkeit, ja, mit einer Rührung, in der sich ein tiefer Seelenschmerz erkennen ließ, hob sie Lauretta'n vom Boden empor, um sie an ihre Brust zu drücken. Das Kind brach in ein Geschrei des Widerwillens und der Furcht aus, so daß Zoë, von ihrer natürlichen Lebhaftigkeit ergriffen, hinzusprang und ihr dasselbe aus den Armen riß. Eine wunderbare Glut von Schmerz und Zorn bedeckte das Gesicht der verschmähten Mutter. Sichtbar schauderte sie zusammen, faßte sich jedoch sogleich und setzte sich wieder. Von diesem Augenblick an wichen Ruh' und Ernst nicht mehr von ihrer Stirne. Sie schien Alles wie etwas Gewohntes zu nehmen und begann ein gleichgultiges Gespräch mit Jaffier, während Jacques Pierre nicht ohne Verlegenheit Zoë'n, welche Lauretta'n noch auf dem Schoße hielt, gegenüber saß und sich geraume Zeit vergebens auf einen Gegenstand der Unterhaltung besann.

In dieser für Alle lästigen Stimmung war sein Blick durch die offene Fensterthüre auf den Vesuv gefallen, der gerade vor ihren Augen lag. Um wenigstens das Gespräch in Bewegung zu bringen, wandte er sich mit der Frage an Laura'n: „Wie wär' es, wenn wir Morgen früh mit unsern Gästen eine Spazierfahrt nach Torre

dell' Annunciata machten? Vielleicht gefiel es Dir und ihnen, ein Paar von diesen gelinden Wintertagen dort zuzubringen? Ich weiß, Steuermann Jaffier schlägt mir es nicht ab, wenn ich ihn bitte, uns zu begleiten." —

Mit einer Ruhe, die an Gleichgültigkeit grenzte, erklärte Laura ihre Zustimmung. Mit desto größerer Lebhaftigkeit nahm Zoë den Vorschlag auf; Jaffier antwortete nur mit einem Blick auf die Erste. So war die Verabredung für den andern Morgen festgesetzt, und Laura benützte sie nicht ungern für die häuslichen Vorbereitungen, welche nöthig waren, um einige Tage in dem Landhause, das der Capitän schon früher für ihren Sommeraufenthalt gemiethet, zubringen zu können, ohne der gewohnten Bequemlichkeiten entbehren zu müssen.

Indem sie dabei ab- und zuging, kam das Gespräch doch nie recht in den Gang. Zoë und Lauretta stellten sich bald mit dem Capitän auf den Balkon und ließen sich von ihm die nächste Gegend der Stadt, das Castel nuovo und das, was vom Golfe sichtbar war, erklären. Jaffier hatte es mehreremale umsonst versucht, Scherze mit Lauretta'n anzuknüpfen, die ihrem Alter angemessen waren. Er ging am Ende weg, weil er für die morgende Fahrt die Anstalten übernommen hatte und seiner Galeere noch einen Besuch schuldig war. Er wollte nicht versprechen, zum Abendessen wieder zu kommen, sagte aber desto zuverlässiger sein Erscheinen am andern Morgen mit dem ersten Sonnenstrahle zu.

Wir eilen über den Rest des Abends hinweg. Das Nachtessen dauerte kurz, und man saß sich den größten

Theil desselben hindurch stumm gegenüber. Zoë schützte Müdigkeit vor, um sich früh zur Ruhe begeben zu können. Es fiel ihr nicht einmal auf, daß Lauretta's Nachtlager jetzt neben dem ihrigen bereitet war. Laura hatte die Veränderung in den Einrichtungen zum Empfang ihrer Gäste angeordnet, nachdem der erste Willkommen geschehen. Zuvor war ihr eigenes Schlafgemach bestimmt gewesen, das Kind aufzunehmen.

Der Capitän blieb am Ende allein in dem großen Vorsaal, da er nicht gewohnt war, sich frühe schlafen zu legen. Er trat hinaus auf den Balkon und sah nieder auf das Wogen der Menschen in den Straßen, den Larm des Muthwillens und der Gewinnsucht und das Treiben nach Nichts, wie es in großen Städten das einzige Lebensgeschäft vieler Menschen ausmacht. Er schaute zum Himmel empor, an welchem leichte, flüchtige, weiße Wolken mit dem Monde spielten und abwechselnd die Massen des Castel nuovo erhellten und in tiefe Schatten hüllten. Er erblickte in Allem nur, was er oft gesehen; aber es hatte nicht mehr die beruhigende, nicht mehr die besänftigende Kraft über ihn, welche die nämlichen Zustände in ihrer täglichen Wiederkehr auf uns auszuüben pflegen.

Erst allmählich gestand er sich selber, daß er das Glück nicht gefunden, welches er sich früher geträumt hatte. Er sah sich am Ziel seiner schönsten Wünsche, und, was er kaum zu hoffen gewagt, selbst die Schwierigkeiten in dem Verhältniß zu Laura waren in der kurzen Zeit überwunden worden. Er fühlte sich gerade von

der Seite beruhiget, die ihm die größte Sorge gemacht, weil sie am wenigsten von ihm abhangig und nicht ohne Vorwurf für ihn war. Und dennoch schien ihm jetzt noch so viel zu fehlen, um sich für glücklich halten zu können.

Indem er in diesem Gedanken das Gemach auf und nieder wandelte, fiel ihm plötzlich der leuchtende Blick des Negers in's Auge, der in einer Ecke des Hintergrundes stand und seine Befehle zu erwarten schien. Diese Ueberraschung war für den, sonst so muthigen Mann doppelt unangenehm, weil sie ihn erschreckt hatte, und er befahl dem Unglücklichen in einem etwas barschen Tone, daß er sich zur Ruhe begeben sollte. Der Afrikaner schien ungewiß zu seyn, ob er ihn verstanden; denn er senkte das Haupt auf die eine Schulter und schloß die Augen. Jacques Pierre verstand die Frage, und beantwortete sie mit bejahendem Nicken, das er mit einem wohlwollenderen Ausdrucke des Gesichts begleitete, als er ihm zuvor vergönnt hatte.

Nachdem der Neger bereits verschwunden war, glaubte er den leuchtenden Blick desselben noch in der dunkeln Ecke zu sehen; aber auf einmal trat die Erinnerung an die glühenden Augen des sterbenden Manso Cuerdos an seine Stelle. Unwillkürlich schauderte der Capitän zusammen, und alle Warnungen, die ihm der wundersame Alte mit so erstaunenswürdiger Kenntniß seiner Neigungen und Plane gegeben, stiegen wieder empor in seiner Seele.

Und in der That befand er sich auch jetzt in einer Stimmung, worin er sie eher beachten konnte. Die erste

Trunkenheit einer glücklichen Liebe ist gegen jede andre Versuchung sicher. Nur die gesättigte bedarf neuer Verführungen, um die ungewohnte Leere des Herzens wieder zu füllen.

Indem sich Jacques Pierre aber auch mit jenen Warnungen die Gleichgültigkeit in's Gedächtniß zurückrief, womit der Vicekönig seine Herzensangelegenheit aufgenommen, schien ihm der Abfall von dessen Planen zur Vollendung des Triumphs zu gehören, welchen er ohne seinen Beistand davon getragen. Was braucht' er sein Leben, seinen Ruhm, seine Liebe an eine Unternehmung zu wagen, die ihm, auch wenn sie gelang, doch nicht mehr geben konnte, als ihm sein Glücksstern in jedem Falle versprochen? Wollte dieser ihm Wort halten, braucht' er darum Alles, was er bereits besaß, auf das Spiel zu setzen? Und war jenes frühere Horoskop nur eine Gaukelei gewesen, warum sollte es ihn verführen können, die herrlichsten Güter des Lebens gegen einen schmählichen Tod zu wagen?

Der sterbende Mansio Cuerdos hatte ihn ja überdieß selbst vor dem Horoskope gewarnt. Sollte der alte Mann, am Rande des Grabes, den Heuchler gegen ihn gespielt haben, um einem Wort früherer Jahre ohne allen Grund und Anlaß Glauben zu nehmen? Wenn je Wahrheit aus dem Munde der Menschen zu erwarten ist, muß sie auf den Lippen der Sterbenden wohnen, und konnt' es zur Frage werden, ob er dem Mansio Cuerdos, als er in seinen besten Jahren um's Geld Horoskope stellte, oder dem Mansio Cuerdos, als er

unaufgefordert auf dem Todbette zu reden begann, glauben sollte, mochte die Wahl keinen Augenblick schwanken.

Und an wen knüpfte sich am Ende die Verwirklichung des Heroismus, wenn er sie selbst herbeiführen sollte? — Der Vicekönig hatte durch die beiden letzten Tage unendlich in seinen Augen verloren. Zu der kleinlichen Gaukelei mit Spinelli, wozu er sich hatte hergeben müssen, zu der zweideutigen Rolle, die ihm in der Ausführung jener großen Plane angewiesen worden, war zuletzt noch das erbärmliche Schauspiel gekommen, welches der Herzog dem Volk gegeben, indem er sich ihm in dem königlichen Ornate zeigte. Der Eindruck, welchen diese Scene im Augenblick auf ihn gemacht, da sie sich ihm so unerwartet darstellte, ist von unsern Lesern bemerkt worden; nun aber, als der Capitan in stiller Nacht die Ereignisse des Tages mit einer Art von Ruhe überdachte, fand er alle seine frühern Vorstellungen von dem Vicekönige durchaus geändert. Der ganze Nimbus von Originalität, von Geist und Größe, worin er ihn früher gesehen, war verschwunden, um nichts, als einen launenhaften Uebermüthigen, einen eiteln Thoren zurückzulassen, welcher den Erfolg des größten politischen Wagstücks daran gesetzt, um solchen in läppischer Mummerei vorauszunehmen.

So ward es Jacques Pierre'n leicht, jenen frühern Entwürfen zu entsagen, die ihm immer abenteuerlicher erschienen, je länger er sie mit dem Bilde des Herzogs verglich, wie solches jetzt vor seiner Seele stand, und

sich wieder dem bescheidenen und behaglichen Lebensplane zuzuwenden, der ihm ein stilles Glück mit Zoë'n versprach. Mit Zoë'n; aber wird auch Zoë seine veränderte Ansicht theilen? Warum nicht? beruhigte er sich selbst. Wenn sie es ihm gleich nicht gestanden, so zweifelte er doch nicht, daß ihre früheren Bedenklichkeiten gegen die Zurückgezogenheit des Landlebens doch hauptsächlich in den Besorgnissen vor Laura ihren Grund gehabt hatten. Nun aber war das Verhältniß zwischen Beiden in der kurzen Zeit schon so geworden, daß es das Beste für die nächste Zukunft versprach. Dazu kam Zoë's Liebe zu Lauretta'n, die in dem ländlichen Aufenthalt ihre Befriedigung auch besser finden mußte, als in dem herumstreifenden Leben des Seemanns und in den Spannungen großer und gefährlicher Entwürfe.

Mit diesen Gedanken legte sich der Capitän nieder und versank allmählich in einen unruhigen Schlaf, aus dem er jedoch bald wieder und auf's unangenehmste erwachte. War es der Rester eines Traumes oder eine unwillkürlich aufgetauchte Erinnerung, die sich mit den Phantasmen einer höchlichst aufgeregten Einbildungskraft vermischte, kurz, die unglückliche Wittwe vom Mercato nuovo, mit dem Kind auf dem Arme, stand vor dem Geiste des Erwachenden, und ihr Wort: „Ach, Ihr kennet diese griechischen Weiber nicht!" tönte warnend in seinen Ohren. Dabei deutete sie nach dem nahen Galgen, und unter diesem sah er den Vicekönig mit der Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der Hand im blosen Hemde herumtanzen. Unaufhörlich wiederholte

die Bettlerin jene schweren Worte: „Ach, Ihr kennet diese griechischen Weiber nicht!“ und bei jeder Wiederholung desselben machte das Phantom des Herzogs einen Satz in die Höhe, bis es zuletzt auf einem dieser Sprünge am Galgen hängen blieb.

Vergeblich suchte Jacques Pierre diese entsetzlichen Bilder zu verscheuchen. Er gewann damit nur, daß sie sich in wahrhaft scheußliche Gestalten verwandelten, aus denen sie immer wieder in jene ersten Formen zurückfielen. Das warnende Wort der Bettlerin aber pulste mit dem Klingeln in seinen Ohren, so daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als daß er sich von seinem Lager aufraffte und auf den Balkon hinaustrat.

Allmählich besänftigte die Kühlung der Nacht die aufgeregten Lebensgeister des Capitäns. Er blickte immer starrer und gedankenloser zu dem Mond empor und sank endlich stehend in Schlaf. Durch sein Seemannsleben war ihm diese Art von Ruhe nicht ungewohnt; er wachte nicht früher auf, bis Jaffier mit der Morgendämmerung vor seiner Hausthür erschien und pochte. Schnell warf er sich jetzt in seine Kleider, weckte das Gesind und ließ durch dieses die Frauen zum Aufstehen ermuntern.

Jedermann suchte schnell fertig zu werden, und so war die kleine Gesellschaft in Kurzem eingeschifft und außer dem Hafen. Sie bestand aus den beiden Frauen und dem Kind, nebst einer alten Matrone, welche gewissermaßen die Stelle einer Duegna bei Laura versah, dem Capitän und Jaffier und dem Neger. Das zierliche,

mit neapolitanischen und französischen Wimpeln geschmückte Boot wurde kräftig von sechs Ruderern vorwärts geschoben. Es herrschte eine vollkommene Seestille; das Meer war so glatt, als ob es von Oel wäre, und das dunkle Blau seiner Färbung wurde nur durch die rothen Streifen unterbrochen, welche das herrliche Purpurgewölk der aufgehenden Sonne hinter dem Vesuv über sie hinwarf. In weiter Ferne schimmerten die weißen Segel der Fischerboote, welche über dem Golfe zerstreut waren. In der Nähe hingegen wurde die Barke von mehreren Seemöven umkreist, die ein reichliches Frühstück einzunehmen schienen.

Alles in diesem Lande war neu für Zoë'n, und so hatte sie daher viel zu fragen. Das lebhafte Gespräch zwischen ihr und dem Capitän wurde nur durch Lauretta's redselige Lebhaftigkeit unterbrochen. Das Kind lehnte in Zoë's Schoß und fand an der Bewegung des Boots und den vielen, neuen Gegenständen, die es um sich sah, das höchste Ergötzen. Laura hatte das Gesicht abgewendet von dieser Gruppe und starrte mit dem tiefsten Ernst auf Stirn und im Aug' in die Ferne, wo sie sich zwischen den Inseln Capri und Ischia in's Unbegrenzte öffnete. Jaffier aber, der ihr gegenüber saß, erhob nur zuweilen sein Auge zu ihr, als ob er einen Blick von ihr suchte und ihn zu finden fürchtete oder verzweifelte.

Da ward es plötzlich besonders lebendig auf der einen Seite der Barke. Eine Reihe von Springquellen schienen sich auf der glatten Fläche der See zu erheben, und bald

waren auch die Fische sichtbar, welche diese Bewegung hervorbrachten. Es war

„Poseidons heilige Heerde,"

wie die Alten sie nannten; es war ein Zug von Delphinen, wie sie in großen Schwärmen das mittelländische Meer durchziehen und ohne Furcht vor den Menschen auch während der schnellsten Fahrt die Schiffe Stunden lange begleiten und wie zum Scherz umspielen. Die Fischer schonen sie aus uraltem Volksglauben, der auch sobald nicht untergehen wird, da die Unschmackhaftigkeit des Fleisches dieser Fische die Zweifelsucht und Freigeisterei nicht in Versuchung führt.

Zoë hatte diese Erscheinung nie gesehen, und die Erzählungen, welche der Capitän von den Sitten und Lebensweisen dieser Thiere machte, regten ihre Neugierde höchlichst auf. Nach seiner Versicherung ging nichts über die Schnelligkeit derselben, und wenn der beste Segler mit dem frischesten Winde die See wie ein Pfeil durchschnitt, so hatten die Delphine immer noch Zeit, das Fahrzeug zu umkreisen und Stunden lange zu begleiten. Von ihrer Klugheit und ihrem Muth, von ihrer Dankbarkeit und ihrer Rachsucht, von der treuen Liebe gegen ihre Jungen, von ihrem festen Zusammenhalten gegen jeden Feind wußt' er Wunderdinge zu berichten. Selbst Lauretta's kindische Geschwatzigkeit verstummte vor den Erzählungen ihres Vaters, und Zoë äußerte zuletzt mit großer Ungeduld den Wunsch, eines dieser Thiere in der Nähe zu sehen. Der Capitän schien nicht gern auf die Erfüllung ihres Wunsches einzugehen und stellte ihr

die Schwierigkeit vor, dieſe ſchnellen Fiſche ohne Netz zu fangen. Aber ſeine Weigerung reizte ihre Begierde nur deſto ſtärker; ſie verfiel in üble Laune und ſchwieg. Lauretta wurde traurig, als ſie Zoë's Verſtimmung ſah, und erneute die Bitte um einen der Fiſche für ſie. Da rief Jacques Pierre endlich einem der Ruderer, der, nach ſeinem Namen zu urtheilen, ein Sicilianer war:

„Haltſt Du Dich im Stand, Peppi, einen dieſer Fiſche mit dem Spieß zu treffen?“

„Warum nicht, Capitän?“ erwiederte der Mann; „wenn es Thunfiſche wären, ſollt' Euch ſchon lang einer hier im Boote zappeln.“

„Das glaub' ich, Peppi,“ ſprach Jacques Pierre; „aber ein Delphin iſt klüger als ein Thunfiſch, und Du magſt eher zwei Möven mit einem Steinwurf treffen, als einen Delphin mit dem Spieße.“

„Bei allen Heiligen von Palermo und Meſſina, mich gelüſtet nicht, Euch meine Geſchicklichkeit an einem Delphine zu beweiſen. Warum nicht?“

„Nun, Peppi, warum nicht?“

„Herr, das wißt Ihr beſſer als ich. Ein Seemann, wie Ihr, und Ihr ſolltet nicht wiſſen, daß mit Delphinen nicht zu ſpaſſen iſt?“

„Alter Weiber und kleiner Kinder Glauben, Peppi“—

„Warum nicht, Capitän? Beſſere, als ich, haben's hundertmal geglaubt und erzählt. Wirft nicht jeder Fiſcher den Delphin, der ihm in's Netz geräth, wieder in's Meer? Wer auf der See lebt, will es mit den Völkern, die in der See wohnen, nicht verderben. Wißt

Ihr, wie es dem Fiſcher von Meſſina ergangen iſt? Er wollte auch nicht glauben, daß das Meer ſeine Bewohner hat wie das Land, und daß es Mönche und Soldaten, Biſchöfe und Könige, Hunde und Schweine im Abgrund der See gibt, wie auf der Oberflache des Landes."

„Und wie erging es dem Fiſcher von Meſſina?"

„Nicht gut, Herr; und warum nicht? Denn der Delphin gehört zum Soldatenſtand; darum iſt er auch ſo muthig und ſo tapfer."

Zoë konnte ſich des Lachens nicht mehr länger enthalten. —

„Lachet nicht, Signorina," ſprach der Sicilianer; „dem Fiſcher von Meſſina kam das Weinen fürwahr näher als das Lachen. Und warum nicht?"

„So laß denn hören, Peppi, wie es dem Fiſcher von Meſſina ging."

„Seht, Herr, dem Fiſcher ging' es, wie es der Signorina gehen würde, wenn ſie einen Spieß in der Hand hätte und verſtande ſich auf das Fiſchſtechen wie er. Denn als die Delphine ſo luſtig herumſchwammen um ſeine Barke — und es war, als ob ſie einen Tanz feierten in der ſchönen, klaren See — da verſucht' ihn der Satan und führt' ihm die Hand nach dem Spieß, welcher in der Barke lehnte, wie der Spieß dort neben dem Braſi lehnt. Und warum nicht? Er ſtach nach dem Delphin und verwundete ihn, daß im Augenblick die ganze See roth war vom Blute. Aber wenn es damit gethan geweſen wäre! — "

„Hatte er denn den Fiſch?" fragte Zoë.

„Ob er ihn hatte, Signorina, und warum nicht? Der Fisch aber war in den Grund gefahren, und mit ihm alle seine Kameraden.“ —

Bei diesem komischen Gebrauch der Lieblingsfrage des Erzählers brach Zoë in ein lautes Gelächter aus. Jacques Pierre allein stimmte in dasselbe ein, indem Jener die Redensart ohne Zweifel von dem Manne gewohnt, und Laura nicht zur Fröhlichkeit gestimmt war. Der Sicilianer aber zog die Augenbraunen etwas zusammen und fuhr fort: „Sorgt nicht, sie werden bald wieder von sich hören lassen. Und der Fischer von Messina ward dieß auch früher inne, als ihm lieb war. Er hätte kein ave Maria beten können, so begann die See sich aufzublahen von den Winden in der Tiefe, und die Winde vom Land und den Bergen und aus den Wolken brachen los von allen Seiten, und ein Sturm kam über das Meer, wie die Welt noch keinen gesehen. Und wenig fehlte, so hätten die Wellen das Tageslicht selber ausgelöscht; und warum nicht? Wo Licht ist, da ist auch Feuer; das Wasser aber löscht das Feuer und das Licht, und an jenem Tage ging es der Sonne selbst an den Hals, wenn sie sich nicht hinter dicken Wolken verborgen.“—

„Und der Fischer von Messina, Peppi? Was ward in diesem Sturm aus dem Fischer?“

„Der Fischer von Messina, Herr? Der wurde kleinmüthiger, als er zuvor frech gewesen war. Und warum nicht? Denn die Andern in der Barke jammerten und fluchten durcheinander, und daß sie ihn nicht in die See warfen, unterließen sie nur aus Angst. Aber das half ihm

nichts; und warum nicht? Denn seht, Herr; wie sie so in der Angst sitzen und beten und Gelübde thun, so schließt sich auf einmal eine große Höhe auf, wie eine Kirchenthüre, und wer meint Ihr, daß herauskam?"

„Nun, Peppi?"

„Ein Mensch war es nicht, Herr; aber ein Roß war es auch nicht. Wohl aber schien es Beides zusammen. Und warum nicht? Denn gräßlich war es anzuschauen, und wie es den Mund öffnete, und wie es den Mann forderte, der seinen Kameraden verwundet, da verging dem Fischer von Messina Hören und Sehen vor Angst. Aber was half's? Wollten die Andern mit dem Leben davon kommen, mußten sie ihn ausliefern. Und warum nicht? War er doch Schuld an dem ganzen Unglück, und was sich Einer selbst gekocht, mag er auch selber essen. Und der Fischer sah wohl, daß aller Widerstand umsonst war. Er reichte seinen Kameraden die Hand zum Abschied, setzte sich dem Pferdmenschen auf den Rücken, und auf und davon ging's. Ihr hattet ihn galoppiren sehen sollen über die See weg. Es war, als ob ein Reiter mit verhängtem Zügel durch die Straße von Toledo jagte."

„Habt Ihr ihn denn selbst gesehen?" fragte Zoë.

„Warum nicht?" erwiederte der Sicilianer; „denn Einer hat es mir erzählt, der so gut wie dabei war und es von dem Fischer von Messina selbst gehört hatte."

„Das ist mir lieb," sagte Zoë scherzend; „so kann man doch mit heiler Haut davon kommen, wenn man es auch nicht so genau nimmt mit den Delphinen."

„Scherzt nicht, Signorina; ich möcht' Euch die Angst nicht wünschen, die der Fischer von Messina ausgestanden. Und warum nicht? Denn auf dem Rücken eines solchen Pferdmenschen zu sitzen, ist kein Spaß, und fortzurennen wie der Wind und nicht wissen, wo es hingeht, und nicht wissen, was aus einem wird — versucht es einmal, da werdet Ihr erst einsehen, wie Ihr so weich hier sitzet auf der gepolsterten Bank, und Land um Euch von allen Seiten, und nicht ein Nasloch voll Wind im Segel, wie jetzt —"

„Mach's kurz, Peppi," unterbrach der Capitän den Sicilianer. „Die Signorina möchte gern wissen, wo der Fischer hingebracht worden ist."

„Und warum nicht, Herr? Gewiß soll es die Signorina erfahren; denn es stand nicht lang an, so kamen sie an vor dem chrystallenen Palast in der Tiefe und traten ein durch das perlenmutterne Thor und stiegen hinauf über die Treppen von Schildkrott und kamen in das Gemach mit den smaragdenen Wänden. Und ein Bette von Gold stand in dem Gemach, und auf dem Bette lag ein Soldat, und der Soldat hatte noch den Spieß in den Lenden stecken, welchen der Fischer nach dem Delphine geworfen. Und warum nicht? Denn der Pferdemensch bedeutete ihm mit kurzen Worten, wer seinen Bruder verwundet, der müsse ihn auch heilen, und wer ihn heilen wolle, müsse ihm den Spieß aus der Wunde ziehen, und wer ihm den Spieß aus der Wunde ziehe, deß Hand müss' ihn auch geworfen haben. Also that der Schiffer von Messina in Furcht

und Zittern, wie er geheißen ward, und als er den Spieß herausgezogen, stand der Soldat gesund auf von seinem Lager, und der Pferdemensch nahm den Fischer wieder auf den Rücken. So ging's zurück nach seiner Barke, und er wurde abgesetzt in dieselbe, und es war ihm kein Haar gekrümmt worden. Und warum nicht?" —

Zoë verzog den Mund höhnisch über dieses Ende der Geschichte. Der Fischer aber, der es sah, sprach zu ihr: „Lachet nicht, Signorina; so ist's nicht nur auf der See, sondern auch auf dem Land! Und warum nicht? Habt Ihr nie gehört, daß die Störche jedes Jahr in Länder ziehen, wo sie Menschen werden?" —

War Zoë zuvor schon zur Munterkeit gestimmt, so brach sie nun in ein lautes Gelächter aus. „Bei Sanct Spiridion," rief sie, „ich möchte wohl solch einen Storchmenschen sehen! Da aber die Störche in dieser Jahrszeit nicht wandern, so lasset mich wenigstens einen Pferdmenschen schauen. Hier ist der Spieß!" setzte sie hinzu, indem sie solchen aus der Ecke nahm und ihn dem Sicilianer reichte; „werfet nach einem von den Fischen, und wenn sein Kamerad kommt und Eure Auslieferung verlangt, so mag er mich an Eurer Stelle mitnehmen. Ist er ein Soldat, so läßt er sich den Tausch gewiß gerne gefallen." —

Der Sicilianer sah den Capitan fragend an.

„Seyd Ihr wahnsinnig, Mädchen, daß Ihr also die Gewalt der Tiefe herauszufodern wagt?" rief Laura plötzlich mit einer Heftigkeit, die gegen ihr bisheriges Schweigen wahrhaft furchtbar erschien. „Sind nicht

Zeichen des nahen Sturmes genug um uns, wollt Ihr ihn noch schneller herbeirufen?"

„Die Möven sind heraus," sprach Jaffier. „Die Delphine schwimmen auf der Oberfläche, das Meer arbeitet von Unten nach Oben, und am Monte Sant-Angelo hängen Gewölke. Auf Jungen, frisch die Ruder gefaßt," rief er den Seeleuten zu, „damit wir das Land erreichen, so lang es noch Zeit ist!" —

Mit diesem Ruf hatte er selbst ein Ruder ergriffen.—

„Bei unsrer Jungfrau vom Berge," sagte der Capitän, indem er ein andres Ruder faßte; „das kommt so schnell, als wären wir im schwarzen Meere." —

Und in der That hatte er auch kaum ausgesprochen, so entstand eine Bewegung in der Luft, die bisher ganz stille gewesen war; aber es dauerte auch nur wenige Augenblicke, so erfolgte ein so heftiger Windstoß, daß das kleine Fahrzeug nahezu umgeworfen wurde.

Schon die Anstrengungen der Männer würden die Nähe der Gefahr verrathen haben, wenn das Meer auch nicht immer hohler geworden wäre. Zoë erblaßte, Lauretta drückte sich in ihren Schoß und blickte stumm bittend und fragend zu ihr auf. Ein zweiter, noch heftigerer Stoß vermehrte Zoë's Angst; sie begann zu zittern und sich an eines der Taue zu klammern, welche den Mast festhalten. Laura blieb ruhig wie zuvor; nach jenem leidenschaftlichen Ausbruche war sie wieder in ihren vorigen Ernst zurückgefallen. Ja, man hätte glauben sollen, daß sie mit einer Art von innerem Wohlgefühl hinausschaute auf das Element, das immer

stürmischer wurde. Zoë versuchte zu beten, aber vergebens; da trat sie hinter Jacques Pierre und hielt sich an seinen Schultern. Lauretta hing sich in ihren Arm, und es war schmerzlich anzusehen — und wie viel schmerzlicher muß es für Laura'n gewesen seyn! — wie in den Augenblicken dieser Angst und Gefahr das Kind auch nicht mit einem einzigen Blick Trost und Hülfe suchte bei seiner Mutter.

Ein neuer, noch starkerer Stoß schüttelte die Barke, daß Niemand von Allen seine Stellung behaupten konnte. Zoë brach in einen lauten Schrei des Schreckens aus und geberdete sich so verzagt, daß selbst das Kind sie durch größere Fassung beschämte. Laura warf der Erschrockenen einen Blick der Verachtung zu, und Jacques Pierre'n stand der Angstschweiß in großen Tropfen auf der Stirne, nicht aus Besorgniß wegen des drohenden Unglücks, sondern in der Verlegenheit, worin er sich befand, indem er sich gerne mit Zoë'n hätte beschäftigen mögen, um ihr Muth einzusprechen. Die immer noch wachsende Gefahr erlaubte ihm nicht, das Steuerruder einen Augenblick zu verlassen, wenn ihn auch nicht die Scheu vor Laura und vielleicht eine leise Stimme in seinem Innern, welche die Zaghaftigkeit seiner Geliebten mißbilligte, zurückgehalten hätte. Diese warf sich nun hinter ihm auf die Knie nieder und bedeckte das Gesicht mit den Händen, um die furchtbaren Wogen nicht mehr zu sehen. Von allen Anwesenden hatte nur Laura eine ruhige Haltung, ja, einen Ausdruck von wahrer Gleichgültigkeit; auch Jaffier'n war die Besorgniß über die

gefahrliche Lage, worin ſie ſich befanden, auf der Stirne zu leſen.

Mit der äußerſten Anſtrengung gelang es den kraftvollen Männern, an mehreren Stellen vorüberzugleiten, wo der hochaufſpritzende Schaum verborgene Klippen verrieth, und die Barke in gerader Richtung auf einen Punkt der nicht mehr fernen Küſte zu bringen, wo ſich ein flacher Sandſtrich vom Fuß einer ſchroffen Felswand aus in langſamer Senkung tief in die See hineinzog. Alle Kraft von Armen und Rudern wurde nun aufgeboten, um das Land ſo ſchnell als möglich zu erreichen. Wirklich flog auch die Barke wie ein Pfeil über die Hügel und Thäler der Wogen hin, und Jacques Pierre bedachte ſich keinen Augenblick, das Fahrzeug mitten in die ſchäumende Brandung hineinlaufen zu laſſen, daß es plötzlich mit einem Stoß, der es nahezu zertrümmert hatte, in dem Sandgrunde feſt ſaß. Die gewaltige Erſchütterung und das Zuſammenſchlagen der Spritzwogen über ihnen erſchreckte Zoë'n dermaßen, daß ſie in ein lautes Weinen ausbrach, in welches auch Lauretta bald einſtimmte.

Die Barke lag ein Dutzend Schritte vom Land, und es war nicht möglich, ſie flott zu machen und ſich demſelben noch mehr zu nähern. Vielmehr mußte man eilen, den hohen ſchroffen Lavarücken zu gewinnen, der längs dem ſchmalen Strande hinlief, bevor das Meer, das immer wilder herantobte, ſolchen bedeckte, und die Brandung gegen die Lavawand ſchlug, wo dann Alles, was in den furchtbaren Kampf der Elemente gerieth,

ohne Hoffnung verloren war. Mit einem Sprunge war Jacques Pierre aus der Barke und ſtand bis an die Hüften im Waſſer, und eben ſo ſchnell rief er Zoë'n und Lauretta'n zu, auf die Seitenbank des Fahrzeugs zu ſteigen. Die nahe Rettung gab Zoë'n Muth; in einem Augenblick hatte ſie der Capitän auf den rechten und das Kind auf den linken Arm gehoben. Gleichzeitig war Jaffier auf der andern Seite der Barke herausgeſprungen und hatte Laura'n mit einem Blicke gebeten, ſich ihm anzuvertrauen. Sie ſchien einen Augenblick zu zögern; als aber der Neger bereits die Donna Roſina wegtrug, ließ ſie ſich von Jaffier'n umfaſſen und ans Land tragen. Auch die Ruderer eilten, was ſie konnten, um das Gepäck der Geſellſchaft in Sicherheit zu bringen; ſie ſahen wohl, daß bei dem raſchen Wachſen der Gewalt von Sturm und Wellen die Barke in Kurzem gehoben und an der Lavamauer zerſchellt ſeyn würde.

Stumm eilte die ganze Geſellſchaft durch die ſchmale ſteinigte Kluft empor, in welche die glühende Lava bei ihrem ſchnellen Erkalten einſt ohne Zweifel geborſten war. Der Weg ging beſchwerlich, ſteil und nicht kurz; in der Mitte deſſelben mußte Zoë Halt machen und eine Weile ausruhen. Laura ſchritt kraftvoll mit Jaffier'n vorwärts, und ſelbſt die alte Donna Roſina blieb nicht zurück hinter ihrer Gebieterin.

Endlich war das Landhaus nahezu erreicht, das, auf einen Vorſprung der Lavawand gebaut, eine herrliche Lage hatte. Wer in Torre dell' Annunciata geweſen iſt, für den braucht es keiner weitern Beſchreibung, und

auch den Andern können wir nur ſagen, daß es gleichſam im Mittelpunkt des wunderſamen Küſtenbogens liegt, welcher ſich von dem Miſeniſchen Vorgebirge bis zum Vorgebirg von Maſſa erſtreckt und die Ausſicht über den ganzen Golf und ſeine Inſeln und über die reichen, mit Städten und Dörfern überſäten Küſten beherrſcht. Auf der Landſeite lag der Veſuv gerade vor dem Hauſe mit ſeiner ganzen überſchwenglichen Fruchtbarkeit, aber auch mit allen ſeinen Denkmalen früherer furchtbarer Zerſtörungen.

Als Jaffier und Laura das Thor des Gartens erreicht hatten, in welchem das Landhaus ſtand, fanden ſie dasſelbe zu ihrer Verwunderung geſchloſſen. Jaffier bat ſeine Begleiterin daher, auf dem Sitze daneben Platz zu nehmen, bis er durch den entfernten Haupteingang den Garten erreichen und ihr von Innen öffnen könnte. Auf dieſe Weiſe ſaß ſie geraume Zeit allein, daß Jacques Pierre ſie mit Zoë'n und Lauretta'n einholen mußte. Gleichzeitig erſchien Jaffier innerhalb des Gitterthors und verſuchte ſolches zu öffnen. Allein das Schloß war eingeroſtet, wie es ſchien, und alle ſeine Anſtrengungen waren fruchtlos. Es blieb nichts übrig, als gleichfalls den Umweg nach dem Haupteingange der ländlichen Beſitzung zu nehmen.

So gelangte die kleine Geſellſchaft auf die Hauptſtraße, welche, den Ort in der Mitte durchſchneidend, ſich längs der Küſte von Neapel bis nach Caſtellamare hinzieht. Hier lief ihnen ein hübſches Mädchen entgegen, das ſich im Alter von Lauretta befand und kaum die

nothdürftigſte Bedeckung hatte. Flehentlich bat das arme Kind um ein Almoſen für ſeine Mutter, die in einiger Entfernung an der Straße auf dem Boden ſaß. Die Kleine wandte ſich zuerſt an Zoë'n, welche mit Jacques Pierre'n und Lauretta'n einige Schritte voraus war und eilte mit der reichlichen Gabe, die ſie erhalten, freudig zu ihrer Mutter. Aber ſie kam ſogleich wieder und richtete nun ihre Bitte an Laura. Dieſe war leichenblaß geworden und wies das arme Kind barſch zurück, indem ſie ihre Schritte verdoppelte. Das Mädchen wich ihr jedoch nicht von der Seite, ſo daß ſie endlich im Zorne zu ihm ſprach: „Fort aus meinen Augen, unverſchämte kleine Schlange!“ —

Die alte Bettlerin, die nicht ferne war, mußte dieſe Worte gehört haben; denn ſie begann aus Leibeskräften zu ſchelten: „Schlangen kommen von Schlangen! Mag Dein Schoß ſolche Brut gebaren, ſtolze Iſebel, auf daß Dir vergolten werde die Härte gegen mein armes Kind! Fluch und noch einmal Fluch über Dich, damit Du einen Stein findeſt, wenn Du ein Herz ſuchſt, und eine Schlange ſich, anſtatt eines Kindes, an Deine Bruſt legſt!“ —

Der Anblick der Frau war ſchauerlich, als ſie dieſen ſchrecklichen Fluch ausſtieß. Sie hatte ſich vom Boden erhoben und ſtand, die eine Hand auf einen Stab geſtützt und die andre drohend gegen Laura ausgeſtreckt. Die ungewöhnlich hohe und magere Geſtalt, das ſchwarze faltige Gewand und die langen weißen Haare, welche der Wind gefaßt zu haben ſchien, um ſie durch die Luft zu entführen, gaben ihr ganz das Anſehen einer jener

geheimnißvollen Frauen, von denen die älteſten Sagen aller Völker reden. Auch war der Eindruck, den ſie und die unglückliche Verſchmähte machte, entſetzlich. Vielleicht haben unſre Leſer von ſelbſt den Grund ihrer anſcheinenden Härte gegen das bettelnde Mädchen errathen. Die Gleichheit des Alters zwiſchen ihm und Lauretta'n und die Verſchiedenheit des Benehmens Beider gegen ihre Mütter hatte die unglückliche Frau auf das Tiefſte ergriffen. Die kranke Bettlerin däuchte ihr beneidenswerth in ihrem Zuſtand. Ihr Kind hing doch mit liebevollem Bemühen an ihr, ſolchen durch die Gaben, die es foderte, zu erleichtern. Die Freude über das reiche Almoſen ſtrahlte in deſſen Geſicht und flog in den raſchen Schritten, womit es ihr ſolche brachte. Dieſes Kind war dem ihrigen hierin ſo unähnlich, daß ſie den Abſcheu, welchen das Mutterherz dem letztern nicht auf einmal zuzuwenden vermochte, auf jenes übertrug. Es war nur die Regung eines Augenblicks, welchen die auf's Tiefſte verletzte Natur vertheidigen mag, und Laura hätte die kleine Bettlerin vielleicht im nächſten Moment in die Arme geſchloſſen, wenn ihr der Fluch der beneideten Mutter ihr furchtbares Schickſal nicht auf einmal zum verdienten Vorwurf gemacht hätte.

Leichenbläſſe und Fieberglut wechſelten im Antlitz der unglücklichen Frau, und ein inneres Feuer brach über ihre Lippen, daß ihre Zunge lechzte, und die Kniee faſt unter ihr zuſammen brachen. Wenige Schritte voraus hüpfte Zoë mit Lauretta'n an der Hand an Jacques Pierre's Arme dahin, als ob ſie auf Roſen wandelte. Der Mann, der

ſonſt ſo unermüdet in Aufmerkſamkeiten gegen ſie geweſen war, hatte ſie nun ganz vergeſſen, und das Kind, ſo ſie unter ihrem Herzen getragen, alle Neigungen, welche die Natur ihr beſtimmt, einer Fremden zugewendet. Einzeln und verlaſſen ſchleppte ſie ſich mühſam hinter ihnen her, gleichſam als ob ſie, allein unſchuldig, ein ungeheures Schickſal für die Schuldigen zu tragen verdammt wäre.

Als die Glücklichen ihrem Blick im Eingang des Hauſes verſchwanden, ſchien die Kraft ſie verlaſſen zu wollen. Sie lehnte ſich an die Einfaſſungsmauer des Gartens, um Kräfte zu ſammeln für die wenigen Schritte, die ſie noch zu machen hatte. Hätte ſie am Rande der tobenden See geſtanden, unfehlbar würde ſie ſich in dieſem verzweiflungsvollen Augenblick in den Abgrund geſtürzt haben, um ihrem Lebensjammer ein Ende zu machen.

Noch einmal nahm ſie ſich zuſammen und ſuchte den Eingang in das Landhaus zu erreichen. Es gelang ihr auch; aber ein neuer Schrecken beſtürmte ſie, als ſie in das große Thor eintrat, welches offen ſtand, ſo daß der ganze Hof bis zum Garten vor ihren Blicken lag. Ein furchtbarer Windſtoß faßte die herrliche Pinie, die mitten im Hofe ſtand, in ihrer reichen Krone und entwurzelte ſie durch ihre eigene Laſt, daß ſie mit entſetzlichem Krachen umſtürzte und gerade gegen das Landhaus fiel. Die Aeſte des Baums trafen das Dach, die Balkone und die Fenſter; ſie ſchlugen dieſe ein und riſſen eine Menge Ziegel, Mauerwerk und Glasſcheiben herunter,

daß die Schrecken des Sturzes noch durch das praſſelnde und klirrende Geräuſche der fallenden Steine und Gläſer vermehrt wurden.

Laura's ungewöhnliche Naturkraft vermochte dieſen wiederholten Stürmen auf ihr tiefſtes Gefühl und auf ihre äußeren Sinne nicht länger zu widerſtehen. Sie verlor das Bewußtſeyn und ſtürzte gerade vor dem Gartenſaal zu Boden. Glücklicher Weiſe trat eine kurze Weile darauf Donna Roſina, welche den Fluch der Bettlerin von Weitem gehört hatte und zurückgeblieben war, um ſie tüchtig auszuſchelten, in das Thor. Der erſte Blick der guten Frau traf faſt zugleich den umgeſtürzten Baum und die an der Erde liegende Gebieterin. Sie erhob ein Jammergeſchrei, welches ſelbſt das Heulen des Windes übertönte; denn im Augenblick eilten die Bewohner der nächſten Wirthſchaftsgebäude von allen Seiten herbei. Man hob die Bewußtloſe auf, trug ſie die Treppe empor und brachte ſie in ihr gewöhnliches Schlafgemach. Aber in welchem Zuſtand befand ſich dieſes! Seine Fenſter und Balkone waren gerade von den längſten und ſtärkſten Aeſten getroffen worden. Die Zerſtörung erſchien grauſhaft, und der Wind heulte mit doppelter Gewalt durch die großen unbeſchützten Oeffnungen. Man wußte ſich nicht anders zu helfen, als daß man Laura'n auf das Bette niederlegte, und dieſes mit ihr in den großen Saal trug, welcher an das Schlafgemach ſtieß und auf der Seite gegen den Veſuv lag. —

Laura kam bald wieder zu ſich; aber ſie wußte nicht,

wo sie war. Donna Rosina sagte es ihr, und damit trat auch der ganze Zusammenhang ihres Zustands auf einmal wieder vor ihre Seele. Plötzlich heftete sich ihr Blick mit Entsetzen auf die Wand gerade vor ihr. „Warum bin ich hier und nicht in meinem Schlafgemach?“ rief sie.

Donna Rosina ließ die Personen, welche Hülfe geleistet hatten, sich entfernen und erzahlte Laura'n schonend, daß ihr Schlafgemach durch den Sturmwind beschädigt worden sey. Aber die unglückliche Frau hörte sie nicht mehr; ihr Auge starrte nach der Wand, und ihr Gesicht schien ganz in den Anblick verloren, welchen sie vor sich hatte. Es war ein Frescogemälde mit Figuren in Lebensgröße, welches eine von den Wänden des Saals einnahm. Aehnliche Malereien bedeckten die übrigen Wande, und wir können nicht anders glauben, als daß diese Bilder durch die Wirkung, welche sie auf Laura machten, einen tiefen Einfluß auf die Folge dieser Begebenheiten gewinnen werden. Wir müssen unsern Lesern darum auch zumuthen, genauere Kunde davon zu nehmen.

Am Boden sitzt ein nackter Jüngling, der kaum aus dem Knabenalter getreten zu seyn scheint. In seinem ganzen Wesen liegt etwas Weiches, fast Weibliches; auch hat der Verdruß, womit er die Würfel ansieht, die vor ihm liegen, seine Augen mit Thränen gefüllt. Er nimmt keine Kunde von den Umstehenden, und der muthwillige Siegesstolz und die heftige Begehrlichkeit, die in den Augen seines Spielgenossen glänzen, können

nichts Tröſtliches für ihn haben. Der Bogen neben den Würfeln zeigt die Stelle an, von welcher der liebliche Knabe mit dem Flügelpaar und dem Köcher auf dem Rücken ſo eben aufgeſtanden iſt. Auf den Zehenſpitzen ſtrebt er mit beiden Händen in die Höhe, um den goldenen Ball mit himmelblauen Streifen zu faſſen, den ihm eine ſchöne Frau vorhält, welche nur vom Gürtel abwärts mit einem faſt durchſichtigen Gewande bekleidet iſt. Ihr lächelnder Blick ſcheint zu ſagen: Du erhältſt den Ball nicht früher, als bis Du verſprochen, was wir von Dir verlangen. Offenbar ſpricht ſie im Namen der beiden andern Göttinnen, welche, die Eine durch den Ausdruck ſtolzer Jungfräulichkeit in ihren Zügen, durch den Bruſtpanzer und Helm und Spieß für Minerva, die Andre durch die kalte gebieteriſche Würde ihres Blicks, durch ihren hohen Anſtand und die Fülle der Körperformen als die Thron- und Lagergenoſſin Jupiters zu erkennen wäre, wenn auch nicht die kleine Krone über dem herrlich zuſammengeflochtenen Haupthaar die Königin des Olymps verriethe. Beide ſcheinen den größten Antheil zu nehmen an dem Geſpräch zwiſchen Venus und ihrem Sohn, und Dieſer, ohnedieß gewohnt, Alles zu erlangen, wonach ihn gelüſtet, wird gewiß nicht zögern mit ſeinem Verſprechen, um auch den Beſitz des ſchönen Balls zu erwerben, nachdem er ſo eben jeden Wurf im Würfelſpiel gegen Ganymed gewonnen. Denn daß der ſitzende traurige Jüngling Ganymed iſt, dürfen wir aus der Nähe von Jupiters Adler ſchließen, welcher gerade hinter ihm auf dem Poſtament einer Säule ſitzt, auf deren Spitze ſich

zwei Tauben schaukeln. Seitwärts, doch nicht ferne von Juno, hält sich der Pfau, welcher die ganze Herrlichkeit seines Schweifes ausgebreitet und mit Verachtung nach dem schwarzen Gefieder des Adlers zu blicken scheint. Eine offene Saulenhalle von überaus großartigem Style bildet den Grund des Gemaldes, dessen Scene in dem Vorhof eines herrlichen Palastes vorzugehen scheint.

Was Venus und die beiden andern Göttinnen, die sonst nicht leicht mit ihr zusammenstimmen, von Amor verlangt und erhalten haben, war auf der zweiten Wand des Saales abgebildet.

Die beiden Gruppen, welche sich einander in der Mitte des Gemäldes genähert haben, stehen vor den Stufen, die zu einer Tempelhalle in dorischem Style hinaufführen. Die eine bilden fünf junge Männer, die, obwohl nackt, wie die Alten ihre Heroen darstellen, dennoch sammtlich bewaffnet, und Jeder durch seine Waffen für die einzelne Liebhaberei oder Lebensbestimmung, die er gewählt, für Krieg, für Jagd, für Fischerei, für Pferdebändigung und Schafzucht bezeichnet sind. Der Vorderste, durch hohen Wuchs, edeln Anstand und den Ausdruck einer besondern Körperkraft ausgezeichnet, lehnt an seinem Spieß und betrachtet mit Stolz und Entzücken die herrliche Jungfrau, die ihm durch die königliche Matrone von der andern Seite entgegengeführt wird. Wenn die Letztere deutlich durch ihren Anzug für den erhabenen Stand bezeichnet ist, dem sie angehört, so möchte man die Jungfrau, besonders nach ihrem Kopfputz, für eine Priesterin halten. Unverkennbar ist die freudige Ueber-

raſchung in dem holderröthenden Geſicht; aber nur der Dichter, nicht der Maler kann das Geheimniß ihrer Freude und ihres Erſtaunens errathen. Sie ſieht in der Wirklichkeit die Heldengeſtalt vor ſich, die ihren liebedürſtenden Träumen ſo oft erſchienen iſt. So hat der Gott, den wir zwiſchen Beiden auf der oberſten Tempelſtufe erblicken, das Verſprechen gelöst, welches er ſeiner Mutter gegeben. Nachläſſig auf ſeinen Bogen gelehnt, ſchaut er mit triumphirendem Lächeln auf die Liebe-Entzündeten nieder. Es iſt Medea und Jaſon, dem Chalkiope, zum Danke für die Rettung ihrer vier Söhne, welche ſeine Begleiter ſind, ihre Nichte Medea zugeführt hat.

Auf der dritten Wand erſcheinen Medea, Jaſon und Amor auf dem Vordergrunde. Der Liebesgott in der Mitte zwiſchen den andern Beiden, mit der geſenkten Fackel in der Hand und dem ewig lächelnden Blicke des Siegs und ſeines Mißbrauchs. Medea weiſt mit der Linken in die Ferne, in welcher ſich mehrere Stiere in wüthendem Kampfe mit einander zeigen, und mit der andern reicht ſie Jaſon einen Stein. Im Hintergrunde iſt die gewaltige Eiche ſichtbar, an der das goldne Vließ hängt. Jaſon braucht nur den Stein unter jene wilden Stiere zu ſchleudern, um ſie zu bändigen, und gebändigt müſſen ſie ſeyn, bevor er das Vließ gewinnen kann.

Auf der vierten Wand iſt das Schickſal der Liebe von Beiden vollendet. Zween liebliche Knaben liegen todt in ihrem Blut, und zwiſchen ihnen ſteht der verzweifelnde Vater mit einem Blicke, worin der Jammer den

Zorn überwunden hat, emporschauend zu Medea'n, die sich eben in ihrem, von geflügelten Drachen gezogenen Wagen vom Boden erhoben. Mit dem Triumph der Rache auf der Stirn und der kaum gesättigten Wuth im Auge hält sie dem Jammernden den blutigen Dolch entgegen, womit sie die Pfänder ihrer einst so glücklichen Liebe gemordet. Den Hintergrund füllt die brennende Burg von Corinth.

Das letzte Bild, welches ihrem Lager gerade gegenüber stand, hatte Laura's Blicke gefesselt. Sie wendete die Augen nicht mehr von demselben und gab keine Antwort auf Alles, was Donna Rosina sagen mochte. Erst nach geraumer Zeit schien sie, wie aus einem Traume, zu erwachen. Sie befahl der Duegna, die Thüre abzuschließen, damit sie nicht im Schlaf gestört werden könnte, den sie zu finden hoffte.

Gewiß war die unglückliche Frau der Ruhe sehr bedürftig. Ob sie sie gefunden, vermögen wir nicht anzugeben. Wenigstens schien sie zu schlafen, und da dieser Zustand lang dauerte, so können wir den Schluß des Kapitels noch zu einigen historischen Nachrichten von den Gemälden benützen, die wir in Kürze zu beschreiben versucht haben.

Diejenigen unserer Leser, welche mit den Schriften des griechischen Alterthums genauer bekannt sind, haben sich bei dem ersten und dritten Bild ohne Zweifel an einige Gemälde erinnert, die der jüngere Philostratus beschrieben hat. Er versichert, daß sie von geschickter Hand ausgeführt seyen, und will sie selber gesehen haben.

Nimmt man an, daß diese Kunstwerke wirklich existirt haben, was in der That durch seine Beschreibung am zweifelhaftesten wird, so darf man mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß sie in Neapel oder in der Umgegend gewesen sind. Nun trifft es sich sonderbarer Weise, daß das Landhaus, wo die Scenen aus der Mythe von Jason und Medea dargestellt waren, einst dem Andrea Sabatino, einem Schüler von Raphaël, gehört haben oder doch von ihm mit Frescogemälden ausgeschmückt worden seyn soll. Auch hat sich in der Pächtersfamilie der dazu gehörigen Ländereien die Sage erhalten, diese Gemälde seyen nur Abbildungen von uralten Fresken gewesen, die man in den Feldern hinter Torre dell' Annunciata, am Fuße des Vesuvs, gefunden habe. Man kann sich nicht erwehren, hiebei an Pompeji zu denken, und es läßt sich auch wohl beweisen, daß viele Reste dieser Stadt in frühern Jahrhunderten, als in dem der neapolitanischen Bourbons, bekannt gewesen und selbst durch die Habsucht ausgebeutet worden sind. Höchst wahrscheinlich stammen einige Statuen und Büsten von Bronze, die in der ehemaligen Farnesischen Sammlung waren, und manche andre in verschiedenen Galerien Italiens von solchen frühern Grabungen her. Daß silberne Geschirre und ähnliche Kostbarkeiten auf diese Weise manchmal zu Tage gefördert wurden, weiß man fast mit Gewißheit.

Es kann daher nicht genug bedauert werden, daß das Landhaus, wo sich Laura befindet, in den mancherlei Verwüstungen, die der Vesuv im Lauf der letzten

Jahrhunderte in diesen Gegenden angerichtet hat, zu Grunde gegangen. Wie viele Malereien auch durch die neuern Grabungen ans Licht gefördert worden sind, so wär' es doch gerad' in Beziehung auf die Beschreibung von Philostratus wünschenswerth, daß jene Kunstwerke noch vorhanden wären, um sie mit denselben vergleichen zu können. Die Malerei der Alten ist von den Neuern überhaupt noch gar nicht gründlich gewürdiget worden, und die gröbsten Vorurtheile einer Zeit, die von antiken Gemälden so gut wie gar nichts gesehen hatte, sind noch so verbreitet, daß es wohl der Mühe werth wäre, wenn ein geschmackvoller Kenner der Kunst des Alterthums sich diesen Gegenstand zur Aufgabe wählen wollte.

Drittes Kapitel.

An einem ſchönen, heitern Wintermorgen nähern ſich zwei Reiterinnen der Wohnung des Eremiten auf dem Veſuve. Die Eine in der erſten Blüthe von Reiz und Anmuth, zart und ſchlank gebaut, lebhaft, fröhlich, ja muthwillig bis zur Ausgelaſſenheit. Die Andre im Anfang des Sommers hoher weiblicher Schönheit, von junoniſchem Wuchs und den üppigſten Körperformen, ernſt, faſt finſter, wenn nicht gar traurig. Dieſe begleitet von einem jungen Mann von ſchlanker Geſtalt, mit blonden Haaren, blauen Augen und friſcher Geſichtsfarbe; Jene von einem mehr unterſetzten Mann in dem kräftigſten Alter, deſſen ſchwarzer Bart und Haare eher dem Süden anzugehören ſcheinen, ſo wie ſeine braune, ſonnenverbrannte Geſichtsfarbe ein, in langen Strapazen aller Art bewegtes Leben verräth. Beide ſind mit beſondrem Eifer, aber auch auf verſchiedene Weiſe, um ihre Begleiterinnen bemüht; indem die Beſtrebungen des Jüngern eine zarte Scheu und beſcheidene Zurückhaltung ausdrücken, während in dem Benehmen des Aeltern die Zuverſichtlichkeit des lebensgewandten Mannes und in den freien Scherzen mit ſeiner Reiterin ein vertrauliches Verhältniß durchzu-

blicken scheint. Selbst das Zufällige gaukelt hier in launischen Kontrasten zwischen beiden Paaren. Die junge Schöne sitzt auf einem schwarzen Maulthier, das nur durch unaufhörliches Stoßen und Schreien des Treibers in gleichem Schritte mit dem andern Thiere gehalten wird. Die Aeltere und Ernstere hingegen reitet einen Falchen von besondrer Lebhaftigkeit, so daß ihr Begleiter denselben von Zeit zu Zeit am Zaume fassen muß, um seine Reiterin auf dem holperichten Wege gegen Unfälle zu sichern. Uebrigens bleibt Diese ernst und ruhig bei der wildesten Bewegung des schönen Thiers, während die Jüngere bei jedem ungleichen Schritte des ihrigen in Schrecken geräth.

Unsre Leser haben bereits errathen, wer die Reiterinnen und ihre Begleiter sind, und billiger Weise mögen sie sich wundern, Laura'n zu Pferd und an einem Ausfluge Theil nehmen zu sehen, den man sonst nicht zu machen pflegt, wenn es nicht mit der Hoffnung gegenseitigen Vergnügens geschieht, und in der Absicht, dazu beizutragen, wie daran mitzugenießen. Seit dem vorigen Kapitel sind indeß mehrere Tage verflossen. Laura hatte sich geraume Zeit im Bette gehalten und war von den Andern alle Tage besucht worden, jedoch nicht öfters und länger, als der gute Anstand erfoderte. Dumpf für sich hinbrütend, schien ihr kein äußerlicher Gegenstand mehr Aufmerksamkeit abgewinnen zu können, als das Gemälde, auf welchem Medea als die Rächerin ihrer Liebe und als Mörderin ihrer Kinder erscheint. Um so verwunderter war Donna Rosina daher, als sie sich des

Morgens zur Stunde ihrer frühern Gewohnheiten vom Lager erhob, ihre häuslichen Geschäfte wieder besorgte und, den tiefen Ernst abgerechnet, der auf ihrer Stirne lag, in das tägliche Geleise des Lebens zurücktrat. Gegen Jacques Pierre'n und Zoë'n betrug sie sich, wenn auch nicht zuvorkommend, und noch weniger zutraulich, doch gefällig und zwanglos. Sie suchte sie nicht auf, aber sie vermied sie auch nicht; nur in Betreff des Kindes hätte man dieses zuweilen vermuthen mögen. Vielmehr schienen der Capitän und seine Geliebte sich unbehaglich zu fühlen, und auch Jaffier's schüchternes, ja gezwungenes Wesen eher zu wachsen als abzunehmen. Jener suchte darum solche Ausflüge anzuordnen, weil sich Verlegenheiten der Art am leichtesten bei rascher Bewegung im Freien und unter stetem Wechsel der äußern Gegenstände ertragen lassen, wo sich Diejenigen, die einander am besten verstehen, mit Anstand zusammenhalten können.

So war es geschehen, daß man den Lustritt, welcher am Abend zuvor für einen Besuch bei dem Eremiten am Vesuv verabredet worden, diesen Morgen zur Ausführung brachte, obgleich das Wetter trüb, die Luft abwechselnd schwül und kalt war, und an den Bergen schwere Dunstwolken hingen. Jedes fühlte, daß es besser gethan wäre, den Ausflug auf eine andere Zeit zu verschieben; aber keines wagte, den Gedanken zuerst auszusprechen. Ueberdieß sah man einem ganzen Tage voll gezwungener Unterhaltung entgegen, wenn man zu Hause blieb, und so wurde die größere aber ungewisse Beschwerlichkeit der kleinern aber gewissen Unannehmlichkeit

vorgezogen, und beschränkte man sich, Lauretta'n zurückzulassen. Man brach darum auch auf, bevor sie erwachte, indem Zoë den Bitten des Kindes schwerlich widerstanden hätte. Gewiß würde sie es mitgenommen haben oder mit ihm zurückgeblieben seyn.

Laura schien sogar heiterer als sonst, und ihr Gespräch mit Jaffier wurde selten unterbrochen. Er mochte dieß wohl zu seinen Gunsten deuten; wenigstens lag in seinem Gesicht ein Ausdruck von innerer Zufriedenheit und in seinen Bemühungen für Laura's Bequemlichkeit und Sicherheit eine Wärme, die auf eine größere Hoffnung, daß solche wohl aufgenommen sey, schließen ließ. Der Capitän machte darüber mehrere Bemerkungen gegen Zoë'n, wenn sie, wie öfters mit ihrem trägen Thiere geschah, eine gute Strecke hinter Jenen zurückblieb. Er fand sich durch das, was er sah, erleichtert; denn das Gefühl seines Unrechts gegen Laura verließ ihn selbst nicht in den Augenblicken, wo er den ganzen Gewinn desselben zu ernten meinte.

Die Wohnung des Eremiten hatte zu der Zeit eine ganz andre Lage. Sie war näher am Fuße des Somma, und dieser noch nicht durch eine so tiefe, sattelähnliche Kluft von dem Vesuve geschieden wie heutzutag. Auf seiner Spitze stand ein kleines Kastell, das von den spätern Ausbrüchen in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde, bis solcher zuletzt auch der Bergwand nachstürzte, welche sich von ihm losgerissen. Diese Bergwand war bis zu einer ansehnlichen Höhe mit einem Kastanienwalde bedeckt, an den sich jene Wohnung anlehnte. Vor der-

ſelben breiteten ſich die Weingärten aus bis hinunter in die Ebene und erzeugten jenen köſtlichen Wein, den ein unlöblicher Scherz oder ein Mißverſtand der Reiſenden ſpäterhin lacryma Christi genannt hat.

Von vulkaniſchen Verwüſtungen war die Spur überhaupt nur noch in der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens zu erkennen, und die Erzahlungen von den ſchrecklichen Feuerſtrömen, welche ſich in alten Zeiten von dieſem Berg herab ergoſſen und das ganze Land mit Schrecken erfüllt hatten, galten faſt für Sagen, die ein ſtarker Geiſt bezweifeln durfte. Seit dem Jahr 1500 war hier keine vulkaniſche Bewegung mehr verſpürt worden, und ſelbſt die Rauchfahne, welche ſonſt ſo weit hin ſichtbar geweſen, ſeit Jahrhunderten gänzlich verſchwunden.

Als die kleine Geſellſchaft vor dem Hauſe des Eremiten anlangte, zeigte ſich Niemand zu ihrem Empfange. Die Thiere wurden daher an die nächſten Bäume gebunden, und die beiden Männer mit ihren Begleiterinnen traten durch die offene Thüre ein, um den Bewohner aufzuſuchen. Das ganze Erdgeſchoß beſtand in einer Küche mit einem großen Herd, aus welcher eine ſchmale, ſteinerne Treppe in das obere Stockwerk führte. Auch dieſes bildete ein einziges Gemach und diente, wie ſich aus ſeiner armſeligen Ausſtattung ſchließen ließ, zur Schlafzelle des Eremiten. Von da ging eine Thüre hinaus auf eine Loggia, welche die ganze Breite des Hauſes einnahm. Sie war ziemlich ſchmal, aber ſo gelegen, daß man von ihr aus die Spitze des Veſuvs vor Augen hatte.

Hier fand die kleine Gesellschaft denn auch den Bewohner des Hauses in einem plumpen, hölzernen, ungepolsterten Lehnstuhl sitzend. Er erwiederte ihre Begrüßung mit einer Entschuldigung, daß er nicht aufstehen könne. „Es ist ein wahres Hundeleben, das ich hier oben führen muß," sprach er, „wenn mir Niemand zu Hülfe kam, so konnt' ich an meinem Rosenkranz nagen, bis mir Hören und Sehen verging. Seit gestern Mittag sitz' ich hier und kann nicht aufstehen, um mir nur einen Bissen Brods zu holen. Ich habe Hunger wie ein Wolf, und daß ich nicht dürste wie ein Hirsch in der Brunst, ist nur, weil mich Regen und Nachtthau durch und durch getränkt haben, wie einen Schwamm. Thut mir doch den Gefallen und holet mir den Schinken und das Brod herauf, welche unten in dem hölzernen Schranke sind. Es muß auch noch eine Flasche Wein dabei seyn, wo nicht zwei, denn es war mein Abendessen. Aber die höllischen Geister, die in dem Berge hausen, haben mich zu Falle gebracht. Da seht Ihr die Erbsenschrote noch liegen, die sie mir unter die Füße geschoben. Ich trat heraus, um nach dem Wetter zu schauen; aber es wäre klüger gewesen, wenn ich auf den Boden gesehen. Dann wär' ich nicht gefallen und hätte mich nicht so unbarmherzig am Knie beschädigt. Mich wundert nur, daß ich noch aufstehen konnte, um diesen Stuhl zu gewinnen; und bei St. Januarius, wenig fehlte, so hättet Ihr mich, wie ein Stück Vieh, an der Erde liegend gefunden. Wisset Ihr keine Hülfe für meine Noth, Signora?" —

Mit diesen Worten hatte der Mann, ein rüstiger,

vollwangiger Vierziger, dem man die Leiden, die er ausgestanden, kaum ansah, seine Kutte über das Knie hinaufgeschoben und den beiden Frauen sein nacktes Bein gezeigt. Es war auf eine ungewöhnliche Weise aufgeschwollen, und außer der Spur einer starken Hautverletzung, zeigte sich eine starke Entzündung.

Zoë wandte den Blick weg und stellte sich an das andere Ende der Loggia; Laura aber näherte sich und betrachtete den Schaden mit dem Blick einer Kennerin. „Es ist die höchste Zeit, Mittel anzuwenden," sprach sie, „wenn es nicht bald zu spat werden soll — "

„Gebt mir doch vorher etwas zum Essen," unterbrach sie der Einsiedler.

In diesem Augenblick kamen die beiden Männer, die sich auf seine erste Aufforderung hinunterbegeben hatten, und brachten einen angeschnittenen Schinken, ein großes Brod und zwei Flaschen Weins mit.

„Da kommt die Arzenei, ohne die alles Andre nichts zu wirken vermag," rief ihnen der Hungrige entgegen und holte ein altes schmutziges Messer aus seinem weiten Aermel hervor. „Zuvor lasset mich aber einen Schluck trinken, auf daß mein Magen ein wenig erwärmt wird und seine Nahrung mit Anstand empfangen kann."

Mit diesen Worten nahm er Jaffier'n die Flasche aus der Hand, schlug ihr mit dem Messer das obere Ende des dünnen Halses weg, damit das Oel abfloß, welches den Wein nach der Sitte des Landes bedeckte. Dann hielt er die Flasche in die Höhe, legte den Kopf zurück und ließ sie sich von oben herab in die Gurgel

ſtießen. Laura warnte mehreremale ernſtlich, daß er die Entzündung nicht durch das erhitzende Getränke vermehren ſollte; er ließ ſich jedoch nicht irre machen, ſondern goß fort, bis die Flaſche leer war.

„Nun bin ich doch wieder ein halber Menſch geworden,“ ſprach er mit jenem Tone des Wohlbehagens, der Leuten ſeiner Art nach ſo gut vollbrachtem Geſchäft eigen iſt, und ſchnitt ſich gleichzeitig ein gewaltiges Stück Schinken und ein verhältnißmäßiges Stück Brods ab. An ſeine Gäſte ſchien er gar nicht mehr zu denken; denn er aß mit einem Heißhunger und einer Schnelligkeit fort, als ob er die ganze Welt darüber vergeſſen hätte.

Laura verließ die Loggia, um Kräuter zu ſuchen, welche ſie dem Mann auf ſein krankes Bein legen konnte, und Jaffier folgte ihr, um ihr die Dienſte zu leiſten, deren ſie bedurfen mochte. Zoë ſtand dem Eremiten gegenüber, an die Einfaſſungsmauer gelehnt, und ſah ihm mit einem Geſichte zu, in welchem der muthwillige Spott deutlich zu leſen war. Jacques Pierre verſuchte mehreremale mit ihm ein Geſpräch anzuknüpfen, ohne daß es ihm gegen die Eſtluſt des frommen Mannes gelingen wollte.

Der größte Theil des Schinkens und des Brods war aufgezehrt, da griff der Eremit nach der zweiten Flaſche, die vor ihm ſtand. Sie hatte das Schickſal ihrer Schweſter, und jetzt erſt ſchien er ſich zu erinnern, daß er nicht allein war.

„So!“ begann er; „nun habt Ihr geſehen, wie mir zu Muthe war; ſagt mir nun auch, wie es um Euch ſteht.

Ist Euch mit einem Stück Schinken und einem Brod gedient, so dürft Ihr nur zugreifen. Aber die Signora zieht vielleicht ein warmes Ei vor, und bei Sanct Januar, es sollte schon in der heißen Asche stecken, wenn mir dieser verdammte Stuhl nicht wie angewachsen wäre. Auch fehlt es nicht an einer guten Flasche süßen Weins von Livari. Nehmet nur den Schlüssel hier und öffnet den Wandschrank unter der Treppe. Wenn ihn die Geister des Bergs nicht in der vergangenen Nacht ausgeleert haben, müßt Ihr noch einigen Vorrath finden. Hätten mich die Schmerzen an meinem Bein nicht mehr zum Fluchen als zum Beten gebracht, so sollten sie gewiß keine Macht über meine arme Hütte gehabt haben. Ihr habt das kleine Weihwasser-Kesselchen wohl gesehen, das an dem Thürpfosten hängt. Ihr dürft mir glauben, wenn ich diesen Schutz nicht hätte, wäre mir oft angst genug in dieser Einsamkeit hier oben, wenn der Orkan vom Meer aufsteigt, um mit den Gewittern der Gebirgszinnen zu kämpfen, und die höllischen Geister ihr Heulen und Zischen in sein Brausen mischen.“ —

In diesem Tone ging es fort, während der Capitän aus der Küche herbeiholte, was ihm von dem ansehnlichen Vorrath einfacher Lebensmittel, die er fand, für die Frauen passend schien. Nicht lange, so kam auch Laura mit Jaffier zurück. Sie hatte in der Küche einen kleinen steinernen Mörser gefunden, worin sie die saftreichen Kräuter zerrieb, die sie gesammelt. Indem sie zerbröckelte Brodkrumen beimischte, machte sie mit der teigartigen Masse einen Umschlag und legte solchen dem

Eremiten auf sein entzündetes Knie. Er erklärte sogleich, daß er augenblicklich eine kühlende Wirkung davon zu verspüren meine.

Da der fromme Mann den Flaschen, welche der Capitän heraufgeholt hatte, trotz aller Warnungen Laura's, noch fleißiger zusprach, als seine Gäste, so wurde er immer redseliger. Er erzählte ihnen, wie gar kein Zweifel seyn könne, daß höllische Geister in dem Berge hausten. Aber daß die Hölle selbst in seinem Bauche sey, glaube er nicht, die Landleute unten möchten auch davon sagen, was sie wollten. „Neapel ist bekanntlich ein Stück vom Paradies, das vom Himmel gefallen," sagte er; „wer mag aber denken, daß der heilige Januar es gerad' auf die Hölle fallen lassen? Könnt' er keine bessere Stelle dazu finden? Es ist ein Mährchen, wie das Feuer, das in alten Zeiten aus dem Berge gebrochen seyn soll, und das eine Mährchen vielleicht aus dem andern entstanden. Gibt es gleich viele närrische Geschichten, die man nicht glauben könnte, wenn es nicht Wunder waren, so ist doch nicht jede Narrheit ein Wunder. Man braucht nur in den Trichter auf der Spitze des Vesuvs hinunterzublicken, so sieht man gleich, daß der Berg ein ungeheurer Brunnen gewesen ist. Wirklich sollen auch noch Wasser unten auf dem Grunde seyn." —

Als ihm Jacques Pierre, der besser davon unterrichtet war, Einwendungen machte, entgegnete der Eremit: „Was wollt Ihr? Wenn ich auch nicht selber hinunter gestiegen bin, so haben es Andre gethan, und ich habe es mit eigenen Augen angesehen." —

„Freilich war es Gott versucht," fuhr er fort, als der Capitän Zweifel dagegen erhob und sich auf die Gefahr und besonders auf die Unmöglichkeit berief, wieder heraufzusteigen; „aber wohin treibt der Vorwitz nicht den Menschen? Braucht' ich zwei Tage in der Woche zu fasten und mir alle die übrigen Bußen auflegen zu lassen, wenn Mutter Eva'n nicht der Vorwitz gestochen, zu wissen, wie die schönen Aepfel schmeckten, die am Baume der Erkenntniß hingen? Mich hat es freilich noch nicht gelustet, gleichfalls hinunter zu steigen, und hätten sie sich rathen lassen von mir, so wäre der Doctor Miglionico und der Mönch auch oben geblieben. Aber neugieriger, als ein Mönch, ist Niemand, und so ein Doctor möchte dem lieben Gott selbst ohnedieß gern in die Töpfe sehen." —

Der Eremit begann hierauf mit großer Weitläufigkeit zu erzählen, wie der neapolitanische Arzt, den er genannt, und ein Mönch aus dem Camaldolenser-Kloster am Vesuv in den Krater des Berges hinuntergestiegen. Im Anfang sey es ganz gut und leicht gegangen; allmählich aber wäre der Abhang steiler geworden, und sie hätten sich, an Bäumen und Gesträuchen haltend, oft mit größter Lebensgefahr hinunter lassen müssen. Zuletzt habe die Vegetation ganz aufgehört, und hätten sie nur Schlacken unter den Füßen gehabt, auf welchen das Fortkommen noch schwieriger gewesen wäre; so hätten sie endlich den Grund erreicht, den sie ganz eben gefunden, bis auf eine ungeheure, pyramidenförmige Felsenmasse, die in der Mitte gestanden, und die sie

vergebens zu ersteigen gesucht. Außerdem hätten sie drei Seen gesehen, in deren einem das Wasser gekocht habe. „Auf allen Seiten," schloß der Erzähler, „waren Spalten und Höhlen, aus denen bald eiskalte, bald glühendheiße Winde herausströmten. Während sie sich auf dem Grunde befanden, stand die Sonne gerade über dem Krater. Es soll ein Anblick gewesen seyn, wunderbarer, wie kein anderer; der Himmel und Alles, was sie sahen, schien im Feuer zu stehen. Aber was half ihnen alle diese Herrlichkeit, wenn sie nicht mehr herauf konnten? Und das konnten sie nicht, wie sie es auch versuchten. Da war guter Rath theuer, und wäre der ganze Felsen unten von Golde gewesen, ich hätte ihnen nicht helfen mögen um alles Gold, wenn ich auch hätte hinuntersteigen müssen. Aber die Noth ist oft die beste Rathgeberin, und wo es nur einen Ausweg gibt, bleibt keine Wahl übrig. Freilich gehörte ein guter Muth dazu; aber die kalte Luft, die aus einer von den Höhlen herausdrang, ließ doch schließen, daß sie einen Ausweg haben müsse. Also frisch gewagt, und hinein in das kalte Loch! Der Doctor ging getrost voran, und der Mönch folgte ihm. Aber dem Doctor war die Zunge trocken vor Angst, wie ein Stück Sohlenleder, und den Mönch gelüstete wahrlich auch nicht, sein Ordensgelübde des Schweigens zu brechen. Und bei Sanct Januar, es ging besser, als sie vermuthet hatten. An Steinen, die im Wege lagen, fehlte es freilich nicht; auch ward es bald so finster, daß sie nur vor sich hintappend mit größter Vorsicht ihren Weg fort-

ſetzen konnten. Indeß vorwärts kamen ſie doch, und wenn ſie auch Köpfe und Beine manchmal unſanft genug anſtießen, ſo ließen ſie ſich's gefallen; ſahen ſie doch bald einige Helle. Und die Helle wuchs mit jedem Schritt, und bald war es das volle Tageslicht. Nicht lange, ſo lag das Meer vor ihnen, und ſie kamen zu einer der Schluchten heraus, die an der Küſte von Torre dell' Annunziata ſind. Daß ſie froh waren, ihre Haut gerettet zu haben, könnt Ihr denken, und daß ſie dieſe Reiſe nicht zum zweitenmal verſuchten, werdet Ihr mir glauben." —

Dieſe Erzählung hatte Zoë's Neugier auf das Höchſte gereizt; beſonders da Jacques Pierre Manches von den frühern Zerſtörungen des Vulkans erzählte, was der Eremit indeß mit einem ungläubigen Geſicht anhörte. Sie ſchlug Jacques Pierre'n vor, den Berg zu beſteigen. Er war ſo nahe, meinte ſie; er war nicht beſonders hoch, es mußte nicht mühſam ſeyn, an demſelben hinauf zu gehn. Der Eremit verſicherte zwar, daß der Schein hier trüge. Es ſey noch eine gute Strecke bis an den Fuß des Kegels, und wenn ſie auch bis dahin reiten könnte, ſo müßte doch der übrige Weg zu Fuße zurückgelegt werden. Zudem ſey der Pfad ſteil und viel länger, als ſie glauben möchte, da er ſich ſeitwärts an dem Berg hinziehe, und ſeine Linie bedeutend dadurch verlangert werde. Er habe Manchen geſehen, der es unternommen, und Wenige, die nicht auf halbem Wege wieder umgekehrt waren. Er ſelber ſey nur ein einzigesmal oben geweſen und würde

auch nicht dazu gekommen ſeyn, wenn er nicht ehrenhalber den Doctor und den Mönch begleiten müſſen. Die Angſt um Beide, als ſie nicht mehr zum Vorſchein kamen, würde er nie vergeſſen; ſie hätte ihm für alle Zukunft die Luſt verdorben, den Gang zum zweitenmale zu unternehmen.

Alle dieſe Vorſtellungen fruchteten nichts bei Zoë'n. Daß ſie auf Jacques Pierre'n rechnen konnte, wußte ſie wohl; nun munterte ſie auch Laura'n auf, die Luſt zu theilen. Dieſe nahm den Vorſchlag an, jedoch ohne Wärme, und Jaffier ging, um die Thiere der Frauen für den Theil des Wegs, welcher reitend zurückgelegt werden konnte, in Bereitſchaft ſetzen zu laſſen.

„Folget meinem Rathe, Signora," wendete ſich der Eremit nun an Laura allein, „und bleibet hier, will ſich die Signorina auch nicht bedeuten laſſen. Glaubet mir, der Gang wird Euch überaus laſtig, und die Mühe nicht belohnt werden. In dem," ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, während er hinaus geſehen hatte auf die See, „bemerkt Ihr die beiden kleinen Wölkchen über der Inſel Iſchia? Es ſollte mich Wunder nehmen, hätten ſie ſich nicht in Kurzem auf der Spitze des Epomeo vereinigt. Bei Sanct Januarius, da ſeht Ihr es; meine Beſorgniß hat ſich bereits beſtätigt. Die Kapuze des Bergs iſt ſchon fertig geworden. Nun ſchaut einmal zu, wie es da oben ausſieht. Bemerkt Ihr nichts hinter den beiden Bergſpitzen? Das verdammte Knie, daß ich nicht aufſtehen und ſelber hinſehen kann! — "

Jaſſier erwiederte, daß leichte Dünſte hinter dem Sattel der beiden Bergſpitzen vom Vejuv und Somma aufſteigen.

„Da haben wir's," ſprach der Eremit. „Wenn es der Berg macht, wie ſonſt, ſo iſt das Unwetter da, bevor eine halbe Stunde vergeht." —

Jacques Pierre beſtätigte dieſe Beſorgniß durch ſeine ſeemänniſche Wetterkunde. Aber Zoë beſtand jetzt nur um ſo hartnäckiger auf ihrem Einfall. Da die Männer nicht furchtſamer ſeyn wollten, als die Schöne, und Laura ganz gleichgültig blieb, ſo wurde Ernſt gemacht, wie nachdrücklich der Eremit auch zu warnen fortfuhr.

Und ſo ſehen wir die beiden Reiterinnen wieder zu Roß, und die kleine Karavane über die zerriſſene Ebene bis an den Fuß des ſogenannten Aſchenkegels hinziehen. Dieſer hatte jedoch dazumal nicht das ſtarre, verbrannte Anſehn, wie in ſpätern Zeiten. Eine, wiewohl immer noch ſpärliche, Vegetation bedeckte ſeine Wände, und hie und da wuchſen ſogar niedrige Geſträuche. Die Maulthiertreiber hielten an dem ſchmalen Pfade, der an dem Kegel hinaufführte, und die Frauen mußten hier abſteigen, um den Weg nach der Spitze zu Fuß fortzuſetzen.

Zoë war die Erſte, die den Pfad einſchlug, und ſchritt mit raſchen Schritten vorwärts. Jacques Pierre hatte ihr einen Stock geſchnitten, um ihr das Gehen damit zu erleichtern, und ſie fand dieß auch ſo wenig beſchwerlich, daß ſie über die Warnung des Eremiten ſpottete. So ging es eine gute Weile ziemlich ſchnell

bei ihr in die Höhe, während Laura mit Jaffier'n eine anſchnliche Strecke Wegs hinter Beiden zurückblieb. Der Pfad, der ſich ſteigend um den Kegel herumzog, machte allmählig eine Wendung, wodurch die Wanderer der ganzen Gewalt der ſchwülen Sonne ausgeſetzt wurden und jede Bewegung der Luft durch die Bergwand gehemmt ſchien. Zugleich wurde der Weg immer ſteiler, und Zoë ſtand nun von Zeit zu Zeit ſtill, um ihrer Lunge einige Ruhe zu gönnen. Bald fühlte ſie, daß auch ihre Beine dem ſchweren Gange nicht gewachſen waren. Dennoch wollte ſie nicht umkehren, beſonders da ihr der Capitän die nachdrücklichſte Hülfe leiſtete, ſie überall, wo der ſchmale Pfad es zuließ, ſtützte und führte, und, wo dieß nicht anging, ſie am Stocke nachzog. Sie ließ ſich von Zeit zu Zeit nieder, um zu raſten; aber auch dieſes Mittel half nicht länger, als um ein Paar Dutzend Schritte weiter zu machen. Sie fing an, verdrießlich zu werden und überhäufte Jacques Pierre'n mit Vorwürfen, daß er ſie einen ſolchen Gang unternehmen laſſen. Er erinnerte ſie, wie der Eremit alle Schwierigkeiten vorausgeſagt, wie er ſie gewarnt hatte. Aber dieß vermehrte nur ihre ſchlimme Laune; ſie ſetzte ſich endlich und erklärte, daß ſie nicht von der Stelle gehen würde. Der Capitän erbot ſich, ſie den Berg hinunter zu tragen. In ihrem Aerger verſchmähte ſie ſeine Hülfe; ſie ſtand auf und trat den Rückweg ſelbſt an. Doch hatte ſie nur wenige Schritte zurückgelegt, ſo hing ſie ſich an ihn und ließ es gerne geſchehen, als er ſie nach einer Weile auf ſeinen Arm hob.

Laura hatte den Gang langsamer angetreten, und ihre, ohnedieß größere, Kraft gleich von Anfang an besser zu Rathe gehalten. Zudem war sie durch ihr Jugendleben an den steilen Seeküsten ihres Vaterlandes und noch vor Kurzem durch den Aufenthalt in der Riviera von Genua, an das Bergsteigen gewöhnt. Dennoch begann auch sie die schwere, schwüle Luft unangenehm zu empfinden, und sie hätte sich vielleicht selber zur Umkehr entschlossen, wenn ihr Zoë nicht zuvorgekommen wäre. Jetzt fand ihr Stolz einige Befriedigung in dem Gedanken, Schwierigkeiten zu trotzen, vor denen ihre Nebenbuhlerin so schnell zurück wich. Es konnte für Diese nur eine Demüthigung seyn, wenn sie ein Unternehmen, das sie, trotz allen Vorstellungen und Warnungen durchgesetzt, zuerst aufgeben mußte.

Diese Gedanken flößten Laura'n, die ohnedieß eine große Gewalt über sich selbst hatte, neue Kraft ein. Sie schritt an Zoë und Jacques Pierre'n vorüber, als ob sie den schweren Gang jetzt erst begonnen. Dieser rieth ihr wohlmeinend, gleichfalls umzukehren, weil ihm das Wetter höchst verdächtig vorkomme; aber der Rath des Capitans hatte keinen Werth mehr in ihren Augen. Zudem maß sie denselben weniger seiner guten Absicht, als dem Gedanken bei, daß er Zoë'n die kleine Demüthigung, allein umzukehren, ersparen wolle. Vielleicht träumte ihr Stolz auch von der Hoffnung, daß er zwischen Beiden eine Vergleichung machen werde, die unmöglich zum Vortheil der verhaßten Nebenbuhlerin ausfallen könne. Die unglückliche Frau bedachte nicht,

daß die Leidenschaft keine Vergleichungen der Art anzustellen im Stand ist.

Es war in der That, als ob der innere Triumph Laura's Kräfte immer höher steigerte; denn sie schritt nun mit verdoppelter Kraft vorwärts. Ihre Anstrengungen schienen auch durch eine plötzliche Veränderung der Atmosphäre begünstigt. Die schwüle Luft ward auf einmal durch einen frischen Wind verjagt; aber die behagliche Kühlung der ersten Augenblicke ging auch schnell in das unangenehme Gefühl einer feuchten Kälte über. Jaffier machte sie auf die Gefahr für ihre Gesundheit aufmerksam, wenn sie, um auszuruhen, in dem Zustand von Erhitzung, worin sie sich befand, still stehen müßte, und bat sie inständig, umzukehren. Sie lachte fast mit einem Ausdruck von Wildheit über die Sorge für ihre Gesundheit und bestand auf der Fortsetzung ihres Gangs. Er beschwor sie, rückwärts zu blicken in die Tiefe; denn in einem Augenblicke war der Kegel des Bergs bis über die Mitte in einen Nebel gehüllt worden, der sich immer höher hinaufzog, und plötzlich, wie ein Rad, um denselben zu drehen begann. Laura stand still, und betrachtete mit einem unverkennbaren Ausdruck innerer Befreundung mit den Schrecken der Natur das merkwürdige Schauspiel. Beide standen über den kämpfenden Wolken; sie sahen die Blitze sich schlangeln zu ihren Füßen und hörten die Donner krachend niederrollen in die Tiefe. Der Berg aber lag in heiterer Klarheit über ihren Häuptern, und der Himmel breitete freundlich sein durchsichtiges Blau über ihn.

Jaffier legte Laura'n aufs Neue die Nothwendigkeit der Umkehr an das Herz; denn das Nebelrad rückte den Wanderern in seinen raschen Kreisungen immer weiter nach und die Luft wurde mit jedem Athemzuge kälter. Aber Laura hörte ihn nicht; sie schien mit steigendem Entzücken in diesen wilden Sturm der Natur zu schauen. In diesem Momente däuchte sie ihrem Begleiter, der etwas tiefer stand, ein Wesen höherer Natur; es war ihm, als hätte sie den Sturm gerufen, als käme er nur auf ihren Befehl. Da ergriff es ihn mit Macht in Bewunderung und Liebe und er sank kniend zu ihren Füßen. Nur einen Augenblick wagte er das liebeflehende Aug' empor zu richten zu ihr; in ihrem Antlitz schienen jedoch andere Gedanken und Gefühle zu wohnen, als die seine Brust zu sprengen drohten. Mit ruhiger Hoheit blickte sie nieder auf ihn, und er wähnte eine Stimme zu hören aus den Wolken, als sie sprach: „Stehet auf, Steuermann Jaffier, und lasset uns die Spitze des Bergs vollends erreichen."

Mit diesen Worten setzte sie ihren Gang fort; aber ehe sich Jaffier noch erhoben, hatte das Nebelrad ihn schon umwickelt. Die angebetete Frau schien allmählich für ihn in den Wolken zu verschwinden. Er eilte, was er konnte, um ihr nahe zu bleiben und ihre Spur nicht in den dichten Dünsten zu verlieren. Aber wie sehr er sich auch anstrengte, er sah sie nur wie eine titanische Wolkengestalt vor sich in der Höhe wandeln und verzweifelte fast, sie wieder zu erreichen. Eine entsetzliche Angst um sie erfüllte auf einmal seine Brust; denn ein

furchtbarer Windſtoß hatt' ihn beinah' ſelber vom Boden gehoben, und mit dem Windſtoß war Laura's Schattengeſtalt verſchwunden. Viel zu lang, wenn auch nur wenige Augenblicke, dauerte der hoffnungsloſe Jammer. Wie ein naſſes Tuch fiel der Nebel plötzlich nieder, und er ſah Laura'n wenige Schritte vor ſich, wie ihm dauchte, nicht ferne von dem Rande der Bergſpitze. Auch dieſes Glücks ſollt' er ſich nicht lange freuen; die ſchwere Wolke, ſo über dem Berge ſtand, begann ſich in dünnem Hagel zu entladen, welcher ſchnell in dichte Schneeflocken überging. Von allen Seiten ſtrömten die Winde herbei und trieben die Flocken in jeglicher Richtung umher. Der Himmel ſchüttete ſie in immer größerer Menge herab, und bald war von Berg und Himmel und Nah' und Ferne nichts mehr zu ſehen, als das flockigte Gewirre.

Laura ſchritt unaufhaltſam vorwärts und Jaffier folgte ihr raſtlos. Bald wurde das Gehen beſchwerlicher, da der Schnee den Boden bedeckte und den ohnedieß wenig betretenen Pfad nicht mehr erkennen ließ. Das Ausglitſchen auf demſelben, das Verſinken in den kleinen Vertiefungen, welche der wirbelnde Wind bald mit Schnee ausgefüllt, machte nun jeden Schritt doppelt beſchwerlich. Laura's Kräfte begannen zu ſinken, und Jaffier erkannte das Schwinden derſelben in ihrem unſichern Gange. Er trat neben ſie und bat, ihm ihren Arm zu gönnen. Stillſchweigend reichte ſie ihm ſolchen und ließ ſich die, wie es ſchien, nur noch kleine Strecke, welche bis zur Spitze des Bergs übrig ſeyn konnte, halb von ihm hinaufziehen. Hatte ſie nur dieſe erreicht, ſo war das

Schlimmste überwunden. Das Innere des Abgrunds versprach wenigstens einigen Schutz gegen die heftigen Winde, die sich von allen Seiten zu bekämpfen schienen. „Ich kann nicht mehr!“ seufzte die unglückliche Frau endlich, indem sie vor Erschöpfung niedersank. „Ihr dürft hier nicht ruhen,“ rief Jaffier, „wenn es nicht Euer Leben kosten soll!“ und faßte sie mit seiner ganzen Kraft und trug sie weiter. Es war eine Anstrengung, der nur die Liebe fähig ist; denn der Pfad war steil und die schöne Last zu schwer für den jungen schlanken Mann. Sie fühlte es selber und sprach in weichem Tone zu ihm: „Setzt mich nieder und lasset mich sterben!“ — „Nicht sterben,“ rief er mit dem Reste seines Athems, „sondern leben, leben für die Liebe!“ —

„Für die Liebe?“ erwiederte sie mit unbeschreiblicher Hoffnungslosigkeit in ihrem Tone. „O es gibt keine Liebe mehr in dieser Welt!“ —

Jaffier vermochte nicht zu antworten; bedurfte er doch jeder Kraft, die ihm noch übrig war, um nicht zu Boden zu sinken. In Strömen floß der Schweiß nieder von seinem Antlitz. Laura sah es und wurde nicht gerührt. So finster war es in ihrem Innern geworden; sie hatte kein Gefühl mehr für solche Aufopferung!

Endlich war auch die Liebe nicht mehr stark genug, um Jaffier's Anstrengungen zu verlängern. Er stürzte nieder mit seiner Last, und Verzweiflung brach ein in seine Seele, als er die Unmöglichkeit begriff, sich wieder zu erheben. Indem er jedoch eine Bewegung dazu machte und die Hand aufstemmte, fühlte er den lockern Boden

unter ihr in der entgegengesetzten Richtung, in der er lag, weichen. Laura hatte sich inzwischen erhoben und suchte ihm aufzuhelfen. „Wir haben den Rand des Trichters erreicht, der hier seyn soll," sprach er, „tretet behutsam vorwärts und lasset Euch langsam an der innern Wand herab, bis Ihr Schutz vor dem Winde gefunden."

„Ich werd' Euch nicht verlassen," erwiederte sie. „Euer Leben hat noch Werth, das meinige keinen!" Damit ergriff sie seine Hand, um ihn emporzuziehen.

„Ach, Donna Laura, welchen Werth kann ein Leben ohne das Eurige haben?" seufzte Jaffier aus der keuchenden Brust und suchte sich zu erheben. Es gelang ihm; denn wunderbar stärkend ist die Luft auf den hohen Gebirgen, und einige Augenblicke Ruhe wirken mehr hier, als eine gute Weile Rast in der Ebene.

So kletterten Beide an der innern Wand des Kraters ohne Gefahr hinunter, da sie so nah am Rande nicht steil und zwischen durch mit dickem und hohem Gestrauch bewachsen war. Ein glücklicher Zufall führte sie gerade neben eine solche Gruppe, die sich ziemlich weit über einen Vorsprung ausgebreitet hatte und eine Art von Dach über den Fuß desselben bildete. Sie fanden die Stelle hier trocken und mit Laub bedeckt, und so war denn ein Zufluchtsort gewonnen, dergleichen man sich unter diesen Umständen nicht besser wünschen konnte.

Beide saßen hier schweigend neben einander; Laura gleichgültig hinausstarrend nach den Schneeflocken, die immer noch in größter Menge niederfielen, und Jaffier nach allen Seiten und in die Höhe blickend, ob das

Wetter nicht eine freundlichere Wendung nehmen wollte. Sein Geſicht war blaß, ja eingefallen; aber ſein Auge, das weiter herausgetrieben ſchien, als ſonſt, leuchtete in einem eigenthümlichen Feuer. Ihm war, als ob er ſich allein mit Laura in der Welt befände; ſie war neben ihm, und jede Scheidewand zwiſchen ihnen ſchien geſunken. Dennoch wagte er es nicht, ſie anzuſehen, ihr ein Wort zu ſagen. Und wahrlich, in ihrem Antlitz war auch nicht das leiſeſte Zeichen, das ſeine Hoffnungen begünſtigte. Der wildeſte Aufruhr der Natur würde der Stimmung ihrer Seele am beſten zugeſagt haben. Mit einer Art von Freude horchte ſie auf die Donner, welche durch das Gebirge rollten.

Plötzlich hörte das Schneegeſtöber auf und die helle Mittagsſonne beſtrahlte die weiße Wand des Bergſchlundes ſo tief, als das Auge reichte. Jaffier richtete den Blick empor nach dem Himmel, der nun im reinſten Blau über dem Berge ſtand. Ein Adler ſenkte ſich eben in langſamen Kreiſungen von der höchſten Höhe herab und ſchoß plötzlich in die Tiefe des Trichters hinunter. Nur das Angſt- und faſt gleichzeitig das Schmerzgeſchrei eines Vogels verkündigte, daß der Räuber ſeine Beute nicht verfehlt hatte.

Laura ſaß unbeweglich, und bemerkte nicht, wie das Waſſer des Schnees, der in der warmen Sonne augenblicklich wegſchmolz, von dem Geſträuch über ihnen auf ſie herabtrieſelte. Die neue Sorge um ſie gab ihrem Gefährten Muth, das Schweigen zu brechen. Er machte ſie aufmerkſam auf die Unbequemlichkeit, der ſie an

diesem Ort ausgesetzt waren, und schlug ihr vor, eine trockene Stelle zu suchen oder lieber den Rückweg anzutreten, wenn sie sich hinlänglich dazu ausgeruht fühlte.

Ohne ihm zu antworten, erhob sich Laura und ließ sich leiten von ihm auf die Höhe des Randes. Der ganze Meerbusen mit seinen herrlichen Küsten und Inseln lag nun in seltener Klarheit aller Gegenstände vor ihnen, und das Meer schimmerte in jenem matten Silberglanze, welcher solchen Tagen eigen ist. Am westlichen Horizonte stiegen dicke weiße Gewölke empor; die Gebirge und Waldungen der Landzunge, die sich von Castelamare bis über Massa hinunter zieht, rauchten in aufsteigenden Dünsten. Die Sonne brannte schwül herab für die Jahrszeit, und Alles verkündigte, daß das schlimme Wetter noch nicht vorüber war.

Jaffier machte Laura'n diese Zeichen bemerklich. Mit auffahrender Heftigkeit stimmte sie plötzlich ein, daß sie eilen müßten, den Rückweg anzutreten. Zugleich setzte sie sich in Bewegung, um den Pfad zu erreichen, der wenige Schritte weiter unten sich um den Berg nach der Tiefe zog. Jaffier folgte ihr, aufmerksam auf jeden ihrer Tritte in dem nassen Sande, von dem die Sonne bereits jeden Flocken Schnee's weggeleckt hatte. Da der Pfad wenig betreten und in der höchsten Höhe keine Vegetation war, so gab der Boden, der aus kleinen halbverwitterten Lavastücken bestand, leicht nach, und Jaffier kam mehr als einmal in den Fall, Laura'n, die rasch und unvorsichtig voranschritt, im Augenblick, da sie fallen wollte, in seine Arme aufzufassen. Es waren

Momente des Entzückens für den Liebenden, welchen nichts fehlte, als daß es von der Geliebten getheilt wurde.

Ueber der Aufmerksamkeit auf sie vergaß Jaffier alles Andre, und so geschah es, daß er, als Laura nach einiger Zeit stille stand, plötzlich eine ganz andre Welt vor sich liegen sah. Sie befanden sich nicht mehr ferne vom Fuße des Aschenkegels; aber das Meer und seine Küsten und Inseln waren verschwunden. Eine dürre, von Schluchten zerrissene Ebene, die, so weit sein Auge reichte, von einem Walde mit mächtigen Steineichen umschlossen war, dehnte sich vor seinen Blicken. Selbst die Spitze des Somma war dem Gesichtskreis entrückt worden.

Er begriff wohl, daß sie den Pfad verfehlt, welcher sie auf die Seeseite des Berges hinunter geführt haben würde. Indessen zweifelte er nicht, daß in der Richtung nördlich am Fuße des Aschenkegels hin die Ebene zu erreichen sey, worauf die Wohnung des Eremiten lag. Der Wald, den er vor sich sah, hing wahrscheinlich mit dem Kastaniengehölz hinter derselben zusammen; auch erinnerte er sich, daß er schon beim Hinaufsteigen die gewaltigen Eichen bewundert, die ihre Wipfel stolz hinter den Castanien emporhoben zu den Wolken.

Er verhehlte Laura'n nicht, daß sie irre gegangen seyen; indeß nahm sie dieß, wie alles Andre, mit Gleichgültigkeit auf und wandelte frisch voran in der Richtung, die er ihr vorschlug. Die Sonne brannte mit der ganzen schwülen Glut des kämpfenden Gewitterhimmels auf sie nieder, und die unglückliche Frau fühlte

ſich bald ſo ermüdet, daß ſie ſich auf einen Stein ſetzen mußte, um auszuruhen. Sie war hier der ganzen Wirkung der Sonnenſtrahlen bloßgeſtellt; daher ſprach ihr Jaffier zu, ſich die wenigen Schritte nach dem nahen Walde nicht verdrießen zu laſſen, wo ſie doch im Schatten ausruhen könnte. Sie faßte ſeinen Arm und ſchleppte ſich mühſam bis zu einem der erſten Bäume. Hier ſank ſie faſt gänzlich entkräftet auf das weiche Moos nieder, welches ſich in üppigem Wuchs um ſeinen Stamm verbreitete.

Jaffier benützte die Zeit ihrer Raſt, um ſich in der Gegend umzuſehen und die beſte Richtung zu erforſchen. Er war auch ſo glücklich, daß ihm die Spitze des Somma bald in's Auge fiel. Nun war nicht mehr zu irren. Froh kehrte er zu Laura'n zurück und verkündigte ihr, daß ſie unmöglich ferne ſeyn könnten von ihrer Geſellſchaft.

Sie ſchauderte recht eigentlich zuſammen, als ſie dieſes Wort hörte, und fragte erſt nach einer guten Weile, ob Torre dell' Annunciata nicht in unmittelbarer Richtung zu erreichen wäre. Jaffier geſtand ihr ſeine Beſorgniß, ſie nach den bisherigen Anſtrengungen der Gefahr neuer Umwege auszuſetzen. „Nichts kann für mich zu entfernt ſeyn," erwiederte ſie mit Heftigkeit, „was mich weit, was mich auf ewig von dieſen Menſchen wegführt!" —

Jaffier wagte nicht zu antworten, ſondern folgte ihr ſchweigend, als ſie von ſelbſt aufſtand, um den Weg fortzuſetzen, den er ihr vorgeſchlagen. Da ſie nicht nur ſehr ermüdet, ſondern auch der Boden im Walde,

durch den er ſie des Schattens wegen führte, ſehr ungleich war, ſo bat er ſie, ſeinen Arm zu nehmen. Langſam ſetzten ſie ihren Gang fort, ſich immer nah' am Saum der Ebene haltend, um den Fuß des Aſchenkegels nicht aus den Augen zu verlieren.

Und ſchon lag auch die Sommaſpitze wieder vor ihren Blicken. Jaffier rieth Laura'n, eine kurze Raſt zu machen, um ihre Kräfte einigermaßen zu ſtärken, und machte ſie auf das üppige Moos, als einen weichen Sitz, aufmerkſam. Sie zog einen Baumſtamm vor, welchen der letzte Sturm entwurzelt hatte. Das Unglück fühlt ſich zum Verwandten hingezogen; ſie ſagte es nicht, aber ſie meinte ihr eigenes Schickſal in der gewaltigen Eiche zu erkennen, die niedergeſchmettert am Boden lag.

So hatten Beide eine gute Weile neben einander geſeſſen, während Jaffier mehrmals ein Geſpräch in Gang zu bringen ſuchte, als ein graues Gewölke zwiſchen den beiden Bergſpitzen ſichtbar wurde, das allmählich höher aufſtieg, bis es den ganzen Horizont bedeckte. Ein ziemlich friſcher Wind, der ſich erhob, ſchien der Hoffnung Raum zu geben, daß er die drohenden Wolken vertreiben würde; aber ſie ſenkten ſich auf die Berge nieder und verhüllten allmählich ihre Spitzen. Faſt gleichzeitig praſſelte es in dem Laube der Bäume von dem ſtarken Regen, der auf den höchſten Höhen wahrſcheinlich als Schnee oder Hagel niederfiel.

Laura ließ ſich gerne gefallen, unter einem ungeheuren Eichbaum Schutz zu ſuchen, und ſaß, in tiefe Träumereien verſunken, an deſſen Fuße. Jaffier trat

von Zeit zu Zeit heraus aus dem Wald, um zu ſehen, ob ſich der Himmel nicht irgendwo aufhelle; aber die Wolken an den beiden Bergſpitzen ſchienen immer dichter zu werden und ein völliges Regenwetter eingetreten zu ſeyn. Troſtlos blickte er auf die unglückliche Frau, die ſich gar nicht um ihren Zuſtand bekummerte. Wie ſehr ſich auch die Zeit in ſolchen Lagen dehnt, ſo bleibt ſie doch nicht ſtehen, und er fürchtete nicht ohne Grund, daß der Abend herbeikommen könnte, bevor ſie ein Obdach erreicht hatten. Es war zu gewagt, noch länger zu warten; es blieb ihm nichts übrig, als Laura'n die Fortſetzung ihres Ganges vorzuſchlagen.

Sie willigte ein und wandelte nach der langen Raſt mit ziemlich kräftigen Schritten weiter. In kurzer Zeit waren Beide bis auf die Haut durchnaßt; indeß näherten ſie ſich doch jetzt dem Einſchnitt zwiſchen den beiden Bergſpitzen, über welchen hinweg die Entfernung nach der Wohnung des Eremiten nicht mehr bedeutend ſeyn konnte. Bald lag die Vertiefung wirklich vor ihnen; aber mit Entſetzen ſah Jaffier, daß es eine weite, breite Kluft war, in welche die beiden Berge auf thurmhohen ſenkrechten Wänden abfielen. Offenbar hatte ſich eine ungeheure Lavamaſſe, welche ſich zwiſchen ihnen feſtgeſtellt, plötzlich geſpalten und dieſen Riß gebildet, der bei jedem Regen einem furchtbaren Waldſtrom zum Bette diente. Auch jetzt wälzte ſich eine gewaltige, ſchleimigte Fluth mit donnerndem Gebrüll ſchäumend über die Steinblöcke und Baumſtämme weg, welche den Grund der Schlucht bedeckten.

So blieb nichts übrig, als auf die Richtung nach der Einsiedelei und die Meerseite des Gebirgs überhaupt zu verzichten und dem Bergstrom nach der entgegengesetzten Tiefe zu folgen. Zum Glück war der Wald nicht sehr dicht und ganz ohne Gesträuch, so daß die Wandelnden sich nicht weiter von ihrem Wege zu entfernen brauchten, wie gut ihnen auch das Brausen seiner Gewässer noch in großer Ferne zum Leiter hatte dienen können.

Wie lange sie so gewandelt seyn mochten, vermögen wir nicht anzugeben. Gewiß hatten sie manchmal rasten müssen auf ihrem Wege; denn die Sonne stand dem Saume des Horizonts nahe. Der Regen ließ nicht nach, und da sich der Wald zugleich immer mehr lichtete, so wurden sie nicht nur stärker von demselben getroffen, sondern das Gehen fiel ihnen auch beschwerlicher auf dem Boden, wo ziemlich hohes, obgleich dürres Gras mit sumpfigten und lehmigten Stellen wechselte. Laura, die ihr Begleiter schon geraume Zeit nur noch geschleppt hatte, sank endlich nieder und erklärte, daß sie nicht weiter vorwärts könne. „Geht, Freund Jaffier," sprach sie mit mehr Weichheit, als er je von ihr gehört hatte, „trennet Euch von mir! Ich bringe nur denen Glück, die es nicht um mich verdienen. Lasset mich allein hier sterben und vergessen werden von der Welt! Es kann nicht mehr lange dauern!" —

Jaffier schwur, daß er nicht von ihrer Seite weichen würde, so lange noch ein Athemzug in ihm wäre, und bat sie, Muth zu fassen. Er hob sie auf und trug sie unter einen nahen Kastanienbaum, dessen Aeste einen so

großen Umfang hatten, daß das Moos unter demſelben noch trocken war. Hier bereitete er ihr ein ſanftes Lager, und ſie hätte wohl ruhen und ihre Kräfte ſammeln können, wäre ſie nicht bis auf die Haut durchnäßt geweſen. Zudem machte ſich jetzt auch das Bedürfniß nach Nahrung mit Macht geltend, und wurde die feuchte Luft immer kälter.

So ſaß die unglückliche Frau zitternd vor Froſte, während Jaffier verzweiflungsvoll hinter ihr am Baum lehnte und vergeblich auf Rettung ſann. Die Nacht ſenkte ſich nieder und hüllte die Erde in das ganze, ſchwarze Dunkel, das ihr in ſüdlichen Ländern eigen iſt. Jetzt war es völlig unmöglich geworden, den Weg weiter fortzuſetzen. Selbſt als der Regen aufhörte, und hier und da ein Stern durch das zerriſſene Gewölke ſchimmerte, wurde es nicht ſo hell, daß man einen Schritt vor ſich auf dem Boden ſehen konnte. Jaffier richtete manche Fragen an Laura'n, ohne eine Antwort zu erhalten; eine Angſt, wie er ſie nie in ſeinem Leben gefühlt, bemächtigte ſich ſeiner. Er kniete nieder neben ſie, und legte ſein Ohr an ihren Mund, ob er ſie noch athmen hörte. Er gewann die freudige Ueberzeugung, daß ſie in Schlaf gefallen war; in dieſer Lage war es das Glücklichſte, was der armen Frau begegnen konnte. In der knieenden Stellung, in der er ſich befand, faltete er die Hände zum Gebet, und flehte zum Himmel empor um Rettung. Angſt und Liebe beſeelten ſeine Andacht, die ſich der heiligen Jungfrau zu Loretto mit dem Verſprechen reicher Gaben und beſchwerlicher Pilger-

fahrten zuwandte. Schon wähnte er sein Gebet halb erhört, als plötzlich der Mond im vollsten Glanze durch das Gewölke brach, und die Haide, welche vor ihm lag, und nur durch einzelne Bäume begrenzt war, beleuchtete. Sein erster Gedanke rieth, die Schlafende zu wecken, und ihr vorzuschlagen, den Weg fortzusetzen; indeß konnte er es nicht über sich gewinnen, ihre Ruhe zu stören. Er entschloß sich daher, dieselbe wenigstens dazu zu benützen, um die Gegend zu erforschen. Mit großer Behutsamkeit, und indem er sich die Form des Baums, unter welchem Laura ruhte, besonders bemerkte, nahm er den Weg nach der Seite der Ebene, wo sich solche mit einigen, einzeln stehenden Bäumen für sein Auge schloß. Mehreremale wandte er sich um, damit ihm jene Eiche nicht aus dem Gesichtskreis verschwand, ob er gleich deßhalb ganz ruhig seyn durfte, weil der Baum an Höhe und Umfang der Aeste alle andern Bäume, die sein Aug' erreichen konnte, weit übertraf. Da sich der Himmel überdieß immer mehr aufklärte, so brauchte er auch nicht zu fürchten, daß die Wolken den Mond verhüllten, und die vorige Dunkelheit zurückführen möchten.

Jeder Schritt weiter vorwärts vermehrte seine Zweifel, ob der schwarze Streifen, welcher den Gesichtskreis schloß, eine dichte Waldung sey. Bald gewann er jedoch die Beruhigung, daß es nur ein niedriges Gebüsch seyn könne. Allmählig kam ihm seine Form regelmäßiger vor, und es däuchte ihm eine Hecke. Aber wie freudenreich und hoffnungsvoll ging es plötzlich auf in seinem Innern, als er sich überzeugte, daß es eine Mauer war!

Er naherte ſich derſelben und erkannte die Einfaſſung einer groſſen ländlichen Beſitzung. Mit ſtetem Rückblicke nach der koloſſalen Eiche folgte er der Mauer, um einen Eingang zu finden, und ſo kam er in Kurzem an ein Gitter-Thor, welches die Ausſicht auf einen langen Gang zwiſchen hohen, geſchnittenen Hecken öffnete. Ja, es ſtrahlte ihm vom Ende deſſelben ein Licht entgegen, und damit die heilige Jungfrau ſein Gebet im ganzen Umfang erfüllte, ſo fand er auch auf den erſten Druck, daß das Thor nicht verſchloſſen war.

Er eilte zurück, um Laura'n die glückliche Entdeckung mitzutheilen. Er fand ſie noch in tiefem Schlaf, und bedachte ſich keinen Augenblick, ſie zu wecken. Nun koſtete es ihn aber die gröſte Mühe, ſie zu überreden, daß ſie die nahe Hülfe nicht verſchmähte. Endlich erhob ſie ſich mit ſeinem Beiſtand. Er wollte ſie faſſen, um ſie zu tragen; aber ſie verſicherte, daß ihre Kräfte durch den kurzen Schlaf hinlänglich geſtärkt ſeyen, um den Weg fortſetzen zu können. Zudem war es ſo kalt, daß Jaffier aus Sorge für ihre Geſundheit dieſe Bewegung ſelbſt wünſchen muſte. Zitternd vor Froſt und von ihrem treuen Führer geſtützt, wankte die unglückliche Frau mit geſenktem Haupt einher, und Beide erreichten das Thor gerad' in dem Augenblicke, da es geſchloſſen werden ſollte.

„Woher kommt Ihr ſo ſpät noch, Don Fernando?" ſprach der Unbekannte, welcher den Schlüſſel eben in das Schloß ſteckte. „So ſpät hätt' ich Euch nicht mehr erwartet, und am allerwenigſten zu Fuß. Ein andres

mal werdet Ihr mir wohl glauben, wenn ich Euch sage, der Berg hat seine Mütze aufgesetzt; denn das thut er nur, wenn er sich vor dem Regen fürchtet. Aber was seh' ich? Ihr habt Gesellschaft mitgebracht. Dann rath' ich Euch, den Seitengang nach dem Pavillon zu nehmen. Der Herr Graf ist wach, wie Ihr wohl wisset, und versteht keinen Scherz in diesem Punkte." —

Jasner schlüpfte durch das Gitterthor, und Laura ließ sich von ihm nachziehen, während der Unbekannte zurücktrieb, um das Thor zu schließen.

„Sagt ich's Euch nicht diesen Morgen, als Ihr Euch auf den Weg machtet, Don Fernando?" sprach derselbe, indem er nachkam. „Und bei San Catello, es war eine Mütze, unser Pfarrer hätte sie zum Muster nehmen können, wenn er des Morgens mit dem ersten Sonnenstrahl Pomeranzen pflückt. Ihr wißt es ja; Er meint, sie seyen so süß, wie die von Sorrent; aber ich will in meinem Leben keine Früherbse mehr über die Zunge bringen, wenn der Herr Graf je eine von seinen Pomeranzen angerührt hat. In der Farbe kann man sie wohl von den Citronen unterscheiden, aber, bei San Catello, im Geschmack nicht; — "

„Still und immer stiller!" fuhr der Mann fort, unerachtet die Beiden noch keinen Laut von sich gegeben hatten. „Ich sehe Licht hinter den Fenstern des Herrn Grafen. Wenn er noch in seinem Schlafgemach sehen will, kann ihm leicht der Einfall kommen, auch außer demselben sehen zu wollen. Und bei San Catello, ich möchte lieber einem Scorpion in einer gebratenen

Artischoke begegnen, als dem gnädigen Herrn in solcher Gesellschaft." —

„Es geht sich schlecht hier," setzte der Unbekannte hinzu; „aber das kommt vom Regnen, wo nicht gar vom Schneien. Denn geschneit hat es hier, Don Fernando; und hätt' ich auch gewußt, daß Euch der Schnee unterwegens überfallen, wurd' ich mich dennoch gefreut haben. Es ist ein wahres Wort und bleibt ein wahres Wort all sein Leben lang: Schneejahr, gutes Jahr. (Anno di neve, anno di bene.) Das haben wir vor drei Jahren wohl erfahren. Von Weihnachten bis zu Dreikönig lag der Schnee am Berg oben. Man konnte wegen der Kälte keinen Laden öffnen, und die Lampen mußten den ganzen Tag brennen. Aber das Oel kam vervielfältig im Segen des Jahres wieder herein — Ah! — "

Mit diesen Worten fiel der Unbekannte zu Boden, und brach in laute Schmerzensrufe aus.

Im nämlichen Augenblick ward ein Balkenfenster des Landhauses, an dessen Seitenflügel sie eben vorüber-gehen wollten, aufgerissen, und eine Figur in langem, weißem Mantel, die eine Lampe in der Hand hielt, deren vier Dochte eine starke Helle verbreiteten, trat mit Heftigkeit heraus, und rief: „was ist geschehen, da unten?"

„Ih;" ächzte der Zauberer, und setzte leise gegen Jasmer hinzu: „schnell, Don Fernando, tretet hinter die Lorbeerhecke. Der Herr Graf kommt selbst herunter; das ist kein Zweifel. Das Licht ist aus seinem

Schlafgemach verſchwunden; wir dürfen ihm nicht begegnen — "

Jaffier befolgte den wohlgemeinten Rath, und zog Laura'n hinter das Gebüſch. Willenlos folgte ſie ihm, und ließ ſich auf der hölzernen Bank nieder, welche hier ſtand.

Ihr Führer war auf dem Boden liegen geblieben, und fuhr fort kläglich zu ächzen. Bald ließ das Licht, deſſen Schimmer das dichte Gebüſch durchdrang, keinen Zweifel mehr übrig, daß ſich der Herr des Landhauſes naherte. „Was iſt dir, Franzillo?" rief er ſchon von Weitem.

„Was wird es ſeyn, Excellenz?" antwortete der Gärtner; „ein Unglück iſt es, ſo groß, als Eines — Uh, Uh! — "

„Haſt Du ein Bein gebrochen, Franzillo?"

„Ach, wenn es weiter nichts wäre; da gewänn' ich doch ein Paar Wochen Zeit zu Ruhe und Erholung. Der Eremit auf dem Berg' oben würde mich ſchon heilen mit Gebet und Salbe."

„Dann wirſt Du wenigſtens aufſtehen können, feiger Schurke?"

„Ach, Excellenz, das kann ich nicht, wenn Ihr Euren treuen Diener auch noch etwas Schlimmeres ſchaltet. Schicket mir lieber die Catella heraus; der Schrecken hat mir alle Glieder gelähmt — "

„So ſprich, was iſt es denn, das dich ſo in Schrecken geſetzt hat — "

„Ach, gnädigſter Herr, das läßt ſich nicht ausſprechen — "

„Willst Du deinen Scherz mit mir treiben, Unverschämter?“

„Ach, gnädiger Herr, ich und Scherz; das wäre wie Hundstagssonne und Weihnachtschnee. Und vollends mit Euch? Dann könnten die Zwiebel im Gemüßgarten nur auch anfangen, mit den Eichen im Walde zu spaßen.“

„So sprich wenigstens, was hast Du gethan?“

„Ach, Excellenz, haltet es mir zu Gnaden; ich kann nicht — “

„Wie? Du kannst nicht, Schurke, wenn ich befehle? — Ich will es Dich wohl lehren, wenn Du in Deinem Alter noch Unterricht dazu brauchst — “

Der Graf hatte im Zorn einen starken Stab, an welchem eine Pflanze hinaufrankte, aus dem Boden gerissen, und wollte ihn eben anwenden, um seinen Gärtner zum Reden zu bringen; da rief dieser: „Barmherzigkeit, gnädiger Herr! die Hecke, ich sah hinter die Hecke — “

„Thor, der Du bist,“ erwiederte der Graf; „so bist Du mit allen Deinen grauen Haaren noch immer nicht den Kindermährchen entwachsen?“

„Ach, gnädiger Herr,“ rief der Gärtner, als ihm schien, daß der Graf sich der Hecke selbst nähern wollte; „ich beschwör' Euch, gehet nicht weiter vorwärts. Es wird Euch das Leben kosten — “

„Alter Thor!“ sprach der Graf verächtlich, indem er hinter die Hecke trat;“ da siehst Du, welche Gefahr dabei ist, wenn ein Mann von hellem Verstande sieht — “

Aber in dem nämlichen Augenblick ließ er auch seine Lampe fallen, und stürzte mit dem Ruf: Jesus, Maria und Joseph! fort.

Nach einer Weile, in der kein Laut mehr hörbar gewesen war, als die schnellen Tritte des fliehenden Grafen, stand der Gärtner vom Boden auf, und sagte den Beiden hinter der Hecke: „Ich denke, wir kommen heut Alle mit dem bloßen Schrecken davon, den Herrn Grafen nicht ausgenommen. Spute Euch, Don Fernando; die Catella wartet. Die Luft ist für mich feucht und kalt, wie mag sie es erst für Leute seyn, die ihr Brod im Schlafe zu verdienen gewohnt sind?“ —

Jaffier stand auf, und bat Laura'n leis, ihm zu folgen. Indem er ihren Arm faßte, hörte er, wie ihr die Zähne klapperten vom Froste. „Laßet uns eilen, Donna Laura,“ sprach er, tief ergriffen von dem Zustand der geliebten Frau. „Kommt,“ rief der Führer; „ich denke wir werden noch einen guten Bissen finden, und für einen köstlichen Becher Weins kann ich Euch stehen. Bei Sanct Catello, mir ist zu Muth, wie einem Hasen, dem der Pelz um Martini ausgeblieben ist!“ —

Stumm folgten die Beiden ihrem Führer, der vom Boden aufgestanden war, und so rüstig voranging, wie zuvor. Er führte sie durch eine Gitterthüre in einen Hof hinein, aus dessen Hintergrunde den Nahenden eine starke Helle entgegen leuchtete. Jaffier'n ging das Herz auf, als der Gärtner seine Schritte dahin richtete; denn die Helle kam von einem lebhaften Feuer, das in

dem großen Kamin eines Gartensaals brannte. „Tretet nur ein inzwischen, Don Fernando," sprach dieser, als er mit seinen Begleitern bis an die Thüre gekommen war. „Ich gehe, die Catella zu rufen, damit sie uns eine warme Herzstärkung bereitet. Die Nacht ist kalt, und eine Schaale Glühwein mit Eiern wird sich wohl vertragen lassen." —

Ohne die Antwort seiner Gäste abzuwarten, eilte der Mann fort und verlor sich im Dunkel, das sich in der starken Helle, die aus der Thüre fiel, nur desto stärker abschnitt. Dafür trat Jaffier mit Laura'n ein, und rückte ihr sogleich einen großen, schweren Lehnstuhl, der in einer Ecke stand, vor den Kamin. Als sie sich gesetzt hatte und ihr Gesicht vollkommen vom Feuer beleuchtet war, erschrack er über die Todtenblasse, die in ihrem Gesichte lag. Ihre Augen starrten unverwandt in das Feuer, und der edle Stolz, dessen Nachdruck ihre Physiognomie so sehr auszeichnete, schien in der Abspannung aller ihrer Züge verloren gegangen.

Er begriff wohl, daß die unglückliche Frau kein dringenderes Bedürfniß hatte, als ihrer nassen Kleider entlediget und zu Bette gebracht zu werden. Dazu war weibliche Hülfe nöthig, und er beschloß, solche ungesäumt aufzusuchen. Nach der Sitte des Landes konnte die Küche nicht ferne seyn; auch fiel ihm sogleich in dem Hofe, durch den sie eingetreten waren, eine schwache Helle in die Augen, die von einer, nicht ganz geschlossenen, Thüre herkam. Er zweifelte gar nicht, daß er gefunden, was er suchte.

Beim Eintritt erkannte er sogleich seinen Führer. Dieser stand vor dem Herd und unterhielt ein hellauflohendes Feuer mit dürren Reisern, die er in die Flamme warf. Da er der Thüre den Rücken zukehrte, so bemerkte er Jaffier'n erst, als er neben ihm stand, und das Wort an ihn zu richten im Begriff war. Mit einem Ausdruck von Befremden, ja von Schrecken, trat der Gärtner zurück und fragte ihn: „Wie kommt Ihr hieher?“ —

Jaffier bat ihn um Hülfe für die Dame, die mit ihm gekommen sey.

„Mit Euch?“ fragte jener höchlichst verwundert. „Hat es denn heut' am Vesuv Damen geschneit? Da sehe mir einmal das Aprilwunder an, Catella,“ wandte er sich an seine, in diesem Augenblick eintretende, Hälfte; „so eben hat uns Don Fernando eine Dame ins Haus gebracht, die wir nicht kennen, und nun bringt uns ein Mann, den wir ebensowenig kennen, eine Dame ins Haus, die er vielleicht selber nicht kennt.“

„Erbarmet Euch meiner Begleiterin, Signora,“ sprach Jaffier bittend zu der Frau, mit dem sanften, nur etwas schüchternen Wesen, das ihm so wohl anstand. „Sie hat seit heute Morgen keinen Bissen über den Mund gebracht; sie ist müde zum Sterben und bis auf die Haut durchnäßt. Ihr thut ein Werk der Barmherzigkeit, gute Signora, wenn Ihr ihr beispringt. Es wird Euch im Himmel vergolten werden, und auch auf Erden nicht unbelohnt bleiben.“

„Was meinst Du, Franzillo?“ sagte die Frau zu

ihrem Gatten: „sieht der Herr nicht eher aus, wie Jemand, der keine leichtfertigen Dinge treibt, als Don Fernando, der ein Nachtschwärmer ist, so lang' ich ihn kenne? Seyd ruhig, Herr," setzte sie gegen Jaffier'n gerichtet hinzu; „wenn die Dame wirklich eine Dame ist, die eine ehrbare Frau mit Ehren anrühren kann, so soll ihr mein Beistand nicht fehlen. — Stelle nur die Pfanne mit dem Wein auf, Franzillo," sprach sie zu ihrem Gatten, indem sie einen Dreifuß auf die Kohlen rückte, welche die verbrannten Reiser gebildet hatten. „Bis der Wein warm ist, kann ich schon wieder hier seyn, um das Getränke vollends fertig zu machen. Kommet, Herr, und begleitet mich zu Eurer Dame." —

Jaffier folgte der gefälligen Frau in den Gartensaal, und trat zu Laura mit den Worten: „Diese Signora will die Güte haben, Euch allen Beistand zu leisten, dessen Ihr bedürft, Donna Laura."

„Und das will ich auch, und es soll Euch besser werden," setzte die Wirthin hinzu.

„Besser?" sprach Laura, in einem Tone, dessen Hoffnungslosigkeit in die Seele schnitt, während sie ihre großen ausdrucksvollen Augen langsam erhob, und die Frau, welche vor ihr stand, mit aller Gewalt des verzweifelnden Seelenschmerzens ansah.

„Seyd so gut und folget mir," erwiederte diese mit wahrer Theilnahme. „Ich bring' Euch in ein andres Gemach, wo Ihr die Kleider wechseln könnt. Auch ist ein Bette dort, und Ihr thut vielleicht am Besten, Euch

gleich zur Ruhe zu begeben, und im Bett' erſt etwas zu Euch zu nehmen." —

Jaffier bemerkte der gutmüthigen Wirthin leiſe, daß Laura keine Kleider bei ſich habe, als die ſie auf dem Leibe trage.

„Dann müßt Ihr Euch für dieſe Nacht mit einem Hemde von mir behelfen," erwiederte dieſe. „Wenn es auch nicht ſo fein iſt, wie Ihr es gewohnt ſeyn möget, ſo iſt es wenigſtens ſo rein, daß es die Vicekönigin ſelber tragen dürfte." —

Jaffier bat Laura'n, die keinen weitern Antheil an dem Geſpräch der Beiden genommen, der guten Frau zu folgen. Ihre Geſundheit, ſagte er, müßte nothwendig leiden, wenn ſie ſich der naſſen Kleider nicht ſchnell entledigte.

„Geſundheit?" antwortete Laura mit einem ſchrecklichen Lacheln; „was nützt Geſundheit, wo nur der Tod helfen kann?"

„Kommet, gute Dame," ſprach die Wirthin, deren Theilnahme zuſehends ſtieg; „kommt und folget mir." Dabei faßte ſie Laura'n unter dem einen Arm, und hob ſie empor, während Jaffier den andern ergriffen hatte.

Laura ließ es geſchehen, und wankte fort mit der Frau, welche Jaffier'n an der Thüre durch einen Wink bedeutete, daß er zurückbleiben ſollte. Glücklicher Weiſe war das Gemach neben dem Gartenſaal und mit dieſem durch eine Thüre verbunden.

Jaffier nahm den Platz am Feuer ein, und ſtarrte

gedankenlos in die fröhliche Flamme, die vor ihm aufschlug. Dieser Anblick hat etwas Erheiterndes und verfehlte seine Wirkung nicht auf das Gemüth des jungen Mannes. Ohne Zweifel wirkte die Beruhigung, daß Laura doch wenigstens allen Beistand hatte, dessen sie zunächst bedurfte, ermunternd auf ihn. Aber nun begann er auch zum erstenmal zu fühlen, daß er sich selbst in der unbehaglichsten Lage befand. Er war bis auf die Haut durchnaßt, und die Wärme, welche das Feuer auf einen Theil seines Körpers warf, machte ihm die Kälte der übrigen Theile nur um so empfindlicher.

„Es ist Euch wohl schwerlich besser geworden, als der Dame," sprach die gutmüthige Wirthin, die mit einem weißen Hemd aus der Thüre trat, und dasselbe vor das Feuer hielt, um es ein wenig zu erwärmen. „Lasset Euch von Franzillo wenigstens ein trockenes Hemd geben, und ist Euch ein Schafspelz nicht zu schlecht dazu, so könnt Ihr vielleicht eben so schnell zum Gefühl der Behaglichkeit gelangen, als Eure Dame." —

Die Verbindung, in der er sich mit Laura'n nennen hörte, that Jaffier'n wohl, und der Rath der aufmerksamen Frau erschien ihm doppelt willkommen. Er dankte ihr herzlich dafür, und kehrte zu dem Wirthe zurück nach der Küche.

„Wenn Ihr mir es erlauben wolltet," sprach er zu diesem, „so möcht' ich wohl mein Wamms ausziehn, um es zum Trocknen aufzuhängen diese Nacht. Viel-

leicht hattet Ihr einen alten Schafspelz, den ich inzwischen umnehmen könnte."

„Nicht nur einen alten, sondern auch einen neuen hab' ich. Er steht Euch zu Dienste. Ich glaube nicht, daß ich ihn ein halbes Dutzendmal getragen. Ihr müßt aber inzwischen auf den Wein in der Pfanne achten, während ich den Pelz hole. Wenn er in das Kochen kommt, stellt ihn nur vom Feuer, ich bin gleich wieder hier." —

Mit diesen Worten lief Franzillo weg, und kehrte nach einer kurzen Weile mit einem jener Wämser von Schafspelz zurück, welche die Landleute auf den römischen und neapolitanischen Gebirgen tragen. Je nach dem Bedürfniß, kehren sie die Wollenseite auswärts oder einwärts, und in letzterem Fall ist es nicht möglich, einen warmern Anzug zu haben, als diesen.

Nachdem Jaffier das sammtene Wamms ausgezogen, bemerkte der aufmerksame Wirth, daß seinem Gaste noch nicht hinlänglich geholfen war. „Was wird Euch der warme Pelz nützen über dem nassen Hemde?" sprach er. „Das ist schlimmer, als warmer Regen auf gefrornem Boden. Laßt Euch gefallen, ein Hemd von einem geringen Gärtner anzuziehn. Hat auch bisher nur eine arme Haut darin gesteckt, so war es doch eine ehrliche Haut, und wenn das Hemd nicht rein wäre, so mußte Catella zum erstenmal in ihrem Leben nachlässig gewaschen haben." —

Jaffier dankte dem Manne für sein Anerbieten, das er mit Vergnügen annahm.

Nachdem er umgekleidet war, fühlte er sich bald ziemlich behaglich in dem trockenen Hemd und dem warmen Schafspelz. Inzwischen hatte die flinke Wirthin den Glühwein fertig gemacht, und Laura'n eine Schale voll mit einigen gerösteten Brodschnitten gebracht. Als sie wieder zurückkam, bemerkte sie, daß die arme Dame zwar den Wein und das Brod zu sich genommen, aber nicht heiterer geworden sey. „Mir kommt vor," sprach sie, „daß hier weder mit Glühwein, noch mit trocknen Kleidern zu helfen seyn wird. Das Herz ist krank, und sehr krank. Aber wenn Ihr nicht wisset, was es ist," setzte sie gegen Jaffier'n gerichtet hinzu, „wie kann ich es wissen?"

„Sey's was es wolle, Catella," fiel der Gärtner ein; „wenn ein Gast seinen Gram für sich behalten will, muß man ihn nicht bemerken."

„Wie Du doch bist, Franzillo! Hab' ich denn nach dem Leidensgeheimniß der armen Dame gefragt?"

„Es ist mir lieb, daß Du es nicht gethan," erwiederte Franzillo; „indeß habe ich nichts dagegen, wenn Du nach dem Appetit unsers Gastes hier fragst. Wenn er keinen Gram hat, so hat er nur desto gewisser Hunger. Und ich meine, dafür müßtest Du Rath wissen, wie auch Wind und Wetter draußen seyn mögen."

„Eine Schale Glühwein wird ihm vor der Hand wenigstens den Magen erwärmen, bis ich drüben vollends aufgetragen, was unsere Armuth heute vermag. Und eine Armuth ist es. Wenn der Freitag vor der Thüre steht, kann die Küche nicht reichlich bestellt seyn,

beſonders auf Gebirgen, wo man die Fiſche nur von Hörenſagen kennt.“ —

Mit dieſen Worten hatte Catella Jaffier'n eine Schale warmen Weins geboten. Als er ſie dankbar angenommen, füllte ſie eine zweite, an der ſie mit ſchelmiſchen Blicken gegen ihren Gatten nippte. „Der Wein ſchmeckt mir nicht,“ ſprach ſie zu dieſem; „willſt Du mir nicht den Gefallen thun, die Schale zu leeren, Franzillo?“

„Was thu' ich Dir nicht zu Gefallen, Catella?“ erwiederte er; „drum laß mich immer die Schale leeren. Aus deiner Hand wird ſie ſo bitter nicht ſchmecken.“ —

Indem er trank, verzog er den Mund, als ob er ſich Gewalt anthun müßte, um zu trinken.

„Ich ſehe ſchon, die Würze fehlt dem Getränke noch. Da! Jetzt wird es beſſer ſchmecken.“ —

Mit dieſen Worten gab ſie ihm einen Schlag auf die Backen und eilte hinaus.

„Ich weiß nicht, wer Ihr ſeyd, und wie es um Euch ſteht,“ ſprach der Gärtner zu ſeinem Gaſte; „lebt Ihr aber im Eheſtand, ſo dürft Ihr froh ſeyn, wenn Eure Frau ein ſo gutes Herz und ein ſo fröhliches Gemüth hat, wie meine Catella; von den ſchwarzen Augen nicht zu ſagen. — In Palermo nannten ſie ſie nur Catella la niura, die ſchwarze Catharina; und das paßte auch auf ſie, wenn gleich nichts ſchwarz an ihr iſt, als die Augen. Hat doch die Roſe einen grünen Stiel und grüne Blätter, und man heißt ſie roth, weil das Schönſte roth an ihr iſt. Das Schönſte aber am

Weib sind die Augen, und über den Augen meiner Catella wär' ich zum Narren geworden, hätten sie mich nicht so lieb und treu angesehn." —

Der glückliche Ehemann ließ sich nun weitläufig über die Tugenden seiner Hälfte aus, und erzählte die Kämpfe, die es ihm gekostet, bis er sie heimgeführt. Inzwischen wollen wir unsern Lesern die Kenntniß davon ersparen, da sie schwerlich so viel Nachsicht gegen seine Weitläuftigkeit haben dürften, als Jaffier, der die Gefälligkeit seines Wirths auf keine andere Art zu erwiedern wußte.

Glücklicher Weise unterbrach die rüstige Frau den Strom seiner behaglichen Rede, und lud ihren Gast zu dem mäßigen Abendmahl ein, das sie aufgetragen. Es bestand aus einigen in warme Asche gelegten Eiern, in Schinken, Salat und Nüssen, nebst einer Flasche Wein.

Jaffier und Franzillo ließen es sich gut schmecken, und Catella vergaß nicht, einzuschenken.

Da der Erste nach seiner Gewohnheit nur sehr mäßig trank, so machte ihm sein Wirth freundliche Vorwürfe darüber. „Man sollte glauben, daß Ihr ein Türke wäret," sprach er, „so sehr scheuet Ihr den Wein. Und doch würdet Ihr vergebens einen bessern zwischen hier und Neapel suchen. Der Herr Graf selbst trinkt keinen andern."

„Wie kannst Du glauben, daß der Herr ein Türke sey?" warf ihm Catella vor; „sieht er doch so christlich aus, als ob er nicht nur einmal, sondern zweimal getauft worden wäre. Aber so ist er! Der Vorwitz

ſticht ihn, zu wiſſen, wer ſein Gaſt ſey. Fragen will er nicht, weil es ſich nicht ſchickt, und ich wette, Ihr ſagt es ihm auch nicht, wenn er nicht fragt."

„Brauch' ich es denn zu wiſſen?" erwiederte Franzillo. „Für heute genügt mir, daß ich weiß, wer Du biſt, nämlich mein ehliches Geſpann an der Pfluge dieſes Lebens. Schenk ein, Catella; und kannſt Du mir aus dem vollen Glaſe ſagen, wie das Wetter Morgen ſeyn wird, ſo will ich es mit Einem Schlucke leeren, damit Du es mir gleich zum zweitenmale füllen kannſt. Ich möchte Morgen gern Erbſen legen, und weiß aus Erfahrung, daß Alles fröhlich aufgeht, was ich mit heiterem Herzen in die Erde bringe. Bei Santa Lucia, wenn ich meinen frohen Sinn aufzubewahren vermöchte, bis ich ihn brauche, es wäre ſo übel nicht. Heute könnte ich z. B. einen ſchönen Vorrath zurücklegen, und es ſollte mir immer noch genug übrig bleiben, um Euch kein ſaures Geſicht zu zeigen. Ihr müßt geſtehen, daß ich mir nicht übel geholfen habe, als der Herr Graf kam?" —

Jaffier, an den er dieſe Frage gerichtet, wunderte ſich über den Scherz, welchen er mit dem Grafen getrieben, und meinte, daß er ihm den Schrecken hätte erſparen können. —

„Der kleine Schrecken war dem guten Herrn recht heilſam, das dürft Ihr glauben," antwortete Franzillo. „Nun kömmt er auch einmal wieder zu einem geſunden Schlaf. Wie hätt' ich ihn auch anders zu Bette bringen ſollen? Denn iſt er einmal des Abends mit

mir in's Reden gerathen, so läßt er mich gewiß nicht mehr von sich, ehe der Morgen dämmert. Es fällt ihm gar nicht ein, daß wir Andern keine Nachtvögel sind, wie er."

„Franzillo," unterbrach Catella ihren Gatten, „Du mußt so nicht von unserm Brodherrn reden."

„Wie Du doch bist, Catella!" erwiederte Dieser. „Ließ ich mir nicht die Haut für ihn über die Ohren ziehen, wenn es nöthig wäre? Und dann ist ein Nachtvogel auch Gottes Geschöpf, so gut wie ein Tagvogel. Gestehe nur, daß der Vergleich gar nicht übel paßt. Hast Du den Herrn Grafen je am hellen Tage gesehen? Fürwahr, eine Fledermaus hat nicht so viel Angst vor der Sonne, wie er." —

Als Jaffier sein Erstaunen über diese Aeußerung bezeugte, fuhr der Gartner fort: „Es ist ein wunderlicher Herr! Eigentlich lebt er nur in der Nacht, und manchmal kommt er mir selber vor, wie ein wandelnder Traum. Von der Schönheit eines Frühlingstages, wenn die Blumen an den Stengeln und die Blüthen an den Aesten treiben, daß man es ordentlich wachsen sieht, will er gar nichts wissen. Für ihn gibt es nichts Herrlicheres in der Natur, als eine heitere Mondnacht, und wenn man so um Mitternacht mit ihm durch den Garten wandelt, so spricht er mit einem Entzücken von der Schönheit der Blumenfarben, daß Einem dabei ganz wunderlich zu Muthe wird. Dann findet er Wohlgerüche an Pflanzen, von denen kein Mensch je etwas verspürt hat. Ja er behauptet, es gebe keine Blume, die nicht

ihre eigenthümlichen lieblichen Düfte aushauche. Wenn die Nacht noch so dunkel ist, geht er im Garten umher bis zum Morgen: nur müssen die Sterne am Himmel seyn, sonst läßt er sich nicht sehen. Wie ich Euch sage, es ist ein wunderlicher Herr. Aber bei alle dem ist ein hoher Sinn in jedem seiner Worte; das merkt man, wenn man sie auch nicht versteht. So nennt er die Sterne die Blumen des Himmels und die Blumen die Sterne der Erde. Man kann es freilich nicht glauben; aber es klingt doch ganz lieblich und fromm, wenn er sagt, daß den Bewohnern des Himmels die Erde mit ihren Blumen gerade so erscheine, wie uns der Himmel mit seinen Sternen. Und wer weiß, ob es nicht also ist?"

„Du hast Recht, Franzillo," sagte Catella. „Ich glaub' es ihm; denn warum sollt er es sagen, wenn es nicht wahr wäre?"

„Und dann muß man gestehen," fuhr Franzillo fort, „daß er viel sieht, was Andre nicht sehen. Denn er hat bei Nacht einen so scharfen Blick, als wir Andre ihn nur bei Tag haben können. Freilich behaupten die Leute, er sehe am Tage so wenig als eine Blindschleiche; aber wer kann das wissen? Hat ihn doch Niemand je bei Tag erblickt, mich selber nicht ausgenommen, der gewiß seinen Stein bei ihm im Brett hat, mehr vielleicht, als sein leiblicher Neffe."

„Und ist's ein Wunder?" fiel Catella ein; „wärst Du solch ein lockerer Zeisig, wie der, würdest Du Dich dessen auch nicht rühmen können."

„Du magst Recht haben, Catella; aber eigen ist es doch, daß er den jungen Mann geradezu treiben laßt, was er will. Nur muß er ihm nicht auf seinen nächtlichen Gängen im Garten in den Weg kommen und ihm nicht in ein Blumenbeet treten; denn alsdann ist er fürchterlich. Ueberhaupt mag nur Jeder vor seinem Zorn aus dem Wege gehen, wenn er seiner Haut sicher seyn will. Keine That ist zu blutig, die er nicht begeht, und bei Santa Lucia, man hat schauderhafte Beispiele erlebt; von dem schrecklichsten unter allen nicht zu sagen. Es ist auch für ihn das schrecklichste; Ihr seyd selber Zeuge davon gewesen. Meint Ihr, daß er sonst so erschrocken davongerannt wäre? An Herzhaftigkeit fehlt es ihm so wenig, als irgend Einem; aber wenn er an jene That erinnert wird, ist all sein Muth gebrochen. Doch, was red' ich?" —

„Es ist auch besser, davon zu schweigen," fiel Catella ein; „was hilft es, wenn der Herr weiß, daß der Graf seinen eigenen Sohn erstochen?" —

Jaffier schauderte zusammen bei diesem Wort, und Franzillo fuhr fort: „Nun sie das Wort losgelassen, kann ich wohl sagen, daß es Wahrheit ist. Auf der Bank saß er und neben ihm des Herrn Grafen Nichte — "

„Ihr könnt' Euch denken, warum die Beiden so zusammen saßen," unterbrach Catella ihren Gatten.

„Laß doch unsern Gast auch selber etwas errathen, Catella. Nichts ist angenehmer, als die Erzählung einer Geschichte zu hören, von der man das Ende voraussieht. Beide spannen sie gewiß nicht zusammen; das läßt sich an

den Fingern abzählen, ohne daß man beide Hände dazu braucht. Und dann geht es weder Dich, noch mich etwas an, was sie thaten; genug, wir hatten eine neue Art von Hyazinthen, die gerad' an diesem Abend zum erstenmal in Blüthe aufgegangen war. Der Herr Graf hatte sich lange darauf gefreut, und ich kündigte ihm an, daß sein Wunsch erfüllt sey. Er eilte, was er konnte, und siehe da, die schöne Blume war zertreten. Vielleicht hatte er auch andre Plane mit dem jungen Herrn; gewiß ist wenigstens, daß sein Falkenblick dessen Fußtritt in der zertretenen Hyazinthe erkannte. Kurz, eh' ich nur hingesehen, lag der junge Herr in seinem Blute. Seit der Zeit hat der Herr Graf diesen Gang gemieden, und daß er so erschrocken ist, geschah gewiß nur, weil ihn Euer Anblick an jenes Unglück erinnert hat. Aber ich bleibe dabei, dieser Schrecken war ihm ganz heilsam, und wär' es auch nicht, so würd' es immer noch eine gelinde Strafe seyn. Wenn sich Unsereins eine solche Uebertreibung zu Schulden kommen läßt, muß er es mit dem Leben büßen. Gehangen werden, ist doch gewiß eine ernstlichere Sache, als so ein Bischen Schrecken, den man haben kann, man braucht nur durch einen dicken Wald zu gehen." —

In diesem Ton erzählte der muntere Wirth noch mancherlei Züge von dem Besitzer des Landguts, welche denselben als einen Sonderling eigener Art bezeichneten. Sie verriethen einen gewissen phantastischen Humor und ließen einen krankhaften Seelenzustand vermuthen, der ohne Zweifel durch eigenthümliche Schicksale ent-

ſtanden war. Am ſonderbarſten erſchien, was er von einem weiblichen Nachtgeiſt ſagte, der den Grafen bis zu jenem tragiſchen Ereigniß gewöhnlich auf ſeinen nächtlichen Spaziergängen begleitet hatte. Von dieſer Zeit an hatte Franzillo nie mehr eine Spur ihres Fußes gefunden, deſſen Flüchtigkeit und Zierlichkeit, wie er behauptete, unter tauſend Fußſtapfen zu erkennen war. Er hatte ſie ſelbſt, jedoch auch früher nur, ein einziges Mal hinter einem Gebüſche verſteckt geſehen, und wußte nicht genug von dem Feuer ihrer Augen zu erzählen. „Ihr Kleid konnt' ich in der Nacht als ſchneeweiß erkennen," ſetzte er hinzu; „ſonderbarerweiſe ſchien mir ihr Geſicht rabenſchwarz zu ſeyn und ſtrahlten ihre Augen darum auch wie Sterne am dunkeln Nachthimmel." —

Catella, die ſich inzwiſchen entfernt hatte, um nach Donna Laura zu ſehen, brachte die Nachricht, daß ihr der warme Wein und das Bette recht gut zu bekommen ſchienen. Für Jafner war dieß eine überaus tröſtliche Nachricht, und er legte ſich nun auch mit leichterem Herzen nieder. Wir müſſen jedoch bezweifeln, daß ihn der Schlummer ſo ſchnell beſucht habe, als er nach den Anſtrengungen dieſes Tages bedurfte. Die ſonderbare Lage, in der er ſich während deſſelben mit der von ihm ſo ſehr geliebten Frau befunden, ſo manche Züge in ihren Reden und in ihrem Benehmen, welche ſeine Hoffnungen zu begünſtigen ſchienen, und andre, die einen ſo ungeheuren Schmerz über des Capitäns Untreue verriethen, daß für gar kein andres Gefühl mehr Raum übrig ſeyn konnte, faßten ihn mit ſolcher Macht, daß er all-

mählich in eine Verworrenheit verfiel, in der ſich Erinnerungen aus der Wirklichkeit und phantaſtiſche Geſtaltungen, wie in Fieberträumen, vermiſchten und ihn am Ende gleichſam mit ihrem Gewicht erdrückten. So legte ſich ein ſchwerer angſtvoller Schlaf über ihn, aus dem er nur in ſchreckhaften Augenblicken wieder erwachte, ohne jedoch zum Bewußtſeyn zu gelangen, daß Alles nur Wirkung eines krankhaft aufgeregten Zuſtands war.

Viertes Kapitel.

Als Jacques Pierre mit ſeiner ſchönen Begleiterin vom Berge zurückkam, fanden ſie den Eremiten in tiefen Schlaf verſunken. Sie hatten keinen Grund, ihn zu wecken, und zogen es vor, die Zurückkehrenden in der Küche zu erwarten, als auf der offenen Loge, wo ihr Wirth ſeiner Ruhe pflegte. Die Luft war unangenehm kalt geworden; der Capitän zündete daher Feuer im Kamin an, und Beide überließen ſich jenen wechſelſeitigen Ergießungen, welche den Frühlingszeiten der Liebe, nach allgemeiner Erfahrung, einen vorzüglichen Reiz verleihen.

Wie raſch aber auch die Zeit vergehen mochte, dennoch mußte ihnen zuletzt das lange Ausbleiben ihrer Geſellſchaft auffallen. Die Sonne war ſchon ziemlich tief am Himmel niedergeſunken, als ſie zu dem Eremiten hinaufſtiegen, um von der Loge die Fernen zu überſehen, aus denen die Erwarteten kommen mußten. Er war bereits erwacht und ſah ſie einige Augenblicke mit dem Ausdruck von Ueberraſchung an, darauf begann er:

„Zerbrach ich mir doch ſchon eine gute Weile den Kopf, ob es wahr oder nur ein Traum geweſen ſey,

daß ich heute Besuch von Neapel gehabt habe. Jetzt fällt mir wieder Alles ein. Ihr seyd auf den Berg gestiegen, und bei San Gennaro, Ihr habt gut gethan, schnell wieder umzukehren. Der alte Brummbär hat eine frischgewaschene Mütze aufgesetzt, und wenn er das thut, geschieht es wahrlich nicht, um denen zu gefallen, die ihm zu nahe gekommen sind. Der Bruder Bruno von der Camaldoli kann es nicht lassen, wenigstens einmal in der Woche da hinaufzusteigen; aber es ist ihm schon manchmal übel bekommen. Er hatte von Glück zu sagen, daß ihm nur Hände und Füße erstarrt sind! Wo habt Ihr denn die Signora gelassen, die mit Euch war? Eine so königliche Gestalt und eine solche Hoheit im Gesicht vergißt man nicht so leicht; ist sie vielleicht unten geblieben am Feuer?“

Als Jacques Pierre erwiederte, daß die Beiden noch nicht zurück seyen, brach der Eremit voll Schrecken aus: „Jesus, Maria und Joseph! Noch nicht zurück, und die Sonne steht schon so niedrig! Und keine Spur läßt sich von ihnen sehen!“ — setzte er klagend hinzu, indem er seine Blicke gleichsam schärfte, um in der Richtung, in der sie kommen sollten, in die Ferne zu schauen. Bedenket nur das Wetter, das da oben seyn muß auf dem Satansberge! Bei San Gennaro, mir ist bang um die edle Signora; ich fürchte, ich werde ihr nicht danken können für das Gute, was sie an meinem Knie gethan. Das verdammte Knie! Konnt' ich's mir jemals mehr zur Unzeit beschädigen, als heute? Jesus, Maria und Joseph, die edle Frau ist verloren!“ —

Jacques Pierre, der die Gefahr schon vorher geahnt, und seine Besorgnisse nur vor Zoë'n zu verbergen gesucht hatte, wurde nun im höchsten Grad unruhig. Als Seemann verstand er sich zu gut auf Wettererscheinungen, um sich nicht mit der größten Lebhaftigkeit die Unannehmlichkeiten, ja, die Gefahren vorstellen zu können, in denen sich Laura und Jaffier befinden mußten. Auch waren die Aeußerungen des Eremiten eben nicht sehr dazu geeignet, ihn zu beruhigen. Er erklärte daher seinen Entschluß, sich auf den Weg zu machen, um die Ausbleibenden aufzusuchen.

Zoë, die schon die Bewunderung verstimmt hatte, womit der Eremit von Laura's Persönlichkeit gesprochen, wurde ganz verdrießlich über die Art, wie der Capitän die Sache nahm. „Willst Du vielleicht auch ausbleiben, und mich allein bei dem alten Trunkenbolde zurücklassen?“ fragte sie ihn in griechischer Sprache.

„Stelle Dir doch die Lage vor, in der sich Laura befindet,“ erwiederte Jacques Pierre; „wie wär' es möglich, daß ich hier ruhig sitzen bleiben könnte, ohne Alles anzuwenden, ihr die Hülfe zu leisten, ohne die sie vielleicht verloren ist?“

„Hülfe?“ sprach Zoë, die Nase rümpfend; „was ist hier zu helfen? Willst Du einen Besen zur Hand nehmen und den Schnee von der Bergspitze wegkehren? Denn weiter wäre hier doch nichts zu thun. Hat sie es nicht selber so gewollt? Warum kehrte sie nicht um mit uns? Du hast ihr ja dazu gerathen!“

„Ach, Zoë, wer ist an dem unglücklichen Gang nach

dem Berge Schuld? Es war dein Einfall, und nur aus Gefälligkeit begleitete sie uns."

„Mir zu lieb hätte sie bei dem Trunkenbolde bleiben können. Sie fand ohnedieß Behagen an ihm; sonst hätte sie unmöglich sein schmutziges Bein berühren können. Und was wird's am Ende seyn? Die Beiden ziehen ihre eigene Gesellschaft der unsrigen vor, und haben einen andern Weg genommen. Während Du Dir hier unnöthige Sorge machst um sie, sitzen sie wahrscheinlich behaglich in Torre dell' Annunciata, und lachen der Thoren, die hier oben auf sie warten." —

Jacques Pierre trat wieder zu dem Eremiten, und erkundigte sich, ob vielleicht ein anderer Weg von der Bergspitze gerade nach Torre dell' Annunciata führe.

„Fragt mich lieber, ob es einen andern Weg von dieser Loggia nach der Küche gibt, als den über die Treppe. Wer es mit einem Beinbruche nicht so genau nimmt, der kann allerdings mit einem Sprung über den Rand hier hinunterkommen. Und dennoch wär' es eine Kleinigkeit, gegen jenen Weg, wenn es gelänge."

„Seh' ich nicht Leute dort in der Ferne?" fragte Jacques Pierre in größter Bewegung; „ich meine, sie nehmen die Richtung hieher zu."

„Allerdings kommt dort ein Reiter; aber ich kann noch nicht genau unterscheiden," erwiederte der Eremit, indem er mit aller Anstrengung hinaus sah.

„Es ist der Falche," sprach Zoë, „und der einäugige Kerl, dem er gehört, sitzt darauf."

„Wie möget Ihr länger zweifeln, daß sie verloren

ſind, da der Burſche allein kömmt?“ rief der Eremit in einem Ton von Theilnahme, der kaum hatte von ihm erwartet werden ſollen.

Und wirklich war auch bald kein Zweifel mehr, daß das Roß, welches Laura geritten, mit ihrem Führer allein zurückkehrte. Dieſer ſelbſt glaubte nicht anders, als daß die Beiden zu Grunde gegangen ſeyen, und entwarf eine Beſchreibung von dem Wetter, das am Fuße des Aſchenkegels geweſen war, und des Sturms, der die Wolken wie ein Rad um dieſelben getrieben hatte, daß man ſeine Ueberzeugung theilen mußte. Jacques Pierre machte ihm Vorwürfe, daß er nicht auf den Berg geſtiegen ſey, um die Ausbleibenden aufzuſuchen.

„Bei San Catello, da hätt' ich ein Thor ſeyn müſſen,“ antwortete der Mann, „größer, als der Mönch von Camaldoli, von dem ſie ſagen, daß er ſchon dreihundert und fünf und ſechzigmal oben geweſen ſey. Auch kann er den Narren in ihm walten laſſen nach Herzensluſt; denn er hat kein Roß bei ſich, das ihm, während er ſich ſo unnütz herumtreibt, davon läuft, wenn es ihm Niemand ſtehlen will. Wer hat mich denn dazu gedungen? Und mehr, als wozu ich gedungen bin, kann kein Chriſt von mir fodern.“

„Bei meiner Ehre, ich würde Dir jeden Schritt mit Golde bezahlt haben,“ rief Jacques Pierre.

„So ſprecht Ihr jetzt; und nun nichts mehr darauf ankommt, ob Ihr Euer Wort wahr gemacht haben würdet, oder nicht, will ich es glauben. Was hätt' es Euch aber geholfen, wenn ich auch zu Grunde gegangen

ware? Und für mein Weib und meine Kinder wäre der Verluſt eben ſo groß geweſen, als ob ich zwei Augen im Kopf hätte, wie Ihr. Glaubt mir, Herr, wenn der Berg einmal ſeine Nuppen hat —“ wir müſſen uns in Ermangelung eines Adelung'ſchen Worts dieſen Ausdruck ſchon geſtatten, — „ſo vermag San Gennaro ſelber nichts gegen ſeine Tücke. Iſt's nicht ſo, frommer Bruder?“ —

Der Eremit beſtätigte die Anſicht des Mannes; dennoch meinte er, daß die Hoffnung noch nicht aufgegeben werden dürfe. Sie ſollten nur eilen, um die nächſten Wohnungen unten am Berge zu erreichen. Mit Geld und guten Worten würden ſich hoffentlich Leute finden laſſen, die ſich auch in der Nacht noch mit Fackeln auf den Weg machten, um die Verlorenen zu ſuchen.

In der That war dieß der vernünftigſte Rath, der unter ſolchen Umſtänden ertheilt werden konnte, und Jacques Pierre trieb nun, was er konnte, an Zoë'n, daß ſie ſich ſchnell fertig machte, um ihr Pferd zu beſteigen. Aber immer verſtimmter geworden durch die Angſt, in der ſie ihn ſah, wußte ſie nicht Zögerungen genug zu finden, ſo daß es des ganzen Uebermaaßes ſeiner Schwachheit für ſie bedurfte, um die Geduld nicht zu verlieren. Da unſere Leſer indeß den Erfolg dieſes Mittels bereits zum Voraus abſehen, ſo können wir ihnen in Kürze bemerken, daß es den Capitän nicht nur viele Mühe und Ueberredung, ſondern auch eine bedeutende Summe Geldes koſtete, um nur ein halbes Dutzend ſtarker Männer zuſammen zu bringen, welche

den Gang bei Nacht wagen wollten. Denn Nacht war es geworden, als er Torre dell' Annunciata mit Zoë'n erreichte. Aber es kämpfte auch hart genug in ihm, bevor er sich entschloß, bei ihr zurückzubleiben. Sie mußte wirklich alle böse Laune aufbieten, um ihm den Vorsatz, die Männer zu begleiten, auszureden.

Nachdem ihr Zweck erreicht war, ging sie mit der ganzen Beweglichkeit der Tochter ihres Vaterlandes in die heiterste Laune und den liebenswürdigsten Frohsinn über. Jetzt schien aber all' ihre Kunst nicht mehr auszureichen, und kein Scherz, keine Schmeichelei vermochten die Falten von Jacques Pierre's Stirne zu wischen. Ja, als sie wieder in die übelste Laune verfiel, als sie am Ende sogar, wenn nicht aus Schmerz, doch aus Unmuth in Thränen ausbrach, und ihn mit den herbsten Vorwürfen über seinen Mangel an Liebe überschüttete, vermochte sie nicht einmal, seinen Trübsinn zu verscheuchen. Zum erstenmal trennten sich Beide diesen Abend unzufrieden von einander, und wer weiß, ob dem Capitän sein Herz nicht sagte, daß auch Zoë nicht zu jeder Stunde liebenswürdig sey? Daran dürfen wir aber nicht zweifeln, daß er sich mit mehr, als mit Sorgen niederlegte. Gestand er es auch sich selbst nicht, so fühlte er doch gewiß, daß Laura sich unter ähnlichen Umständen ganz anders benommen, und ihn gewiß nicht gehindert hätte, einer, wenn auch nur großmüthigen, geschweige denn pflichtgemäßen Regung zu folgen.

Es war ihm völlig unmöglich, Schlaf zu gewinnen; nach einer kurzen Weile erhob er sich wieder. In der

größten Unruhe wandelte er umher, und trat dann auf den Balkon hinaus, der die Aussicht auf den Berg gewährte. Es gereichte ihm zu einigem Trost, als er von Zeit zu Zeit die Fackeln der Männer erblickte, die er ausgesandt, um die Verlorenen aufzusuchen. Unverwandt folgte sein Aug' ihnen, und seine Ungeduld wuchs mit der Langsamkeit, mit der sie sich zu bewegen schienen. Da dauchte ihm auf einmal, als ob die Fackeln ihre Richtung verändert hätten und bergadwärts gingen. Bald verschwanden sie ganz, und als sie nach einer guten Weile wieder zum Vorschein kamen, fand er ihre Umkehr immer wahrscheinlicher. Er konnte sich solches nur damit erklären, daß sie den Zurückkehrenden begegnet seyn müßten. Und in der That dauerte die Bewegung der Fackeln geraume Zeit in dieser Richtung fort. Die Vermuthung erhob sich zur Gewißheit, und dennoch — in solche Widersprüche geräth der Mensch, wenn er zwischen Pflicht und Neigung schwankt — dennoch konnte er sich nicht darüber freuen, daß geschehen war, was er mit Ungeduld, ja mit Angst gewünscht hatte.

Indeß dauerte seine Täuschung nur kurze Zeit. Die Fackeln waren ihm in dieser Richtung erschienen, weil der Weg, auf dem sich ihre Träger befanden, die tiefe und breite Kluft durchschnitt, deren er sich noch wohl erinnerte. Nun wachten auch seine Besorgnisse um Laura in ihrer ganzen Stärke wieder auf, ja, sie gewannen eine Heftigkeit, die es ihm nicht länger möglich machte, sich zurückzuhalten. Mit aller Raschheit, womit er seine Entschlüsse zu fassen und auszuführen pflegte,

ſtürzte er die Treppe hinunter, ließ ſich von den Pächtern eine Fackel geben, und ſchlug den Weg ein, der am Berg' empor führte.

Es war eine feuchte, kalte Nacht, und er beſchleunigte ſeine Schritte in der Abſicht und Hoffnung, die Männer einzuholen, die er ausgeſandt. In der That durfte er auch bei ihnen die raſtloſe Ungeduld nicht vorausſetzen, die ihn vorwärts trieb. Der Weg wurde jedoch bald immer ſteiniger und holperichter, und als er vollends über ein Lavabette wegführte, deſſen Oberfläche ſelbſt im Laufe mehrerer Jahrhunderte nicht verwittert war, ergab ſich die Nothwendigkeit, langſam und vorſichtig zu gehen, von ſelbſt. Indem ſie ihm nun aber auch die Beſchwerden des Gangs auf mancherlei Weiſe fühlbar machten, traten ſeine Beſorgniſſe um Laura'n immer weiter zurück, und kam ihm ſein Unrecht gegen ſie immer geringer vor. Bald däuchte ihm kein Zweifel mehr, daß ſie ſich durch ihren Eigenſinn ſelbſt in die Gefahr geſtürzt; ja, er gab am Ende ſogar dem Gedanken Gehör, daß ihr dieſe Trennung nicht unerwünſcht, und daß ſie vielleicht gar vorher überlegt, und mit Jaffier'n verabredet geweſen ſey. Wenig fehlte jetzt, ſo war' er umgekehrt; denn wie Laura's Schale ſank, ſtieg die Schale Zoë's in die Höhe, und ihre Trauer um ſeine Gleichgültigkeit gegen ihre Liebe und ihr Unmuth gegen ihn erſchienen ihm jetzt als die rührendſten Beweiſe ihrer innigſten Neigung. Verloren im Gedanken an die ſchönen Tage des ungeſtörten Glücks, die für ihn abbrechen mußten, wenn ſich Laura ſelber von ihm ge-

wendet, wandelte er mit raſchen Schritten vorwärts, und als der Mond vollends in ſeiner ganzen Klarheit hinter einer Wolke hervortrat, löſchte er ſeine Fackel aus, um ſich ganz der friſchen heitern Nacht und ihren Schwärmereien hinzugeben. Plane der Zukunft aller Art beſchäftigten ihn jetzt, und zum erſtenmal ſeit mehreren Tagen kehrte er wieder mit einiger Neigung zu Oſſuna's Plan auf Venedig zurück. Er meinte, Zoë'n eine Entſchädigung ſchuldig zu ſeyn; er glaubte ſolche nicht glänzender, nicht ſeiner Liebe und ihres hohen Werthes würdiger finden zu können, als indem er ſie auf die höchſten Stufen der bürgerlichen Geſellſchaft emporhob. Das Bild, welches der Vicekönig noch kürzlich von ſeinem ſiegreichen Einzug in Venedig und von dem glänzenden Empfang entworfen, den er Zoë'n auf dem Markusplatze bereiten würde, ſtellte ſich mit der größten Lebhaftigkeit vor ſeine Seele. So baute er ſich, während er ſich abmühte, um die verlorne Laura wieder zu finden, ein Gebäude von Glück auf, dem er ihren Verluſt zur Grundlage geben mußte, und dauerte es eine gute Weile, bevor er den Widerſpruch merkte, in den er mit ſich ſelbſt gerathen war. Wie ein Lichtſtrahl fiel ihm der Gedanke daran auf einmal in die Seele. Thor, der du biſt! rief er; du läufſt hinter deinem eigenen Unglück her! Kehre um zu dem ſchönen Liebesglück, das du ſo ſchnöd verlaſſen, und dringe nicht in die Liebesgeheimniſſe Anderer!

Mit dieſen Worten wandte er ſich, und trat den Rückweg an. Er ſchien ſich ſelber nun ſo leicht, als ob

er von einer großen Laſt befreit ware, und beſann ſich jetzt, ob er Zoe'n ſeine Thorheit geſtehen, wie er ſie entſchuldigen, wie er ihren gerechten Unmuth gegen ihn verſöhnen wollte. Er kam ſich ſo thöricht, ſo undankbar vor und fühlte ſich dabei dennoch ſo glücklich, daß es des überaus ſchlechten Wegs bedurfte, um ihn aus ſeinen Träumereien in die Wirklichkeit zurückzurufen. Dieſer ſenkte ſich jetzt gerad' in die tiefe und breite Kluft nieder, welche ihn am Abend ſchon ſo ſehr getauſcht hatte, und er trat in eine vollkommene Dunkelheit, da der Mond nicht hoch am Himmel ſtand, und der hohe Rand der Kluft dieſe faſt ganz mit ſeinem Schatten bedeckte. Er ſah ſich jetzt zu größerer Langſamkeit genöthigt und ſuchte den andern Rand, der zur Halfte vom Mondlicht getroffen wurde, im Auge zu behalten. Aber nicht lange, ſo verließ ihn dieſe Hülfe. Das freundliche Geſtirn trat hinter die Wolken, und die tiefſte Nacht umfing den Wanderer von allen Seiten.

Er konnte den Weg jetzt nur mit der größten Behutſamkeit fortſetzen und wurde jeden Augenblick erinnert, wie nöthig ſie war, hatt' er es auch ſonſt vergeſſen mögen. Da er häufig an große Steine anſtieß, die ihn zwangen, ſeine Richtung zu verändern, ſo wurde er der letztern bald ganz ungewiß, und es däuchte ihm faſt, als ob er allmählich wieder in die Höhe käme. Inzwiſchen freute er ſich darüber, da ihm ſogleich einfiel, daß der Weg auf der andern Seite der Kluft wirklich aufſtieg. Er zweifelte nicht, daß er den ſchlimmſten Theil deſſelben bereits zurückgelegt, und hoffte auf dem

übrigen einen leichtern Gang zu haben, wenn der Mond auch nicht wieder zum Vorſchein kommen ſollte.

Dieſe Ausſicht gewann an Wahrſcheinlichkeit, als er mehrere Mannsſtimmen aus der Ferne zu vernehmen glaubte. Er ſtand ſtille, und bald dauchte ihm, daß er auch die ſchweren Tritte der Landleute höre, deren Schuhe ſtark mit Nägeln beſetzt ſind. Nachdem er den Blick eine Zeit lang dahin gerichtet, woher der Schall kam, ſchien es ihm, als ob ein Stern am Himmel aufginge. Schnell erkannte er jedoch, daß es eine Fackel war, die ſich nach kurzer Weile in die Kluft niederſenkte. Damit wurde er auch gewahr, daß er die Richtung verloren; und in der That war es eben die höchſte Zeit, daß er gezwungen wurde, umzukehren. Der Boden der Kluft führte hier, wie er nachher hörte, nur noch einige Schritte in die Höhe und endigte plötzlich auf dem Rand eines tiefen Abgrunds.

Er rief die Wanderer an, deren nur zween waren, wie er bei dem Wechſel der Beleuchtung während ihres raſchen Ganges bald erkannte. Sie hielten ſtill und antworteten, als ob ſie glaubten, Jemand gefunden zu haben, den ſie ſuchten.

„Wie? ſeyd Ihr nicht der Herr mit der Dame, die wir ſuchen?“ antworteten ſie ihm noch in einiger Entfernung. „Ihr würdet uns einen Dienſt damit leiſten, wenn Ihr es wäret. Unſer Lohn bliebe derſelbe, und der Mühe wäre nicht wenig erſpart.“—

Als er ihnen näher kam, erkannten ſie ihn gleich für den, der ſie gedungen. „Bei Sanct Criſpin, Herr,“

ſprach der Eine; „Ihr dürft nicht glauben, daß wir des Suchens ſchon müde geworden ſind, weil Ihr uns auf dem Rückweg findet. Wir ſind ſo wenig auf dem Rückweg, als die Nadel, die ſich wendet, um den Zwirn durch das nächſte Loch zu führen. Müßt' ich die Schuhe bei Andern kaufen, bei Sanct Criſpin, auf dieſem Weg wäre mit dem Lohn, den ihr uns verſprochen, nichts verdient. Es iſt ſchon bei Tag ein ſchlechter Weg, und mein Vater pflegte zu ſagen, bei Nacht trete man eine Sohle in der halben Zeit durch. Er hatte das Handwerk bei einem Meiſter aus Rom gelernt; drum verſtand er es auch aus dem Grunde." —

Der Mann belehrte Jacques Pierre'n nun allmählich, daß er und ſein Kamerad von den Andern wieder zurückgeſchickt worden ſeyen, um neue Fackeln zu holen. Wie er es ſelbſt nannte, ſo hatten ſie den Unverſtand gehabt, ihre Fackeln alle, bis auf eine einzige, zugleich anzuſtecken, und erſt, als ſie nahezu abgebrannt waren, die Entdeckung gemacht, daß die Nacht noch lang, und auf den Mond, wenn ihm auch zu ſcheinen beliebte, nur noch kurze Zeit zu rechnen ſey.

„Da ſeht Ihr erſt, Herr," ſchloß er, „daß Einer von uns nothwendig zurück mußte, um andere Fackeln zu holen. Mich traf das Los, und damit ich nicht zu ſchwer zu tragen hatte, gaben ſie mir den Carlotto mit."

„Daß du doch eine Fackel im Hals ſtecken hätteſt," fiel der Andre ein. „Ich bot mich ſelbſt an, ihn zu begleiten, weil er aus Angſt vor Mutter Bubo nicht allein gehen wollte. Mich ließen ſie nicht allein fort, weil ich

keine so glatte Zunge habe, wie er. So ist's, Herr!"

„Und so ist's auch," erwiederte der Erste; „denn wenn Du keine glatte Zunge hast, so hast Du doch ein vorlautes und freches Maul. Aber der Kamm würde Dir bald gesunken seyn, wenn sie auf einmal vor Dir gestanden, an ihren Stab gelehnt, und dich mit den blitzenden Augen bis aufs Mark deiner kleinen Zehen durchschaut hätte. Um mit einer weisen Frau der Art zu sprechen, gehört mehr dazu, als ein Mutterjohnchen, dem man noch unter dem vorigen Vicekönig die Makaroni in den Hals stecken mußte. Leicht hätte Dir begegnen können, daß sie dich in eine Krähe verwandelt, oder wohl gar in einen Maulwurf, wie sie schon Manchem gethan, der ihren Zorn gereizt hat. Und wer weiß, was noch geschieht? Drum sey hübsch bescheiden und demüthig; denn sie hört jedes Wort, das wir reden."

„Was sag' ich denn gegen sie? Aber ein gutes Wort hat immer eine gute Stelle bei ihr gefunden. Und warum sollte sie mir gram seyn? Hat sie mir doch die Kröten in den Sarno getragen. Das kannst Du nicht von Dir rühmen."

„Wenn's wahr wäre, würd' es mehr Ehre für Dich seyn, als man Dir ansieht. Sie muß sich nachher weniger um Dich bekümmert haben, als um einen Schuh, der keine neue Sohle mehr werth ist." —

Der Andere, den wir Carlotto nennen gehört, brach nun in Betheuerungen aus, daß ihm Mutter Bubo den angeführten Dienst wirklich geleistet. Er könne sie nur selbst fragen.

Jacques Pierre, welcher den Dienst nicht begriff, der dem jungen Burschen bei seiner Geburt geleistet worden seyn sollte, ließ sich die Erklärung davon geben, und wir dürfen sie unsern Lesern nicht vorenthalten.

Zu dieser Zeit herrschte noch in vielen Gegenden des Königreichs Neapel allgemein der Glaube, daß, wenn eine Frau von einem Knaben entbunden würde, der Geburt selbst einige kleine Frösche oder Kröten vorangingen. Es kam aber Alles darauf an, zu verhüten, daß diese Thiere nicht den Boden des Gemachs erreichten; so wie dieß geschah, fingen sie an, fortzuhüpfen, und dann war der Tod der Wöchnerin unvermeidlich. Während der Geburtsarbeit richtete sich die Aufmerksamkeit der Hebamme daher hauptsächlich darauf, sich der unheilbringenden Thiere im Augenblick zu bemächtigen, wo sie zum Vorschein kamen. Zu diesem Zweck hielt sie ein Becken mit Wasser bereit, welches sie auf das Sorgfältigste verhüllte, nachdem sie die ekelhaften Thiere hineingeworfen. Hatte sie der Wöchnerin die nächsten, nöthigen Dienste geleistet, so war es ihre wichtigste Angelegenheit, das Becken mit den unheimlichen Gästen in das nächste fließende Wasser oder in einen Teich auszuschütten.

Jacques Pierre, der an jedem Volksglauben der Normandie so fest hielt, als seine übrigen Landsleute, fand allen ähnlichen Glauben in andern Ländern lächerlich und äußerte sich auch jetzt in diesem Sinne.

„Lachet nicht, Herr," sprach der Aeltere von den Beiden, den unsere Leser ohne Zweifel schon für einen

Schuſter erkannt haben.“ Wer weiß, ob Mutter Bubo nicht in der Nähe iſt? Und bei Sanct Criſpin, es würd' Euch ſchlecht bekommen, wenn Ihr zur See wäret, und es fiel' ihr ein, daß Ihr über ſie gelacht habt.“

„Nun?“ fragte der Capitän; „es würde doch den Kopf nicht koſten?“

„Sie würd' Euch zum wenigſten ein Sturmwetter anrichten, aus dem Euch Sanct Criſpin ſelbſt nicht retten könnte.“

„Da iſt alſo nicht zu ſpaſſen?“ ſprach Jacques Pierre ſcherzend. „Aber ich möchte doch wiſſen, wie es die alte Hexe angriffe, um ein ſolches Sturmwetter hervorzubringen.“

„Das will ich Euch wohl ſagen,“ fiel Carlotto ein. „Noch geſtern hat die Nachbarin Belluccia meiner Mutter davon erzählt. Sie braucht nur eine Ruthe und einen abgelegenen Teich dazu, und eh' Ihr recht hinſehen, iſt der Sturm fertig.“

„Bei Sanct Criſpin,“ rief der Schuſter; „ſie wird Euch wohl zuſehen laſſen. Und wärſt Du auch einmal dabei geweſen,“ fuhr er gegen Carlotto'n fort; „ſo würd' ich Dich doch fragen, ob Du meinſt, daß jede Ruthe dazu gut ſey, und es weiter nichts bedürfe, als eines Schurzfells groß Teichwaſſer?“

„Ei ſo laß' einmal hören, was dieß für eine Ruthe ſeyn ſoll?“

„Weiß ich das? Aber darauf kann ich ſchwören, daß es eine Ruthe iſt, die ſie ſelber zu einer Stunde und von einem Strauch geſchnitten, wo es allein etwas

helfen kann. Nicht jede Staude und jeder Strauch iſt dazu gut; vielleicht wäre nicht einmal jedes Meſſer dafür zu brauchen."

„Sag' ich denn, daß jedes Meſſer dazu zu brauchen ſey? Aber jeder abgelegene, ſtille Teich iſt gut dazu, das weiß ich."

„Nun, ſo laß vernehmen, was weiter geſchehen muß."

„Hab' ich ſie denn belauſcht in der Arbeit? Solch ein Thor bin ich nicht, um meine Naſe in dergleichen Dinge zu ſtecken."

„Da ſiehſt Du alſo, daß es am klügſten von Dir wäre, wenn Du ganz davon ſchwiegeſt. Das Beſte weißt Du doch gewöhnlich nicht. Ich aber will Dir es ſagen, wenn ich es gleich nicht ſelber geſehn. Mit der Ruthe in der Hand tritt ſie an den Teich; dann thut ſie vier Hiebe mit der Ruthe in die Luft, und die Hiebe ſind genau gerichtet nach den vier Himmelsgegenden. Iſt dieß geſchehen, ſo beginnt ſie das Waſſer zu peitſchen mit der Ruthe. Nicht lange, ſo fangt der Teich an, wie zu ſchäumen. Der Schaum aber verwandelt ſich allmählich in einen dichten Dunſt, und das dauert noch eine kurze Weile, ſo umhüllt dieſer Dunſt die Mutter Buds, daß ſie gar nicht mehr zu erkennen iſt, und hebt ſich empor mit ihr in die Luft, dann mögen Gott und alle Heiligen demjenigen gnädig ſeyn, dem das graue Wölkchen gilt, welches alsbald ſichtbar wird am weſtlichen Horizont. Er kann von Glück ſagen, wenn er noch Zeit hat, ein Paar Roſenkränze zu beten, bevor der ganze Himmel zu einer gewaltigen Wetter-

wolke geworden iſt. Aus allen Klüften des Landes und des Meeres bricht der Sturmwind heulend los. Blitz und Hagel fallen nieder auf Land und Meer, und zerſtören alle Früchte und Saaten und durchlöchern alle Segel der Schiffe. Und das iſt dann ein Orkan, von dem man ſpricht vom Vorgebirg von Miſene bis zum Vorgebirge von Maſſa, und Niemand hat ihn angerichtet, als Mutter Bubo — "

„Und das Beſte haſt Du doch vergeſſen," unterbrach Carlotto triumphirend; „trotz Deiner langen Rede haſt Du das Beſte vergeſſen."

„Das möcht' ich wiſſen, bei Sanct Criſpin, ob ich etwas vergeſſen kann, was Dir im Kopfe bleibt," erwiederte der Erſte empfindlich.

„Haſt Du nicht den Topf vergeſſen, den ſie in den Teich ſenkt, bevor ſie das Waſſer zu peitſchen anfängt? — Uh, mein Bein!" ſchrie der Sprecher, indem er ſich ſelber mit allem Ausdruck des heftigſten Schmerzes unterbrach.

„Da haſt Du's," fiel der Andere mit Schadenfreude ein; aber eben ſo ſchnell ging er in den leiſeſten Ton über, indem er Jacques Pierre'n zuraunte: „Da iſt ſie ſchon!" —

In dem nämlichen Augenblick war auch der Mond hinter einer Wolke hervorgetreten. Er ſchien gerad' über einem Berge zu ſtehn, auf deſſen Spitze ſich eine lange Frauengeſtalt, an einem Stabe gelehnt, zeigte. Rieſenmäßig ſchnitt ſich der ungeheure ſchwarze Schatten in dem hellen Mondhimmel ab; denn nur ſo war ſie ſichtbar, da das Licht des Nachtgeſtirns hinter ihr ſtand.

„Jesus, Maria und Joseph!“ rief Carlotto mit schnell unterdrückter Stimme. Auch Jacques Pierre schauderte zusammen, als er die kolossale Figur gerade vor sich in der Höhe erblickte. Sie schien auf einem Berge zu stehn und dauchte ihm doch so nahe, daß er sie anreden zu können glaubte. Indeß wagte er es nicht, und eh' er den Entschluß fassen konnte, war sie verschwunden, indem sich der Mond eben so schnell wieder mit Wolken bedeckt hatte.

Mit dem Dunkel schien auch seinen Begleitern der Muth zurückgekehrt; denn es ist eine herrliche Wirkung des Fackellichts, daß es gleichsam einen schützenden Kreis um uns zu ziehen scheint, in welchem wir das Gefühl der Sicherheit gewinnen. Wenigstens möchte es nicht leicht anders zu erklären seyn, daß das Gespräch zwischen den Wanderern mit der vorigen Unbefangenheit fortging, ob ihnen gleich die Erscheinung ohne Zweifel noch so nahe war, wie zuvor.

„Mutter Puke will heute nicht gesehen seyn,“ sprach der Schuster; „sonst hätte sie die Wolken nicht gleich wieder vor den Mond gezogen.“ —

Jacques Pierre fragte, wie er eine so natürliche Himmelserscheinung einem menschlichen Wesen beimessen könne, und vernahm nun mit Erstaunen, daß es hier eine Frau gab, welche, der Virgil'schen Circe gleich, den Mond selbst vom Himmel herabzuziehen vermochte. Schenkte er diesen Erzählungen nun auch nicht unbedingten Glauben, so hatte die kurze Erscheinung doch einen starken Eindruck auf ihn gemacht. Er enthielt sich

von nun an aller scherzhafter Bemerkungen und hörte nur desto aufmerksamer auf die Erzählungen von der Gewalt der Mutter Bubo, an denen seine Begleiter unerschöpflich waren. Und in der That, wie sehr sie auch übertreiben mochten, so schien doch aus Allem, was sie sagten, hervorzugehen, daß in dieser Frau eine jener räthselhaften Runengestalten übrig geblieben war, wie sie zuweilen, kolossalen Schatten gleich, aus einer frühern Welt in die gegenwärtige herüberzuragen scheinen. Sie leistete den Bewohnern des Vesuvs die verschiedenartigsten Dienste, als Hebamme und als Todtenbestatterin, indem man ihr gerne die Bewachung der Leichen übertrug, da sie noch vor der Zeit des Vicekönigs Pedro von Toledo, welcher den Brauch der Klageweiber mit der größten Strenge abgeschafft, den Todten diesen Dienst geleistet, und sie allein in der ganzen Gegend von allen Frauen dieser Art übrig geblieben war. Wie sie daher nicht leicht bei einer Geburt fehlte, so sah man sie bei jedem Leichenzug unmittelbar hinter dem Sarge folgen. Aber sie fehlte auch bei keiner andern von den wichtigsten Handlungen, welche zwischen den beiden Grenzpunkten des Lebens inne liegen. Keine Trauung galt fast für gültig, wenn sie nicht auch von Mutter Bubo nach uralter Weise, durch Bestreuung des Paars mit Weizen unter geheimnißvollen und unverständlichen Formeln, geweiht war. Diese und andere Bräuche wurden gewöhnlich um Mitternacht in ihrer einsamen Wohnung verrichtet und mußten vor der Geistlichkeit geheim gehalten werden, die der Mutter Bubo höchlichst

gram war, da ſie den Pfarrern das ausſchließende Recht der Nutznießung des Aberglaubens mit dem größten Erfolg ſtreitig machte. Dennoch wagte Niemand, etwas gegen ſie zu unternehmen, ſeit der Pfarrer von Torre dell' Annunziata einen Verſuch der Art ſo theuer gebüßt hatte. Von Caſtellamare zurückkehrend, wo er ſie dem Biſchof als eine Hexe angegeben, war er von einem wüthenden Büffel überfallen worden, der ihm den Bauch mit ſeinen Hörnern aufriß und ihn ſo lange damit in die Höhe ſchleuderte, bis er des grauſamſten Todes ſtarb. Natürlich unterließ das Volk nicht, das Ende des Geiſtlichen der Gewalt der Mutter Bubo beizumeſſen, und wurde nur deſto mehr in dieſem Gedanken beſtärkt, da der Biſchof, aus Furcht vor einem ähnlichen Schickſal, der Angabe des unglücklichen Pfarrers keine Folge gegeben hatte. Wirklich herrſchte der Glaube an ihre wunderbare Macht völlig unbedingt in der ganzen Gegend; ja, man verſicherte ſogar, daß die erſten Frauen der Hauptſtadt nicht verſchmähten, in beſondern Verlegenheiten Rath und Beiſtand bei ihr zu ſuchen. Wo man ſich in ungewöhnlichen Krankheiten gar nicht mehr zu helfen wußte, wo ein wichtiger Entſchluß zu faſſen war, wo eine heftige Leidenſchaft in Liebe oder in Haß nach Befriedigung dürſtete, wandte man ſich an Mutter Bubo. Sie wußte immer Rath, und Niemand zweifelte, daß nicht nur Vergangenheit und Gegenwart, ſondern auch die Zukunft klar vor ihren Blicken lag, ob ſie gleich nicht immer geneigt ſchien, Alles, was ihr bekannt war, mitzutheilen.

Unter diesen Erzählungen waren die Redenden in die Nähe eines alten Thurmes gekommen, welcher seitwärts von dem Wege stand, der von Torre dell' Annunziata an dem Berg hinaufführte. Der Thurm war dem Capitän schon am Morgen durch seine Lage mitten in einem kleinen, aber dichten Gehölz, über das er hoch wegragte, aufgefallen. Carlotto machte hier die Bemerkung, daß es am klügsten wäre, bei Mutter Bubo nachzufragen, ob sie keine Fackeln habe. Sie wisse doch in allen Dingen Rath, meinte er, und sie brauchte nur zu wollen, so wäre ihnen gewiß gleich geholfen. „Wer weiß," setzte er hinzu, „ob sie uns nicht auch den Weg anzeigen will, den wir nehmen müssen? Gewiß könnten wir die Verlornen nicht schneller wieder finden!" —

Der Schuster schien keine rechte Lust zu haben und sich vor der wunderbaren Frau mehr zu fürchten, als er merken ließ. Da der Capitän jedoch den Vorschlag des jungen Menschen mit Wärme unterstützte, und er allein zurückzubleiben fürchten mußte, so ergab er sich endlich. Doch unterließ er nicht, seine Haut wenigstens dadurch zu sichern, daß er die beiden Andern vorangehen ließ und ihnen, unter dem nächsten besten Vorwand, erst in einiger Entfernung folgte.

Ein Seitenpfad, der in mehreren Krümmungen unter einem Rebendach fortlief, führte sie auf einen kleinen runden Grasplatz, welcher die beiden Ecken des alten Thurmes einschloß. Eine blasse Helle leuchtete den Nahenden aus der offenen Thüre desselben entgegen. Der Capitän trat entschlossen vorwärts; Carlotto, durch

sein Beispiel ermuthigt, folgte mit kräftigem Schritte; der Schuster aber wandelte unsichern Fußes zögernd hinter ihnen her, und man sah wohl, daß es nur geschah, weil er sich fürchtete, allein zu bleiben.

Als die hohe, schmale Thüre erreicht war, lag der ganze innere Raum des Thurmes, wie es schien, offen vor ihnen. Es war ein altes, mit Ruß bedecktes Gewölbe, in dessen Mitte auf einem runden, ziemlich niedrigen Stein ein kleines Feuer brannte. An der Wand liefen gemauerte Sitze hin, und Carlotte gab dem Capitän durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie hier sich setzen und abwarten müßten, ob es der Mutter Bubo gefiele, Kenntniß von ihnen zu nehmen.

Jacques Pierre, welcher von dem beschwerlichen Gang und den übrigen Anstrengungen des Tages sattsam ermüdet war, folgte dem Rath. Der Bursche nahm neben ihm Platz, und der Schuster wählte seine Stelle auf der Ecke der Bank, zunächst an dem Eingang.

Sie hatten eine gute Weile schweigend hier gesessen, als ein stämmiger Mann von mittlerem Alter in der Thüre erschien. Er war mit einem schweren Bündel Fackeln beladen, das er vor derselben niederlegte. „Mutter Bubo schickt Euch die Fackeln," sprach er. „Sie laßt Euch sagen, Ihr sollet nur suchen, was Ihr nicht finden würdet. Der gute Lohn würde nicht fehlen." —

Carlotte sah den Capitän und dann auch den Schuster mit einem triumphirenden Blick an, daß sein Rath einen so guten Erfolg gehabt hatte. Er stand auf und theilte

die Fackeln in zween gleiche Päcke; dann steckte er eine davon an und lud seinen Begleiter ein, ihm zu folgen. Indeß besann er sich gleich, daß der Capitän auch eine Fackel für die Rückkehr bedürfe, und reichte ihm solche von dem andern Bündel, welches noch an der Erde lag. Jacques Pierre nahm die Fackel und lehnte sie an die Wand. „Ich will noch einige Augenblicke ausruhn," sprach er. „Der gute Freund, der so schnell für unser Bedürfniß gesorgt hat, wird wohl auch so gefällig seyn, mich nachher auf den Weg von Torre dell' Annunziata zurückzubegleiten. Weder dieser Dienst soll ihm ungelohnt, noch sollen ihm die Fackeln unbezahlt bleiben."

„Mutter Bubo hat mir nicht gesagt, daß ich Geld für die Fackeln nehmen soll," erwiederte Jener; „aber eh' ich einen Dienst leiste, brauch' ich sie nicht zu fragen. Diese Manner haben einen langen und bösen Weg vor sich; drum will ich sie nur eine kurze Strecke begleiten und sie auf einen Pfad bringen, auf dem sie wenigstens eine halbe Stunde Zeit gewinnen. Zudem hat Mutter Bubo gesagt, sie würden am besten in dieser Richtung gehen. Wenn sie ihren Zweck auch nicht erreichten, so warte ihrer doch keine Gefahr, wie auf dem andern Wege."

Das Erbieten des Mannes war den Andern höchlichst willkommen, und Jacques Pierre nahm seine Stelle wieder ein, während sie sich mit ihm entfernten.

So saß er nun allein in dem Gewölbe, das ein besonders düsteres Ansehn hatte. Wie beherzt er auch war und wie gewohnt an Gefahren aller Art, so wurde ihm doch etwas unheimlich zu Muth, als seine Begleiter

mit ihrem Führer verſchwunden waren. Er meinte jeden Augenblick, daß die hohe Schattengeſtalt aus irgend einer verborgenen Thüre hervortreten oder ſich aus dem Boden ſelbſt erheben würde. Aber wie ſehr ſich ſeine Einbildungskraft auch erhitzte, ſo vermochte ſie doch keine Erſcheinung hervorzubringen. Es war ihm lieb und unlieb. Lieb, weil die Berührung mit ſolchen Weſen immer eine bedenkliche Aufgabe iſt, und unlieb, weil unter den Erzählungen der Beiden von der Allwiſſenheit und Gewalt der Mutter Bube allmählich der Gedanke in ihm gereift war, einige Fragen über die Zukunft an die wunderbare Frau zu richten.

Indeß blieb Alles ſtill, und er bemerkte nur nach einiger Zeit, daß das Feuer immer ſchwächer wurde. Als es dem Erlöſchen nahe war, ſtand er auf und trat vor den Thurm, um trockene Reiſer zu holen, die er beim Eintreten neben der Thüre bemerkt hatte. Er kam noch gerad', als es die höchſte Zeit war. Die Flamme war verloſchen, und die wenigen kleinen Kohlen, die in der Vertiefung des runden Steins lagen, begannen bereits ſich mit Aſche zu bedecken. Er brach nun die dünnſten Reiſer ab, legte ſie auf die Kohlen und blies dieſe an. Schnell loderte eine hohe Flamme empor, welche das ganze Gewölb erleuchtete, und indem er den Körper aus ſeiner gebückten Stellung wieder erhob, glaubte er die koloſſale Geſtalt der Erſcheinung von dem Berge auf der andern Seite des Feuers vor ſich ſtehen zu ſehen. Aber eben ſo ſchnell wirbelte auch eine Rauchmaſſe empor, die ihm den Anblick

wieder verbarg, so daß er ungewiß blieb, ob, was er gesehen zu haben glaubte, Wirklichkeit oder Täuschung gewesen.

Sein Zweifel wurde jedoch schnell gehoben; denn die trocknen Reiser erzeugten bald eine helle Flamme, und die Erscheinung stand, nur durch das Feuer getrennt, wirklich vor ihm.

Es war eine Frauengestalt von ungewöhnlicher Höhe. Sie schien dieß auch jetzt noch für Jacques Pierre, der selbst ein Mann von mittlerer Statur war, obgleich der obere Theil ihres Körpers etwas gekrümmt schien und sie das Haupt gesenkt hielt. Ihr Gewand fiel in großen Falten von den Schultern herab bis auf die Füße; nur die langen weiten Aermel unterbrachen solche, indem sie mit den beiden magern gelben Händen an einem Stab lehnte. Es war dieselbe Stellung, wie er sie auf dem Berge gesehen; nur erblickte er jetzt auch das Gesicht, welches von unten herauf beleuchtet war.

Den Kopf bedeckte ein Tuch von der Farbe ihres übrigen Anzugs, das auf beiden Seiten über die Schultern niederhing. Das Gesicht selbst war frei und fiel durch seine Färbung auf, indem es an die geisterhafte Beleuchtung erinnerte, welche der angezündete Weingeist hervorbringt. Sonst trug es gerade keine Spur eines sehr hohen Alters; auch schien es nicht besonders mager. Die kleinen, tiefliegenden Augen aber hatten ein ungewöhnlich trübes Feuer und etwas so Durchdringendes in ihrem Ausdruck, daß der Capitän denselben nicht auszuhalten vermochte.

Sie schien seine Anrede zu erwarten; es fehlte ihm jedoch die Fassung dazu. Vergebens besann er sich auf die schickliche Weise, seine Frage anzubringen. Da begann die wunderbare Frau nach einer Weile von selbst:

„Warum habt Ihr mich heraufgerufen, Capitän Jacques Pierre?“ —

Erstaunt, sich bei seinem Namen nennen zu hören, aber auch ermuthigt durch den Gedanken, ihr nicht unbekannt zu seyn, erwiederte er: „Zweifel über die Zukunft qualen mich; ich wünschte, daß sie mir gelöst würden.

„Wißt Ihr, was Ihr wünschet?“

„Ich verlange Gewißheit.“

„Auch das Unglück ist Gewißheit; weislich haben die Götter darum dem Menschen die Zukunft verborgen.“

„Komm', was kommen mag! Wenn es das Unvermeidliche ist, werd' ich ihm muthig entgegen sehen und das Eingetroffene mit Kraft zu ertragen wissen.“

„Noch einmal; Ihr nehmet Eure Wünsche vielleicht für Hoffnungen und Eure Hoffnungen für Gewißheit. Die Zukunft ist unbarmherzig.“

„Ich muß dieser Zweifel ledig seyn; sie hemmen alle meine Entschlossenheit und Thatkraft.“

„Ihr seyd gewarnt, so wisset denn: das Hinderniß ist gehoben, das sich Euern Wünschen entgegen stellt. Ob ihnen die Erfüllung genügen wird, mag Euch das Maß der Kraft lehren, die Ihr in Euch fühlet, um nach dem Höchsten zu greifen.“

Die Rede der wunderbaren Frau erschütterte das ganze Wesen des Capitäns. Sie hatte in den tiefsten Grund seines Herzens geblickt, ohne daß er ihr ein Wort über seine Wünsche gesagt, und mit wenigen Worten sein ganzes Schicksal so eröffnet, wie er es nur verlangen konnte.

„Ich dank' Euch, weise Frau," sprach er. „Ich bin über die Hauptsache belehrt; aber ich möchte eine Frage anderer Art wagen — "

„Erspart sie Euch," war die Antwort. „Es genügt mir, daß Ihr Achtung gewonnen vor Dem, was die Alltagsweisheit der Menschen verachtet." —

Diese Erwiederung setzte den Capitän in noch größeres Erstaunen; denn er hatte sie wirklich fragen wollen, auf welche Weise er ihr seine Dankbarkeit bezeugen dürfte. Offenbar sah diese Frau in jede Tiefe der menschlichen Brust, und die Uneigennützigkeit, welche sie an den Tag legte, war ganz der hohen Geisteskraft würdig, die ihr beiwohnte.

Indeß hatte er nicht lange Zeit, diesen Gedanken nachzuhängen; ein heftiger Donnerschlag unterbrach dieselben. Der Capitän war vor Schrecken zusammengefahren und bemerkte daher nicht gleich, daß die Flamme gerad' erlöschen wollte. Kaum vermochte er noch den Umriß und das glühende Auge seiner Erscheinung zu erkennen. Er eilte daher vor die Thüre, um ein Büschel Reiser zu holen. Heftig wehte draußen der Sturm, und häufige Blitze durchzuckten das schwarze Dunkel. Er kehrte sogleich wieder in das Gewölbe zurück, blies das

Feuer an und sah die Flamme schnell emporsteigen. Die Erscheinung aber war verschwunden.

Er setzte sich wieder auf die Bank und durchspähte mit seinen Blicken alle Wände des Gewölbes. Nirgends war eine Spur zu bemerken, die eine natürliche Erklärung ihres Verschwindens dargeboten hatte. Bald fiel er in ein tiefes Nachdenken über die wunderbare Frau und über die Worte, die sie ihm gesagt hatte. Offenbar war Laura verunglückt; denn jene Worte erklärten ja unumwunden, daß das Hinderniß gehoben sey, welches sich bisher seinem Glück entgegen gestellt habe. Noch vermied er, sich dem Gedanken in seinem ganzen Umfang hinzugeben; die Gewißheit genügte ihm, daß er sich nun in seinem Verhältniß zu Zoë'n keinen Zwang mehr anzuthun brauchte.

Aber die Antwort der wunderbaren Frau hatte nicht nur auf diese seine Wünsche gelautet; sie hatte selbst aus dem Hintergrunde seiner Seele jene Plane auf Größe hervorgezogen, welche der Vicekonig in ihm genährt. Es hing nur von ihm selbst ab, nur von dem Maß der eigenen Kraft, die er in sich fühlte, hing es ab für ihn, das Höchste zu erreichen. Wie konnte diese Kraft ihm fehlen, da es blos auf das Gefühl ankam, welches er selbst von ihr hatte.

Ueber diesen Gedanken vergaß Jacques Pierre jedoch nicht, die Flamme zu unterhalten, die immer sehr schnell abgebrannt war. Jedesmal, wenn sie wieder frisch auflohderte, hoffte er, daß die Erscheinung hinter derselben sichtbar werden würde. Aber umsonst; er gewann dafür den Trost, daß sich das Wetter allmählich aufheiterte,

und der klarste Mondschein den Weg erhellte, als er sich mit dem Mann, der jetzt von dem Berge zurückgekommen war, in Bewegung setzte.

Schweigend wandelte Dieser vor ihm her und brachte ihn bald auf einen bessern Weg, als den er heraufgekommen. Sonderbar wogte es aufs Neue in ihm mit Bildern künftigen Glückes und künftiger Größe; aber wie der Mensch den Gegensätzen immer am nächsten steht, so tauchten auch gleichzeitig die Warnungen des sterbenden Mansio Cuerdos wieder auf in seiner Seele. Vergeblich suchte er sie zurückzudrängen; sie strebten nur um so stärker empor und erfüllten ihn mit Zweifeln gegen die Worte der alten Frau. Am zudringlichsten und gebieterischsten sprach die Warnung, daß in ihren Worten von seiner Kraft, das Höchste zu erreichen, jener Doppelsinn liege, womit die finstern Mächte des Schicksals die Menschen so oft getäuscht haben. Daß die Seherin eine schlaue Betrügerin seyn könne, fiel dem Capitän gar nicht ein; in jenen Zeiten hatte der Erfindungsgeist der Menschen noch bei Weitem nicht alle Berechnungen auf die Schwachheit und Thorheit Andrer erschöpft, wie in unsern Tagen, wo die Spitzbüberei nur noch von der Nachahmung zehrt. Vielmehr stand die Erscheinung in ihrer ganzen geistigen Macht vor seiner Seele mit jenem durchdringenden Blick und der tiefen, aber vollen, ehrfurchtgebietenden Stimme, in der ihm das Orakel geworden war. Nein, sprach er zu sich; es ist nicht möglich, daß diese Frau, die schon so viele Jahre die Rathgeberin der ganzen Gegend ist, einen Fremden, der sie nichts angeht, irre

führen wolle. Wie könnt' ihr auch ein solcher Blick in die Tiefe des menschlichen Herzens beiwohnen, wenn es nur zum Unglück Andrer wäre? Ihre Bestimmung ist, die Menschen in das Leben einzuführen und wieder auszuführen aus demselben; wer dürfte glauben, daß ihr auch die Herrschaft über das Leben selbst gegeben sey, blos um uns ins Verderben zu stürzen.

Wie sich aber der Mensch Täuschungen aller Art erfindet, sobald ihn Zweifel quälen, deren Entscheidung seine Wünsche voraneilen; so wendet er sich auch gerne an den Zufall, um ihn für seine Hoffnungen zu nützen, wenn er ihnen günstig scheint, oder ihn desto leichter von sich zu werfen, wenn er gegen sie zeugt. Also geschah auch dem Capitän, als er, seinen Blick in die Höhe richtend, einen sehr hohen Berg vor sich liegen sah, dessen Zinne sich im klaren Mondhimmel abschnitt. Im nämlichen Augenblick schoß ihm der Gedanke durch die Seele, daß seine Plane von künftiger Größe mit Zoë'n in Erfüllung gehen müßten, wenn die wunderbare Frau auf dem Berg erschiene. Und in der That war er sich dieses Gedankens kaum bewußt geworden, so hob sich die gebietende Gestalt auch schon auf der schwarzen Bergspitze empor und blieb in jener sinnenden Stellung, in der sie ihm zuerst erschienen war, stehen. Ja, sie kam ihm nun viel höher vor als früher; dennoch wagte er kühn zu ihr aufzublicken, da die ganze Vorderseite ihres Körpers, welche sie ihm zukehrte, im Schatten lag, und der Berg ihm viel erhabener däuchte, als der Andre, auf dem er sie zuvor gesehen.

Sein Führer trat in einen Hohlweg hinunter und machte ihn auf die Nothwendigkeit aufmerksam, vorsichtig zu seyn im Gehen, weil das Mondlicht den tiefern Weg nicht traf, und dieser auch wirklich rauher war. Nach wenigen Schritten verschwand aber auch der Berg, und nach kurzer Weile die Erscheinung auf ihm. Allmählich sah sie der Capitän niedersinken an der Grenzlinie des verengten Horizonts, und während sie sank, beschäftigte ihn die sonderbare Täuschung, daß sich die kolossale Gestalt nur in die Dunkelheit niederbeuge, in der er wandelte.

Nach einigen Schritten war das Ende des Hohlwegs erreicht, und der Capitän sah mit Verwunderung, als er wieder in das offene Land mit seiner heitern Mondbeleuchtung hervortrat, daß jeder Berg verschwunden war, bis auf die Hauptgebirge selbst, deren Höhen sich in weiße Dünste verloren. Zugleich meinte er aber auch schon die Häuser von Torre dell' Annouziata zu sehen. Er fragte seinen Führer deßhalb und bemerkte ihm, als er dieß bestätigte, daß er seiner nun nicht mehr länger bedürfe. Zugleich bat er ihn, am Morgen zu ihm nach seinem Landhause zu kommen, damit er ihn für die Dienste, die er ihm geleistet, belohnen könnte.

„Eine Gefälligkeit, die sich bezahlen läßt, spricht Mutter Bubo, ist eine Waare, mit der auch der Ungefällige handeln kann," erwiederte der Mann. „Wollt Ihr aber ein Körbchen süßer Orangen von mir annehmen, so will ich sie Euch bringen von dem uralten Baum, unter dessen Schatten noch der gute König Renatus ausgeruht.

Mutter Bubo ſagt, er ſey damals ſchon ein ſtattlicher Baum geweſen.“

„Wie? Sollte ſie ſo alt ſeyn,“ fragte Jacques Pierre verwundert.

„Wer mag wiſſen, wie alt ſie iſt, wenn ſie es nicht ſelber ſagt? Das aber kann ich Euch verſichern: ſie ſpricht von Geſchichten, welche den Gelehrten nur noch aus den Chroniken bekannt ſind, wie von Dingen, die geſtern unter ihren Augen geſchehen.“

„Es iſt eine wunderbare Frau! Ihr ſehet ſie wohl öfters?“

„Das ſollt' ich meinen; auch iſt es nicht ſchwer, ſie zu Geſicht zu bekommen. Schwerer möcht' es ſeyn, ſie nicht zu ſehen. Habt Ihr ſie nicht bemerkt, eh' wir in den Hohlweg niederſtiegen?“

„Gewiß habe ich ſie bemerkt; aber es iſt mir unbegreiflich. Eh' ich in ihren Thurm eintrat, hatte ich ſie auf einem andern Berge geſehen, und dennoch erſchien ſie mir auch in ihrem Thurm wieder. Man möchte glauben, daß ſie fliegen könnte.“

„Und warum ſollte ſie es nicht können, da ſie Alles kann? Braucht ſie doch nur einen Augenblick, um von einem Ort nach dem andern zu kommen. Ja, oft möchte man denken, daß ſie überall zugleich ſey. Man hat ſie ſchon neben einer Leiche ſitzen ſehen, während ſie Stunden weit weg auf einem hohen Berge ſichtbar wurde. Ueberhaupt müßt Ihr wiſſen, liebt ſie die Berge. Ganze Nächte wandelt ſie von einer Bergſpitze auf die andre, und es ſind wenige Leute in der Gegend, die ſie nicht

auf jedem derſelben geſehen, wie ſie, an ihren Stab gelehnt, ſinnend hinausblickt in die Ferne. Man ſollte meinen, daß ſie auf die Stimmen der Winde horche und die Züge der Wolken beobachte. Das aber dürft Ihr glauben, Niemand hat ſie jemals ſchlafen geſehen, ſelbſt ich nicht, der ihr doch die wenigen häuslichen Dienſte leiſtet, deren ſie bedarf. Und was bedürfte ſie auch, da ihre ganze Speiſe Jahr aus, Jahr ein in einem Händchen voll Lupinen, und ihr Getränk in einem Becher Waſſer beſteht? Nur das iſt eigen, daß ſie kein Waſſer trinkt, als Regenwaſſer, und am liebſten, wenn der Regen unter Donner und Blitz gefallen iſt."

„Hat ſie keine Familie?" fragte der Capitän.

„Familie?" erwiederte der Mann lachend. „Mutter Buto Familie! Nehmet mir nicht übel, Herr; aber es kommt mir faſt lächerlich vor, wenn Jemand glaube, es ſey etwas an ihr, wie an andern Leuten. Solche Frauen ſtammen aus der Erde, ſagen die Gelehrten, ob ich gleich nie gehört und auch gar nicht glaube, daß es jemals eine zweite Frau der Art gegeben. Mein Vater hat ſeine ſiebenzig Jahre erreicht, ſo gut ich ſie erreichen werde; aber er hat ſie nie anders gekannt, als ich auch, und als ſein Vater in die Gegend kam, hatte er ſie auch ſchon ſo gefunden. Niemand weiß darum, wie es mit ihr iſt. Aber wozu braucht man es auch zu wiſſen? Iſt es nicht genug, daß ſie da iſt und Niemand, der Vertrauen zu ihr hat, ohne Rath und Beiſtand läßt?" —

Der Führer konnte des Erzählens von der Mutter Budo nicht satt werden und hatte den Capitän bis an das Thor seines Landhauses begleitet. Mit ganz andern Gedanken, als mit denen er es verlassen, trat Jacques Pierre wieder ein, und der Schlaf kam ihm nun eben so schnell zu Hülfe, als er sonst lang auf sich hatte warten lassen. Heitere Bilder aller Art umgaukelten ihn den Rest der Nacht, und von dem, was die Frau, die er einst so sehr geliebt, vielleicht noch in dieser Nacht litt, schwiegen seine Träume, ach, und leider auch seine Gedanken, als er am späten Morgen erwachte!

Fünftes Kapitel.

„Willkommen, tapferer Normann!“ rief der Herzog von Oſſuna, indem er von dem Stuhl aufſprang, als ihm der Capitän Jacques Pierre angemeldet wurde.

„Bei unſrer lieben Frau von Atocha,“ ſprach eine wohlbeleibte Baskin, die in dieſem Augenblick mit der Hälfte ſeines Bartes fertig geworden war und mit der einen Hand das Raſirmeſſer in die Höhe hielt, während ſie die andre, mit der friſch abgenommenen Seife gefüllt, gegen den Vicekönig ausſtreckte; „bei unſrer lieben Frau von Atocha, wäre dieſes Meſſer nicht klüger geweſen, als wir Beide, ſo hätt' es mir und Euch ſchlecht ergehen können!“

„Dann wär' es Dir wenigſtens in beſſerer Geſellſchaft ſchlecht ergangen, als mir,“ erwiederte der Herzog und ſchob die Frau zur Thüre hinaus.

„Meinetwegen,“ murrte Dieſe, „möget Ihr immerhin wie ein friſch raſirtes Maulthier ausſehen; ſtörriſch ſeyd Ihr wenigſtens genug dazu.“

Der Capitän, welcher den komiſchen Eindruck, den dieſe Scene auf ihn machte, nicht ganz unterdrücken

kennte, verbarg ſein Lächeln in der tiefen Verbeugung mit der er antwortete; „Man hat mich, wie ich ſehe, nicht zu gelegener Stunde gemeldet, gnädigſter Herr. Entſchuldiget mich — “

„Wo kommt Ihr her, Capitän, daß Ihr ſo förmlich geworden ſeyd? Habt Ihr inzwiſchen vielleicht unſre hohe Schule von Salerno beſucht, wo man ſich beſſer als ſonſtwo in der Welt auf die Kunſt verſteht, Linſenkörner durch bodenloſe Tonnen zu werfen? — Doch nein, wir beſinnen uns; Ihr habt Eure Zeit beſſer angewendet. Jynge trahimur, würde der gute König Jakob geſagt haben.“

„Gnädigſter Herr,“ ſprach der Capitän ſtockend, indem er den Herzog mit einer Miene anſah, in welcher der Spott nicht zu verkennen war.

„Ah, nun verſteh' ich dieſen baskiſchen Witz,“ rief der Vicekönig, als er zufällig vor einen Spiegel trat und in ein lautes Lachen ausbrach. „Beim Barte des heiligen Iſidorus! Der Vergleich iſt gar nicht übel! Findet Ihr es nicht auch ſo?“ —

„Was fällt mir ein?“ fuhr der Herzog fort, als ihm der Capitän mit einem Blick antwortete, den er gleich verſtanden hatte. „Ihr kennt die Sitten des Landes nicht, wo es mehr Edelleute als Einwohner gibt. Drum müßt Ihr wiſſen, daß es in Spanien Sitte iſt, den Maulthieren im Sommer die Haare auf dem ganzen Unterkörper bis an die Mitte der Weichen hin wegzurafiren. Es iſt ein unſterblicher Spaß, den wir einſt in Brüſſel hatten. Unſer guter Admiral von Aragonien,

den wir nur den Roſenkranzhelden nannten, war mit Legenden von Eſelstreibern vollgepfropft und erzählte dem Markeſe Brignolé bei Tafel einſt Wunderdinge von der Macht und Herrlichkeit der Könige von Spanien. Wenn König Philipp, ſprach er, eine Reiſe macht, ſo kann man rechnen, daß wenigſtens zehntauſend Maulthiere im Zuge ſind. Ihr mögt es ſelbſt ermeſſen, Herr Markeſe, ſetzte er hinzu, wenn ich Euch ſage, daß jedes königliche Maulthier ſeinen eigenen Barbier hat. Da nun auch jedem Barbier ſein eigenes Maulthier gegeben iſt, macht ſich die Rechnung von ſelbſt. Der Markeſe brach in ein lautes Gelächter aus und erwiederte: Auf dieſe Weiſe hättet Ihr die Zahl viel zu niedrig angegeben. Denn wenn der König ſein Maulthier nicht ſelbſt raſirt, jedes Maulthier ſeinen eigenen Barbier, und jeder Barbier ſein eigenes Maulthier hat, ſo iſt nicht abzuſehen, wo die Zahl aufhören werde. Und hatte er nicht Recht, Capitän?“

„Fürwahr, ſie geht ins Unendliche, wenn nicht eine Anzahl weiblicher Barbiere darunter ſind, die wenigſtens keine Barbiere für ſich brauchen,“ erwiederte der Capitän, der mehr über den Aufzug lachte, in welchem der Herzog vor ihm ſtand, als über ſeinen Einfall.

Und in der That gehörte auch ein gutes Maß von Selbſtbeherrſchung dazu, um ernſthaft zu bleiben, wenn man ihn anſah. Oſſuna war bis zum Gürtel herab entkleidet; nur hing die Kette des goldenen Vließes noch über dem Hemde. Damit jedoch der Contraſt ganz vollkommen wurde, war gerade die eine Hälfte des ſchwarzen

Bartes wegrasirt und die andre noch dick mit Seife bedeckt.

„Habt Ihr Euch schon bei Spinelli für die schnelle Hülfe bedankt, Capitan, die er Euch von uns verschafft hat?“ fuhr der Herzog fort, ohne sich auf Jacques Pierre's Bemerkung einzulassen.

„Gnädigster Herr —“ erwiederte der Capitan, verlegen, was er sagen sollte.

„Wenn es noch nicht geschehen ist, so thut uns den Gefallen, es noch zu thun, damit die Comödie regelmäßig durchgespielt wird. Die Sache hat mehr Mühe gekostet, als Ihr Euch vielleicht vorstellet. Bei Sanct Isidor, wir mögen leichter mit König Philipp fertig werden, als mit so einem Zuckerwerkvicar; das Beste ist, daß wir unsern Frieden mit dem Einen bereits gemacht hatten und es auf den kleinen Krieg mit dem Andern wohl ankommen lassen konnten. Da leset —“

Mit diesen Worten nahm der Herzog ein Schreiben vom Boden auf und hielt es dem Capitan hin.

„Was hilft Euch der Brief?“ unterbrach er sich eben so schnell selber. „Ihr seyd der spanischen Sprache nicht mächtig, und unser Berichterstatter hat sich eben nicht sehr kurz gefaßt.“

„Ich freue mich über diese Nachricht, gnädigster Herr. Ew. Excellenz verkündigt mir damit die Tage der Ruhe, nach denen ich mich so lang gesehnt habe —“

„Ja, ja, es geht überaus glänzend her in Lissabon,“ fuhr der Herzog fort. „Der ganze Hof von Madrid befindet sich in diesem Augenblicke dort, und Autodafe's

und Stiergefechte jagen ſich ordentlich, damit König Philipp ſo ſchnell nicht inne wird, daß ſeine Langeweile nur den Platz gewechſelt hat. Iſt ihm damit geholfen, ſo kann er dieſe Abwechslung fortſetzen, bis er allen ſeinen Reichen die völlige Nichtigkeit eines Königs gezeigt hat."

„Ich habe davon gehört," ſprach der Capitän, „daß Se. Majeſtät eine Reiſe nach Portugal unternommen."

„Uebrigens iſt von hieraus Veranſtaltung getroffen worden, daß er die Langeweile nicht ſo ſchnell müde wird in Liſſabon. Wir haben ihm für Unterhaltung geſorgt; Uzeda wird mit dem Einfall zufrieden ſeyn. Wir haben ihm die Sultanin mit ihrem ganzen Gefolge dahingeſchickt, und damit er wenigſtens einen Begriff von der Macht ſeiner Diener gewinnt, unſre Galeere mitgeſandt. Solltet Ihr es glauben, Capitan, König Philipp hat zwei Fahrten auf derſelben von Liſſabon bis an die Mündung des Tajo gemacht? Man nennt dieß das ſchwimmende Eskorial des Herzogs von Oſſuna, ſagte ihm der Graf von Arcos. — Unpaſſender Vergleich! antwortete der König. Seit der Zeit hat er die Luſt an dem ſchönen Fahrzeug verloren, wie es ſcheint." —

Um nicht zu weitläuft zu werden, wollen wir das Geſpräch mit einer kurzen Nachricht über die Verhältniſſe unterbrechen, von denen hier die Rede iſt.

Bei ſeinen Unternehmungen gegen die Türken war der Herzog von Oſſuna auf den Einfall gerathen, einige Galeeren ganz nach türkiſcher Weiſe auszurüſten. Ruderſklaven und Bemannung wurden dem gemäß gekleidet,

die türkiſche Flagge aufgeſteckt, kurz Alles ſo eingerichtet, daß die Türken ſelbſt dadurch getauſcht werden und die Fahrzeuge für die ihrigen halten mußten. Er beſtimmte dazu drei Galeeren, rüſtete ſie auf ſeine eigenen Koſten aus und gab den Oberbefehl über ſie einem ſpaniſchen Capitän, Don Simone Coſta, welcher das Seeweſen der Türken auf das Genaueſte kannte.

Die Liſt gelang vollkommen, weil ſie neu war, und das kleine Geſchwader nahm bei ſeinem erſten Zuge drei reich beladene Caramuſſalen weg, die von Cayro nach Konſtantinopel gingen. Coſta verhörte die ganze Mannſchaft aufs Genaueſte und erfuhr auf ſolche Weiſe, daß die Sultanin Mutter auf der Rückreiſe von Mecca, in wenigen Tagen zu Damiette unter Segel gehen würde. Man verſicherte ihm zugleich, daß ſie ihren ganzen Hofſtaat und ſehr reiche Geſchenke für den Großherrn, ihren Sohn, bei ſich habe.

Coſta beſchloß, ſein Glück zu benützen, und kreuzte mit ſeinem Geſchwader in der Richtung, in welcher das Schiff kommen mußte. Nach wenigen Tagen ward auch die große Flagge des Großherrn am Horizonte ſichtbar. Als ſie ſich näherte, grüßte er die Galione zum Zeichen ſeiner Ehrfurcht aus allen Kanonen ſeiner drei Schiffe, ſo daß ſich dieſelbe ohne Argwohn näherte, und Coſta ſich ihrer beinahe ſchon bemächtigt hatte, bevor die Bemannung noch an Gefahr dachte. Nie war jemals eine Priſe von ſo hoher Wichtigkeit von chriſtlichen Schiffen gemacht worden. Die Mutter des Großherrn hatte ein Gefolge von dreißig vornehmen türkiſchen Damen bei ſich und

war von allen ihren Hofbeamten begleitet. Dazu kamen eine Menge Diener und Sklaven aller Art und die größten Reichthümer in kostbaren Steinen, Stoffen und Gefäßen, so wie die bedeutendsten baaren Summen in Gold und Silber.

Als Costa daher mit seinem reichen Fang im Golfe von Neapel erschien, empfing ihn der Vicekönig auf das glänzendste. Die Ausschiffung der türkischen Gefangenen und ihrer Beute geschah mit allem möglichen Gepränge. Die Herzogin von Ossuna empfing die Sultanin-Mutter am Ufer und begleitete sie bis in die Gemächer, welche man im königlichen Palaste für sie eingerichtet. Die erbeuteten Stoffe, Geräthschaften und Kostbarkeiten wurden acht Tage lang in mehreren Sälen desselben zur Schau gestellt und dem Volke der Zugang dazu geöffnet. Darauf wählte man die geeignetsten Gegenstände aus, um sie nach Spanien zu schicken. Da König Philipp III. gerad' um diese Zeit eine Reise nach Lissabon unternahm, so beschloß der Herzog, seine kaiserliche Gefangene selbst dahin zu senden. Er bestimmte zur Ueberfahrt der türkischen Fürstin und ihres Gefolges die Galeere, die er mit allem möglichen orientalischen Luxus für sich selbst hatte einrichten lassen, und die er sein schwimmendes Eskorial zu nennen pflegte. Die Galione der Sultanin, welche ganz neu war und sechzig kupferne Kanonen führte, diente derselben mit vier andern Galeeren zur Bedeckung. Der Befehl über dieses Geschwader wurde Costa'n anvertraut und wenn der Seemann wegen seines Glücks und seiner Kühnheit allgemeine Bewunderung fand, so erregte das

ſchwimmende Eskorial des Herzogs von Oſſuna doch noch gröſseres Erſtaunen, da dieſes Schiff die turkiſche Galeone an Geſchmack und ſelbſt an Pracht übertraf. Auch behauptete man, das überraſchende Schauſpiel, welches der Vicekönig ſeinem Monarchen bei dieſer Gelegenheit bereitet, habe ihn gerettet, indem ſein Sturz bereits beſchloſſen geweſen ſey. Gewiß iſt indeß, daß der Kapuziner-Mönch Fra Lorenzo da Brindiſi, welchen die Stadt Neapel als einen dem König bekannten und angenehmen Mann an den Hof geſchickt hatte, um Klage über Oſſuna's Verwaltung zu führen, den Monarchen nicht mehr in Liſſabon fand, ſondern ſeinen Auftrag erſt nach deſſen Zurückkunft in Madrid ausrichten konnte. Wenn es aber nicht zu gewagt wäre, errathen zu wollen, was in der Seele eines ſo verſchloſſenen und doch ſo wenig ſelbſtſtändigen Charakters, wie Philipps III., vorgeht, ſo dürfte man aus ſeiner Aeuſserung über die Vergleichung des prachtigen Schiffs mit dem Eskorial wohl einen dem Herzog nicht ſehr günſtigen Schluſs ziehen. Der König betrat daſſelbe wenigſtens niemals wieder, und ſo ſcheint es allerdings, daſs Oſſuna eher durch Philipps Unſchlüſſigkeit und den Einfluſs von Lerma und Uzeda gerettet worden ſey, als durch das, allerdings neue und ſeltene, Schauſpiel, welches ihm der Vicekönig bereitet hatte. Kann auch ein Unterthan im Taumel von Glück und Gnade den Abſtand zwiſchen ſich und ſeinem Monarchen aus den Augen verlieren, ſo vergiſst ihn gewiſs der Monarch ſelbſt nicht, und wie feſt auch eine Gunſt gegründet ſeyn mag, ſo bleibt doch der Tag nicht

aus, welcher auf einmal das Geheimniß offenbart, daß sie lange schon verschwunden war.

So weit schien jedoch die Menschenkenntniß des Herzogs von Ossuna nicht zu reichen, und er wiederholte mit einer auffallenden Selbstgefälligkeit alle huldvolle Aeußerungen des Monarchen, die man ihm von Lissabon gemeldet. Er mußte denn nur das Gefühl, nicht mehr fest zu stehen, auf solche Weise haben verbergen wollen. Der Capitän zog aber den ihm am nächsten liegenden Schluß daraus, daß dem Vicekönig die Gunst des spanischen Hofs nichts weniger als gleichgültig sey, und er befand sich in einer wahren Verlegenheit, wie er diese Erzählungen mit den wegwerfenden Urtheilen über den Monarchen und mit der offenbaren Absicht, von Spanien abzufallen, in Uebereinstimmung bringen sollte. Jacques Pierre wußte nicht, welch ein ungeheurer Raum zwischen der ehrfurchtsvollen Ergebenheit des Unterthanen gegen seinen Monarchen und dem schändlichen Verrath an demselben inne liegt, und wie es auch dem kühnsten Empörer nicht möglich ist, alle Gewohnheit von Pflicht und Treue auf einmal von sich zu werfen.

„Ihr seyd wohl reisefertig, Capitän?“ fuhr der Herzog fort.

„Wie kann ich mich reisefertig machen, gnädigster Herr?“ antwortete Jener, „da ich Euch so wenig geneigt sah, meine Sehnsucht nach Ruhe zu begünstigen?“

„Ruhe, Capitän? Wie kann ein Mann von Kraft und Talent an Ruhe denken? Rinald vergaß an Armidens Busen Schwert und Lanze und Streitroß und

Waffengenossen und Jerusalem selbst; aber er kam auch wieder zur Besinnung. Das trauen wir auch Euch zu. Eure Zeit, um die Hände in den Schoß zu legen, ist noch nicht gekommen, und wo ein Herzogthum zu gewinnen steht, mag sich ein Mann, wie Ihr, nicht mit leeren Träumereien behelfen. Ihr könnt Euch dann auch eine hübsche Baskin eigens für Euren Bart halten, und ich denke, Donna Laura wird es sich schon gefallen lassen, wenn sie für ihr Maulthier nur keinen eigenen Barbier verlangt. In der That, Capitän, wir dürfen nicht mehr länger zögern. Ihr müßt Euch auf den Weg nach Venedig machen, damit Ihr Zeit genug habt, Euch zuvor etwas umzusehen. Unser Schlag muß nächstes Frühjahr geführt werden." —

Der Herzog wurde durch einen seiner Hausoffiziere unterbrochen, der ihm den Fürsten von Bisignano meldete.

„Sagt ihm, ich sey in Geschäften und bedaure, ihn heute nicht empfangen zu können," erwiederte der Vicekönig und fuhr gegen Jacques Pierre fort: „haben wir Euch schon erzählt, wie unser Bart zu einem Barbier ohne Bart gekommen ist, Capitän?"

„Nein, gnädiger Herr —" sprach der Capitän, der seine Verwunderung über die Gedankensprünge des Herzogs nicht ganz verbergen konnte.

„Es war in unsern jüngern Jahren, als wir mit Donna Caterina von Brüssel nach Madrid zurückkehrten. Wir hatten den Kammerdiener, der uns rasirte, krank in Bayonne zurücklassen müssen, und brachten einen Bart über die Bidassoa, welcher bei der großen Hitze

mit jedem Schritt unſerer Pferde zu wachſen ſchien. In Irun angekommen, rief man uns den beſten Barbier herbei; aber der Kerl war ſo ſchmutzig, daß wir uns unmöglich entſchließen konnten, ihn ſo nahe kommen zu laſſen. Lieber wollten wir den franzöſiſchen Bart noch tiefer in das Herz von Spanien hineintragen und reiſten weiter, entſchloſſen, es wenigſtens bis Burgos auszuhalten, wo bei dem Erzbiſchof oder ſonſt einem Manne von Geburt Hülfe zu hoffen war. Habt Ihr Euch jemals mit einem ſolchen friſch gewachſenen Barte plagen müſſen Capitän?"

„Gnädiger Herr, wir Seeleute ſind aller Art Beſchwerden ſo gewohnt, daß wir von dergleichen Unannehmlichkeiten —"

Als der Capitän ſtockte, fuhr der Herzog fort: „daß Ihr davon gar nicht ſprechen möget; und bei Sanct Jacob, Ihr habt Recht. Wir könnten auch etwas Klügeres erzählen. Indeß nichts halb gethan, und ſo mögt Ihr die Geſchichte vollends zu Ende hören. Kurz, wir kamen mit einem Barte nach Francavilla, den wir ſo gut hatten brauchen können, wie die Igel ihre Stacheln unter den Apfelbäumen, und in der That war das Obſt auch gerade reif in Biscaya. Unſer Erſtes war, einen Barbier rufen zu laſſen. Da erſchien ein alter Baske, der die Arche Noah's noch mit eigenen Augen auf dem Gebirge ſeines Landes geſehen haben wollte; denn Ihr müßt wiſſen, dieſes Volk behauptet, unmittelbar von dem Erzvater Noah abzuſtammen. Es hat auch wirklich ſo viel Eigenthümliches in Körper-

bildung, Sitten und Sprache, daß auf den ersten Blick zu erkennen ist, wie es weder mit den Spaniern, noch mit den Franzosen, zwischen denen es mitten inne liegt, in Verwandtschaft steht. Ich möchte mich nicht erkühnen, während ich unter dem Messer meiner Baskin sitze, zu behaupten, daß Adam und Eva nicht im Paradiese baskisch gesprochen. Fürwahr es kennt' uns unsre herzogliche und vicekönigliche Nase kosen. Die Herzogin pflegt darum auch zu sagen: Niemand sey mächtiger in Neapel, als Donna Ustarriz; der Vicekönig selbst fürchte sie. So viel ist gewiß, Capitän, Ihr hattet Euch auch lieber unter das Messer einer frischen baskischen Schönen gesetzt, als unter die zitternde Hand eines alten Mannes, welcher offen gestand, daß er für nichts stehen könne, wenn wir seine Tochter nicht sein Geschäft für ihn verrichten ließen. Pour la rarete du fait entschlossen wir uns dazu, und der Mann hatte wahrlich Recht; so sicher und zart kann keine Mannerhand seyn, wie diese. Darum will uns auch bedünken, daß es eine Frau war, durch welche der König Dionysius dem Jupiter seinen goldenen Bart abscheeren ließ; sonst hätt' er mit dem Donnerkeil in der Hand unmöglich so geduldig halten können. Kurz, wir kauften dem Alten seine Tochter in aller Form ab, und seit der Zeit hat keine Mannshand mehr unser Kinn berührt. Wie gefällt Euch die Geschichte, Capitän? Uns däucht, ihr könntet sie dem Doge von Venedig zur Aufheiterung von seinen schweren Staatsgeschäften erzählen. Es wird unsrer Unternehmung förderlich seyn, wenn Ihr seine Serenität, so oft sich

die Gelegenheit dazu ergibt, auf unſere Koſten beluſtiget. Man wird Euch nur deſto größeres Vertrauen ſchenken, und deſſen [illegible]nnt Ihr nicht zu viel haben, um ſie deſto ſicherer" — bei dieſen Worten ſtockte der Herzog; doch ſetzte [illegible]gleich hinzu: „zu Grunde zu richten."

„Zu verrathen, wolltet Ihr ſagen, gnädigſter Herr," ſprach der Capitän. „Das iſt es eben, was mir in der ganzen Unternehmung zuwider iſt."

„Ihr plagt Euch mit Worten, Capitän, weil Euch die Sache noch nichts zu thun gibt. Im Handeln geſtaltet ſich Alles ganz anders. Mit kinderreinem Gemüth läßt ſich nichts Großes in der Welt ausführen; aber Sieg und Erfolg bringen jeden engbrüſtigen Gedanken in Vergeſſenheit. Glaubt Ihr, daß eine Regierungskunſt ohne Lüge, Verſtellung und Verrath möglich ſey? Der beſte Regent iſt, der es in dieſen drei Künſten am weiteſten gebracht hat. Als Herzog, der über Land und Leute regiert, würdet Ihr derſelben doch nicht entbehren können. Was iſt es alſo anders, als daß Ihr anfangt, wie Ihr doch endigen müßt, und daß es Euch damit nur geht, wie den Fürſten, die auf den Thronen ſterben wollen, auf welchen ſie geboren ſind?"

„Ihr zeigt mir die Größe, zu der Ihr mich beſtimmt glaubt, nicht von der vortheilhafteſten Seite, gnädigſter Herr."

„Mit wem ſprechen wir? Haben wir nicht einen Mann vor uns, den des Lebens Wogen von frühſter Jugend auf hin und hergeworfen, bis er geſtählt war für jede Wendung des Schickſals? Es iſt uns nicht

unbekannt, Capitän, wie es um Euch ſteht. Ihr lieget in ſüßen Banden gefangen, und bei Sanct Jacob, wir freuen uns deſſen. Es iſt die alte Schwachheit der tapfern Manner, und wir ſind weit entfernt, Euch zuzumuthen, daß Ihr auf einmal mit dem kleinen, lieblichen Gotte brechen ſollet, welchen die Künſtler mit Pfeil und Bogen bewaffnen. Vielmehr wünſchen wir, daß Ihr Euch recht lebhaft den Tag vorſtellen möchtet, an dem Ihr die Geliebte in die eroberte Stadt einführen werdet. Wir denken uns, daß Ihr der ſchönen Herzogin den Bucintoro entgegenſendet, und ſie am Ufer des großen Kanals zwiſchen den beiden Granitſäulen empfanget. Ihr werdet ſehen, wie demüthig die Venetianer auf einmal geworden. Alle Fenſter und Balkone ſind mit reichen Teppichen und ſchönen Frauen, alle Zinnen von Palläſten und Thürmen, alle Spitzen der Maſten mit luſtigen Wimpeln und bunten Flaggen geſchmückt. Dutzende von Muſikchören ſind über die beiden Ufer hin vertheilt; ganze Orcheſter wiegen ſich auf dem lachenden Waſſerſpiegel und umſchließen das ſtolze Prachtſchiff mit der Göttin, die, von den erſten Frauen Venedigs umgeben, auf dem Verdecke ſteht. Während Jubel und Freude, Pracht und Herrlichkeit ſie von allen Seiten umgaukeln, was meint Ihr wohl, Capitän, daß ſie ſpricht, daß ſie thut? — Wir wollen es Euch ſagen: Sie hört nichts und ſieht nichts; Ihr ſchönes Aug' iſt unverwandt auf einen einzigen Punkt der Küſte gerichtet, dem ſich das Fahrzeug nahert. Nun, Capitän, ſagt Euch Euer Herz nicht, wen dieſes ſchöne Auge ſucht?

„Ich gebe mich überwunden, gnädigſter Herr!“ rief Jacques Pierre, hingeriſſen von dieſem Gemälde der Zukunft, das der Herzog vor ihm eröffnet hatte. „Wann befehlt Ihr, daß ich abreiſen ſoll?“

„Wir befehlen nichts, tapferer Capitän,“ erwiederte der Vicekönig lächelnd; „Eurem eigenen Ermeſſen iſt Alles anheimgegeben. Wir ſtellen nur die Bedingung, daß Ihr uns Eure Frauen zurücklaſſet. —“

Der Capitän entfärbte ſich auf dieſe Aeußerung, und der Herzog fuhr fort: „Ihr müßt ſelbſt fühlen, daß Ihr in den erſten Zeiten zu Venedig nur gehindert ſeyn würdet in Eurem Beginnen durch ſie. Außerdem gehört es zu den Spiegelfechtereien, womit wir die Welt hinter das Licht führen müſſen. Ihr verlaſſet unſre Dienſte als Flüchtling, als Ausreißer, ſo zu ſagen, und wir bemächtigen uns zum Schein der Eurigen, um unſer königliches Müthlein auf irgend eine Weiſe an Euch zu kühlen und eine Bürgſchaft gegen Euch zu gewinnen. Wir ſtellen ſie für einige Wochen unter den Schutz von Mutter Orſola oder irgend einer andern frommen Hirtin und laſſen die Müßiggänger von Neapel Wunderdinge von der harten Behandlung der Gefangenen erzählen, auf daß die Reſidenten der fremden Staaten nicht genug davon berichten können an ihre Höfe. Nach einigen Wochen iſt die ganze Geſchichte vergeſſen, und wir ſchicken Alles, was Euer Herz erfreut, wohlbehalten nach Venedig. Wir dürfen alsdann auch den Nonnenvicarius geſchmeidiger zu finden hoffen und werden Spinelli's Vermittlung bei dem Vicekönig

ſchwerlich mehr bedürfen. Der vorſichtige Diplomat möcht' auch wohl Bedenken tragen, noch einmal den Fürſprecher für Euch zu machen; das dürft Ihr glauben!" —

„Ganz müßt Ihr es jedoch nicht mit ihm verderben, Capitän," fuhr der Herzog, wie von einem neuen Gedanken ergriffen, fort. „Unternehmungen, wie die unſrige, ſcheitern oft an Kleinigkeiten, und der Freund des Vicekönigs von Neapel darf in Venedig nicht auf Gnade hoffen. Ueberhaupt ſoll die Gnade eben nicht die ſchwache Seite jener geheimnißvollen Gewalten ſeyn, vor denen der Doge ſelbſt zittert. — Aber, was fällt mir ein? Sagt man nicht: guardati dall' intercolonnio? Hütet Euch alſo vor dem Raume zwiſchen den beiden Säulen, Capitän — "

„Ich habe dieſes Wort nie gehört, gnädigſter Herr," erwiederte dieſer.

„Wie? Ihr ſeyd ſo lang in Venedig geweſen, und man hat Euch nie die Geſchichte jenes Doge erzählt, der, bei hohem Waſſer in Venedig angelangt nicht anders trockenen Fußes auf den Markusplatz kommen konnte, als daß er zwiſchen jenen Säulen durchging? Als ſie ihm ſpäter den Kopf herunterſchlugen, fanden die weiſen Venetianer, daß er ihm zuverläſſig auf den Schultern ſitzen geblieben ware, hätt' er nur einen andern Weg genommen. Ich denke jedoch, daß er lieber die Thorheit unterlaſſen mußte, eine Frau zu heirathen, die kaum den vierten Theil ſeiner Lebensjahre hatte. Die Geſchichte iſt ſehr merkwürdig und mag zur Warnung dienen, wie man die Vorſicht in ſolchen

Unternehmungen nicht weit genug treiben kann. Der Doge hatte ſich mit mehreren entſchloſſenen Männern verſchworen, den ganzen hohen Adel von Venedig über die Klinge ſpringen zu laſſen und ſich ſelbſt zum unbeſchränkten Fürſten zu machen. Alles iſt auf das Beſte vorbereitet; die Umſtände ſcheinen die Ausführung von allen Seiten zu begünſtigen, und der Vorabend des dafür beſtimmten Tages bricht an, ohne daß der geringſte Verdacht waltet. Durch einen falſchen Lärm ſollen die Patrizier auf den Markusplatz gelockt, plötzlich überfallen und ermordet werden. Da wird das Herz eines der Verſchworenen weich, und er will wenigſtens ſeinen Freund retten vom ſichern Verderben. Er beſchwört dieſen, ſeine Wohnung den ganzen folgenden Tag nicht zu verlaſſen. Der Freund will den Grund wiſſen und ſchöpft Argwohn aus der beharrlichen Weigerung, ihm ſolchen anzugeben. Er macht weniger Umſtände mit dem Freund und läßt ihn feſtſetzen. Die Folter zwingt dem Letztern noch am nämlichen Abend das Geſtändniß ab, und der ganze Plan liegt offen vor den Staatsinquiſitoren. Im Augenblick, da ſie losbrechen wollen, werden die Verſchworenen feſtgenommen, und dem Doge ſelbſt koſtet die Sache den Kopf. Marino Falieri hieß der Doge; gerechte Rache trieb ihn zu der Unternehmung, feige Weichherzigkeit verrieth ſie, und die Stelle im Markuspallaſt, wo ſein Bildniß hängen ſollte, bedeckt ein ſchwarzer Vorhang. Ihr ſeyd ſo lang' in Venedig geweſen, Capitän, und habt die Stelle gewiß ſelbſt geſehen." —

Dem Capitän war ſchon bei der Warnung vor dem Raume zwiſchen den Saulen übel zu Muthe geworden; denn alle Hinrichtungen werden zu Venedig auf dieſer Stelle des Markusplatzes vollzogen. Die Erzählung von dem unglücklichen Doge Faliери aber, die ihm natürlich nicht neu war, ergriff ihn ſo mächtig, daß er bei der Erinnerung an jene Stelle in dem Saal, wo die Bildniſſe der Dogen hangen, erblaßte. Der Herzog fuhr indeß unbarmherzig fort: „Alſo pruſet Eure Leute wohl, Capitän, denen Ihr vertrauen müſſet, und beſonders hütet Euch vor jenen Weichherzigen, die von Allem gerührt werden und es nicht über ſich gewinnen können, einem Sperling den Hals umzudrehen. Ja, ja, Capitän, es gibt ſolche gutmüthige Schurken, die kein Huhn bluten ſehen wollen, aber mit kaltem Blut ihrem eigenen Vater Gift in die Suppe werfen.“ —

In dieſem Tone fuhr der Herzog fort, dem Capitän die Unternehmung, an die er ſeinen Hals wagen ſollte, von einer Seite zu zeigen, die ganz dazu geeignet war, ſeine Luſt an derſelben zu kühlen. Er bemerkte den Eindruck auch gar nicht, welchen dieſe Wendung des Geſprächs auf ſeinen Zuhörer hervorbrachte. Seine Sucht, Alles wiſſen und errathen zu wollen, riß ihn jetzt um ſo ſtärker hin, da ſeine Eitelkeit einen beſondern Kitzel darin fand, dem Capitän, welcher mehrere Jahre in Venedig gelebt hatte, Dinge von dieſer Stadt zu erzählen, die er nicht wußte. Es war überhaupt ſein Charakter und ſein Lebensſchickſal, jede Wirkung, die er auf Andere gemacht, ſelbſt wieder zu zerſtören;

während er sich daher Wunder vorstellte, wie sehr der Seemann seine Kenntniß einer Stadt anstaunen mußte, die er niemals selbst gesehen, erkannte dieser nur den unbesonnenen Thoren wieder, der sich dem Pöbel von Neapel mit der Königskrone auf dem Haupt und dem Scepter in der Hand gezeigt hatte.

Es gelang dem Herzog auch nicht, diesen Eindruck auszulöschen, ob er gleich auf seinen großen Entwurf zurückkam und sich über die Mittel der Ausführung und die nähern Umstände derselben auf eine Art äußerte, welche keinen Zweifel übrig ließ, wie tief er solchen durchdacht hatte. In der That war Alles von ihm aufs Genauste zum Voraus berechnet worden, und er entwickelte einen Reichthum vorbereiteter Mittel, welcher dem Capitän die höchste Bewunderung für die Schärfe seines Geistes, für den großartigen Blick und für die Kraft des Charakters, womit er Alles in das tiefste Geheimniß gehüllt, eingeflößt haben müßte, hätte es nicht in seinem Innern auf eine Weise gekämpft, welche der Aufmerksamkeit für das, was der Vicekönig sagte, keinen Raum ließ. Seine ganze Neigung, sich in die Stille zurückzuziehn, war durch die Gefahren der Unternehmung, welche der Herzog ihm vorgestellt, wieder aufgeregt, und indem dieser das Wahrscheinlichste vorbrachte, was sich für das Gelingen derselben erdenken ließ, sann der Capitän auf die Wendung, die er nehmen wollte, um sich mit guter Manier von der ganzen Sache zurückzuziehn.

Der Herzog bemerkte jedoch von allem diesem nichts,

und entließ den Capitan mit der Vorausſetzung, daß er in der Stille ſeine Anſtalten zur Abreiſe machen werde. So gewiß war er deſſen Zuſtimmung, daß er die Comödie, die er zu ſpielen angefangen, kaum erwarten konnte und ſie ſogleich eröffnete, als Laverrières nach Jacques Pierre's Entfernung eintrat.

„Wenn Euer normann'ſcher Landsmann wieder Gehör verlangen ſollte," ſprach er zu dieſem, „ſo behandelt ihn ein wenig von Oben herab, wie es Menſchen verdienen, die keinen Begriff von ihrem Standpunkt und kein Gefühl für Dankbarkeit haben. Solltet Ihr es glauben, daß dieſer Menſch meine Dienſte verlaſſen will, um welchen Preis es auch ſeyn mag? Die Griechin hat ihm den Kopf vollkommen verrückt; er hat keinen Anſtand genommen, mir rund heraus zu erklären, wenn ich ihm ſeinen Abſchied nicht geben wollte, würd' er ihn ſich ſelber nehmen." —

Laverrières, der ſeine ſonſtige ſichere Haltung ſchon in dem Erſtaunen über die erſten Worte des Vicekönigs verloren, trat betroffen einen Schritt zurück und ſah denſelben mit einem Blick an, als ob er es nicht wagte, ſeine Zweifel, ob er auch richtig gehört, zu äußern. —

„Indeß dürfet Ihr ruhig ſeyn," fuhr der Vicekönig fort; „dergleichen hitzige Worte kühlen ſich ab, bevor ſie zur That werden. Und was könnte mir auch am Ende daran gelegen ſeyn, wenn er Ernſt machte?"

„Gnädigſter Herr, — "

„In der That," unterbrach ihn der Herzog, „um meine Flotte nach Barcelona zu führen, gibt es Seeleute

genug, ohne daß ich dieſen normänn'ſchen Abenteurer dazu brauchte, der Wunder glaubt, welchen Dienſt er mir leiſte, indem er ſich von mir zum reichen Mann machen läßt."

„Aber die Unternehmung auf Venedig, gnädigſter Herr —"

Der Herzog brach in ein lautes Gelächter aus und erwiederte: „Alſo habt Ihr auch an die Spiegelfechterei geglaubt, womit ich meinen Scherz trieb, um den zehen Weiſen von Venedig ſchlimme Träume zu machen? Bei Sanct Jakob, Ihr ſeyd ein Mann, der das Gras wachſen hört, und doch vermögt Ihr nicht einmal, einen derben Scherz von einer feinen Wahrheit zu unterſcheiden? Hoffentlich ſeyd Ihr glücklicher, wenn Ihr meinen baskiſchen Barbier im Vorzimmer findet. Wir bedürfen jetzt nur der Donna Ustarriz und bitten Euch, ſie zu uns zu rufen, wenn ſie auch nicht im Vorzimmer ſeyn ſollte." —

Ungeachtet der Capitän an die wunderlichen Sprünge in den Einfällen des Vicekönigs mehr als jeder Andere gewohnt war, ſo konnte er ſich doch nicht gleich in dieſe Veränderung deſſelben finden. Er zweifelte nicht im Geringſten, daß der Herzog Depeſchen aus Spanien erhalten haben müſſe, welche ſeiner Herrſchaft ein ſchnelles Ende verkündigten; wie ſich denn Gerüchte der Art in den letzten Monaten immer häufiger wiederholt hatten. Beſtätigten ſich dieſe, ſo ging auch allerdings ſein ganzes gegenwärtiges und noch ſo viel verſprechendes Glück verloren, und wurde ſein Schickſal wieder ſo ungewiß,

als es vor seinem Eintritt in den Dienst des Vicekönigs gewesen war.

Donna Ustarriz bekam daher nicht die schönen Worte von ihm zu hören, die er sonst immer für sie fertig hatte, wo er ihr auch begegnen mochte. Ganz trocken wiederholte er ihr den Befehl des Herzogs, ihm auch die andere Hälfte des Barts abzunehmen. Gewohnt, daß ihr Jedermann den Hof machte, verließ sie den Saal mit den Worten: „Sollte man nicht meinen, dieser französische Hanswurst habe die goldene Kette, mit der er so unverschämt prangt, aus Mutterleibe mitgebracht? Und doch gibt es Leute genug, die ihn noch vor vier Jahren in einem Rock einhergehn gesehen, von dem man nicht errathen konnte, ob er schwarz oder braun oder grün gewesen war!“ —

Hatte Laverrières die Bemerkung der Baskin auch nicht gehört, so war er darum doch nicht aufgeräumter, als ihm Renault gerad' in der andern Thüre des Saals in den Weg kam.

„Zum Teufel auch,“ sprach er ganz ärgerlich; „ist man denn heute keinen Augenblick sicher, entweder von einem nüchternen Narren oder von einem besoffenen Schwein angerannt zu werden?“

„Ihr seht ja, daß es nicht mit Willen geschehen ist,“ antwortete Renault; „und zerbrechlich seyd Ihr denn doch auch nicht, wie die venezianischen Kelchgläser, aus denen man leicht ein Stück herausbeißen kann, wenn man sie mit einiger Hast ansetzt. Mir ist es zwar noch

nicht geſchehen, wohl aber Andern. Wißt Ihr denn, warum ich hier bin?“

„Wahrſcheinlich, weil Eure Börſe leer iſt,“ erwiederte Laverrières immer verdrießlicher.

„Dießmal habt Ihr neben das Ziel geſchoſſen, Herr Landsmann,“ ſprach Renault, indem er die volle Börſe ſchüttelte, die an ſeinem Gürtel hing. „Das Glück fängt an, ſeine Launen gegen mich abzulegen, und Ihr könnt nur immer mit Venedig Ernſt machen; denn ich ſage Euch, es mißlingt mir nichts mehr.“

„Was geht Venedig Euch und mich an? Ich meine, Ihr könnt zufrieden ſeyn, wenn Ihr eine H... gefunden, die mit Euch vorlieb nimmt. Denn eine H... war es doch, die Euch die Börſe gefüllt, wenn Ihr das Geld nicht geſtohlen habt.“

„Wie? Iſt es nichts mehr mit Venedig? Bei dem Löwen von San Marco, das kann mir ſchon lieb ſeyn! Ein halsbrechendes Stück Arbeit wär' es immer geweſen, wie viel auch dabei zu verdienen war. Es wollte mir ohnedieß kein andrer Schwur auf die Zunge paſſen, als bei'm Löwen von San Marco. Nur um die Weinmagazine hinter dem Arſenal thut mir's leid. Weiß es der Capitän ſchon?“ —

Laverrières wollte fort, da hielt ihn Renault am Mantel und ſprach: „Bei'm Löwen von San Marco, ich weiß nicht, wie Ihr mir heute vorkommt! Ich bin hier, um nach dem Capitän zu fragen, und liegt mir auch gleich nichts daran, wenn der Plan mit Venedig

aufgegeben iſt, ſo kann ein Franzoſe doch eine Antwort von einem Franzoſen erwarten.“

„Meinetwegen mag Euer Capitän zum T..... gegangen ſeyn, wenn er will. Ihr braucht nur die Thüre in die Hand zu nehmen, ſo erreicht Ihr ihn vielleicht noch, eh' er zur Hölle gefahren iſt. Bei meiner armen Seele, Ihr könnet nichts Beſſeres thun, als ſeinem Beiſpiel zu folgen und einen Weg zu nehmen, der Euch im ſchlimmſten Falle nur in den Weinkeller des Schurken Balſamo führt.“

„Sagt vielmehr in dem glücklichſten, und ich hoffe, dieſer Fall ſoll ungeſäumt eintreffen; denn ich ſage Euch, ich habe heute Glück, wie der Paſcha Cicala, der nie in ſeinem Leben mit den Würfeln einen ſchlechten Wurf gethan hat. Geht es ſo fort bei mir, kann ich es auch noch ſo weit bringen, als er; nur müſſen mir die Türken nicht mit ihrem unvernünftigen Verbot des Weins kommen.“ —

„Da ſeht mir einmal den picardiſchen Schuften!“ fuhr Renault fort, als Laverrières, ohne ſich weiter um ihn zu bekümmern, den Saal verlaſſen hatte. „Wie kommt der Schurke dazu, aus der glatten Schlange, die er ſonſt geweſen iſt, auf einmal ein wahres Stachelſchwein an Unvernunft und Grobheit zu werden? In meinem Leben hab' ich nie weniger getrunken, als heute, ob ich gleich nie mehr hatte trinken können, und nie hätt' ich ihm zu einem klügern Wort Rede geſtanden, wenn er auch nicht ein Paar Würfel mit mir verſuchen wollte. Dafür macht mir der Schuft ein Geſicht, wie

eine Essigflasche und spielt den Hochmüthigen gegen einen Mann, der eine Börse, wie diese, am Gürtel hängen hat! Freilich liegt mir im Grunde nichts daran, wo Jacques Pierre ist; meinetwegen kann er auch zur Hölle gefahren seyn, ob es mir gleich lieber wäre, wenn es der Schurke mit der goldenen Kette gewesen wäre. Aber ich bin doch einmal hier, um nach ihm zu fragen, weil ich weiß, daß es nöthig ist für des Herzogs Dienst. Ich bin also im Dienst, indem ich frage; ich breche mir die Zeit dazu am Durst ab, und der unverschämte Hund aus der Picardie will mir nicht einmal eine Antwort geben, wenn ich die nüchternste Frage von der Welt an ihn mache! Verdient er nicht, daß ich ihm bei nächster Gelegenheit den Hirnkasten mit einer leeren Flasche einschlage? Bei'm Löwen von San Marco, mit einer gefüllten Börse, wie diese, braucht man sich von solch einer übermüthigen Hofschranze nichts gefallen zu lassen. Und ich will mir auch nichts mehr gefallen lassen, ich — "

Indem sich Renault mit diesen Worten rasch umkehrte, stieß er heftig auf Sancho, der eben in seiner gewöhnlichen Weise, wie eine höckrichte Kugel, in den Saal rollte.

„Bei'm Löwen von San Marco," rief Renault ärgerlich, „es scheint, daß heute Niemand in diesem Pallast Augen im Kopf hat."

„Ich merk' es wohl," erwiederte Sancho; „und bei unsrer lieben Frau von Montserrat, wohl paßt hier, was das Sprichwort sagt: ben è cieco, qui non vede

il sole. (Der iſt gewiß ſtockblind, der die Sonne nicht ſieht.) Ihr könnet Euch nur den Staar ſtechen laſſen, eh' Ihr dem Vicekönig begegnet. Ich bin Euch gut dafür, daß er Euch nicht aus dem Wege geht."

„Beim Löwen von San Marco, wenn ich auch blind wäre, hätt' ich doch immer noch Ohren, die mir ſagten, daß ich einen der dummſtolzeſten Thoren vor mir habe, die je in einer ſpaniſchen Haut geſteckt haben. Glaubt Ihr es nicht, ſo ſteht Euch der Beweis mit ein Paar Degenſtichen zu Dienſte, ſobald ich meine Kehle mit einigen Flaſchen Weins angefeuchtet habe."

„Bei unſrer lieben Frau von Montſerrat, es iſt nicht wahr, wie man ſagt: dove è manco cuore, ivi è più lingua. (Was am Herzen fehlt, iſt der Zunge zugeſetzt.) Aber laſſet doch hören, wer Ihr ſeyd, daß Ihr Euch unterſteht, einen Vertrauten des Vicekönigs mit ſo wenig Reſpekt zu behandeln. Wißt Ihr, daß ich Euch auf die Galeere bringen kann, ich?"

„Wenn es durch ein Sprichwort zu bewirken iſt, will ich es glauben. Aber aus einer tönenden Schelle, wie Ihr, habe ich mir nichts gemacht, ſelbſt als ich noch keinen Bart am Kinn hatte und nicht wußte, was Maloaſier war. Hohl' Euch der T....., wenn Ihr nicht von freien Stücken zur Hölle fahren wollt," ſetzte Renault mit immer ſteigendem Aerger hinzu, indem er den Saal verließ, „oder laßt Euch in das Tollhaus oder lieber in's Zuchthaus bringen. — Denn dahin gehören die boshaften Narren, die nicht zu heilen ſind. Verſteht Ihr mich nun?" —

Sancho, der für einen Günstling des Herzogs galt und von Jedermann dafür behandelt wurde, konnte vor Erstaunen über diese Sprache keine Worte finden. Mit weit geöffnetem Munde starrte er dem Kühnen nach, der sich so viel herausgenommen, und als er eben losbrechen wollte mit einer Fluth von Schimpfworten, schlug er sich an die Stirne und sprach: „Sancho, Sancho! Bist du darum ein Hofmann geworden, um all dein Lebenlang ein unkluger Thor zu bleiben? — So versteht doch Scherz, Herr Obrist," rief er Renault nach, „und eilt nicht so! Aber fort ist er. Das war dumm! Behalt' es einmal, Sancho: Wenn Einer grob ist, so ist er ein vornehmer Mann, und wenn dir einmal ein Andrer als der Herzog einen Fußtritt gibt, so kannst du dich nur bei dem König selbst dafür bedanken. Dieser triefäugige Schurke ist gewiß etwas Rechtes geworden, daß er sich sogar nichts aus mir macht. Und ist er etwas Rechtes geworden, so muß ich etwas Schlechtes geworden seyn. Aber wie kann ich etwas Schlechtes werden? Dann müßte der Herzog zuvor etwas Schlechteres geworden seyn, als er ist. — Bei unsrer lieben Frau von Montserrat," fuhr er nach einer Pause tiefen Nachdenkens fort; „am Ende wäre vielleicht wahr geworden, was die Leute so lange gemunkelt haben. Es ist keine Eiche so hoch gewachsen, die zuletzt nicht umstürzen müßte. Hochgewachsen aber ist er genug, der Herzog, es fehlt nichts, als daß er auch umstürze. An Hochmuth fehlt es ihm nicht, und Hochmuth kommt ja vor dem Falle. Was meint Ihr,

Donna Ustarriz?“ sprach er zu dieser, die eben mit dem silbernen Barbierbecken des Herzogs aus dessen Cabinet trat.

„Ich meine,“ erwiederte die Baskin, „daß wir in einem unchristlichen Lande sind, das Gott der Herr verflucht hat! Sieht man denn auch nur einen einzigen Bart, der ein kluges Ansehn hätte und nicht einem Narren oder einem Schurken angehörte? Ich will zwar nicht sagen, daß Ihr klüger seyd, als Euer Bart vermuthen läßt; aber ich weiß auch nicht, was Euch die Klugheit hier zu Lande nützen sollte. Wenigstens könnt' Euch der Herzog damit gewiß nicht brauchen.“

„Ihr habt Recht, Donna Ustarriz, der Herzog hat allen Verstand allein gefressen und Euch die Schüssel auslecken lassen. Aber es wäre besser für ihn und Euch, wenn er sich zuweilen rathen ließe, und müßt' er sich auch einen Barbier aus Sevilla kommen lassen, wo die Bärte so gut gedeihen, daß sie an dem einen Ohr schon wieder gewachsen sind, bevor das Messer am andern fertig ist.“

„Habt Ihr die dumme Mähre auch schon gehört?“

„Es ist eine Mähre, die ein Mann erfunden, welcher mehr Witz im Kopf, als Geld im Beutel hatte, und ich will damit nur sagen, daß der Herzog vielleicht noch Vicekönig wäre, wenn er nicht glaubte, daß er allein klug wäre.“

„Was sprecht Ihr von dem Vicekönig?“ fragte die Baskin, als ob sie ihren Ohren nicht traute.

„Nun, ich sage, der Esel kann schon zufrieden seyn,

wenn er drei Jahre an der Krippe gestanden und sich den Wanst recht voll gefressen hat. Ich wollte schon zufrieden seyn, wenn ich nur drei Tage lang daran stände; ich brauchte nicht drei Jahre dazu — "

„Da seht mir doch den närrischen Kauz an, gnädigster Herr," sprach die Frau zu dem Herzog, der in diesem Augenblick aus dem Cabinet trat. „Er meint, daß Ihr mit den drei Jahren, die Ihr Vicekönig gewesen seyd, zufrieden seyn könntet. Und bei unsrer lieben Frauen von Atocha, mir wär' es schon recht; ich komme doch sonst nicht anders aus dem verdammten Lande, wo ich unaufhörlich Leute um mich herum hören muß, die ich nicht verstehe. Er will mit drei Tagen zufrieden seyn, nur um schnell fertig zu werden und gleich nach Spanien zurückkehren zu können."

„Und was machtest Du, wenn Du drei Tage Vicekönig wärest?" fragte der Herzog den Sancho.

„Was ich machte, gnädigster Herr? Ich machte, was Ihr auch machet."

„Und was machen wir denn?"

„Ihr esset und trinket, was Euch beliebt und wie viel Euch beliebt, und schicket von Zeit zu Zeit einen Taugenichts auf die Galeere."

„Und das wäre Alles?" fragte der Vicekönig.

„Ist es nicht genug? — Nun, so ließ ich mir auch den Bart von Donna Ustarriz abscheeren — "

„Wenn Euer Bart für Donna Ustarriz gut genug wäre," unterbrach diese. „Dazu fehlt aber noch mehr, als Ihr zusetzen könnt; sie müßte dann nur den

Verſtand vollends verlieren in dieſem unchriſtlichen Lande.“

„Du ſiehſt, Sancho, daß mit Donna Ustarriz nicht zu ſpaßen iſt, ob ſie gleich das ſanfteſte Meſſer führt das je um ein ſpaniſches Kinn geſpielt hat.“

„Und dann müßt Ihr wiſſen,“ fuhr die Baskin fort, „er meint, Ihr ſeyd die längſte Zeit Vicekönig geweſen. Mir war' es ſchon lieb, wenn er Recht hätte; aber ich kann doch nicht leiden, daß es ein Anderer ſagt.“

„Woher haſt Du denn deine Neuigkeiten, du alberner Lumy?“ fragte der Vicekönig den Sancho.

„Glaubt ihr nicht, gnädigſter Herr; ſie ſpricht nur ſo, weil ſie gerne nach Spanien zurückkehren möchte.“

„Freilich möcht' ich das; aber muß es darum wahr werden, wenn es gegen des Herzogs Sinn iſt? Ich will ja ſterben in dieſem verdammten Lande,“ ſetzte ſie weinend hinzu, „wenn Ihr es nicht anders haben wollt.“

„Tröſte Dich, Martina,“ erwiederte der Herzog; „ſtirbſt Du auch in dieſem Land, ſo ſollen Deine Gebeine doch in der Kirche von Villa franca zur Ruhe gebracht werden.“

„Ich wollte lieber, Ihr verſprachet mir, daß ich ſie dort noch ein zwanzig Jahre brauchen ſollte. Ach, wie könnt ich die himmliſchen Berge meines ſchönen Vaterlands, mit den dunklen Forſten auf ihren Höhen, vergeſſen! Und die murmelnden Bäche in den ſchattigen Thalern, und die rauſchenden Waſſerfälle in den Klüften!

O mein schönes Vaterland, wo ich kein Wort hörte, das ich nicht verstand, und kein Wort sprechen konnte, welches nicht verstanden wurde!“ —

Mit diesen Worten ging die Frau betrübt weg, Sancho aber schnitt ihr eine spottende Fratze nach und sprach: „Die baskische Thörin! Als ob Jemand daran liegen könnte, ihr Kauderwelsch zu verstehen. Ich schwöre Euch, gnädigster Herr, ich habe nie ein Sprichwort aus ihrem Munde gehört, und lag es ihr auch manchmal vor den Füßen, daß sie darüber hätte stolpern müssen, wenn es ein Stein gewesen wäre. Ich wollte wetten, es ist Euch ebenso ergangen.“

„Außer ihrer zarten Hand schätzen wir dieß gerad' an ihr; denn muß ein Mann, der einen Hof hält, auch leere Schadel aller Art um sich haben, so braucht er doch nicht mehr als einen einzigen, der mit nichts als mit Sprichwörtern ausgefüllt ist.“ —

„Sancho, was meinst Du?“ sprach dieser zu sich selbst, als der Herzog wieder in sein Cabinet getreten war. „War das höflich oder grob gemeint? Von leeren Schädeln war die Rede; aber der meinige kann darunter unmöglich verstanden seyn. Wenn Sprichwörter in einem Schädel sind, kann man ihn doch eher wohl ausstaffirt, als leer nennen. Auch sprach er vom Hof, zu dem er mich rechnete, und wenn das nicht schon an sich höflich ist, so muß es doch schon darum höflich seyn, weil Hof von höflich herkommt. Bei unsrer lieben Frau von Montserrat, mir will immer mehr bedünken, daß unsre Herrlichkeit hier am längsten gedauert hat.

Am Ende komm' ich nach Arganasilla zurück und habe so wenig eine Statthalterschaft gewonnen, als mein Oheim seligen Andenkens. Man sollte glauben, daß die Pansa's nicht zu Statthalterschaften bestimmt seyen, und doch kann Niemand sagen, daß sie nicht dazu taugten. Man soll es nur einmal mit uns versuchen, dann wird sich's zeigen, daß wir den großen Herrn so gut spielen können, als Andre auch. Es ist ohnedieß keine Kunst; man muß nur grob genug seyn, und fürwahr, das kann ich, wie Bohnenstroh, wenn ich darf!"

Sechstes Kapitel.

Die Manner, welche Jacques Pierre ausgesandt hatte, um die Verlornen zu suchen, waren am andern Morgen zurückgekommen, ohne eine Spur gefunden zu haben. Niemand, der den Berg kannte, zweifelte daran, daß die Beiden verunglückt seyen. Da der ganze Tag verstrich, ohne daß irgend eine Kunde von ihnen einging, so ließ sich der Capitän bereden, am folgenden Morgen nach Neapel zurückzukehren. Zoë hatte den ganzen Reichthum ihres Geistes und ihrer Liebenswürdigkeit aufgeboten, um keinen finstern Gedanken in ihm Wurzel fassen zu lassen, und Lauretta vermißte die Mutter so wenig, daß er eher durch ihre Gleichgültigkeit, als durch ihre Sehnsucht an sie erinnert werden konnte. Das Kind jubelte laut, als von der Rückkehr nach der Stadt die Rede wurde. In der That war die Jahrszeit dem Landleben nicht mehr günstig und erlaubte nur selten einen längern Aufenthalt im Freien. Lauretta fand aber auch überhaupt mehr Gefallen an der lärmenden Bewegung, welche den ganzen Tag in Neapel herrscht und gerad' in dem Quartier von Jacques Pierre's Wohnung am

größten iſt. Gewöhnlich brachte ſie faſt den ganzen Tag auf dem Balkon derſelben zu. Weil ſie bisher immer in Klöſtern gelebt hatte, war Alles neu für ſie, was ſie in der geräuſchvollen Stadt ſah. Die ländliche Einſamkeit von Torre dell' Annunziata däuchte ihr ſelbſt noch einförmiger, als der Aufenthalt im Kloſter. Das Zuſammenleben einer größern Zahl von Perſonen in einem engern Raume, die Verſchiedenheit im Alter und in den Neigungen der Bewohnerinnen, die Jugend der jüngern Schweſtern, der Novizen und der Koſtgängerinnen bringen überhaupt in das Leben der Frauenklöſter mehr Mannigfaltigkeit, als man ſich außer ihnen gewöhnlich vorſtellt.

Jacques Pierre gefiel ſich bald in dem neuen häuslichen Leben, das ſich um ihn geſtaltete. Laura's Gegenwart hatte etwas Drückendes für ihn gehabt; die frühere Unbefangenheit war verloren, und ſtille Vorwürfe miſchten ſich in ſeine ſchönſten Stunden. Zoë, die ſich in dem Haus ihrer Nebenbuhlerin doch immer nur als einen unwillkommenen Gaſt angeſehn und den Zwang, welchen ſie ſich vor ihr anthun mußte, ſehr läſtig gefühlt hatte, zeigte ſich ihm jetzt in der heitern Geſchäftigkeit einer glücklichen Hausfrau mit neuen Reizen. Da die reichen Vorräthe einer, über das Bedürfniß eingerichteten, Haushaltung mit den vielen Köſtlichkeiten jeder Art, welche Jacques Pierre allmählich von ſeinen Fahrten an den meiſten Küſten der alten Welt zurückgebracht, offen vor ihr lagen, und ſie ſich bereits als Eigenthümerin von Allem betrachten durfte, ſo befand

sie sich vom Morgen bis zum Abend in einer so aufgeweckten Stimmung und zeigte eine solche Aufmerksamkeit auf jeden Wunsch des Capitäns und ein so lebhaftes Bestreben, Alle, die um sie waren, zufrieden, ja glücklich zu machen, daß Jacques Pierre recht eigentlich in einem neuen Leben zu wandeln glaubte.

Mehrere Tage gingen vorüber, ohne daß von Laura'n und Jaffier'n irgend eine Kunde einlief. Da rückte Zoë allmählich mit dem Heirathsversprechen heraus, das ihr von dem Capitän schon in seinen ersten Bewerbungen um ihre Liebe gemacht worden war. Bisher konnte die Schonung für Laura als ein Grund des Aufschubs gelten; wenigstens mußte man abwarten, bis sich ihr Verhältniß zu Jaffier'n weiter entwickelt hatte. Nun war dieses Hinderniß auf einmal gehoben, und Zoë fragte den Capitän lächelnd: ob er mit der Bestellung seines Hauses warten wolle, bis er ein Herzogthum habe? „Ich möchte es nicht gern darauf ankommen lassen," setzte sie scherzend hinzu; „wer weiß, ob der neue Herzog nicht auf den Gedanken kommen könnte, eine Prinzessin aus altem Geschlecht heimführen zu wollen?" —

Der Capitän, welcher keinen sehnlichern Wunsch gehabt hatte, so lange sich ihm noch Hindernisse entgegengestellt, erschrack nun vor dessen Erfüllung, als er sie so nah und einzig und allein von ihm selber abhängig sah. Zoë's scharfem Blick entging der Eindruck nicht, welchen ihre Erinnerung an sein Wort auf ihn machte. Sie stutzte nicht wenig bei dieser Entdeckung;

aber sie nahm sich fest zusammen, um nichts merken zu lassen, und drang nur um so stärker darauf, daß eine Verbindung, die ohne den Tadel der Welt und ohne Kränkung ihres Gewissens nicht länger fortbestehen könne, durch den Segen der Kirche geheiliget werden möchte.

Der Capitan hatte keine Gründe, die er ihr entgegensetzen konnte, oder vielmehr, er besaß den Muth nicht, ihr den einzigen Grund zu eröffnen, der seinen Willen fesselte. Und in der That, in welchem Licht hätt' er auch vor ihr erscheinen müssen, wär' er mit einem Geheimniß herausgerückt, das er selbst Laura'n verborgen gehalten? Er war schon seit Jahren verheirathet, seine Gattin lebte noch zu Caen, in der Normandie, und genoß einen beträchtlichen Jahresgehalt von ihm, damit sie ihre Ansprüche nicht weiter geltend machte. Renault allein hatte Kenntniß von diesem Verhältniß, und daraus mag es auch wohl zu erklären seyn, daß der Capitän ihn geduldiger ertrug, als sonst wohl geschehen seyn möchte. Jacques Pierre wußte zu gut, welch ein schweres Verbrechen eine Doppelheirath war; aber er kannte Renault auch hinlänglich, um nicht die Abhängigkeit von ihm zu fürchten, in die er durch den Besitz eines Geheimnisses, dessen Verrath ihn der schwersten Rache der Gesetze preisgab, nothwendig gerathen mußte.

Mit Ausflüchten war jedoch nicht mehr zu helfen; auch möchte es nicht leicht gewesen seyn, solche zu ersinnen, die einige Zeit vor Zoë'n Stich gehalten hätten. Ueberdieß liebte er sie zu sehr, als daß er eine freiwillige

Täuſchung über ſich zu gewinnen vermochte. Es war ihm ſchon peinigend genug, daß es in ſeinem Schickſal einen Winkel gab, den er vor ihr verborgen halten mußte. Zwar hatte er in ihren Scherz einzuſtimmen geſucht, indem er verſicherte, daß ſie ihn bei ſeiner ſchwachen Seite gefaßt und es ihm zu einem Ehrenpunkt gemacht habe, zu beweiſen, wie er auch als Herzog kein höheres Glück kenne, als ihr ſeine Hand anzubieten. Indeß faßte Zoë die Sache von einer ſo ernſthaften Seite, daß ihm nichts übrig blieb, als ſich in ihren Willen zu ergeben.

Der Menſch iſt nie um eine Entſchuldigung verlegen, wenn er ſie für ſeine eigenen Verirrungen braucht, und der Capitan ſuchte ſein Gewiſſen durch die Ausſage der Mutter Bubo zu beſchwichtigen, die in Laura's Verſchwinden das einzige Hinderniß ſeiner Verbindung mit Zoë'n für gehoben erklärt hatte. So nahm er wenigſtens ihre Worte, und da man nichts vorausſagen kann, als das Unvermeidliche, ſo däuchte er ſich wunderbar gerechtfertiget, wenn er nur that, was ſich einmal nicht mehr ändern ließ.

Dennoch glaubte er zuvor mit Renault ſprechen zu müſſen, um zu erfahren, wie er die Sache anſah. Unſre Leſer kennen dieſen Mann bereits hinlänglich, um keine Einwendung von ihm zu erwarten, wo es ſich nur um eine ſchwere Verletzung göttlicher und menſchlicher Geſetze handelte. Da ihm der Vicekönig die leere Börſe noch an dieſem Morgen hatte füllen laſſen, ſo kam ihm auch nicht gleich in den Sinn, welchen Nutzen er ſpäter

aus diesem Geheimniß ziehen konnte. Er schien von Herzen froh zu seyn, daß sein Freund der finstern Herrin ledig war und sich eine so fröhliche Gefährtin zugesellt hatte, und er schwur einmal über das andre beim Löwen von San Marco, daß er eher eine Tonne Wasser aussaufen, als Jemand sein Geheimniß mittheilen würde.

So brachte die Leidenschaft schnell ein Gewissen zur Ruhe, das sich noch von Zeit zu Zeit geregt hatte. Wir schweigen von der Trauung und dem kleinen damit verbundenen Fest und machen unsre Leser nur zu Zeugen einer Scene, die am Tage darauf Statt fand.

Jacques Pierre besuchte seine Galeere nach geraumer Zeit zum erstenmal wieder, in Begleitung seiner jungen Gattin. Die Mannschaft war darauf vorbereitet; denn sie hatte das Fahrzeug auf das festlichste geschmückt. Blumengewinde schlangen sich um die Maste und an den Tauen empor; Guirlanden zogen sich rings um seinen Rand herum, und auf dem Verdecke war ein Altar errichtet, wo eine Doppelflamme aus einem Gefaß emporloderte, das die Form eines Herzens hatte. Selbst von dem großen Mast wehte eine Flagge, auf der ein ungeheurer Amor gemalt war, wie er eben den Pfeil vom Bogen losdrückte. Den Weg zwischen den Ruderbänken hatte man mit Blumen bestreut, und auf der Erhöhung des Hintertheils der Galeere saß eine halbnackte Gestalt, einen Lorbeerkranz um das Haupt gewunden und eine Leyer im Arme haltend, auf einem kolossalen Fische. Dieser war aus Tonnen von verschiedener Größe zusammengesetzt, welche man in einander geschoben, mit

Segeltuch überzogen und passend angestrichen hatte. Die groteske Figur stellte Arion vor, wie ihn der Delphin, der ihm zum Retter wird, durch die Fluth trägt.

Seiner Maske gemäß, begann auch der Sänger mit einer tiefen, aber nicht unangenehmen Stimme in dem Augenblick, in welchem sich das glückliche Paar naherte, einen langen Gesang aus dem Stegreif. Er begrüßte in ihm Neptun und Amphitrite und hieß sie im Namen sammtlicher Meerbewohner der salzigen Reiche willkommen. Nach seiner Dichtung langte der Beherrscher derselben gerade von den Gebirgen des Atlas an, wo er die schöne Gemahlin geholt hatte. Zahllose Schwarme von Nereiden und Tritonen umlagerten das Schiff und warteten nur auf den günstigen Augenblick, um der neuen Beherrscherin ihre Geschenke zu Füßen zu legen. Sie bestanden, außer den Perlen von nie gesehener Schönheit und Größe, in den köstlichsten Seltenheiten, welche das Meer jemals verschlungen hat, und wurden in goldenen Schalen von Muschelform getragen. Nachdem die jubelnde Schaar das Glück der Neuvermahlten gepriesen, brach sie in einen Lobgesang auf die Göttin der Liebe aus, den wir unsern Lesern mittheilen müssen, weil er Zoë's besondern Beifall fand.

Dir, holde Göttin, sey der Preis gesungen,
Die, wo sie will, in hoher Allmacht thront!
Mit einem Lächeln hast Du Mars bezwungen,
Ein Himmel ist das Haus, von Dir bewohnt.
Von Dir stammt jeder zarte Keim des Lebens;
Du sendest jeden schönen Augenblick,
Du giebst der Seligkeiten höchstes Glück;
Du bist die Sonne jedes höhern Strebens!

Wer kann ſich Deiner Herrſchaft ſtolz entziehen?
Weß Bruſt erreicht nicht Deines Sohns Geſchoß?
Wer mag vor Dir und Deiner Lockung fliehen?
Wo iſt der Mund, dem nie Dein Lob entfloß?
Haſt Du das Herz Dianen nicht erweichet,
Nicht Ceres Bruſt mit Liebesqual erfüllt?
Ach, wem von Liebe nie der Buſen ſchwillt,
Des Lebens Höchſtes blieb ihm unerreichet!

Was war die Welt, als neidiſch noch die Wogen
Ihr Deiner Allmacht Reize nicht geräumt?
Wie traurig war die Flur! Wie träge zogen
Die Horen fort am bleichen Firmament!
Kein Held, kein Gott noch ſtrahlt' aus den Geſtirnen,
Und keine Nymphe ſeufzt' im öden Hain;
Nur Faunen luden freche Mädchen ein,
Die plumpen Scherz vernahmen ohne Zürnen.

Noch dufteten nicht Roſen in Gebüſchen,
Kein Veilchen ſchmückte noch die traur'ge Flur,
Nicht wimmelt' es im trüben See von Fiſchen,
Verborgen lag der Reichthum der Natur.
Die Vögel ſaßen ſtumm auf ihren Aeſten,
Nur Stürme heulten durch das finſtre Thal,
Und Molche, Kröten, Schlangen ohne Zahl
Erblickte man in ſtinkenden Moräſten.

Da hob zum erſtenmal im Purpurkleide
Sich Eos am azurnen Himmelsrand,
Verkündigend die neue Jugendfreude,
Die lächelnd dem Geſchicke ſich entwand.
Mit Roſen ward der Ozean bedecket,
In Wonn' errötbend ſtand die Erde da,
Als ſie das glücklichſte der Wunder ſah,
Die Schönheit aus dem langen Schlaf geweckt.

Es theilet freudebebend ſich die Welle,
Als aus dem Grund die goldne Muſchel ſteigt.
Der Himmel ſtrahlt in wunderbarer Helle,
Erwartungsvoll des Windes Athem ſchweigt.
Es hebt ſich ſchwanenweiß aus Purpurfluten,
Zum Leben, Cypria, biſt Du erwacht! —
O wie auf einmal nun die Erde lacht,
Erwärmt von Deiner Götterſchönheit Gluten! —

Von Nereiden an das Land getragen,
Verfolgt von jubelnder Tritonenſchaar,
Beſteigeſt Du den ſtolzen Götterwagen,
Beſpannt mit ſanfter Täubchen Schmeichelpaar.
Und Roſen ſproſſen unter Deinen Füßen
Und Veilchen, Nelken, Lilien empor;
Den Lobgeſang erhebt der Vögel Chor,
Da Dir ſich froh die Zauber all' entſchließen!

Und ſchnell entwickelt ſich ein neues Leben,
In Blüthen lächelt Wieſe, Buſch und Baum.
Und auf den Zweigen ſieht man Früchte ſchweben,
Gereift in dieſem erſten Liebestraum.
Die Quellen rieſeln neue Wundertöne,
Gebirg' und Haine ſäuſeln Himmelsluft,
Und jedes Aug' und jede Zunge ruft:
Sey uns willkommen, Anadyomene!

Und was in Klüften wohnet und in Wäldern,
Im offnen Thal, im ſchattigen Gebüſch,
Vereinigt ſich auf dieſen Zauberfeldern
In buntem, friedlich tanzendem Gemiſch;
Und Löwen, Tiger, Schafe, Rinder, Ziegen
Ergehn ſich in vereintem Unſchuldſpiel,
Und in des neuen Lebens Wonn'gefühl
Muß Liebe jeden alten Haß beſiegen.

Die Heerden ſuchet der verlaßne Hirte
  Und findet ſie erſtaunt in dieſem Reihn.
Da iſt ſein Bruder auch, der fremd ihm irrte;
  Sie binden ſich zu traulichem Verein.
Und Mädchen nahen ſich zum erſtenmale
  In holder Liebesſehnſucht zart verſchämt;
  Ein neu', allmächtiges Gefühl bezähmt
Die rohe Sitte bei dem Freudenmahle.

Und ſchwellend hebt es ſich in jedem Buſen,
  Und jedes Herz nach Mitgefühlen ſtrebt.
Beim neuen Feſte fehlen nur die Muſen
  Und ihr Geſang, der Alles hoch belebt.
Da ſteigt Apollo von dem Flammenwagen,
  Die ſichern Zügel ruhn auf dem Geſpann,
  Die ſtolzen Roſſe ſtaunen freudig an
Die neuen Zeiten, die der Erde tagen.

Es tritt der Gott zu dieſer frohen Menge;
  Sie laden ihn als einen Hirten ein.
Er bringt zum Feſt die himmliſchen Geſänge,
  Zum Nektar ſchafft ſein Lied den Purpurwein.
Verwundernd legen ſie ſich in die Runde,
  Als er vom ſchönen Arm die Leyer nimmt,
  Und Jeder ſchweigt, wie er die Töne ſtimmt
Zum Zauberlied, entſtrömend ſeinem Munde.

Und jetzt verſtehen ſie, was ſie empfunden,
  Sie fühlen ſich in fremder Liebe Schmerz.
Er reißt, er heilet neu' und alte Wunden
  In dieſer hochbeglückten Schäfer Herz.
Die Greiſe ſehn in Sinnen tief verſunken,
  Da ihnen klar wird, was ſie einſt gefühlt,
  Der Jüngling ahnt, was ihm im Herzen wühlt,
Zur Flamme wird der erſte Liebesfunke

An Phöbus Munde hängen Aller Blicke,
Und seine Töne fesseln jedes Ohr.
Die Herzen pochen stolz im neuen Glücke,
Verstummet horcht der Vögel bunter Chor.
Deukalion kniet fern in den Gebüschen,
Den Göttern dankt sein flammender Altar,
Und nur der Satyrn fühllos-rohe Schaar
Sieht man in Neid und frechem Spotte zischen.

Und wie [illegible] besungen,
Da stimmt sein Lied zu hohem Ernst sich um.
Er singt, wie sie Familien umschlungen,
Wie Eintracht Völker hob zu ew'gem Ruhm,
Und wie der Mensch im festen Staatenbunde,
Der Tausende mit sanftem Zwang umschließt,
So sicher ruht, so mannichfach genießt,
Davon gibt sein Gesang die erste Kunde.

Und als Apoll zum Volke sie vereinigt,
So kommt geschenkereich der Götter Chor,
Und Ceres zeigt, wie man die Fluren reinigt
Und wie ein Saatkorn, das die Hand verlor,
In tausend Halmen [illegible], schwer an Segen,
Und Pallas lehrt der Frauen nützlich Müh'n,
Die Männer des Gewerbes Kreise zieh'n,
Und Alle sich in heitrem Wirken regen.

Und allgeschäftig wimmelt es im Lande,
Und Berg und Hain vom frohen Fleiß erschallt,
Und Städte heben sich an Flusses Rande
Und Brücken spotten seines Stroms Gewalt.
Die Tempel steigen von der Berge Zinnen
Mit Kühnheit in die Luft zum erstenmal,
Und grüßen freundlich das erstaunte Thal,
Wo die bezähmten Bäche dankbar rinnen.

Der erste Tempel, den die Kunst vollendet,
Wird, große Cypris, Deinem Dienst geweiht.
Du hast der Welt Geschick zuerst gewendet,
Du sammeltest die Völker, die zerstreut
Und feindlich einsam vor einander flohen.
Dich preisen wir, Dionens holdes Kind,
Und wie wir freudig hier versammelt sind,
Wir danken Dir's, der Süßen, Schönen, Hohen!

Und ewig Dir und Deinem Wonnedienste
Gehöret unser frohes Leben an;
Und was des regen Fleißes milde Künste,
Und was des Geistes höchster Flug ersann,
Wir bringen's Deinen lachenden Altären,
Wir weihen's dankbar Deinem Heiligthum,
Wir preisen ewig Deinen hohen Ruhm,
Magst Du uns ewig Deine Huld gewähren!

An diesen Lobgesang schloß sich der Wunsch an, daß das Glück niemals von so viel Schönheits- und Geistesreiz weichen möchte, und ging dann in die Bitte an die neue Amphitrite über, daß sie von der Höhe ihres Wonneglanzes einen rettenden Blick auf den unglücklichen Sänger werfen möchte. Einst, schloß er, hab' er vermocht, sich durch die Macht des Gesanges einen Platz unter den Sternen zu gewinnen; jetzt aber machten es ihm seine Ketten unmöglich, sich von der Erde, geschweige denn zum Himmel zu erheben, wo allein die Stelle für die Sänger sey, und nicht auf — Ruderbänken.

Ein allgemeiner Jubel erschallte, als Zoë den angenehmen Eindruck gar nicht verhehlte, welchen der Ge-

sang auf sie gemacht hatte. Sie faßte ihren Dank augenblicklich in wohlgesetzten Worten zusammen und versprach, allen ihren Einfluß bei Neptun aufzubieten, um dem Sänger, der wirklich ein Rudersklave war, die Freiheit zu verschaffen, als das einzige Element, worin die höchsten Güter des Lebens, Liebe und Gesang, gedeihen könnten.

Dieser Vorfall gab zu einer Scene Anlaß, die unsern Lesern am besten beweisen kann, wie wenig der Herzog von Ossuna seinen Launen, auch in den wichtigsten amtlichen Handlungen, zu gebieten vermochte. Da in den nächsten Tagen das Fest der heiligen drei Könige gefeiert wurde, an welchem die Vicekönige von Neapel herkömmlich eine Zahl von Verbrechern begnadigten, so hatte der Capitän den besten Anlaß, Zoë's Fürsprache bei dem Herzog geltend zu machen und um Gnade für den Sänger zu bitten. Zufällig bot sich ihm Laverrière zum Vermittler an, als ihn derselbe besuchte, um ihn auf Befehl des Herzogs, der seine Maske schnell wieder vor ihm hatte fallen lassen, über seine Stimmung in Bezug auf Venedig auszuholen. Eine förmliche Einladung an den Capitän, der feierlichen Gerichtssitzung in der Vicaria, dem großen Gerichtshofe der Stadt, beizuwohnen, war die nächste Folge davon.

Dieser Akt war eine der glänzendsten amtlichen Handlungen, die ein Vicekönig von Neapel verrichten konnte. Er übte in derselben das höchste Vorrecht der souverainen Macht aus, die Gewalt der Begnadigung auch der schwersten Vergehen. Zu diesem Ende begab er sich, begleitet von

den Großwürdenträgern des Reichs und den sämmtlichen höchsten Friedens- und Kriegsbeamten, umgeben mit allem übrigen Glanz eines schimmernden Hofes, zu Pferde nach der Vicaria. Hier nahm er in dem großen Gerichtssaale seinen Sitz auf dem Throne, während sich seine Begleitung zu beiden Seiten nach den Vorschriften der strengsten spanischen Etikette ordnete. Dem Throne gegenüber hatten die Mitglieder des sogenannten Collateral-Rathes und die Richter der Vicaria ihre Plätze, und vor ihnen stellten sich der Advocat und der Procurator des Fiscus. Die Gefangenen, denen die Begnadigung zugedacht war, wurden, Einer um den Andern, eingeführt, und der Aktuar des Gerichts las eine kurze Uebersicht des Prozesses ab, in dessen Folge die Verurtheilung Statt gefunden. Alsdann nahm der Advocat des Fiscus das Wort und trug das Begnadigungsgesuch des Verurtheilten vor, indem er es mit allen Hülfsmitteln unterstützte, die er zu seinen Gunsten nur immer beizubringen wußte. Der Procurator des Fiscus antwortete ihm sogleich und führte die Gründe an, welche sich der Begnadigung entgegen stellen ließen. Endlich entschied dann der Vicekönig zwischen Beiden, und der Begnadigte wurde augenblicklich in Freiheit gesetzt.

In dieser Handlung müssen sich unsere Leser den Herzog von Ossuna denken, der, trotz seiner kleinen Gestalt, dennoch auf dem Thron keine üble Figur und heyt' in der That eine bessere machte, als da er sich dem Volk mit der Krone seines Königs auf dem Haupt

und dessen Scepter in der Hand von dem Balkon des königlichen Pallastes herab gezeigt hatte. So urtheilte wenigstens der Capitän Jacques Pierre; und wirklich entwickelte der Vicekönig seine seltenen Gaben diesmal in einem glänzenden Licht. Er eröffnete die Handlung damit, daß er zwanzig Familienväter, die wegen Schulden eingekerkert waren, in Freiheit setzen ließ und ihre Schulden aus seinem eignen Vermögen bezahlte. Aehnliche Acte von Großmuth hatten frühere Vicekönige zuweilen auf Kosten des Fiscus und öfters auf Kosten der Gläubiger ausgeübt; der Herzog von Ossuna war der Erste, wie man dem Capitän versicherte, der die Letzten aus eigenen Mitteln befriedigte und sich den heutigen Tag nicht weniger als fünfundzwanzigtausend Skudi kosten ließ.

Nach dieser Handlung kam die Reihe an die Criminal-Verbrecher, und Jacques Pierre hatte die Genugthuung, in dem Ersten von ihnen, welcher eingeführt wurde, den Rudersklaven zu erkennen, der auf seiner Galeere den Sänger Arion vorgestellt hatte. Es war ein armer Schelm von etlichen vierzig Jahren, der in seinem Sklavenhabit eine gar traurige Figur machte und Mitleiden erregt haben würde, hätte nicht in seinem Aug eine geheime Tücke gelauert, die ihm in der Angst etwas Scheues gab. Indem der Anwald des Fiscus seinen Namen nannte und in Kürze angab, daß er wegen eines Pasquills zu lebenslänglicher Galeerenarbeit verurtheilt sey, schlüpfte er mit sichtbarer Eile über die nähern Umstände in Betreff des Pasquills weg.

Zu allgemeinem Erstaunen unterbrach ihn der Vicekönig mit dem Befehl, das Pasquill selbst vorzulesen.

„Mein Amt gnädigster Herr," erwiederte der Anwald mit schneller Fassung, „mein Amt ist heute, zu vertheidigen, und nicht anzuklagen. Mit welcher Stirne könnt' ich diese Pflicht übernehmen, wenn ich nicht den schwersten Theil der Schuld meines Clienten vergessen müßte?"

„Ihr seyd allerdings heute Partei," sprach der Vicekönig; „wir wollen darum genehmigen, daß Ihr keines Eurer Vertheidigungsmittel aufgebet, und befehlen dem Procurator des Fiscus, das Pasquill selbst vorzulesen." —

Der Procurator schien durch diese Weisung unerwartet betroffen. Er suchte in dem Pack von Papieren nach, den er vor sich liegen hatte, konnte jedoch in seiner Verlegenheit das Aktenstück nicht sogleich finden. Endlich hatte er es gefunden; aber indem er dasselbe erhob, um es abzulesen, begannen seine Hände zu zittern. Eine ungeduldige Bewegung des Vicekönigs zwang ihn, sich zusammen zu nehmen, und er fing an: „guter Rath, guter Rath an — "

Damit brach der Mann ab, als ob er nicht vermöchte, ein Wort weiter zu lesen, und richtete den bittenden Blick auf den Herzog.

„Muth, Don Cesare!" rief dieser; „guter Rath an den Herzog von Ossuna, nur weiter!" —

Der Procurator schien muthiger zu werden, und fing nun an, ein Gedicht abzulesen, in welchem der

Vicekönig, auf das unbarmherzigste gegeißelt war. Die ganze Versammlung schlug die Augen verlegen nieder, und der Lesende stotterte bei den stärksten Stellen oder wollte sie so leis lesen, daß sie nicht verstanden worden wären. Aber der Herzog rief ihm einmal über das andre zu: „Laut, Don Cesare! Noch lauter!“ so daß die Stimme des Mannes allmählich mehr Festigkeit gewann und er besser endigte, als er angefangen.

„Nun, thut Eure Schuldigkeit!“ sprach der Herzog, indem er dem Anwalt des Fiscus einen ernsten Blick zuwarf.

„Ein Geschäft, schwerer als jedes andre,“ hob Dieser an, „ist mir auferlegt, gnädigster Herr. Ich bedarf eines Grades von Selbstverleugnung, wie er fast über die menschlichen Kräfte zu gehen scheint. Ich soll ein Verbrechen entschuldigen, das ich aufs tiefste verabscheue; ich soll Verzeihung erflehen für einen Verbrecher, den ich selber verdammen muß; ich soll von der höchsten Gewalt verlangen, daß sie das unmöglich Scheinende möglich zeige, und im nämlichen Augenblick, da sie ihr höchstes Vorrecht ausübt, sich selber vergesse.“ —

„Gnade zu ertheilen,“ fuhr der Redner nach einer kleinen Pause fort; „Gnade zu ertheilen, wo göttliche und menschliche Gesetze gerichtet, hat zu allen Zeiten für das erste und erhabenste Vorrecht gegolten, welches der höchsten Gewalt inne wohnt. Es ist das Vorrecht, wodurch sie sich der Gottheit am nächsten stellt. Ja, man könnte sagen, daß es sie fast noch höher erhebe; indem die Gottheit, wo sie verzeiht, die Würdigkeit auf

das genauste abmessen kann, und, indem sie die wirkende Ursache gegen die Wirkung selbst abwiegt, vielleicht nur Gerechtigkeit ausübt. Die menschliche Machtvollkommenheit hingegen, wie hoch ihre Weisheit auch reichen mag, vermag nicht in die geheimsten Winkel der menschlichen Brust einzudringen; sie kann nicht alle Entwicklungen der That verfolgen, sondern ist lediglich auf eine besondere innere Erleuchtung hingewiesen, die ihr nothwendig beiwohnen muß, wenn sie in der Ausübung ihres heiligsten Vorrechts nicht als blose Sklavin des Zufalls oder als leichtsinnige Dienerin der Laune erscheinen soll."

„Indem sie dieses Recht kraft jener Erleuchtung ausübt, welche sie in eine Höhe stellt, auf der sie dem Maßstab des menschlichen Verstandes entrückt ist, soll sie sich dennoch selbst verleugnen. Und in der That, wie könnte sie auch Verzeihung aussprechen, wo sie sich auf das tiefste verletzt fühlt, wenn sie nicht gänzlich zu vergessen vermöchte, was sie sich selber schuldig ist?"

„Denn darin bleibt die höchste Gewalt auf Erden in die ihr geziemende Stelle zurückgewiesen, daß sie sich nur durch die angestrengteste Wachsamkeit über die Unverletzlichkeit ihrer Rechte geltend machen kann. Die Gottheit hingegen, neben die ich sie zu stellen gewagt, ist für jede Verletzung unerreichbar. Was auch ein Mann, wie mein Client, sich im ruchlosesten Uebermuthe gegen die Gottheit erlaubte, es würde immer nur das Bellen des Hundes gegen den Mond seyn. Das schöne Gestirn wandelt mit ewig gleicher Heiterkeit seine Bahn fort am Himmel, und wenn es Morgen wieder auf-

geht, erhebt es sich in der ganzen Reinheit seiner Strahlen."

„Das aber ist der Unterschied zwischen göttlicher und menschlicher Gewalt, daß die erste ihren Ursprung in sich selbst, die Andre den ihrigen in der Macht Gottes hat —"

„Wir rathen Euch," unterbrach der Herzog den Redner, „Euren Eifer nicht zu hoch zu nehmen, auf daß es uns noch möglich bleibe, Euch zu folgen. Ueberhaupt will es uns bedünken, daß Ihr Euch das Geschäft viel leichter gemacht haben würdet, hättet Ihr im ersten Theil Eurer Rede bewiesen, daß das Pasquill schlecht ist, weil es nur grob, aber nicht witzig, und im zweiten, daß es, wenn es auch noch so witzig und sein Inhalt noch so treffend wäre, seine Wirkung verfehlen würde, indem wir einmal zu alt sind, um uns noch bessern zu können."

Die ganze Versammlung hatte bei dieser unerwarteten Unterbrechung die Augen auf den Herzog gerichtet; aber Niemand wagte, auf irgend eine Weise den Eindruck zu verkennen zu geben, welchen er auf ihn gemacht. Endlich faßte sich der Anwalt des Fiscus und fuhr fort:

„In der That ist auch nichts leichter, als zu beweisen, daß das Pasquill schlecht ist. Denn schlecht ist Alles, was seinen Zweck gänzlich verfehlt. Was ist aber der Zweck eines Pasquills? Es will kränken, es will beleidigen, es will in der öffentlichen Meinung zu Grunde richten. Würde mein Client hier stehen, wenn

er auch nur einen dieser Zwecke erreicht hätte? Der große Mann, an den sich sein Unverstand gewagt, ist der Erste gewesen, der über sein eitles Unterfangen gelacht hat. Er ist aber auch in der öffentlichen Meinung durch dasselbe nicht nur nicht gesunken, sondern vielmehr unendlich hoch in ihrer Bewunderung gestiegen; indem es ihm Gelegenheit gegeben hat, eine der erhabensten menschlichen Eigenschaften, die Großmuth, in einem nie gesehenen Glanze zu zeigen." —

„Den Beweis für den zweiten Theil wollen wir Euch erlassen," fiel der Vicekönig auf's Neue ein, „und gedenken solchen selber durch unser Leben und unsre Regierung zu führen: Dagegen sprechen wir volle Gnade aus über den Verbrecher; wir befehlen hierdurch den Gewalten, die in unserm Namen handeln, denselben augenblicklich in Freiheit zu setzen, und verleihen ihm, damit die Armuth nicht mehr zur Verführerin seiner Muse werde, eine Stelle als Schreiber in dem Collatoralrathe. Hier wird er auch die beste Gelegenheit finden, sich selbst zu überzeugen, wie unverbesserlich wir sind."

Nun brach die ganze Versammlung in laute Bezeigungen der Ueberraschung und bald des Beifalls aus. Der Begnadigte warf sich dem Herzog zu Füßen, und der Lärmen, welcher durch die gute Laune des Letztern entstanden war, machte es unmöglich, seine Worte zu hören.

Der Procurator des Fiscus ertheilte den Gerichts-Pedellen den Befehl, den zweiten Criminal-Verbrecher einzuführen.

„Es ist nicht nöthig," sprach der Herzog, indem er sich von seinem Thronsessel erhob; „die eine Gnade, die wir ausgeübt, wiegt zwanzig andre auf."

Damit war die Sitzung beendigt. Der Vicekönig verließ den Saal mit seinem Gefolge, und die zwanzig übrigen Verbrecher, welche für die Begnadigung bestimmt gewesen, wurden in die Kerker und auf die Galeeren zurückgeführt.

Der Kapitän eilte nach Hause, und hatte Zoë'n, so eben die Scene erzählt, von der er Zeuge gewesen war, als ihm ein Schreiben gebracht wurde. Er legte es, ohne es zu erbrechen, auf den nächsten Tisch, indem er in eine Erzählung von den originellen Einfällen und Handlungsweisen des Herzogs von Ossuna gerathen war, die Zoë'n sehr zu ergötzen schien. Nach ihrer Art jedoch nicht lange bei einem Gegenstande zu verweilen, wandte sich ihre Neugierde nun auf den Brief hin. Sie machte den Capitän auf denselben aufmerksam und meinte, das Schreiben könnte doch irgend eine Nachricht enthalten, die ihm, so bald als möglich, zu erfahren, wenn auch nicht nöthig, doch wenigstens nützlich wäre.

Er erbrach den Brief; und in der That schien dessen Inhalt wichtig genug. Schon beim bloßen Anblick der Handschrift entfärbte er sich und trat einen Schritt zurück.

„Was ist das?" rief Zoë erstaunt und nicht ohne Angst; „welche Nachricht bringt dieser Brief?"

Der Capitän, der die Hand mit dem Brief hatte sinken lassen, hob sie nun wieder empor und las weiter,

„Da haben wir's!“ sprach er im höchsten Verdruß und warf den Brief auf den Tisch. „Dacht' ich immer, daß es so kommen werde!“

„Was ist es denn?“ fragte Zoë bestürzt und nahm den Brief von dem Tisch, als ob sie ihn lesen wollte. Aber sie warf ihn nach dem ersten Blick wieder weg, weil sie entweder die Sprache nicht verstand, in der er geschrieben war, oder weil sie überhaupt nicht lesen konnte. — Das Letzte dünkt uns für die Zeit, ihr Land und die Erziehung ihres Geschlechts in demselben nicht unwahrscheinlich. —

„Da sind sie wieder!“ erwiederte er.

„Wer denn?“

„Wie kannst Du fragen? Laura und Jaffier sind in Torre dell' Annunziata angekommen und Jaffier schreibt, ich möchte ihr verschiedene Kleidungsstücke senden.“ —

Der Eindruck, welchen diese Nachricht auf Zoë'n machte, war im ersten Augenblick höchst niederschlagend; doch faßte sie sich schnell in dem Bewußtseyn, daß sie sich jetzt in einem ganz andern Verhältniß zu Laura befand. Sie war die rechtmäßige Gebieterin in dem Hause, und durfte mit gutem Fuge verlangen, daß Jene gar nicht mehr aufgenommen wurde. Sie erklärte dieß dem Capitän unumwunden, und er konnte ihr nichts Erhebliches entgegnen. Uebrigens besann er sich auch gleich, daß Laura selbst, wenn sie erfuhr, was indessen zwischen ihm und Zoë'n vorgegangen war, keine Lust haben konnte, unter seinem Dache zu wohnen. Er bemerkte

dieß der Letztern; allein sie war so leicht nicht zu überzeugen und beruhigte sich nicht früher, als bis er ihr versprochen, daß er Laura'n geradezu die Unmöglichkeit ausdrücken wolle, fürderhin noch seine Hausgenossin zu seyn. —

Darum beschloß er, Jaffier'n das neue Verhältniß zu schreiben, in das er inzwischen getreten war, und ihn zu ersuchen, Laura'n bemerklich zu machen, wie wünschenswerth', ja, wie nöthig es für seinen häuslichen Frieden erscheinen müsse, daß sie irgend wo anders einen Zufluchtsort suchte. Er gab Zoë'n das bestimmte Versprechen, dieß zu thun, und bat sie, Laura's sämmtliche Kleidungsstücke zusammenzupacken, um sie ihr nach Torre dell' Annunziata zu senden. Inzwischen wolle er den Brief an Jaffier schreiben.

Da er nicht sehr geübt in der Feder und es ihm überhaupt höchst unangenehm war, sie in dieser Sache selbst zu führen, so beschloß er, Renault aufzusuchen, welcher in dergleichen Geschäften viele Gewandtheit hatte und sehr gut dafür gebraucht werden konnte, wenn er nicht ganz zu betrunken war.

Indem er den Weg nach dem Weinkeller des Balsamo Wiegesagt nahm, wo er mit der meisten Wahrscheinlichkeit seinen Mann zu finden hoffen konnte, fiel ihm ein, wie grob er von der alten Hexe am Vesuv getäuscht worden war. Offenbar hatte sie von Laura's Schicksal nicht mehr gewußt, als er auch; ja, sie schien ihm nur ihre Worte mit Absicht dunkel gestellt zu haben, um auch eine andere Auslegung zuzulassen. Der Schluß lag gar

zu nahe, daß es um ihre Kenntniß der Zukunft noch schlechter bestellt seyn müsse, und daß das, was er auf das Gelingen des Plans gegen Venedig gedeutet, nur Worte gewesen waren, in die man jeden beliebigen Sinn hineinlegen konnte.

Er hatte alle Muse, um diesen Gedanken lange genug zu verfolgen, da er Renault gegen Erwarten nicht in seiner gewöhnlichen Schenke antraf und er doch kein schereres Mittel wußte, denselben schnell zu finden, als ihn hier zu erwarten. So reifte allmählich der Entschluß in ihm, sich von dem Plane des Vicekönigs, gegen dem sich in den letzten Zeiten die Stimme in seinem Innern immer häufiger und lauter erhoben, gänzlich loszumachen, und er war nur in Verlegenheit, wie er es angreifen sollte, um aus dem Bereiche seiner Macht zu kommen. Jetzt erschien ihm auch das heutige Benehmen desselben bei der Begnadigung der Verbrecher in einem ganz andern Licht, als zuvor. Was er noch eben Großmuth genannt hatte, war nur leichtsinnige Verschwendung von Mitteln, deren er für seine Unternehmung nicht zu viel haben konnte. Die Art aber, wie er die Gnadensache der Galeerensklaven behandelt, däuchte ihm ohne Würde und ohne Klugheit, und die Beschränkung der Begnadigung auf einen einzigen Verbrecher, mit dem Zusatz, daß derselbe für zwanzig andre Gnadenakte gelten könne, nicht blos launisch, sondern sogar engherzig, ja niedrig.

Immer mehr aufgeregt in seinem Innern durch diese Gedanken, fand er es endlich unmöglich, länger ruhig zu sitzen. Er ging weg, um Renault in den verschiedenen

andern Weinhäusern zu suchen, wo er möglicher Weise seyn konnte. Als er ihn nirgends traf, nahm er, nach Seemanns Weise, den Weg fast mechanisch nach dem Molo, ob er ihn vielleicht dort fände. Aber auch da suchte er ihn vergebens, und so kehrte er am Ende ganz verdrießlich nach seiner Wohnung zurück.

Nicht ferne von derselben hörte er sich auf einmal bei seinem Namen rufen, und sogleich erkannt' er auch Renaults Stimme. „Beim Löwen von San Marco," rief Dieser, als er ihn erreicht hatte; „ich renne wie ein Narr in dieser Stadt voll Narren herum, Dich zu suchen, und die Zunge hängt mir fast aus dem Halse, wie einem gejagten Hunde. Bei allen Teufeln, wo steckst Du denn, daß Du mich in die Gefahr setzest, aus lauter Liebe für Dich Durstes zu sterben?"

„Desto besser," erwiederte Jacques Pierre. „Ich bin gerad' auf dem Wege, Dich aufzusuchen und höre mit Vergnügen, daß Dich der Durst plagt. Daraus schließ' ich, daß Dir die Weindünste den Kopf noch nicht umnebelt haben. Das wäre schon der Seltenheit wegen etwas werth, wenn ich auch sonst kein Interesse dabei hätte."

„Zum Teufel auch, ist das der Dank für die gute Zeitung, die ich Dir bringen wollte?"

„Nun, so laß hören —"

„Wie? Du meinst, ich solle mich vollends durch Reden zu Grunde richten? Beim Löwen von San Marco, ich kann auch schweigen, wenn ich dürsten soll, und ich schwöre Dir, daß ich den Mund nicht früher wieder öffne,

um ein Wort zu ſprechen, als bis ich ihn mit einer Flaſche Weins angefeuchtet.“ —

Mit dieſen Worten lief Renault fort, und Jacques Pierre, der ihm folgte, mochte ſagen, was er wollte, er konnte kein Wort mehr von ihm gewinnen. Ja, er hatte Mühe, demſelben zu folgen, da Renault mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit lief, bis er plötzlich in das erſte Weingewölb eintrat, das an ihrem Wege lag, und ſich mit der Pantomine des Trinkens gegen den Wirth niederſetzte.

Auch jetzt noch war alles Reden des Capitäns umſonſt. Renault gab keine Antwort, ſondern leerte ein Glas um das andre, bis er mit der ganzen Flaſche zu Ende war. Indem er nun das letzte Glas ausgetrunken und mit Heftigkeit niederſetzte, ſprach er: „Jetzt iſt das Siegel meiner Zunge wieder gelöst und ich bin erbötig, Dir meine große Zeitung mitzutheilen. Aber ich mache eine Bedingung — “

„Wie viel Dukaten verlangſt Du?“ fragte der Capitän, mit Verachtung in Blick und Ton.

„Beim Löwen von San Marco, Du irrſt Dich, wenn Du glaubſt, daß ich mich in dergleichen Nöthen befinde.“ —

Mit dieſen Worten ſchüttelte Renault die wohlgefüllte Börſe, die er am Gürtel hängen hatte. „Und es iſt nur eine Abſchlagszahlung, ſagte der Herzog ausdrücklich. Ich brauche dies in den Palaſt zu gehen, wenn ſie leer iſt, um ſie mir wieder füllen zu laſſen. Du ſiehſt, Brüderchen, daß Du auf einem andern Loche

pfeifen mußt, wenn Du die große Zeitung erfahren willst."

„Hohle Dich der ...!" rief der Capitän. „Meinst Du, daß ich mehr Respekt vor Dir haben werde, wenn der Herzog Narr genug ist, ein bodenloses Faß füllen zu wollen? Bei meiner Ehre, Du bist in meinen Augen noch der nämliche alte Lump, wie zu andern Zeiten, wo Du froh genug warst, wenn ich Dir einen Dukaten zuwarf." —

Renault bedachte wahrscheinlich, daß diese Zeiten wieder kommen könnten, und erwiederte begütigend: „Nun, sey nur nicht gleich obenaus, Brüderchen. Ich sehe, Du hast keinen Schluck Weins zu Dir genommen. Die Galle regiert noch zu mächtig in Dir —"

Damit rief er nach einer Flasche, die auch im Augenblick da war; indem der Wirth, der seinen Mann kannte, sich schon in Bewegung gesetzt, als er Renault das vorletzte Glas einschenken gesehen. —

„Ich will Dir meine Bedingung sagen, Capitän," fuhr Dieser fort; „und beim Löwen von San Marco, Du wärest nicht bei Trost, wenn Du sie ausschlügest. Und warum möchtest Du sie nicht annehmen? Es ist ja nur, daß Du gleich mit mir zum Herzog gehen sollest."

„Nun, so laß denn Deine Zeitung hören. Ich habe auch eine für Dich. Die Eine ist vielleicht so viel werth als die Andre."

„Beim Löwen von San Marco, ich habe mich all mein Leben lang wohl gehütet, dergleichen Zeitungen

nöthig zu haben. Wenn ich Dir sage, Capitän, daß Madame Jacques Pierre in Caen das Zeitliche gesegnet hat, kannst Du mir eine Neuigkeit dafür geben, die eben so viel werth ist? Das möcht' ich wissen!"

„Bei meiner Ehre, nein, wenn die Nachricht wahr wäre!"

„Wie? Du zweifelst noch?"

„Zum Teufel, das ist kein Gegenstand, über den ich gern spaße. Ich mag nicht einmal im Ernste daran denken."

„Das ist's ja, was ich sage. Die Zeitung ist nicht zu bezahlen für Dich. Wenn Du sie aber nicht glauben willst, so komm' mit mir an den Hafen. Der alte Devrieux ist gestern eingelaufen. Er kommt gerade von Caen, und Du kennst den eisgrauen Sauertopf hinlänglich, um zu wissen, ob er mit dergleichen Dingen Scherz treibt." —

Renault erzählte dem Capitän nun mancherlei nähere Umstände über den Todesfall seiner Gattin, so daß er nicht mehr länger zweifeln konnte.

„Nun, willst Du jetzt mit mir zum Herzog gehn?" —

Jacques Pierre gab keine Antwort, sondern starrte vor sich hin.

„Hörst Du?" fragte Renault.

Als er wieder keine Antwort bekam, schenkte er sich einen Becher Wein ein, leerte ihn mit einem Zug und sprach: „Beim Löwen von San Marco! Er ist im Stand und weint auch noch um sie. Wie?" rief er ihm in's Ohr: „fühlst Du nicht, daß Dir

Dein Kopf jetzt fester auf den Schultern sitzt, als vorher?“

Unsre Leser haben vielleicht selber schon den Grund errathen, warum der Capitän in solches Nachdenken verfiel. Die unerwartete Kunde, die er erhalten, bewies ihm auf einmal, wie viel tiefer die alte Frau am Vesuv in sein Schicksal geblickt, als er früher geglaubt hatte. Darum stand er auch auf mit den Worten: „Komm', und laß uns zum Vicekönige gehen!“

„Das heißt doch auch einmal wieder wie ein Mann von Vernunft gesprochen,“ sprach Renault, indem er sich einen Becher einschenkte und ihn sogleich austrank. „Er wartet mit Ungeduld auf Dich, und Laverrières meint, Du würdest Dich noch heut auf den Weg nach Venedig machen müssen.“

„So komm!“

„Nur einen Augenblick,“ erwiederte der Andere, und schenkte sich, indem er aufstand, die Neige der Flasche ein. „Nun wird Laverrières, hoff' ich, einmal zufrieden seyn,“ setzte er hinzu, nachdem er den Becher geleert hatte, und eilte dem Capitän nach, der, wie es seine Gewohnheit war, rasch weggegangen war.

Er holte ihn erst an der Mündung der Straße von San Giacomo ein, wo er durch einen Leichenzug aufgehalten wurde, der eben hier vorüber kam.

„Laß uns einige Schritte zurücktreten, und warten, bis der Zug vorbei ist,“ sprach Jacques Pierre zu Renault; „es ist mir widerlich, eine Leiche zu sehn.“

„Bei'm Löwen von San Marko," antwortete Dieſer; „es geht mir auch ſo, beſonders wenn ich nüchtern bin. Du glaubſt nicht, Capitän, welchen Abſcheu ich alsdann vor den Todten habe. Ich könnt' es Todesfurcht nennen, wenn ich überhaupt etwas von Furcht wüßte." —

„Gebt mir ein Almoſen für die armen Seelen im Fegfeuer, Herr Capitän!" erſcholl die Stentors-Stimme des Bettlers, den wir im zweiten Kapitel dieſes Werks kennen gelernt haben.

Jacques Pierre kehrte ſich um nach ihm und fühlte Mitleiden mit dem Unglücklichen, der noch immer in dem naſſen Kothe ſaß, und inzwiſchen nur einige Pflaſter weiter an ſeinem Schädel gewonnen zu haben ſchien. Er griff nach ſeiner Börſe und warf ihm ein anſehnliches Stück Geldes hin.

„Bei meiner armen Seele," ſprach Renault, „Du hätteſt das Geld auch beſſer anwenden können, als um die Kehle dieſes durchlöcherten Schurken zu ſchmieren."

„Ey ſeht mir doch das häßliche Kupfergeſicht an mit ſeinen triefenden Schweinsaugen!" rief der Bettler, welcher Renaults Rede verſtanden haben mußte. „Ja, ich kenn' es; es wohnt nichts als Unglück und Schande darin für ihn und Jeden, der ſeine Wege geht. Ich bitt' Euch, Herr Capitän, ſchüttelt dieſen Mann von Eurem Schickſal ab, wenn Ihr das ſeinige nicht theilen wollt."

„Du biſt ein närriſcher Kauz, Alter," antwortete Jacques Pierre dem Bettler; „aber laß hören, ob es ein andres Schickſal für einen ſo durſtigen Bruder gibt,

als im Rausche den Hals zu brechen oder an der Wassersucht zu sterben."

„Komm, Capitän," trieb Renault, „und laß den alten Narren seinen Geifer an Andern auslassen, sonst wirft er Dir auch noch eine Grobheit an den Kopf, daß Dir die Ohren sausen."

„Es ist gut, daß Ihr es noch einmal hört, wenn Ihr gleich weder vor Angst noch vor Scham erröthen könnt," fiel der Bettler ein. „Dieser Mann, Herr Capitän, stirbt nüchtern, und stirbt ohne Durst, und stirbt, weil er zu viel trinkt, und nicht weil er zu viel Wein, sondern weil er zu viel Wasser trinkt. Damit ihm das Trinken nicht zu schnell entleidet, hängt man ihm einen Stein an den Hals, und damit er sieht, was der Stein mit ihm vorhat, scheint ihm der Mond dazu. Das ist das Schicksal dieses Trunkenboldes, der Euch tadelt, weil Ihr einem alten Seemann ein Almosen gebet, und dieß wird auch Euer Schicksal seyn, wenn Ihr ihn nicht auf immer von Euch stoßet."

Renault gerieth in Wuth und begann, den Bettler mit Schimpfworten ohne Maß zu überschütten. Glücklicher Weise war er in der Heftigkeit in seine vaterländische Sprache gefallen, sonst hätt' es ihm durch den Pöbel, der sich bereits um die Redenden zu sammeln anfing, schlecht vergolten werden können.

„Komm, Renault," sprach Jacques Pierre zu ihm, „und sey kein Thor, Dich zu ereifern. Gib ihm ein Stück Geld aus Deiner neugefüllten Börse, dann stellt er Dir ein Prognosticon, welches Du lieber hören wirst." —

Aber Renault konnte sich nicht so schnell beruhigen. „Was hat der schädigte Hund nöthig, meine Ruhe zu stören? Schon einmal hat er mir das verfluchte Wort von dem Mondschein und dem Stein am Hals in das Gehirn geschleudert, daß es mich plagt, wenn der Mond am Himmel ist, als ob mir der Stein schon am Hals hinge. Hohle der Teufel alle diese Lumpenhunde, die ihren H... nur brauchen, um sich damit in den Koth zu setzen und andere ehrliche Leute mit ihren Betteleien oder Grobheiten zu martern!“

Siebentes Kapitel.

Der Morgen des Festes von Mariä Reinigung ist lang angebrochen. Die Stunde der Hochmesse rückt näher, und unsre Leser erinnern sich mit den Bewohnern des Klosters, in das wir sie zurückführen müssen, daß die Schwester Orsola diesen Tag und das Geläute zu seiner Feier als den Zeitpunct angegeben, der zu ihrer Abberufung von den irdischen Dingen bestimmt sey. Sie hatte sich nie mehr ganz erholt seit jener unglücklichen Nacht, in welcher sie dem Verwitz, den Schleier der Zukunft zu lüften, unterlegen, und die schwere Strafe der unglücklichen That auf dem Fuße gefolgt war. Vielmehr hatten ihre Kräfte, besonders seit dem neuen Jahre, täglich mehr abgenommen, und durfte es für ein halbes Wunder gelten, wenn sie den Tag des heutigen Festes noch erlebte.

Wirklich schien sich die Hoffnung dazu immer weiter zu entfernen, je näher der entscheidende Tag kam. Die Kranke hatte die letzte Nacht vor demselben in einem Zustand hingebracht, in welchem ein kaum bemerkbarer Rest von Lebenskraft die erlöschende Lampe noch allein

hinhielt. Man zweifelte sogar, ob ihr ein Funken Bewußtseyns übrig geblieben sey, und da sie wiederholt die Tröstungen der Religion empfangen, so erwartete man, daß jeder Augenblick ein Leben endigen würde, das sichtbarlich nur noch an dem schwächsten seiner Fäden hing. Eher einer Todten, als einer Sterbenden ähnlich, liegt sie in ihrer Zelle. Die Bewohnerinnen des Klosters haben abwechselnd die ganze Nacht hindurch an ihrem Lager gewacht, und sind durch die Anstalten für die kirchlichen Bräuche in Anspruch genommen. So ist der Kreis um dasselbe sehr klein geworden, und wir sehen sie nur von wenigen Personen umgeben, die unsern Lesern nicht unbekannt sind.

Auf der einen Seite des Bettes kniet die Schwester Misericordia, deren Gesicht weit spitziger und gelber geworden ist, seit wir sie zum letztenmal erblickt haben. Sie scheint, in Andacht versunken, ihren Rosenkranz abzubeten; dennoch richtet sie von Zeit zu Zeit den Blick unter den gesenkten Augenliedern hervor auf die Kranke. Mehreremale schlägt sie ihn mit einem Ausdruck nieder, in welchem Ungeduld, ja Verdruß zu lesen wären, dürfte man glauben, daß es ihr zu lang daure mit der Entscheidung, auf die ihr Ehrgeiz schon so lange gewartet.

Auf der andern Seite der Schwester Orsola finden wir die gefühlvolle Schwester Caritas wieder. Ihre sanften Gesichtszüge drücken einen Grad von frommer Resignation aus, wie er dieser Welt kaum mehr anzugehören scheint. Sie hat den Rosenkranz nicht in den

Händen; denn ihr ganzes Wesen ist Gebet. Auch sie beugt sich öfters über die Kranke hin, um nach ihrem Zustand zu sehen; aber wer könnte den Strahl von betendem Danke verkennen, der jedesmal auf ihrem Angesicht leuchtet, als sie noch immer den Athem der geliebten Vorsteherin gehen hört?

Neben der Schwester Caritas erblicken wir Laura'n, deren ganze Aufmerksamkeit auf die Kranke gerichtet ist. Es liegt ein Ernst in dem Ausdrucke desselben, in welchem man fast den Wunsch, an der Stelle der Sterbenden zu seyn, lesen möchte. Leider können wir auch keine Aenderung in den unglücklichen Verhältnissen berichten, in denen wir sie verlassen, und dürfen darum jene Vermuthung über ihre Stimmung mit so größerer Zuversicht aussprechen.

Desto mehr werden unsere Leser über Zoë's Gegenwart erstaunt seyn. Sie hat ihren Platz neben der Schwester Misericordia genommen, und die Unruhe, mit der sie jeden Augenblick ihren Sitz verändert, ihr wiederholtes Gähnen, ihre verdrießlichen Blicke, selbst auf die Sterbende geworfen, scheinen manchmal die Anmuth ihrer Gestalt und die Schönheit ihres Gesichts zu entstellen. Verräth ihr Aug' auch zuweilen einen andern Ausdruck, so kann man nur die ungeduldige Neugier erkennen, wenn die langweilige Scene einmal endigen werde. Von Theilnahme, von Rührung, von Gebet ist keine Spur zu erblicken, und Zoë hat völlig vergessen, wie liebevoll sie am ersten Abend, da Jacques Pierre sie bewußtlos und krank in das Kloster brachte,

von der Frau, an deren Sterbebette sie sizt, aufgenommen und gepflegt worden. Die beiden jungen Novizen unten an demselben wagen ihre Blicke kaum zu erheben, und wenn es geschieht, so liest man in dem Auge der Einen nur die sanfte Trauer, und in dem der Andern die ängstliche Sorge um die verehrte Mutter.

Es herrscht eine solche Stille in dem Gemach, daß der Athem der Kranken laut hörbar ist. Auf einmal scheint dieser zu wachsen, und die Blicke der Anwesenden richten sich fast gleichzeitig auf sie. Wirklich hebt sich auch ihre Brust mit neuer Stärke, und wird ihr Athemzug zusehends kräftiger. Die beiden ältern Nonnen rücken näher zu ihr, und in demselben Augenblick beginnt das Geläute von allen Glocken des Klosters. Mit ihrem ersten Schlage richtet sich die Schwester Orsola, wie von neuer Kraft belebt, von selbst auf in ihrem Bette. Ein Strahl himmlischer Freude beleuchtet die sanften Gesichtszüge der Schwester Caritas; eine Wolke des Schreckens überschattet die Stirne der Schwester Misericordia, und die Uebrigen haben sich kaum gefaßt in ihrem Erstaunen, als die Kranke in die Worte ausbricht: „Welche Töne sind dieß, die jubelnd in mein Ohr schallen? — Ja, ich erkenne sie; es sind die beredten Zungen, die zu Fest und Gebet rufen, und Tag und Nacht zu jeglicher Stunde bereit sind, die Gläubigen zu erinnern an die unbefleckte Jungfrau und dreimal heilige Gottesgebährerin! O ich versteh' Euch, unermüdet treue Dienerinnen der triumphirenden Kirche!

Ihr rufet zur Feier des großen Wunders der Demuth; denn wozu Reinigung, wo keine Befleckung ist?“ —

„Ach!“ fähret sie fort, indem sie die Hände mit Heftigkeit zusammen schlägt, und sie, im Gebet gefaltet, zum Himmel hebt; „ach, warum kann ich mein langes Leben nicht wieder von Vorne beginnen, um jeden Athemzug zum Dankgebet für Dich zu machen, heilige, unbefleckte Jungfrau, daß Du die Tage gefreiet Deiner Magd, bis zum Feste, welches zur Verherrlichung Deiner Demuth bestimmt ist! Mit den reinsten und unschuldigsten unter den Millionen Stimmen, die in diesem Augenblick zu Dir aufsteigen aus dem Munde der Gläubigen, möcht' ich die meinige vereinen können, auf daß sie Dir wohlgefällig ertönte! Ja, Du hast mir vergeben die große Schuld, die ich im Stolze meiner Sündhaftigkeit auf mich geladen! Daß ich Dir heute noch danken darf, ist das Zeichen, welches Du mir gegeben hast von Deiner Verzeihung! Bewunderte, geliebte Schwestern, den Reichthum von Gnaden, der sie nicht müde werden ließ, über mich auszugießen! Stimmet ein in mein Dankgebet; denn mein Dank allein mag solcher Fülle von Wohlthaten nicht genügen —“

Auf diese Worte kniete die Schwester Caritas sanft an dem Lager der Betenden nieder, und die Schwester Misericordia folgte ihrem Beispiel mit solcher Heftigkeit, daß der Boden erzitterte. Leise waren ihr die Novizen zuvorgekommen. Langsam ließ sich Laura nieder auf die Knie, mit sichtbarem Zögern und fast mit Widerwillen. Zoë,

Und nun brach die Kranke in ein kurzes, aber so feuriges Gebet aus, daß wir es nicht zu wiederholen wagen, da wir weder die tiefe Innigkeit ihres Tons, noch den Blick, welchen sie zum Himmel richtet, noch die wunderbare, zitternde Bewegung ihrer Hände zu schildern vermögen, die unter allen Künstlern Correggio allein, und auch nur in seiner Mutter Gottes in der Tribune der florentiner Gallerie, wie sie anbetend vor ihrem eigenen Kinde kniet, dargestellt hat.

„Es ist Zeit," fuhr sie fort, indem sie sich den Anwesenden zuwandte; „es ist Zeit, daß ich an die wenigen Augenblicke denke, welche mir für die irdischen Sorgen übrig gelassen sind. Darum vergönnet mir, einige Worte zu richten an Euch, meine geliebten Töchter, als Eure Mutter, als Eure Rathgeberin, als Eure Vorsteherin, die dereinst für Manches, was Ihr gethan und unterlassen, Rechenschaft wird geben müssen. Doch, was kann ich Dir sagen, meine gute, sanfte, fromme Schwester Caritas? Ach, Du bedarfst auch jetzt nicht meines Rathes, wie Du seiner nie bedurftest! Du hast den sichersten Rathgeber in Deiner eigenen Brust, in der ungeschminkten Demuth Deines Herzens, in Deiner uneigennützigen Frömmigkeit, in Deiner himmlischen Gewohnheit, an nichts, als an das Ewige zu denken. O wie schwer würd' es seyn, mich loszureißen von Dir, fühlt' ich nicht tief, daß sich nicht Schmerz und Jammer genug sammeln kann über meinem Haupte, damit ich die schwere Schuld büße, die auf ihm lastet! Ich darf Dich nicht bitten, daß Du meiner gedenkest

in Deinem Gebet. Hast Du mich doch nie in demselben vergessen, als meine dünkelhafte Selbstzufriedenheit Deiner kindlichen Demuth Glück der Tugend und Frömmigkeit scheinen konnte; wie solltest Du mich vergessen, wenn Du mich in den Qualen des Fegfeuers weißt, um für die Vermessenheit meines Stolzes zu büßen?"

„Nicht ohne Sorge werden sich meine letzten Blicke zu Dir, geliebte Schwester Misericordia. Ach! es ist kein Zweifel für mich, daß auch Du in Deiner Brust den heimlichen Feind nährest, welcher so viele Jahre in der meinigen gelauert, bis er den Augenblick günstig fand, mich zu verderben! Du hast Dich nicht losgemacht von jenen Träumen irdischer Herrlichkeit, an welchen die wahre und ewige Herrlichkeit zu scheitern pflegt. Die Herrschaft über dieses Haus, in der auch ich so lange meinen Stolz gefunden, liegt Dir näher am Herzen, als die Herrschaft über Dich selbst und über die sündhaften Neigungen, die in jeder Menschenbrust wohnen. Aber ich fürchte, ich fürchte, Du beherbergest in Dir den größten Feind aller wahren christlichen Liebe, den Neid, für den alles Glück Anderer ein Unglück ist. O meine geliebte Schwester, ich flehe Dich, kämpfe durch Nachdenken und Gebet unablässig dem Stolz und dem Neid entgegen, welche zu Deiner eigenen Qual Dein Herz erfüllen! Entschlage Dich aller Gedanken an irdische Dinge und verzichte zum Voraus, ehe Dich das Vertrauen Deiner Schwestern sucht, oder der Mangel desselben Deinen Stolz kränkt, auf die Wahl für die

Leitung dieſes Gotteshauſes. Verzeihe der Sterbenden die Wahrheit, auch wenn ſie ſchmerzlich für Dich iſt, und glaube mir, daß dieſe Leitung weder für das Haus, noch für Dich ſelbſt zu Glück und Segen ausſchlagen wird.“ — Während dieſe Worte an die Schweſter Miſericordia gerichtet wurden, hatte dieſelbe auf den Knien gelegen und ſich auf das Heftigſte mit den Fäuſten vor die Bruſt geſchlagen. Man hörte ſie dabei laut ſchluchzen; doch blieb ihr Auge trocken, und, ſtatt ein Verſprechen von ſich zu geben, wie die Schweſter Orſola zu erwarten ſchien, geberdete ſie ſich nur deſto kläglicher in reuevoller Zerknirſchung.

„Zu Euch, Donna Laura,“ fuhr die Sterbende fort, „wendet ſich mein Herz nicht ohne ſchwere Bekümmerniß, aber auch nicht ohne eine leiſe Hoffnung. Ihr habt die Ruhe Eurer Seele in der Welt verloren; Ihr würdet ſie in dieſem Gotteshauſe wieder gewinnen können. Es ſchlummern wundervolle Kräfte in Eurer Bruſt, die zu großem Glück und Heil für Euch und Andere, und zu größerem Jammer und Verderben für Andere und für Euch erwachen können. Nur von Euch ſelbſt hängt es ab, ſie zu dem Einen oder zum Andern zu erwecken. Geliebte Donna Laura, manche ſtille Stunde hindurch, in der ich die Zukunft und ihre Bedürfniſſe erwogen, habe ich mir in dem Gedanken gefallen, daß Ihr beſtimmt ſeyd, das Werk, das ich angefangen, fortzuſetzen und zu beendigen. Ich wußte, daß Ihr ein Glück genoſſet, welches keine Befriedigung gewähren und keine Dauer haben konnte und mit Reue ſchließen

mußte. Früher oder später mußtet Ihr zum Bewußtseyn Dessen gelangen, was Euch wahrhaft Noth thut, und dieses Bewußtseyn ist bei Euch bereits zum Durchbruche gekommen oder demselben sehr nahe. Nein! Ihr dürfet dieses Gotteshaus nicht mehr anders verlassen, als wie ich, wenn Euch einst der Ewige abruft von der Welt, um Rechenschaft zu fodern für das Pfund, das er Euch vertraut hat! Ihr erlasset kein Versprechen von Euch; was zu Eurem ewigen Heil gereichen muß, wird sich von selbst aus Euch entwickeln." —

Donna Laura war durch diese Rede und den Ausdruck, der in Ton und Blick der Sterbenden lag, aufs Tiefste erweicht und erschüttert worden. In Strömen flossen die Thränen von ihren Wangen nieder, und die ganze Heftigkeit ihrer energischen Natur schien sich aufzulösen in einer so gewaltigen Rührung, daß man sie fast für einen grenzenlosen Schmerz halten konnte. Sie vermochte nicht länger es auszuhalten in dem Gemache; die Hände ringend stürzte sie hinaus aus demselben.

„Beunruhiget Euch nicht über sie, meine Töchter," fuhr die Schwester Orsola fort; „ich kenne die Gewalt der Gefühle, die in ihrer Brust stürmen, und weiß, wo sie die Ruhe dafür sucht. Darum lasset mich eilen, auf daß keiner meiner letzten Augenblicke verloren sey für Diejenigen, die mein sterbendes Wort noch erreichen kann. Mit schwererer Sorge, als für irgend eine Bewohnerin dieses Gotteshauses, scheide ich von Euch, Schwester Cäcilia. Erlaubet mir den Namen, den Euch

meine ersten Absichten mit Euch gegeben. Es wäre ein Glück für Euch gewesen, wenn Ihr ihn behalten. In Eurer Brust wurzelt die Sünde fester, tiefer, als es einem so jungen Leben gebührt. Euer ganzes Herz hat keinen Raum, als für zeitliche Dinge; Ihr habt keinen Begriff und keine Achtung für das Höhere, zu dem der Mensch sich durch Tugend und Frömmigkeit erheben soll. Leichtsinnig gaukelt Ihr über die Blumen der Jugend weg, die noch unter Euren Füßen sprossen; Ihr seyd ohne Gefühl für fremde Noth, für fremden Schmerz, für fremde Tugend. Glaubt Ihr, daß die Rosen Eurer Wangen nie verblühen, der Glanz Eurer Augen nie erlöschen, daß die Anmuth, die Behendigkeit dieser jugendlichen Glieder nie verschwinden werden? Ach, ich kann nicht widerstehen, Euch zu rathen, was ich wohl weiß, daß Ihr nicht befolgen werdet! Wählet freiwillig ein Gotteshaus, um Euch von allen Verführungen der Welt abzuschließen; sonst werden Andere dereinst für Euch wählen. Dann wird Euch aber auch nur die Reue über ein verlorenes Leben in dasselbe begleiten, und es wird nicht die Reue der zerknirschten Sünderin seyn, welche den ewigen Erbarmer versöhnt, sondern die Reue der verstockten Sünderin, die den Verlust von Freiheit und Genüssen nicht vergessen kann, weil sie sie nur durch ihre Unklugheit eingebüßt zu haben glaubt." —

Zoë hörte diese Worte der Sterbenden mit einem Ton und Gesicht an, in welchem der Ausdruck des Spotts schnell in den des Zorns überging. Ihre Wange glühte;

doch hielt sie an sich; nur hatte sie sich mitten in der Warnung derselben von den Knieen erhoben und mit auffallendem Trotz wieder auf ihren Stuhl niedergelassen.

„Für Dich, gute Tochter Beata,“ wandte sich die Schwester Orsola nun an die Eine von den beiden Novizen; „für Dich hab' ich weder einen Wunsch, noch einen Rath. Du bedarfst nicht des einen und nicht des andern; Dein Herz hat keine Neigung, welche nicht zum Guten führte, und Dein Lebensschicksal keine Verwicklung mehr, da Deine Einkleidung so nah' ist. Die Vorsehung hat Dich bestimmt, meiner frommen Schwester Caritas ähnlich zu werden; und wer ihr ähnlich ist, ach, für den gibt es keine Aenderung mehr, als den sanften Uebergang von der Ruhe irdischer Unschuld in die Wonne himmlischer Glückseligkeit!“ —

„Ein andrer Quell von Tugend und Glück ist in Dir, meine gute Tochter Rosalia,“ fuhr sie gegen die zweite Novize gerichtet fort; „aber nicht das Kloster ist der Boden, auf dem er sich in seiner ganzen Fülle erschließen kann. Die Welt bedarf anderer Muster von Tugend und Frömmigkeit, als das Kloster, und Dir ist beschieden, ihr voranzuleuchten durch das Glück, das Du als Gattin und Mutter um Dich verbreiten, und dessen Du selber genießen wirst. Du bist es dem Gotteshause schuldig, welches Dir die Arme geöffnet, den ganzen Kreis der Prüfungen des heiligen Ordens zu durchlaufen, dem es geweiht ist, um mit gutem Gewissen sagen zu können, daß Du Deinen Beruf nicht in ihm gefunden. Aber alsdann lasse Dich auch durch

nichts zurückhalten, dieses offen zu erklären, auf daß Du nicht, um der Verlegenheit einiger Stunden zu entgehen, Dein ganzes schönes Leben in unendlichen Jammer verwandelst." —

Bei diesen Worten stürzte die Aeltere der beiden Novizen an das Lager der Sterbenden, faßte ihre Hände mit Heftigkeit und bedeckte sie mit Thränen und Küssen der Rührung und des Dankes. Aber im nämlichen Augenblick öffnete sich auch die Thüre der Zelle, und füllte sich solche mit sämmtlichen Bewohnerinnen des Klosters. Es war bekannt geworden, daß die fromme Mutter, die ihnen erst in den letzten Monaten wahrhaft lieb und theuer geworden war, weil sie eine größere Milde und Sanftmuth, als früher, gegen sie beobachtet; es war bekannt geworden, daß Donna Orsola wieder zum Bewußtseyn zurückgekehrt sey, um ihren Segen zu ertheilen. Und so stellte sich denn ein herzerhebender Anblick dar, wie diese Zahl von Jungfrauen des verschiedensten Alters um das Lager der Sterbenden kniete, die völlig aufgerichtet auf demselben saß und mit einem Blick, worin sich Freude und Dank mit Liebe und Gebet verklärten, beide Arme nach ihnen ausstreckte, als wollte sie Alle damit umfangen. Eine gute Weile schien sie keine Worte finden zu können, sondern ihre Hände strebten in jener zitternden Bewegung hinaus nach ihnen, daß Mehrere von den Nonnen sie damit in die Höhe schweben zu sehen glaubten. „O meine geliebten Töchter," rief sie endlich aus; „die Stunde ist gekommen, in der sich Eure Mutter von Euch trennen

muß! Trauert nicht! Eine Würdigere, als ich, wird an meine Stelle treten, und die unbefleckte Jungfrau und dreimal heilige Gottesgebährerin wird ihr schützendes Auge nicht von Euch wenden. O wenn ich gedenke, wie klein der Anfang war, auf welchem diese Fülle von Segen und Frömmigkeit erwachsen ist, so kann ich nicht Worte, nicht Gedanken, nicht Gefühle genug finden, um sattsam das Wunder zu preisen, das an unserm Gotteshause geschehen. Und dennoch hab' ich mich so lange dem Kleinmuth überlassen können, daß es noch nicht so fest gegründet sey, um nicht den nächsten Stürmen zu unterliegen? Nein! Nicht auf Sand ist es gebaut, sondern auf jenem Felsen, der unerschütterlich steht in dem Ocean der Zeit und der Ewigkeit, auf jenem Felsen, auf dem unsre heilige Kirche gegründet ist! Gewiß werden die Tage, die Jahre der Prüfung nicht ausbleiben; ja, sie haben bereits begonnen, und die Mittel, das Angefangene in der Größe, in der es entworfen ist, durchzuführen, fehlen gänzlich. Werdet nicht kleinmüthig, geliebte Töchter, wenn in den nächsten Tagen auch die leibliche Nahrung und Nothdurft zu mangeln beginnen sollte. Unsre Vorräthe sind der Erschöpfung nahe, und die milden Opfer der Frommen in den letzten Monaten nicht mehr so reichlich gefallen wie sonst. Aber verzaget nicht, wenn auch das letzte Brod gebrochen ist! Die dreimal heilige Gottesgebährerin wird Euch nicht verlassen; sie wird Euch Trost und Hülfe senden, wenn die Noth aufs höchste gestiegen scheint. Groß und herrlich wird unser Gotteshaus vollendet werden, wie kein andres, und

daß die unbefleckte Jungfrau ihre volle Macht erprobe, wird sie gerade in den Tagen der größten Trübsal die Herzen der Bewohner dieser Stadt zu seiner Vollendung erwecken. Welch eine glänzende Zukunft eröffnet sich vor meinen Blicken! Jahrhunderte liegen vor mir; alle die Tausende und abermal Tausende von frommen Schwestern, die allmählich hervorgehn aus unsrer heiligen Gemeinde ziehen heran mit Kreuzen und Fahnen! O welch ein herrlicher Zug! Es ist ein Zug ohne Ende! Ach, wie wird mir! Soll er mir gelten, Euer Besuch? Ja, sie nahen sich mir! Mich wollen sie geleiten in die ewige Herrlichkeit! Ach, was hab' ich gethan, um solchen Ruhmes würdig zu seyn! Schütze mich, unbefleckte Jungfrau, vor so viel Ehre, die ich nicht verdiene, vor so viel Glanz, den ich nicht ertragen kann! Laß zu Deinen Füßen in den Staub mich werfen, dreimal Heilige —"

Mit diesen Worten sank die Schwester Orsola zurück und hatte vollendet. —

Wir haben geglaubt, unsern Lesern die Entwicklung vom Schicksal dieser seltenen Frau schuldig zu seyn, müssen uns aber enthalten, den Eindruck zu schildern, welchen ihre begeisterte Rede in den Anwesenden zurückgelassen. Nur dürfen wir unsre Besorgniß nicht verhehlen, daß der gute Rath verloren sey, der den beiden Frauen ertheilt wurde, die unsrer Erzählung besonders angehören. Die nähere Entwicklung der Umstände, welche zwei Personen, deren Neigungen einander so feindlich gegenüberstanden, wieder in dem nämlichen Kloster vereinigten, wird keinen Zweifel darüber übrig

lassen. Der Vollständigkeit wegen müssen wir etwas weiter zurückgehn und den Faden von Laura's Geschichte da aufnehmen, wo wir ihn nach jenem unglücklichen Gang auf die Spitze des Vesuvs in einem, ihr und ihrem Begleiter unbekannten, Landhaus abgebrochen.

Die mancherlei Anstrengungen dieses Tages waren nicht ohne schwere Folgen für Laura's Gesundheit geblieben; nach einer unruhigen Nacht fühlte sie sich am Morgen durchaus unvermögend, von ihrem Lager aufzustehn. Ihre Glieder schienen völlig gelähmt, und die schneidendsten Schmerzen begleiteten jede Bewegung, die sie versuchte. Im Uebrigen hatte sie das klarste Bewußtseyn ihres Zustands und fühlte die ganze Trostlosigkeit ihrer Lage. Als die freundliche Wirthin daher am Morgen vor ihr Bette trat und sich mit unverkennbarer Theilnahme nach ihrem Befinden erkundigte, brach sie in Thränen aus und bedurfte einer guten Weile, bis sie sich so weit gefaßt hatte, um dieselbe mit dem Uebel, das sie befallen, bekannt machen zu können.

Estella tröstete sie mit der Versicherung, daß es nur ein starker rheumatischer Anfall sey, für den ihr Gatte ein zuverlässiges Hausmittel besitze, welches schon vielen geholfen. Solche Krankheitsfälle, setzte sie hinzu, kämen täglich auf diesen Gebirgshöhen vor, wo die Lufttemperatur so schnell und häufig wechsle, man müsse das Uebel nur nicht einwurzeln lassen, sondern ihm sogleich mit Nachdruck begegnen.

Laura, in deren Charakter es überhaupt lag, sich

eher den Sorgen hinzugeben, als der Hoffnung, fand keinen Troſt in dieſem Zuſpruche. Vielmehr ſchien ihr ein Zuſtand, in welchem ſie ſich am ganzen Körper gleichſam gefeſſelt fühlte, ganz entſetzlich. Die Unglückliche, für deren zerriſſenes Innere ein äuſſerliches Uebel faſt für eine Wohlthat gelten konnte, erkannte in dieſem Unfall nur die letzte Höhe ihres Jammerſchickſals. In ihrer troſtloſen Stimmung vermeinte ſie mit geſundem Körper auch den ſchweren Leiden entfliehen zu können, die ihre Bruſt erfüllten!

Inzwiſchen verſchmähte ſie doch die Hülfe nicht, die ihr geboten wurde. Franzillo wandte ſehr heftige Mittel an, um die Ausdünſtung zu befördern, und nach wenigen Tagen fühlte Laura bereits eine bedeutende Aenderung zum Beſſern. Die Cur wurde täglich und ſo lange fortgeſetzt, bis die Steifigkeit der Glieder allmählich verſchwand, und ſie ſich wieder im vollen Beſitz ihrer Kräfte fühlte.

Während dieſer Zeit hatte Jaffier den gröſten Theil des Tags an Laura's Lager zugebracht. Beſaſ er nun auch nicht die lebendige Beweglichkeit des Geiſtes, womit manche Menſchen Andere zu erheitern verſtehen, ſo war ſeine Theilnahme an ihrem Zuſtand doch ſo natürlich und innig, daſ ſeine Nähe wohlthätig auf ſie wirken muſte. Gewiſ würde ſolches in noch höherem Grade geſchehen ſeyn, hätte ſie nicht immer tiefer gefühlt, wie viel ſie ihm ſchuldig wurde, und wie wenig ſie ihre Schuld in der Weiſe abzutragen vermochte, die ihn allein befriedigen konnte.

Schon am ersten Tag hatte er ihr vorgeschlagen, Jacques Pierre'n Nachricht von ihrem Zustand zu geben und Kleidungsstücke und andere Bequemlichkeiten kommen zu lassen, an die sie gewöhnt war. Mit wahrem Schauder bebte sie jedoch vor diesem Gedanken zurück und foderte das Versprechen von ihm, daß er nicht die geringste Kunde von ihnen Beiden nach Torre dell' Annunziata gelangen lassen wollte. Wahrscheinlich fand die unglückliche Frau einigen Trost in dem Gedanken, daß Jacques Pierre'n ihr Verlust erst fühlbar werden würde, wenn er ihm unheilbar erschiene. Aber auch Jaffier gefiel sich in dem Geheimniß, das er mit ihr theilte, und hoffte von dieser stillen Einsamkeit zu gewinnen, was ihm das bewegtere Leben bisher zu versagen geschienen.

Die Rückkehr von Laura's Gesundheit führte jedoch die Nothwendigkeit herbei, wieder in die Welt zurückzukehren. Franzillo wollte sich es nicht nehmen lassen, sie selbst auf seinem Esel bis nach Torre dell' Annunziata zu bringen, und Catella gab ihren Gästen eine gute Strecke Wegs das Geleite zu Fuß. Die Trennung von der heitern Pflegerin war Laura'n sehr schmerzlich. Es däuchte ihr der erste Schritt zur Rückkehr in die Verhältnisse, welche so schwer auf ihrem Leben lasteten. Sie versank in ein tiefes Schweigen, während die beiden Männer im Gespräch neben ihr einherwandelten und nur zuweilen einen Blick auf sie warfen, als ob sie ihrem Zustand nicht ganz vertrauten.

Aus dieser Versunkenheit wurde sie geweckt durch

das bettelnde Mädchen, dessen Mutter bei ihrer letzten Ankunft in Torre dell' Annunziata einen so schweren Fluch über sie ausgestoßen. Diese lehnte in gleicher Stellung, wie dazumal, an der Mauer, und sie und ihr Kind waren recht eigentlich die ersten menschlichen Wesen, auf welche Laura's Blick in dem Orte fiel. Zum Unglück hatte sie kein Geld bei sich; Jaffier befand sich in der nämlichen Unmöglichkeit, die zudringliche Kleine zu befriedigen, und die Alte, welche Laura'n erkannt, begann aufs Neue, ihr alle mögliche Uebel für ihre Hartherzigkeit zu wünschen. Diese Begegnung war entsetzlich für die unglückliche Frau; der Fluch der Alten hatte sich nun an ihr erfüllt; aber das Schicksal schien ihr mit neuem Jammer zu drohen, indem es dieselben Schreckgestalten wieder auf ihren Weg stellte.

Diese Eindrücke wurden stärker und quälender, als sie das Landhaus betrat, wo sie einst so viele Tage, ja Monate des ruhigsten Glückes genossen. Ihre Ankunft, die sonst für die Pächterfamilie so erfreulich gewesen, schien diese nun mit Grausen zu erfüllen; es war, als ob sich ein Grab geöffnet und ihnen die Gebieterin wieder zurückgegeben hätte. Aber jeder Schritt weiter in den wohlbekannten Räumen überzeugte Laura'n von der neuen Herrschaft, welche hier eingetreten war. Keine Geräthschaft befand sich mehr an ihrer frühern Stelle; die Bestimmung der Gemächer war durchaus verändert, und ein Schauder überlief sie, als sie sah, daß eine Genossin Jacques Pierre's sonst einsames Lager getheilt hatte.

Jetzt blieb ihr kein Zweifel mehr übrig, daß Zoë seine Gattin geworden. Diese Gewißheit war mehr, als sie zu ertragen vermochte. Glücklicher Weise stand ein Lehnstuhl in der Nähe, so daß es kaum bemerkt wurde, als sie auf denselben niedersank. Es ging über die Macht ihres Willens, sich mit eigener Kraft aufrecht zu halten.

Ihr erster Entschluß war, ein Haus zu verlassen, das sie nicht mehr als das ihrige ansehen konnte; und gewiß würde sie ihn ausgeführt haben, wäre sie allein gewesen. Jaffier's Nähe jedoch stellte ihre Gewalt über sich selber wieder her; der Gedanke beschämte sie, daß er bemerken sollte, wie tief sie sich gekränkt fühlte. Sie nahm sich mit aller Kraft zusammen und heuchelte den Rest des Tages hindurch eine Ruhe, welche für die Wünsche ihres Begleiters fast ermuthigend scheinen konnte.

Aber am Abend, als sie sich endlich allein sah, brachen die gewaltsam zurückgedrängten Gefühle mit desto stärkerer Macht hervor; einer Masse von Gewitterwolken gleich, welche der Luftstrom in einem Gebirgskessel zusammengedrückt, den sie nicht mehr zu überwinden vermögen. Dunkler und immer dunkler wird das schwere Gewölk; der Wind ist verstummt, und eine ängstliche Düsterkeit liegt über der Erde. Endlich beginnen wenige Regentropfen zu fallen, und im nächsten Augenblick zerreißt ein Blitz die schwarze Wolkendecke. Mit des entsetzlichsten Donners Krachen öffnen sich alle Bronnen des Himmels, und Feuer und Wasser stürzen vermischt herab

auf die Erde, als hätten sich die Elemente im Aufruhr verschworen zu ihrer Zerstörung.

Unsre nordischen Erfahrungen haben keinen Maßstab für die Stürme von Naturen, wie die von Laura ist. Mit übermenschlicher Kraft drängen sie den ungeheuersten Jammer in ihr Inneres zurück und scheinen ruhig, während er ihr Herz zersprengen sollte. Auf einmal bricht er als Verzweiflung los, die sich eben so schnell in Wuth verwandelt. Aber diese Wuth kehrt sich gegen sie selbst, da der Gegenstand außer ihr fehlt, an dem sie sich ergehen könnte. Mit wildem Ingrimm schlägt sie sich mit den Fäusten vor die Stirne, als wollte sie sich für die Thorheit strafen, jemals einen solchen Verräther geliebt zu haben. Dann rauft sie sich die Haare aus und wirft sich, die Hände ringend, auf den Boden nieder. Endlich scheint die letzte Schleuse der Schmerzen in ihrem Innern zu reißen. In Strömen ergießen sich ihre Thränen, und die hohe Glut der Wangen verwandelt sich in Leichenblässe. Aber es ist nicht die wohlthätige Ergießung der Natur, welche den Schmerzen Lindrung verschafft. Es ist der grenzenlose Jammer, nicht über den Verlust ihrer Liebe, sondern über ihre tiefe Erniedrigung. Es ist der Grimm gegen sich selbst, der sich seine Schwäche, der sich die Thorheit der Liebe nicht verzeihen kann. So springt sie plötzlich vom Boden auf, reißt einen Dolch, der auf dem Tische liegt, aus der Scheide und hat ihn bereits auf ihre eigene Brust gezückt, als sie einen Blick auf das Gemälde an der Wand wirft. Im Augenblick läßt sie die Hand, sinken und eine fiebrische Glut bedeckt

ihr Gesicht. Sie stößt den Dolch mit Heftigkeit zurück in die Scheide und legt ihn unter das Kopfkissen ihres Lagers. Offenbar hat sie einen Entschluß gefaßt; aber mit welch furchtbarer That muß er schwanger seyn, wenn ein Blick auf die Malerei an der Wand ihn gereift hat! Es ist Medea, die aus ihrem Drachenwagen herab dem verzweifelnden Jason den blutigen Dolch zeigt, womit sie eben seine Kinder ermordet! Die Muse hat von jeher das Recht genossen, über die Stunden des grausamsten Jammers ihrer Helden wegzueilen, und so dürfen auch wir von der endlosen Nacht schweigen, welche die unglückliche Frau durchlebt hat. Möcht' es doch Ruhe seyn, womit sie Jaffier'n am andern Morgen bitten läßt, daß er sich nach Neapel begeben und Jacques Pierre'n ersuchen möchte, ihm ihre Kleider auszuliefern! Unsre Leser können sich selbst den Eindruck vorstellen, welchen Jaffiers Erscheinung und die Nachricht von Laura's Rettung auf den Capitän und seine Gemahlin gemacht hat. Doch sind wir dem Letztern die Gerechtigkeit schuldig, zu bemerken, daß seine Freude über Beider Rettung alle andere Gedanken überwältigte, welche sich jetzt in ihm geltend machen konnten. Ja, er achtete nicht auf Zoë's Unmuth, als er manches kostbare Geschmeide, das sie sich bereits zugeeignet, und überhaupt Laura's ganzen reichen Schmuck, welcher größtentheils aus seinen Geschenken bestand, mit ihren Kleidungen und vielen andern häuslichen Geräthen, auf die sie sonst einen besondern Werth gesetzt, zusammenpacken ließ und ihr Alles noch am nämlichen Tage mit

einer bedeutenden baaren Summe zusandte. Nur mit wenigen Worten gab er Jaffier'n zu verstehen, daß er damit seinen Verpflichtungen gegen sie noch bei Weitem nicht Genüge geleistet zu haben gemeint sey.

Jaffier fand Laura'n dem Anscheine nach weit beruhigter, als er mit seinen Päcken nach Torre dell' Annunziata zurückkam. Wenn ihm jedoch der scharfe Blick beigewohnt hätte, den die Liebe so selten gegen ihr angenehme Täuschungen besitzt, würd' ihm der schmerzliche Eindruck gewiß nicht entgangen seyn, welchen der Anblick so vieler Gegenstände auf sie machte, von denen jeder eine Erinnerung an schönere Zeiten in ihr erweckte. Seinen Auftrag wagte er gar nicht auszurichten; besonders da Laura Alles, was er mitgebracht, in ihr Schlafgemach schaffen ließ, und er ihn später an ihre eigenen Aeußerungen anknüpfen zu können hoffte. Als sie ihm aber noch am nämlichen Abend mehrere Kästchen mit kostbarem Schmuck einhändigte und ihn ersuchte, solchen dem Capitän wieder zurückzugeben und ihn in ihrem Namen um eine kurze Unterredung zu ersuchen, däuchte es ihm unnöthig, Verhältnisse zu berühren, welche von selbst zwischen Beiden zur Sprache kommen mußten.

Jaffier's Erscheinung mit den Schmuckkästchen machte einen sehr angenehmen Eindruck auf Zoë'n, so daß sie dem Capitän keine Zeit ließ, deren Annahme zu verweigern. Ja, sie meinte, daß er unmöglich den gewünschten Besuch verweigern könnte und diese Dinge am besten persönlich mit ihr abmachen würde. Die reizende junge Frau schien gar keine Ahnung von der

Schwierigkeit aller Beziehungen zwischen zwei Personen zu haben, die sich einst geliebt, und von welchen Diejenige, die das schwerste Unrecht erlitten, die meiste Großmuth gezeigt hat. Indeß kam sie seinem Entschlusse kaum durch ihren Zuspruch zuvor; aber ohne sich selbst darüber klar zu werden, verletzte es ihn tief, daß sich Zoë in ein Verhältniß mischte, in welchem alle Vortheile auf ihrer, und alle Opfer auf Laura's Seite waren.

Die Unterredung zwischen der Letztern und zwischen Jacques Pierre fand in dem Garten des Landhauses auf einer Terrasse Statt, von der man den ganzen schönen Golf überblickte. Die Fassung, worin er sie fand, ermuthigte ihn ungemein und dünkte ihm ein sichres Zeichen, daß sich ihr Verhältniß zu Jaffier'n bereits zurechtgesetzt habe. Aus dem Benehmen und den Aeußerungen des Letztern hatte er gerade das Gegentheil geschlossen.

Er wollte das Gespräch mit einer Anspielung auf diese glückliche Wendung beginnen, indem er Laura'n betheuerte, daß sie seinem Wunsch, ihn zu sprechen, zuvorgekommen sey. „Ich gedachte, eine Bitte an Euch zu thun."

„Was sollt' ich noch haben, das einer Bitte von Euch werth wäre?" antwortete sie ziemlich trocken. „Daß ich keine Ansprüche auf Eure Tochter mache, werdet Ihr von mir erwarten," setzte sie mit einer Stimme hinzu, in der offenbar ein andres Gefühl, als das sie aussprach, zitterte.

„Ihr vermehret damit die zahllosen Verbindlichkeiten, die ich gegen Euch habe — "

„Es iſt ein Opfer, das mich wenigſtens keine Ueberwindung koſtet —“

„Ich zweifle auch nicht, und beim Himmel, ich habe keinen heißern Wunſch mehr, als daß Euch die Zukunft durch Gaben entſchädigen möge, die Euch glücklicher machen, als der Beſitz des armen Kindes, deſſen Herz mir durch ſeine frühe Entfernung von uns entfremdet haben.“

„Es würde überall dem Herzen ſeines Vaters gefolgt ſeyn; auch hab' ich Euch deßhalb nicht zu ſprechen gewünſcht.“

„Ich darf mich nicht beklagen,“ fuhr der Capitän mit dem Ausdruck von innigem Gefühl fort; „nein, ich darf mich nicht beklagen, wenn Ihr glaubtet, daß ich vergeſſen könnte, Eure Zukunft gegen jede Sorge ſicher zu ſtellen.“

„Meine Zukunft?“ erwiederte ſie mit einem Lächeln, über deſſen unheimlichen Ausdruck er erſchrack. „Doch ja,“ ſetzte ſie gleich hinzu, indem ſie ihren vorigen Ernſt wieder annahm; „ich habe noch einen Wunſch für meine Zukunft, wenn Ihr einige Wochen Zeit für die Zukunft gelten laſſen wollet —“

„Redet, theuerſte Laura,“ rief der Capitän; „ſey es, was es wolle: wenn die Erfüllung Eures Wunſches keine Unmöglichkeit iſt, ſo ſoll er erfüllt werden —“

Ein ſichtbarer Schauder hatte ſie bei dem Wort „theuerſte Laura“ überlaufen; indeß fiel ſie gleich in ihren vorigen Ton zurück und erwiederte: „Es iſt eine Kleinigkeit, ein Perſenſpiel, kurz wenigſtens, wenn auch

nicht lustig. Ich möchte, daß mein Verhältniß zu Eurem Kinde noch einige Zeit unbekannt bliebe. In Wahrheit, ich mache keine Ansprüche an dasselbe; aber ich wünschte doch, zu vermeiden, daß die Welt, welche den Zusammenhang der Verwicklungen, in die wir gerathen sind, nicht ahnen kann und vielleicht nicht einmal zu begreifen vermag, von mir sagte, ich besäße kein Mutterherz, weil ich mich so leicht von einem Kinde trenne, daß mir Natur und Gesetze zuzusprechen scheinen. Bis ich meine weiteren Entschlüsse fassen kann, gedenke ich eine Zuflucht in dem Kloster der Schwester Orsola zu suchen und möchte darum Euer Kind auf einige Wochen mit mir nehmen, bis mich die Welt vergessen." —

Jacques Pierre fand nicht das geringste Bedenken dabei und erklärte ihr sogar, daß sie seinen Wünschen im Grunde zuvorkomme, indem er im Begriff stehe, sich auf mehrere Monate von den Seinigen zu trennen. Es würde nun Ernst mit der Unternehmung auf Venedig, und der Vicekönig dachte darauf, daß er Neapel dem Anschein nach als Flüchtling verlassen und für seine Flucht eine scheinbare Rache durch Festsetzung Derjenigen, die ihm die Liebsten wären, genommen werden müsse. Das Kloster würde vollkommen für diesen Zweck hinreichen, und der Herzog selbst habe ihm Solches dazu vorgeschlagen.

Zum größten Erstaunen des Capitäns schien es für Laura'n gar nichts Unerwartetes, als er von der Möglichkeit sprach, Zoë'n in dem nämlichen Kloster unterbringen zu müssen. Ja, sie fand es sogar wünschens-

werth, da das Kind einmal an ſie gewöhnt ſey. Faſt däuchte ihm der Gedanke auf ihrer Zunge zu ſchweben, daß ihr ſelbſt daran gelegen ſeyn müſſe, daſſelbe nicht von der Perſon zu trennen, welche nunmehr Mutterſtelle bei ihr zu vertreten, und für die es bereits eine entſchiedene Neigung gefaßt habe.

Jacques Pierre kehrte vergnügt über den Ausgang dieſer Verhandlung, von der wir nur das Nothwendigſte mitgetheilt, nach Neapel zurück. Dennoch konnte er ſich die großen Schwierigkeiten nicht verhehlen, welche noch zu überwinden waren, indem er es faſt unmöglich fand, daß Zoë ſich mit Laura in das nämliche Kloſter begeben könnte. Leichter hoffte er ihre Einwilligung zu gewinnen, ſich auf einige Tage von Lauretta'n zu trennen; aber wer mochte den Widerwillen des Kindes beſiegen, deſſen Abneigung gegen ſeine Mutter bisher mit der Liebe für Zoë'n gewachſen zu ſeyn ſchien? Wie aber gewöhnlich, wo die Dinge der Entſcheidung in Glück oder Unglück zueilen, alle Hinderniſſe von ſelbſt zu verſchwinden pflegen, ſo fand er auch mit Erſtaunen Zoë'n ganz geneigt, daſſelbe Kloſter mit Donna Laura zu beziehen. Dieſe hatte durch die Gleichgültigkeit gegen ihren Schmuck viel in ihren Augen gewonnen. Daß ſie in dem Gedanken an die Triumphe der Liebe des Kindes zu ihr über die natürlichſte Neigung einigen Reiz fand, wagen wir kaum zu behaupten; daran aber iſt kein Zweifel, daß ſie ſich von der Rückkehr in das Kloſter unter ſo ganz veränderten Umſtänden viele Nahrung für ihre Eitelkeit, für ihren Stolz und vielleicht ſelbſt für ihre Rachſucht

versprach. Wie weit sie richtig gerechnet, lassen wir dahingestellt seyn; die Lehre, die sie von der Sterbenden erhalten, mochte immer ohne Wirkung auf ihre Gesinnung und ihre Handlungen bleiben, ihren Stolz hatte sie gewiß verwundet; denn der Trotz, den sie gezeigt, beweist ein Bedürfniß der Selbstbefriedigung, welchem der Mensch häufig durch die Verachtung alles Dessen, was Sitte und Zartgefühl fodern, zu genügen sucht.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Die kleine Reiſegeſellſchaft, die wir begleiten, iſt bereits mehrere Tage von Neapel entfernt. Sie hat die Grenzen der Provinz Abruzzo überſchritten und befindet ſich in Gebirgsgegenden, welche den fruchtbaren, reichbebauten und übervölkerten Ebenen und ſanften Hügeln der Terra di Lavoro durchaus unähnlich ſind. Die höhere Lage des Landes, ſeine vielen Wälder und der Strich der Gebirge, deren Kamm die Wolkenſcheidung eines ſchmalen, zwiſchen zwei Meeren gelegenen Landes bildet, verleihen ſeinen klimatiſchen Verhältniſſen einen Charakter, der ſich vielleicht nur mit den gebirgigſten Schweizerlandſchaften vergleichen läßt. Die Wolken von beiden Meeren und Küſten ſammeln ſich an ſeinen Firnen und ſinken in Thau oder Regen an der Seite nieder, wo ſie ihre Schranke gefunden. Morgens und Abends ſteigen Nebel empor aus den Forſten und Schluchten und nähren die zahlloſen Gewäſſer, die als kryſtallhelle Bäche über den üppigen Grasteppich der Thäler wegeilen, um ſich als ſchäumende Cascaden in die dunkeln Klüfte zu ſtürzen oder ſtille ſich zu bergen in den geheimnißvollen Seen der reich um-

schatteten Gründe. Die fettesten Weidetriften laufen an den mäandrischen Bächen hin und bedecken die offenen Höhen zwischen den Urforsten. Die üppigste Vegetation lacht über Berg und Thal und wuchert selbst an den gewaltigen Felsmassen empor, auf die sich jene Triften häufig abschneiden. Man erblickt meist nur einzelne niedrige steinerne Hütten mit Schieferdächern, welche durch schwere Steine gegen die heftigen Winde geschützt sind. Die schwache Bevölkerung besteht in armen Hirten, die mit ihren Heerden das einförmige Grün der Weiden und mit der einfachen Musik ihrer Schalmeien die tiefe Stille derselben unterbrechen. Man kann halbe Tage reisen, ohne einem Wanderer zu begegnen, und wenn es geschieht, so eilt er scheu vorüber. Nur in starker Begleitung durchzieht hie und da ein Reicher das Land, welches von jeher für eine sichere Zuflucht für Räuber und Verbannte gegolten. Ansehnlichere Massen von Bevölkerung sammeln sich nur an den grosen Kirchenfesten zu Ehren der Schutzheiligen von gröstern Orten. Alsdann herrscht auch die vollkommenste Sicherheit in der ganzen Gegend. Die grausamsten Mörder und Räuber sind die eifrigsten Theilnehmer dieser Feste; sie hoffen, sich mit dem Himmel durch die Andachtübungen einiger Tage für die Verbrechen eines ganzen Jahres abzufinden.

Unsere Reisegesellschaft ist offenbar auf die Zeiten der Unsicherheit eingerichtet. Ein sogenannter Campiere eröffnet den Zug auf einem hitzigen Hengste, der seinen ganzen Weg durch den Schaum bezeichnet, welchen er mit dem aufgeschnellten Kopf von dem Gebisse schleudert.

Der Mann hat einen solchen Vorrath von Waffen aller Art auf sich, neben und hinter sich, daß er es mit einem ansehnlichen Trupp aufnehmen dürfte, wenn er sie alle zugleich brauchen könnte. Vor ihm auf dem Sattelknopfe, der ihm fast an die Brust reicht, liegt ein kurzer, aber weitgeöffneter Stutzer, aus dessen Doppelmündung sich in einem Augenblicke Tod und Verderben unter den größten Haufen verbreiten läßt. So eben hat der Reiter die große Pfanne desselben mit frischem Pulver versehen und bläst noch die Asche von der Lunte, womit er das Gewehr losschießen muß.

Die Gegend, in der sich der Zug befindet, ist jedoch von der Art, daß mit aller Vorsicht keine Sicherheit zu gewinnen steht. Der schmale Weg zieht sich zwischen einem reißenden Wasser und einer, senkrecht abgeschnittenen, Felswand hin, und das andre Ufer bedeckt ein dunkles Gehölz, aus dem man unbemerkt und sicher jeden Vorübergehenden mit dem Geschosse treffen kann. Dazu kommt, daß bei den steten Krümmungen des Weges die Annäherung der Gefahr nicht früher zu bemerken ist, als bis der Kampf mit ihr unvermeidlich geworden; so wie man sich auch hüten muß, Lärm zu machen, damit nicht entferntere Räuber herbeigelockt werden.

Der Campiere hat den Reiter hinter ihm auf die Nothwendigkeit verdoppelter Vorsicht und Wachsamkeit aufmerksam gemacht. Nachdem Solcher die großen Pistolen an seinem Sattel in Ordnung gebracht, faßt er die eine mit der rechten Hand, um im Augenblicke feindlicher Erscheinung losdrücken zu können, während er

die andere zwischen dem Sattelknopf und seinem Bauche hält. Er ist außerdem mit einem Dolch und einem kurzen zweischneidigen Schwert versehen, und hat er auch nicht das Ansehen eines Eisenfressers, wie der Campiere, so mag er leicht, wenn es zur Entscheidung kommt, mehr Gewandtheit und gewiß größeren Muth beweisen. Unsere Leser trauen es ihm vielleicht selber zu, wenn sie wissen, daß dieser zweite Reiter der Steuermann Jaffier ist.

Hinter ihm kommen zwei Sänften, deren jede von einem Paar Maulthiere getragen wird. Die Vorhänge sind geschlossen, so daß sich über ihren Inhalt noch nicht berichten läßt. Ihnen folgt eine stark verschleierte Frau in ganz schwarzem Anzug auf einem Saumthier, das von einem Führer geleitet ist. Vier andere schwerbepackte Thiere schlendern unbekümmert um alle Gefahr hinterher. Desto gerüsteter erwartet sie der Campiere, welcher den Zug schließt. Er zeichnet sich vor seinem Cameraden durch eine eiserne Sturmhaube und einen Brustpanzer aus und scheint sich mehr auf die Gewehre für Hieb und Stich, als auf Feuerwaffen zu verlassen. Auch hat er den langen Degen bereits gezogen, um keinen Augenblick mit dem Gebrauche zu säumen, wenn er nöthig werden sollte.

„Ihr könnt Euren Bratspieß nur stecken lassen, Gevatter Barnabas," spricht der Maulthiertreiber zu dem Campiere, als er beim Umwenden den Degen des Letzten entblößt sieht; „ich sag' Euch, Ihr werdet heute nichts an seine Spitze bekommen. Es ist eine panzerhafte Zeit; dennoch steht sie auch unter Wind und Wetter, wie die

alten Tage, von denen sie erzählen, daß man um das halbe Geld, was in den unsrigen ein Maulthier kostet, ein Paar kaufen konnte. Und dann war doch kein stätiges darunter!"

„Deßhalb hast Du wohl die Waffen zu Hause gelassen?" erwiederte der Campiere mit verächtlichem Tone.

„Dann wüßt' ich wenigstens, wo ich sie wieder holen sollte, wenn ich sie brauchte. Ich sage Euch, unsereins ist nirgends zu Hause; und darüber muß man froh seyn. Wär' ich irgendwo zu Haus, so hätt' ich auch keinen Verdienst, wenn ich nicht Sklavenarbeit verrichten wollte, und dazu, nehmt mir nicht übel, hab' ich so wenig Lust und Liebe, als Ihr zur Galeerenarbeit. Wißt Ihr auch, Gevatter, wo wir am Ende Alle zu Haus kommen?"

„Wer kennt das Land nicht, wo die Hühneraugen nicht mehr schmerzen, wenn auch ein Pferd darauf tritt? Aber es ist ein schimmlichter Spaß!"

„Bittrer Ernst, sag' ich Euch. Wer da zu Haus ist, dem thun weder Zähne, noch Hühneraugen mehr wehe. Und dennoch kann man es nicht gewiß wissen. Aber warum kann man es nicht wissen, Gevatter? Das erklärt mir einmal!"

„Sprich leiser, oder schweige lieber ganz. Dieß ist überhaupt das Beste für Dich, wenn Deine Bestien raschen Gang halten."

„Ich sag' Euch, Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, Gevatter —"

„Alberner Schuft," antwortete der Campiere mit

Verachtung. „Zu meinem Stand paßt die Furcht gerade, wie die Höflichkeit zu dem Deinigen. Wenn ich vorsichtig bin, so ist es nicht für mich, sondern für Diejenigen, deren Schutz mir obliegt.“

„Ich sag' Euch, Ihr könnt die Vorsicht und die Nachsicht hier sparen. Stößt Euch heut' etwas zu, so kommt es wenigstens nicht von Menschenhänden; dafür steh' ich Euch.“

„Woher denn sonst?“

„Was weiß ich? Aber das sag' ich Euch, und Ihr dürft mir es glauben. Der Battistiello unternimmt nichts beim Scirocco. Und hat er nicht Recht, der Battistiello!“

„Was sprecht Ihr vom Battistiello,“ rief Zoë, die plötzlich den Kopf aus dem Vorhang der zweiten Sänfte herausstreckte.

„Ihr könnt heute ganz ruhig seyn, Signorina,“ erwiederte der Maulthiertreiber. „Für Morgen will ich nicht stehen; denn in der Nähe ist er. Darauf kann ich schwören. Hab' ich doch um Mittag seinen großen weißen Pudel über den Weg laufen sehen, und da war er gewiß nicht ferne.“

„Heiliger Spiridion, steh' uns bei!“ rief Zoë. „Ich hab' es ja gesagt, daß es uns schlimm gehen würde in diesem von Gott verfluchten Lande! Laßt mich aussteigen! In dem Unglückskasten will ich wenigstens nicht sterben.“

„Ich sag' Euch, Ihr braucht heute nicht bange zu seyn, Signorina,“ sprach der Maulthiertreiber. „Hätten sie's auf Euch abgesehen, wär' es auch jetzt schon zu spät.“

„Ich will aussteigen! Aussteigen will ich!“ rief sie auf's Neue.

„Nun, wenn Ihr nicht hören wollt, so thut, was Ihr nicht lassen könnt,“ antwortete Jener und ergriff den Zaum des vordern von seinen Thieren, um es anzuhalten.

„Vorwärts!“ befahl der Campiere von hinten; „hier ist keine Stelle zum Anhalten. Ihr müßt Euch beruhigen, Signora, wenn Ihr nicht aus einer ungewissen Gefahr eine gewisse machen wollt.“

„Steuermann Jaffier!“ schrie Zoë jetzt aus vollem Halse.

„Was befehlt Ihr, Donna Zoë?“ erwiederte Dieser.

„Kommt und haltet die Bestien an, damit ich aus dem unglücklichen Kasten herauskann.“

„Es ist unmöglich, hier anzuhalten,“ entgegnete Jaffier, indem er sich auf dem Sattel nach ihr umdrehte. „Auch wüßt' ich nicht, wie ich an den übrigen Thieren vorbeikommen sollte, um zu Euch zu gelangen.“ —

Jaffier und die ihr näher Stehenden mochten indeß sagen, was sie wollten, Zoë beruhigte sich durchaus nicht und fing an, dem Ersten die bittersten Vorwürfe zu machen. „Was wird der Capitän sagen,“ rief sie aus, wenn er erfährt, daß Ihr mich den Räubern absichtlich in die Hände geliefert?“ —

Unter diesen und andern Reden, in welchen Zoë den Eigensinn und die Furchtsamkeit eines verzogenen Kindes an den Tag legte, war man jedoch immer weiter vorwärts gekommen. Auf einmal öffnete sich der Weg in

ein kleines anmuthiges Thal, und Jaffier benutzte den freien Raum, um an ihre Sänfte zu reiten und sie zu bitten, den Zug doch nicht in der verdächtigsten Gegend ohne Noth und Zweck aufzuhalten. Als sie dessenungeachtet darauf bestand, erklärte er geradezu, daß er ihrem Willen nicht entsprechen würde und der Billigung des Capitäns gewiß wäre.

Nach vielen harten Worten, die indeß nicht mehr fruchteten als die früheren, brach die reizende Frau in Thränen aus. Nun ließ sich auch Lauretta vernehmen, die ihr bisher ruhig gegenübergesessen. Sie fing an, zu weinen, und verlangte gleichfalls auszusteigen.

Jaffier sprengte einen Augenblick an die erste Sänfte und kehrte wieder zurück, nachdem er einige Worte mit der Person in derselben gewechselt. Er befahl dem Maulthiertreiber, die Thiere anzuhalten, und dieser gehorchte auch trotz der heftigsten Einwendungen der beiden Campieri. Das abgezäumt wurde, gaben die Letztern indeß durchaus nicht zu. Es sey unsicher in der Gegend, sagten sie; der Tag neige sich bereits dem Abend zu, und der geringste Zeitverlust würde es unmöglich machen, die Herberge zu erreichen, wo sie die Nacht ohne Gefahr zubringen könnten. Außerdem stiegen in diesen feuchten Thälern manchmal vor Sonnenuntergang Nebel auf, in denen ohnedieß kein Weg mit Sicherheit zu verfolgen wäre.

Zoë schien jedoch für nichts Anderes Sinn zu haben, als für die Lust, sich in das schöne Gras zu legen unter dem ungeheuren Kastanienbaum, der in geringer Ent-

fernung vom Wege ſtand. Und ſo machte die Geſellſchaft denn Halt unter ihm. Zoë ſprang ganz vergnügt aus der Sänfte, und Lauretta folgte ihr. Die Unbekannte in der andern Sänfte blieb jedoch ſitzen; nur trat die ſtark verſchleierte Frau in dem ſchwarzen Anzug, welche gleichfalls abgeſtiegen war, zu ihr und nahm, als Beide einige Worte gewechſelt, in ſcheuer Entfernung von den Andern Platz im Graſe.

Nachdem ſich's Zoë recht bequem gemacht auf dem zarten, aber üppigen Raſen, mußte Jaffier die Mundvorräthe abpacken laſſen, welche die Reiſenden mitführten. Die Campieri erneuerten ihre Einwendungen gegen Anſtalten, die noch weitere Zögerungen zur Folge haben mußten, und die reizende junge Frau wurde nur um ſo erfinderiſcher, ihre Ungeduld auf die Probe zu ſtellen. Die Waſſerflaſche ſollte aus dem Fluſſe gefüllt werden, neben dem ſich der Weg eine Zeit lang hingezogen. Man war bereits ziemlich weit davon entfernt; dennoch eilte Jaffier, ihren Wunſch zu erfüllen. Aber ſie fand das Waſſer von ſchlechtem Geſchmack und verlangte anderes aus einer der vielen klaren Quellen, an denen ſie den Tag über vorbeigekommen. Da machte ſich der Maulthiertreiber, welcher am wenigſten Eile zu haben ſchien, unaufgefodert mit der Flaſche auf den Weg, um eine ſolche Quelle zu ſuchen. Er war der Geſellſchaft kaum aus dem Geſicht, ſo ſprach der ältere Campiere zu Jaffier'n: „Ich traue dieſem ſchielenden Burſchen nichts Gutes zu. Seht Ihr nicht, wie er gleich bei der Hand iſt, wenn es auf Zögerung ankömmt. Ich möchte

nicht dafür stehen, daß er nicht mit den Räubern unter einer Decke spielt. Habt Ihr gehört, daß er den Hund des Battistiello kennt? Wer den Hund kennt, kennt auch den Herrn, und wenn der Herr ein Räuber ist, und er fürchtet sich nicht vor ihm, so weiß man schon, was man davon zu halten hat. Bei St. Christoph, es ist ein schielender Schurke, von dem nichts als Böses zu erwarten steht!" —

Zoë, welche diese Bemerkung gehört hatte, sprang jetzt auf einmal von ihrem weichen Sitz auf und verlangte, daß die Reise augenblicklich weiter fortgesetzt werden sollte. „Ja, ja," rief sie; „dieser Mensch hat kein gutes Gesicht. Er wird uns an die Räuber verrathen. Lasset uns eilen, damit wir ihn loswerden —"

„Wollt Ihr die Reise zu Fuße fortsetzen, Signora?" sagte der andere Campiere ärgerlich. „Oder glaubt Ihr, daß er uns weniger verrathen werde, wenn wir ihm seine Thiere mitnehmen und ihn hier zurücklassen?" —

Zoë bestand darauf, daß man sich sogleich auf den Weg machen müßte, und fiel in die übelste Laune, als ihr eine entschiedene Weigerung entgegengesetzt wurde. Zuletzt stieg sie in ihre Sänfte, zog die Vorhänge zu und stieß die Wasserflasche mit Verachtung weg, als der Maulthiertreiber solche nach einer ziemlich langen Zeit, während die beiden Campieri's mit der größten Ungeduld nach ihm ausgesehen, gefüllt zurückbrachte.

„Bei Sanct Bernhardin von Siena," brummte der Letztere, nachdem er selbst einige gute Züge aus der

Flasche gethan; „ich sage, störrisch ist ein Maulthier; aber so ein Weib ist störrisch und unvernünftig zugleich. Und dennoch darf man ihm den Stock nicht um den Kopf schlagen, wie gern man es auch thun, und wie gut es ihm auch bekommen möchte!“ —

Die Campieri setzten ihre Rosse in raschen Gang und trieben die Maulthiere vorwärts. Wirklich zeigte sich bald, wie nöthig die Eile früher gewesen, und wie unzureichend sie nun geworden war. Schon stiegen leichte Dünste auf den nächsten Wiesengründen empor und wurden immer dichter, während sich der Himmel gegen Westen vergoldete und keinen Zweifel übrig ließ, daß die Sonne, die in diesen tiefen Thälern nicht mehr sichtbar war, ihrem Untergang nahe stand. Bald wurden die Dünste zu dichten Nebeln und verhüllten die Landschaft rings um die Reisenden. Da der Weg über frisch abgeweidetes Wiesenland hinging, auf welchem kein eigentlicher Pfad war, so wollte sich der Maulthiertreiber an die Spitze des Zugs stellen, um die Richtung zu halten. Die Campieri fanden ihr Mißtrauen dadurch bestätigt und befahlen ihm ohne Umstände, daß er bei den Sänften bleiben sollte. Er folgte ihren Weisungen augenblicklich, versicherte ihnen jedoch zugleich, daß er für seine Person nichts von den Räubern zu fürchten habe, und ihm vollkommen gleich sey, wo er sein Nachtquartier finde.

Nachdem die Gesellschaft ihren Weg eine gute Weile fortgesetzt, wurde der Nebel dichter und stieg immer höher empor an den Bergen, an deren Spitzen bereits die letzten Sonnenstrahlen verschwunden waren. Allmählich

wurde das Rauschen eines starken Gewässers hörbar, und bald ließ sich nicht mehr bezweifeln, daß sich der Zug in seiner Nähe befand. Zum Glück war es noch eben helle genug, um das tief strömende Bergwasser zu erkennen, an dessen steilem Ufer die vordern Thiere mit einemmal stille hielten. Die Campieri freuten sich jedoch über diese Nachbarschaft; sie glaubten das Wasser zu kennen und meinten, daß sie nur an seinem Ufer hinzuziehen brauchten, um das Nachtquartier zu erreichen. Der Maulthiertreiber war mit den Sänften etwas zurückgeblieben und beeilte sich immer weniger, den Andern zu folgen. „Was brauch' ich zu eilen, um wieder umzukehren?“ erwiederte er, als ihn Jaffier wiederholt antrieb. „Ich sage, am klügsten wär' es, die weisen Herren allein ziehen zu lassen; bald genug wird ihnen der Morast ihr Ziel gesteckt haben.“ —

Und in der That waren sie nur noch eine kurze Strecke weiter gezogen, als die Thiere mit jedem Schritte weicher auftraten und bald tiefer und immer tiefer einsanken. An eine Richtung des Wegs war jetzt nicht mehr zu denken, es kam nur darauf an, festen Boden zu gewinnen und zu behaupten. Aber die mancherlei vergeblichen Versuche verwirrten die Reisenden ohne Ausnahme dermaßen, daß sie bald ungewiß wurden, ob sie nicht dahin zurückkehrten, woher sie gekommen waren.

Jetzt foderten die Campieri den Maulthiertreiber von selbst auf, daß er sich an die Spitze des Zuges stellen möchte. „Ich sag' Euch, es wird Euch wenig helfen,“ antwortete Dieser. „Wir sind in einer Gegend, wo ich

nie gewesen bin, und weiß meine Antonella keinen Rath, so können wir das Nachtquartier nur unter dem nächsten besten Baume nehmen. Wäre der giftige Nebel nicht, möchte mir auch wenig daran gelegen seyn.“ —

Unter seiner Antonella verstand der Mann das vorderste von den beiden Maulthieren, welche Zoë's Sänfte trugen. Als der Zug anhielt, um der Antonella den Vortritt zu lassen, bog sich die junge Frau aus ihrer Sänfte heraus und beschwor erst Jaffier'n und dann die übrigen Alle, sie nicht der Gefahr auszusetzen, plötzlich in einem Sumpfe zu versinken oder in ein Bergwasser hinunterzustürzen. Ja, sie brach in lautes Weinen aus, als man von ihrem Einwand keine Kunde nahm, sondern die Antonella ohne Weiteres mit ihr vorwärts zog.

Nach einer guten Weile begann der Nebel von oben herab sich zu erhellen, und in wenigen Minuten war er vor dem klaren Mondlichte zu Boden gesunken. Bald befand sich auch die Gesellschaft auf einem Pfade, der stark gebraucht schien. War man nun aber einer Sorge ledig, so stellte sich eine andre ein, und kehrten alle Besorgnisse wegen der Räuber zurück. Die Campieri erkannten die Landschaft durchaus nicht mehr, in der sie sich befanden, und machte der Maulthiertreiber gleich bemerklich, daß der Mond links vor ihnen stehe, und folglich die Hauptrichtung des Weges nicht verloren sey, so gestand er doch, daß ihm die Gegend völlig unbekannt vorkomme. „Nur seh' ich wohl,“ setzte er hinzu, „daß wir nicht weit von Menschenwohnungen seyn können. Ich erblicke Spuren von Kühen, und ich

sage, wo eine Kuh ist, da kann der Stall nicht ferne seyn."

Der Zug verfolgte nun den Weg im Thale fort, das allmählich aufstieg und immer enger und enger wurde. Bald war das Mondlicht nur noch an den Spitzen der Höhen sichtbar, welche den engen Horizont begrenzten, und die Luft wurde so frisch, daß die Reiter abstiegen, um sich durch das Gehen zu erwärmen. Man ließ auch die Unbekannte in der zweiten Sänfte halten, um ihrem Beispiel zu folgen. Die verschleierte Frau stieg gleichfalls ab; nur Zoë und Laurella blieben in der ihrigen sitzen.

Das Brüllen einer Kuh verkündigte die Nähe von menschlichen Wohnungen, und in Kurzem ward ein großes Gebäude hinter den Kastanien sichtbar, unter welchen der Weg eine Zeitlang fortführte. Dem Ansehn nach war es eine alte Burg und gewährte in so fern einige Beruhigung, als Gebäude der Art nicht den Räubern zum Aufenthalt zu dienen pflegen. Indeß wurde dieser Trost immer zweifelhafter, je näher man kam. Der Einbau war zusammengestürzt, und der heitere Mondhimmel blach durch die meisten Fenster der Thürme und selbst der Hauptmasse des Gebäudes. Bei dem beschränkten Horizont mußte man fürchten, daß sich die niedrigern Theile desselben nicht in besserem Zustand befinden möchten, und man sich nur den Ruinen eines der Zufluchtsorte näherte, welche sich die Bewohner Italiens im Lauf der vielen Stürme, die seit dem Sinken der römischen Macht über ihr schönes Land gekommen sind, in den Gebirgen desselben gebaut haben.

Dieſe Beſorgniß ſchwand auf einmal, als ſich durch die offene Thüre der Blick in eine große Hausflur öffnete, wo im ungeheuern Kamine des Hintergrundes ein lebhaftes Feuer brannte. Niemand ſchien jedoch den Gäſten entgegenkommen zu wollen, und die Campieri ſchlugen Jaffier'n vor, erſt allein einzutreten und nachzuſehen, welche Sicherheit hier zu finden ſey. Machten ſie ſelbſt den Verſuch, meinten ſie, und es befänden ſich Räuber in dem Gebäude, ſo würden die Feindſeligkeiten augenblicklich beginnen, und der Vortheil des Angriffs ganz auf der Seite Derer ſeyn, welche bereits Meiſter des Platzes wären. Gegen einen Einzelnen dürften ſie ſchwerlich gleich etwas unternehmen, und man gewänne Zeit zur Verſtändigung; geſchäh' es aber auch, ſo müßte ihre plötzliche Erſcheinung zu ſeiner Hülfe nur um ſo nachdrücklicher wirken, je unerwarteter ſie käme.

Jaffier fand in der geräumigen Hausflur Niemand, als eine alte Frau, die auf der niedrigen Mauer neben dem Feuer ſaß und eben eingenickt war. Da ſie durch ſeine Annäherung nicht wach wurde, ſo konnte er ſich genau umſehen. Außer wenigen zur Viehzucht gehörigen Geräthſchaften bemerkte er jedoch nichts Auffallendes in dem großen Gewölb, als einige Reiterſättel mit ſchweren Piſtolholſtern, die an der Wand hingen. Eine ſteinerne Treppe führte in die obern Räume des Gebäudes, aus welchen man durch mehrere Fenſteröffnungen in die Hausflur hinunterſah.

Als die alte Frau auf ſein wiederholtes Räuſpern nicht aufwachte, ſo klopfte Jaffier ihr endlich ſanft auf

die Schulter. Sie hob den Kopf empor und richtete den trüben Blick, wie blinzelnd, auf den Unbekannten, der vor ihr stand. Indeß erschrack sie nicht im geringsten, sondern antwortete ihm Mehreres, das er nicht verstand. Wie es schien, ging es ihr mit seiner Sprache nicht besser; doch gewann sie sichtbarlich Zutrauen zu ihm und würde es vielleicht noch deutlicher geäußert haben, wäre nicht der Eine von den Campiere's eingetreten. Dieser redete sie in ihrer Provinzial-Mundart an; es geschah in einem unsanften Ton, und wahrscheinlich in Ausdrücken, die ihr mißfielen. Wenigstens zog sich ihr ohnedieß runzliches Gesicht in immer engere Falten zusammen, und gewann ihr kleines, graues Aug' ein unheimliches Feuer, das zuvor nicht bemerkbar gewesen.

Wie sich gleich ergab, so erwiederte sie dem Campiere, daß nichts für Menschen und Thiere vorräthig sey, und die Gesellschaft am besten thun würde, den Weg im Mondschein nach dem nächsten Orte fortzusetzen, welcher nicht sehr ferne läge. Der Campiere wies jedoch auf die Sättel an der Wand und schwor, daß, wo Pferdesättel, auch Pferdefutter vorhanden seyn müsse, und er es schon zu finden wissen werde. Mit jedem Worte des Mannes schien das kleine Gesicht der alten Frau spitziger, und die Zahl seiner Falten größer zu werden; desto besser wirkte Jaffier's offenes Gesicht und sanfte Rede auf sie. Sie ergriff einige lange Späne, zündete einen davon am Feuer an und gab dem Campiere ein Zeichen, ihr zu folgen. Da die Thiere außen schon

halb abgepackt waren, so bedeutete sie ihn mit zwei Worten, daß er die Rosse gleich mitnehmen sollte, und führte ihn und seinen Kameraden in einen Stall, unmittelbar neben dem Eingang, wo gerade Platz für Beider Thiere war. Den Maulthiertreiber, zu dem sie mehr Zutrauen zu haben schien, foderte sie auf, ihr mit den übrigen Thieren zu folgen. Sie nahm den Weg nach einem Hintergebäude, wo ein Stall war. Eine einzige Kuh mit einem, kürzlich geworfenen, Kalbe stand hier, und Maulthiere und Pferde fanden vollkommen Raum. Sie steckte den brennenden Span, der ihr zur Lampe gedient hatte, in die Mauer, und versprach dem Maulthiertreiber, daß sie auch für Futter sorgen wolle.

Als Jaffier wieder in die Hausflur zurückkam, fand er seine Reisegesellschaft bereits vor dem Feuer sitzend. Und jetzt kann der Leser auch nicht länger zweifeln, daß Donna Laura die Unbekannte in der einen Sänfte, und ihre Duegna Rosina die tiefverschleierte Frau auf dem Maulthier war. Lauretta wiegte sich auf Zoë's Schoß und freute sich der lebhaften Flamme, die in den Kamin hinauf schlug. Mit ihrem gewöhnlichen Ernste blickte Laura vor sich hin und nahm keinen Theil an der lebhaften Unterhaltung, welche bald zwischen jenen Beiden entstand.

Die Reisegesellschaft war darauf eingerichtet, unterwegens selten zu essen zu finden, und hielt sich an die Vorräthe, welche sie mitgebracht. Der Maulthiertreiber kam nur noch einmal zum Vorschein und rieth, sich

zeitig zur Ruhe zu begeben. „Wir haben morgen eine starke Tagereise," schloß er, „und ich sage, wo man nicht einkehren sollte, kann man nicht frühe genug aufbrechen." —

Zoë verlangte eine Erklärung dieser Aeußerung; zur Antwort erinnerte der Mann an ein Sprichwort seines Gewerbes, welches besagte: Kehre nicht ein in den Stall, den du nicht kennst, und weile nur in dem Hause, wo du willkommen bist.

Der Rath war schon an sich so gut, daß es keiner weitern Erklärung bedurfte, um sich darnach zu achten. Die Frauen folgten der Alten, welche sie die steinerne Treppe hinauf über einen langen Gang weg nach einem Gemach führte, dessen sämmtliche Bequemlichkeiten in einigen Haufen Heu und ein Paar Dutzend Schafpelzen bestanden, die in einer Ecke lagen. Da sie die nöthigen wollenen Decken bei sich hatten, so konnte ein Lager bereitet werden, das, nach Maßgabe der Zeit und der Umstände, befriedigen durfte. Auch fanden sich Mittel, um die einzige Fensteröffnung, wo der Laden sogar fehlte, wenigstens zu verhängen.

Jaffier wollte die Alte nach der Hausflur begleiten, um sein Nachtlager auf der niedrigen Mauer zu nehmen die an den Wänden derselben hinlief. Aber sie winkte ihm, daß er ihr nach einem andern Gemach in der Nähe folgen möchte. Es war ein kleines, niedriges, ziemlich reinliches Gewölb, in dessen Ecke ein Haufen Heu gleichfalls mit Schafpelzen bedeckt, lag. Die beiden Fensteröffnungen ließen sich indeß nicht verschließen;

glücklicher Weiſe gingen ſie nicht ins Freie, ſondern in die Hausflur hinunter. Ehe ſich die Frau von ihm trennte, ſuchte ſie ſich ihm noch verſtändlich zu machen und wiederholte, was ſie ſagte, ſo lange, bis er ſie durch die Verſicherung beruhigte, daß er Alles wohl gefaßt habe.

Als er, bevor er ſich zur Ruhe begab, noch einen Blick in die Hausflur niederwarf, hatte die Alte ihren Platz am Kamin wieder eingenommen und ſchien bereits eingeſchlummert. Er ſäumte nun auch nicht länger und fiel, nachdem er ſein Gebet verrichtet, ſchnell in einen tiefen Schlaf.

Nach mehreren Stunden Ruhe, die er genoſſen, wachte er auf, geweckt, wie er meinte, durch das laute Lachen und Reden mehrerer Perſonen in der Nähe. Es bedurfte nur weniger Augenblicke für ihn, um ſich zu beſinnen, wo er war; aber eben ſo ſchnell fiel ihm auch durch die offene Fenſteröffnung die ſtarke Helle an dem Gewölb und der gegenüberſtehenden Mauer auf. Bald blieb ihm kein Zweifel mehr übrig, daß ſich noch andere Geſellſchaft in dem Haus eingefunden.

Er erhob ſich, warf einen Blick hinunter in die Hausflur und traute ſeinen Augen kaum bei der Scene, die ſich ihm darſtellte. In der Nähe des Kamins war eine Tafel, reichlich beſetzt mit Speiſen und Weinflaſchen. Vier mannshohe, ſilberne Candelaber mit koloſſalen brennenden Wachslichtern ſtanden um dieſelbe herum, und eben ſo viele kleinere Leuchter von dem nämlichen Metalle mit Kerzen von verhältnißmäßiger Größe zierten

den Tisch. Dadurch und durch das gewaltige Feuer im Kamin war das Gewölbe bis in alle seine Winkel beleuchtet.

An der Tafel selbst saßen vier Personen, welche den Schüssein und Flaschen allem Anschein nach bereits kräftig zugesprochen hatten. Es war ein Bischof im vollen Ornate seiner Würde, umgeben von seinen Hausgeistlichen. Vor ihm kniete ein Fünfter, welcher das Ansehn eines Soldaten hatte, mit dem Rücken gegen das Feuer gewendet. Sonderbarer Weise trugen die Uebrigen mächtige Zwickelbärte, wie der Letzte, dergleichen man zu der Zeit in Italien nur an Soldaten und nie an Geistlichen sah.

War der Anblick dieser Gesellschaft schon höchst befremdend für Jaffier, so wurde er es noch mehr, als er weiter vernahm, was unter den seltsamen Gästen vorging.

Der Kniende schien eben ein Bekenntniß, geendigt zu haben; denn der Bischof fiel mit den Worten ein: „Verstockter Sünder! Du hast die größten Missethaten, welche Du begangen, verschwiegen!“

„Ach, hochwürdiger Bischof,“ erwiederte der Kniende, mit einem lauten, sonderbar klingenden Seufzer, „wo könnt' ich Worte genug finden, um alle meine Sünden zu bekennen? Ihr müßtet fürwahr den ganzen Gnadenschatz der Kirche für mich allein aufwenden, wenn Ihr mir die Absolution dafür geben wolltet. Ja, wenn ich viel Böses gethan, so habe ich noch mehr Gutes unterlassen. Ich will es nur bekennen, wie schwer die Reue

darüber auf meiner Seele lastet! Vor acht Tagen, als ich bei dem Feste des heiligen Cölestin zu Aquila war, ersah ich einen günstigen Augenblick, wo ich den ganzen, wohlgefüllten Opferstock des Doms ausleeren konnte. Ihr wißt, welchen gottgefälligen Gebrauch ich von dem Gelde machen sollte; ja, ich bedurfte desselben dringend, da mich die Rosa Sfinzia schon in die dritte Woche um ein goldenes Kreuz zu ihrem Halsband plagt. Aber die Furcht vor dem Teufel machte mich schwach; ich drückte die Augen zu und verließ eiligst den Dom, um mir die Versuchung ganz aus dem Sinne zu schlagen." —

„Du bist ein sündhafter Thor," fiel der Bischof ein, „der mit seinen Gaben nicht zu wuchern und die Gelegenheit die ihm Gott und seine Heiligen anbieten, nicht zu benutzen versteht! Welche schöne Figur würde das goldene Kreuz auf dem schwanenweißen Busen der Rosa Sfinzia machen? Es müßte den Heiland selbst verführen, sich aufs Neue an demselbigen kreuzigen zu lassen und uns damit vollends von allen Sünden zu erlösen, auf daß wir unmittelbar von Wein, Weibern und Spiel in das Paradies eingehen könnten."

„Vergebet meiner Thorheit und Sündhaftigkeit, heiliger Bischof," fuhr der Kniende fort; „ich will mich jeder Buße unterziehen, die Ihr mir auflegen möget."

„So gelobe mir denn, daß Du den silbernen Leuchter, welcher Dir zufallen wird, dazu verwenden willst, der frommen Rosa Sfinzia auf den schneeweißen Calvarienberg ihres Busens ein goldenes Kreuz zu pflanzen, so

schwer und schön, als es sich nur in Sulmona finden läßt."

„Ach, hochwürdiger Bischof," rief ein Anderer von den am Tische Sitzenden aus, indem er aufstand und sich gleichfalls auf die Knie warf; „auch auf mir lasten so große Unterlassungssünden, daß aller Wein, den ich zu mir genommen, nicht hinreichen will, um sie von meiner Seele wegzuschwemmen."

„So zieh doch den geistlichen Rock aus," fiel ein Dritter ein, „bevor Du den ruchlosen Spaß fortsetzest. Laß' ihn den Rock ausziehen, Hauptmann; es ist der Gottlosigkeit ohnedieß genug, und ich meine, der Giuliano könnte mit den beiden Priestern, deren Blut er sich heut' auf die Seele geladen, zufrieden seyn."

„Du bist ein weichmüthiger Narr, Benedetto," antwortete der Bischof. „Du hast Deine Schneidersnatur noch immer nicht ganz ausgezogen und glaubst, daß die Kraft des Menschen in den Kleidern stecke. Meinetwegen mag er den Priesterrock nur immer ablegen; sein Bekenntniß wird nur um so aufrichtiger seyn. So streife denn ab die fromme Hülle, Bruder Giuliano, und laß den ganzen Sünder, wie er leibt und lebt, zum Vorschein kommen."

„Es sind schafsmäßige Skrupel," sprach dieser, „deren man sich bei leerem Magen, in schlaflosen Nächten, auf einsamem Lager nicht immer entschlagen kann. Aber zwischen Flaschen und Bechern und fröhlichen Gesellen, bei meiner armen Seele, man muß eine Rübe statt eines Männerherzens im Leibe haben, und die

Nähnadel lieber als den Dolch führen, um mit ſolchen Lumpen an ſeinem und an Anderer Gewiſſen flicken zu wollen!“

„Elender Halunke, der Du biſt,“ rief der Benedetto, indem er den Becher mit Heftigkeit auf den Tiſch ſtieß und aufſtehen wollte. „Meinſt Du, ich habe die Feigheit nicht geſehn, womit Du heute den Hieben des Campiere ausgewichen biſt? Dafür haſt Du Deine Tapferkeit deſto muthiger an dem alten Biſchof ausgelaſſen, der Dir nichts als ſeine zitternden Hände entgegen hielt. Am warmen Feuer und hinter vollen Flaſchen iſt es keine Kunſt, ein Held zu ſeyn! Ich habe meinen Mann geſtellt, ſo gut als Einer unter Euch, und der Prieſter, der ſich am kräftigſten wehrte, und der Campiere, dem Du ſo klug aus dem Wege gegangen biſt, haben vor mir ins Gras beißen müſſen. Bin ich ein Schneider geweſen, ſo brauch ich mich deß nicht zu ſchämen; es iſt immer ehrenvoller, als ein Mönch geweſen zu ſeyn, und alle ſeine Gelübde gebrochen zu haben. Aber ein Gewiſſen hab' ich! Ja, bei allen Teufeln, das hab' ich, und Du ſollſt den Spaß nicht fortſetzen, ohne den Prieſterrock abgelegt zu haben! Bei der heiligen Schüſſel vor Loreto, wenn Du beichten willſt, ſo ſollſt Du es als Laie, und nicht als Geiſtlicher thun!“

„Nichts iſt billiger, als dieß,“ fiel der Vierte ein, der bisher geſchwiegen. „Eigentlich hätten wir die dumme Mummerei wohl unterlaſſen können. Ich ziehe meinen Rock auch aus.“

„Nun ſo wirf den Pfaffenkittel von Dir, Giuliano,“

sprach der Bischof; „es ist nicht der Mühe werth, daß sich brave Kameraden über eine Eselshaut entzweien.“ —

Der Giuliano zog seinen Rock aus, indem er sagte: „Bei meiner Seele, ich thu' es nur dem Costanzo zu Lieb! Dir aber will ich den feigen Halunken schon einträuken bei Gelegenheit. Warte nur!“ —

Als die Beiden die langen Leiberöcke abgelegt hatten, kamen stattliche Soldatenanzüge, wie sie in den Sitten der Zeit waren, zum Vorschein.

„Kann ich anfangen?“ fragte Giuliano, indem er niederkniete.

„Du magst Dein reuevolles Bekenntniß nur ablegen,“ erwiederte der Bischof. „Hoffentlich hat die heilige Kirche, deren Tröstungen in meine Hand gelegt sind, noch Reichthum genug von Gnaden, um auch diese Schulden von Deinem Haupte zu nehmen.“

„Gestern Abend,“ begann der Kniende, „als ich von Scanno zurückkehrte, begegnete ich im Gehölze der Vellucia von Sulmona. Keine Christenseele war weit und breit zu erblicken, und ich konnte sie zu unserem Glauben bekehren, ohne die geringste Störung des frommen Werkes fürchten zu dürfen. Da schnürte mir der Satan den Hals zu und band mir Hand und Zunge, daß ich weder den Mund zu öffnen, noch einen Finger zu rühren wagte. Sie kehrte nach Hause zurück, wie sie es verlassen, und unter der Thür wandte sie sich mit spöttischer Miene gegen mich, als ob sie sagen wollte: Diese Gelegenheit kommt Dir nicht wieder!“

„Und sie soll Dir auch nicht wieder kommen," sprach der Bischof. „Die guten Gelegenheiten kehren nur bei Denen öfters ein, welche sie zu benutzen verstehn. Uebrigens werd' ich das Versäumte in den nächsten Tagen gut machen und der schmucken Dirne beweisen, daß Dein Hauptmann die Gelegenheiten nicht nur besser zu benutzen, sondern auch herbeizuführen weiß. Verdient nun gleich solch sündhafte Thorheit und thörichte Sündhaftigkeit keine Vergebung, so soll der reiche Quell der Gnaden doch nicht umsonst für Dich geflossen seyn; darum leg' ich Dir zur Buße auf, daß Du Wache hältst an der Thüre, während ich an der Bekehrung der reizenden Sünderin arbeite." —

Die ganze Gesellschaft brach in ein wieherndes Gelächter aus, in das der Giuliano einstimmte, indem er aufstand und einen großen Becher leerte.

„Aber die schwerste Sünde hat er doch weislich verschwiegen," begann der Fünfte, welcher bisher mit einem satanischen Lächeln zugehört hatte.

„Bei Sanct Pamphilius, ich weiß nicht, was Du meinst, Pedrillo," versetzte Giuliano, indem er seinen Platz am Tische wieder einnahm.

„Wie? Hast Du den Pfarrer von Pratola vergessen, welchem Du den Tag zuvor in dem nämlichen Gehölze begegnet bist?"

„Wer kann auch an alle seine Sünden denken? Bei Sanct Pamphilius, es war ein dummer Streich von mir." —

„Und Du ließest ihn ungeschoren seine Straße ziehen,

nachdem Du ihm so oft den Tod geschworen?“ fragte der Bischof.

„Was willst Du, Hauptmann?“ versetzte der Giuliano. „Ich hatte die Hand schon am Dolche, da fielen mir seine weißen Haare ins Auge. Sie brachten mir die Haare meines Vaters in Erinnerung.“ —

„Laß Deinen Vater aus dem Spiel, ruchloser Halunke!“ rief der Benedetto, den Vorigen mit der größten Heftigkeit unterbrechend. „Du hast den braven Alten so wenig zum Vater verdient, als ich den meinigen.“

„Aber eine Buße gebührt ihm doch für diese Mattherzigkeit,“ fiel der Pedrillo ein.

„Du hast ganz recht, mein frommer Bruder,“ erwiederte der Bischof. „Es ist eine schwere Sünde, und sie soll ihm fortbrennen auf der Seel, bis er sie mit dem Blut eines andern Pfaffen ausgelöscht hat.“ —

Unsere Leser mögen das Erstaunen, ja, das Entsetzen von Jaffier ermessen, als er diese schändlichen Gotteslästerungen hörte, die er sich bei dem Anzuge Derer, welche sie ausstießen, geraume Zeit gar nicht zu erklären wußte. Am Ende fand er freilich keine andere Lösung des Räthsels, als daß es eine Gesellschaft von Räubern seyn müsse, die, so eben von einer ihrer blutigsten Thaten zurückgekehrt, ihren Scherz mit der Erinnerung an dieselbe trieben. Indeß wurde seine Aufmerksamkeit schnell durch die alte Frau in Anspruch genommen, die er für die einzige Bewohnerin der verfallenen Burg gehalten. Sie stürzte wie eine Furie

aus dem Seitengewölbe heraus, stellte sich vor die Zechbrüder und redete sie mit der größten Heftigkeit an. Ob er ihre Worte gleich nicht verstand, so ließ doch ihr Ton, ihre geballte Faust und das Benehmen der Räuber keinen Zweifel übrig, daß sie ihnen die größten Vorwürfe machte über die Ruchlosigkeiten, welche sie mit angesehn und angehört hatte.

Bei dieser Erscheinung brach die ganze Gesellschaft in das lauteste Gelächter aus. Der Eifer der alten Frau schien die trunkenen Gesellen höchlichst zu belustigen, und während die Unglückliche in eine Hitze gerieth, die an Wuth grenzte, so daß ihr der Schaum vor dem Munde stand, betrachteten Jene sie mit lachendem Gesichte, wie man eine Schauspielerin ansieht, die in den Uebertreibungen einer leidenschaftlichen Rolle ihre Wirkung sucht und gerade den entgegengesetzten Zweck erreicht. Als sie aber in der höchsten Steigerung ihrer Heftigkeit an den Kamin trat und einen Feuerbrand ergreifen wollte, um ihn unter die Tischgesellschaft zu schleudern, sprach der Räuberhauptmann zu Denen, welche neben ihm saßen: „Fasset die alte Thörin und sperret sie in eines der hintern Gewölbe, damit die Ruhe der Reisenden, die unter diesem Dache sind, nicht gestört werde.“

„Wär's nicht besser, Hauptmann,“ erwiederte der Giuliano, „wenn wir ihnen den Garaus machten, während sie im ersten Schlafe liegen? Dann könnten wir noch eine Zeitlang unsern Scherz mit der Alten treiben und uns nachher ruhig aufs Ohr legen.“

„Da haſt Du's, Hauptmann," fiel der Benedetto ein. „Im erſten Schlaf wehren ſie ſich nicht, und da iſt er gleich mit dem Morden bei der Hand."

„Bei Santa Lucia," der Giuliano hat Recht," ſprach Pedrillo. „Mordet ſich's im Schlaf am leichteſten, ſo ſtirbt ſich's auch am leichteſten im Schlafe."

„Es iſt des Mordens genug für heute," antwortete der Räuberhauptmann. „Ich will heute kein Blut mehr ſehen!"

„Ich bin auch Deiner Meinung, Battiſtiello," ſtimmte der Coſtanzo bei. „Wein und Blut paßt nicht zuſammen, und ich meine, wir haben Beides heute nicht geſpart."

„Du haſt die ſchweren Päcke nicht ins Auge gefaßt, Coſtanzo," bemerkte Pedrillo. „Sonſt würdeſt Du anders reden."

„Beim heiligen Victorinus, ich will heute nichts mehr von Morden hören," ſprach der Hauptmann, „und wäre der Schatz des Vicekönigs ſelber zu gewinnen."

„Was fällt Dir ein, Bruder?" fragte der Giuliano. „Haſt Du darum heut' einem Biſchof den Garaus gemacht, um mit ſeinem Ornat auch ſeine Alteweibergeſinnung anzulegen?"

„Mit allem Reſpect vor dem Hauptmann ſey's geſagt," rief Pedrillo; „reißt ihm die geſtickten Lappen vom Leib. Er ſieht ohnedieß darin aus, wie ein Dolch, der in einem Schafkäſe ſteckt." —

Der Nächſte neben dem Hauptmann wollte Ernſt

machen, da ſtand dieſer mit Haſt auf, hob den langen, gezückten Dolch in die Höhe, und ſchwor: „Beim heiligen Victorinus, wer dieſes Gewand berührt, der iſt ein Kind des Todes! Halte ſich Jeder ferne von mir! An dieſer Hand klebt Prieſterblut, und was ſie gethan, hab' ich ſchon ſchwer genug gebüßt durch den Verluſt meines treuen Pudels. Eh' ich dieſe Hand abgewaſchen in Beicht' und Buße, ſoll kein anderer Tropfen unſchuldigen Bluts vor meinen Augen vergoſſen werden!“

„Wie? Wir ſollen unſer Handwerk einſtellen,“ fragte Pedrillo, „bis Du einen Pfaffen gefunden, der Dich abſolviren will? Da wirſt Du lange ſuchen, und wir werden darüber Hungers ſterben können! Fort mit dieſer pfäffiſchen Mummerei!“ ſetzte er hinzu, indem er ſich den ſchwarzen Prieſterrock vom Leibe riß und in das Kaminfeuer warf. „Es war ein dummer Scherz, den wir trieben, und dumme Scherze pflegen ein böſes Ende zu nehmen.“

„Es iſt ein Scherz, ſo gut als ein anderer,“ ſprach der Giuliano, „und ich ſehe nicht ein, warum wir nicht ein wenig luſtig ſeyn ſollten, wenn wir des Tages Laſt und Hitze getragen.“

„In den Flaſchen wohnt die Luſt und nicht im Prieſterrock, das kann Euch jeder Pfaffe bezeugen,“ rief der Räuber, der zuerſt gebeichtet hatte und ſchleuderte den Rock, welchen der Giuliano zuvor ausgezogen, in die Flammen. „Fort mit der albernen Mummerei!“

„Puh, wie die Pfaffenröcke ſtinken,“ rief der Coſtanzo.

„Es iſt lauter Heuchelei und Geiz, die im Rauch aufgehn!“

„Ich ſage Dir, Hauptmann,“ ſprach Pedrillo, der ſich inzwiſchen ein Glas um das andere eingeſchenkt hatte. „Ich kann Dich nicht länger in dieſem Hanswurſtrocke ſehen. Ein Hunds.... dem ein gutes, ledernes Reiterwamms nicht lieber iſt, als ein Pfaffenrock, und wenn es der Rock des Papſtes ſelber wäre!“

„Laſſet den Papſt aus dem Spiel,“ antwortete der Räuberhauptmann. „Haben wir's mit Gott und ſeinen Heiligen verdorben, wollen wir wenigſtens den Papſt zum Freund behalten.“

„Du haſt Recht, Hauptmann,“ fiel Coſtanzo ein; „deßhalb eben mußt Du den Biſchofsrock ausziehn. Er ſtiftet nur Unfrieden unter uns.“

„Das heiß' ich doch einen Grund, der ſich hören läßt,“ erwiederte der Hauptmann. „Es kommt Alles auf die Art an, wie man eine Sache vorbringt. — So —“ ſetzte er hinzu, nachdem er den biſchöflichen Ornat von ſich geworfen. „Jetzt iſt Euer Willen geſchehen; nun thut Ihr auch den meinigen.“

„Du weißt, Bruder,“ ſprach der weinſelige Pedrillo; „Du brauchſt nur zu ſagen, was Du willſt. Ich für meinen Theil ſtoße dem Papſt ſelber meinen Dolch in den Leib, kann ich Dir damit eine Fliege von der Naſe halten. Aber Eines mußt Du mir erlauben, Herzens-Battiſtiello,“ ſetzte er hinzu, indem er den Hauptmann um den Hals faßte und ihn mit der täppiſchen Weiſe der Trunkenen koſte.

„So ſetze Dich doch, Pedrillo,“ erwiederte Dieſer, und ſuchte ſich von ihm loszumachen. „Ich weiß ſchon, was Du willſt. Es iſt Dir Alles erlaubt; Du kannſt heute ſo viel Wein in Dich hinein ſchütten, als Du nur Raum in Dir haſt.“

„Bei Deinem ſeligen Pudel, Du irrſt Dich, Geldhauptmännchen,“ fuhr der Andre fort, während er mit der ſchwankenden Hand einen Becher faßte und ihn halb verſchüttet zum Mund führte. „Es war ein treues Thier, Dein ſeliger Pudel, bei meiner armen Seele, ein treues Thier, und ſein ſchönes, weißes Fell werd' ich in meinem Leben nie vergeſſen. Es machte eine köſtliche Figur in dem roſenfarbenen Blute. Schau, Herzensburſche, ich muß heute noch Blut ſehn, ſonſt kann ich meinen Durſt nicht löſchen!“

„So laß' uns denn gewähren, Hauptmann,“ ſtimmte der Giuliano ein. „Du brauchſt ja nicht mitzugehn. Der Pedrillo und ich, wir können die Sache allein abthun.“

„Ich hab' es Euch ſchon geſagt,“ antwortete der Hauptmann. „Mein Willen iſt, daß heute kein Dolch mehr gezogen wird; es müßte denn zur Nothwehr geſchehn. Wollt Ihr den Reiſenden morgen auf der Straße auffaſſen, ſo macht mit ihnen, was Euch gefällt. Nur in dieſem Hauſe darf kein Blut mehr vergoſſen werden. Meinen armen Pudel aber ſoll das beſoffene Schwein nicht mehr in den Mund nehmen, eh' es nüchtern geworden iſt und ſich gebeichtet hat.“

„Du biſt ein Narr,“ ſprach der Pedrillo mit dem

Ausdruck von Albernheit, Hohn und Mitleiden im Angesicht, wie er den Betrunkenen in solcher Stimmung eigen ist. „Ich werde thun, was mir beliebt, und um Deine Hauptmannschaft bekümmere ich mich nicht so viel“ — bei diesen Worten hielt er ihm zween Finger, wie ein Horn, hin, — „Du bist lange genug Hauptmann gewesen. Der Giuliano soll unser Hauptmann seyn! Komm, Herzensbruder, und thu' mir Bescheid — so — jetzt kommandire nur; ich bin fertig und stoße hin, wo Du willst!“ —

Mit diesen Worten hatte der Betrunkene einen weitern Becher geleert und den bloßen Dolch um sein Haupt geschwungen. Giuliano aber war aufgestanden und hatte seinen Dolch gleichfalls gezogen. „Ich dächte, es ging Einer von Euch mit,“ sprach Dieser, „sonst macht mir der Pedrillo Lärmen, eh' es nöthig ist.“

„Ich bin von der Partie,“ sagte der Räuber, den wir zuerst knieend gefunden. „Laß mich mitgehn, Hauptmann; sonst gibt es eine dumme Geschichte.“

„Du kennst den feigen Halunken,“ sprach der Benedetto; „er hat nicht einmal den Muth, Jemand im Schlafe zu morden.“

„Schweige, Schneiderseele,“ — rief der Giuliano.

„Ruhig, sag' ich,“ befahl der Hauptmann, „und die Dolche eingesteckt! Das betrunkene Schwein aber führt auf die Seite und laßt es seinen Rausch ausschlafen!“

Unsere Leser werden uns ohne Zweifel danken, wenn wir diese Scene ekelhafter Verworfenheit so sehr als

möglich abkürzen. Der Betrunkene ließ ſich auch gar nicht ſo leicht zur Ruhe bringen, und der Hauptmann, welcher im Anfang Gewalt brauchen wollte, entſchloß ſich am Ende, um Lärmen zu vermeiden, zu einem gelindern, aber ſicherern Mittel, ſeiner loszuwerden. Er trank ihm einen Becher um den andern zu und füllte ihn dermaßen mit Wein an, daß er ſich nicht mehr aufrecht halten konnte. Darauf ließ er das Gewölb', in das man die Alte zuvor hineingeſtoßen, wieder öffnen und befahl ihr, den Betrunkenen nach ſeinem Lager zu ſchaffen. So wurde dieſer, welcher nun erſt in einen wahrhaft viehiſchen Zuſtand verfiel und die alte Unglückliche auf das roheſte zu koſen anfing, von ihr mehr fortgeſchleppt, als geführt, und in einem der Seitenräume zur Ruhe gebracht. Wenigſtens hörte man bald nichts mehr von ihm, und kam die Alte wieder zum Vorſchein, um ihren frühern Platz am Feuer einzunehmen.

Jaffier hatte keinen Zug und kein Wort von dieſer ganzen Scene verloren, und Jeder mag ſich in ſeine Lage denken, als er wenige Schritte von ſich, und von ſolchen Menſchen, den Gedanken verhandeln hörte, ihn und ſeine Reiſegefährtinnen umzubringen. Denn nachdem Pedrillo entfernt war, beſtand Giuliano immer noch auf ſeinem Vorſchlag und ließ um ſo weniger ab, da der Räuber, welcher ihm zuvor ſchon ſeine Begleitung angetragen, mit ihm einſtimmte, und bald auch der Coſtanzo, des lieben Friedens wegen, wie er ſagte, ihr Verlangen unterſtützte. Dieſer Streit wurde nur einige

Augenblicke unterbrochen, weil der Benedetto Geräusch, wie von Pferdehufen, zu hören vermeinte. Die Räuber zogen ihre Dolche und eilten vor die Thüre, so daß das Gewölb' auf einige Augenblicke leer wurde. Jetzt sprang die Alte mit jugendlicher Kraft von ihrem Sitz auf. Sie öffnete eine kleine Schrankthür in der Wand, nahm eine Handvoll Salz, wie Jaffier'n däuchte, aus einer Schachtel und warf es in den großen Weinkrug, welcher auf dem Tische stand. Darauf setzte sie sich an ihre vorige Stelle und nickte sogleich ein.

Nach einer Weile kamen die Räuber wieder und fuhren in ihrem Gespräch über das angebliche Geräusch fort. Alle meinten, daß es nichts gewesen sey; Benedetto bestand aber darauf, und Giuliano widersprach ihm nur um so heftiger. Zuletzt entschied der Hauptmann, daß Vorsicht und Wachsamkeit nichts schaden könnten, und Benedetto, welchem die Schadenfreude aus den Augen strahlte, schlug vor, daß der Giuliano, weil er doch nichts fürchte, die Runde um die Burg machen sollte. Nach einer halben Stunde erbot er sich ihn abzulösen.

Da der Hauptmann dieß genehmigte, so blieb dem Letztern nichts übrig, als zu gehorchen. „Das besoffene Schwein hat alle Flaschen geleert," sprach er mit wahrem Ingrimm in dem tückisch glänzenden Aug', indem er sich einen Becher Weins einschenken wollte. „Die Nacht ist kalt, und ohne einen tüchtigen Trunk im Leibe mag der Satan umsonst und um nichts die Runde draußen machen!"

„Sey unbesorgt, Bruder," tröstete ihn Benedetto

mit ſpöttiſchem Lächeln. „Wenn's nur auf den Wein ankömmt, ſo kannſt Du Dich noch zum Löwen trinken. Da ſteht ein ganzer Krug voll; Pedrillo ſelbſt hätte für einen zweiten Rauſch genug daran.“

Giuliano warf dem Sprecher einen Blick zu, in welchem der Ausdruck von Haß und Grimm in die furchtbarſte Drohung zuſammenſchmelz. Ohne ein Wort zu erwiedern, füllte er ſich einen großen Becher voll; aber indem er ihn mit den Lippen berührte, ſchien er zu ſchaudern. Dennoch trank er, ſetzte jedoch gleich wieder ab, als ob ihm der Wein widerſtände. Indeß ſchien er ſich Gewalt anzuthun; er führte den Becher aufs Neue nach dem Mund und leerte ihn mit einem Zuge.

Die Alte, welche den Trinker nicht aus dem Auge verloren, ſtand jetzt auf und trat an die Thüre, wie wenn ſie ihm ſolche öffnen wollte. Ihr Geſicht ſchien ganz verändert. Die zahlloſen kleinen Falten deſſelben waren verſchwunden; Alles hatte mehr Breite gewonnen. Faſt hätte man Freude leſen ſollen in den ſpitzigen Zügen.

Nachdem der Benedetto hinausgegangen war, ſetzten ſich die Uebrigen wieder, und Coſtanzo rückte aufs Neue mit ſeinem Vorſchlag heraus, die Reiſenden umzubringen. Der Hauptmann, welcher, ſeit er in der freien Luft geweſen war, die Wirkung des Weins, den er zu ſich genommen, viel ſtärker zu fühlen ſchien, begann jetzt ganz wehmüthig zu werden und von dem ruchloſen Leben zu reden, welches ſie lange genug geführt hätten. Es wäre nun Zeit, meinte er, ihr Handwerk aufzugeben und in ein Kloſter zu gehn. „Zuletzt müſſen wir

uns doch bekehren," sprach er. „Wollen wir es anstehn lassen, bis wir mit dem Strick um den Hals keine andre Wahl mehr haben? Welche Freude könnt' ich auch noch auf der Straße finden, wenn ich meinen treuen Pudel nicht mehr neben mir sähe! O du treues Thier." —

Mit diesen Worten fing er an zu weinen, daß ihm die Thränen von den Wangen flossen.

„Schenkt ihm ein," rief der Costanzo. „Er fällt in seine reumüthigen Grillen, wie immer, wenn er nur halb ins Trinken hineingerathen ist."

„Ich sag' Euch," fuhr der Räuberhauptmann weinend fort und stieß den Becher, welchen ihm der Andere voll gereicht, von sich; „es ist ein sündhaftes Leben, das wir führen. Ich spür' es jetzt erst, da ich das Priestergewand abgelegt habe. Es war mir ordentlich unschuldig darin zu Muthe."

„Sey kein Narr, Battistiello, und trink," — redete ihm der Vorige zu und reichte ihm seinen Becher aufs Neue.

Aber der Hauptmann trank nicht mehr, sondern wurde immer eifriger in seinen Vorschlägen zur Besserung, je mehr er von den Andern ausgelacht wurde. Endlich rief der Costanzo aus: „Laßt uns die Beute theilen!" —

Dieser Vorschlag gab der Stimmung der Räuber auf einmal eine andere Richtung, und auch der Hauptmann, dessen Zunge zu stammeln anfing, widersetzte sich nicht. Im Augenblick war der Tisch von Tellern und Flaschen geleert, und der Inhalt der erbeuteten Päcke auf demselben ausgebreitet. Zum unangenehmen Erstaunen Aller

fanden sich jedoch nur Kirchengeräthschaften verschiedener Art darin, und die silbernen Leuchter und der bischöfliche Ornat waren so ziemlich die einzigen Gegenstände, die einen besondern Werth in den Augen der Räuber zu haben schienen.

Da sie sich so sehr in ihrer Erwartung getäuscht fanden, so schlug der Costanzo aufs Neue vor, den Reisenden im Hause sogleich den Garaus zu machen und ihr Gepäck mit zu vertheilen. „Wo Weiber sind," sprach er, „da fehlt es nicht an kostbarem Schmuck, und wenn man in Sänften reiset und so viele Mantelsäcke bei sich hat, pflegt auch der wohlgespickte Beutel nicht zu fehlen."

Der Hauptmann, dem das Sprechen immer schwerer wurde, schien sich jezt recht eigentlich zusammen zu nehmen und that einen furchtbaren Schwur, wenn in dieser Nacht noch Blut fließen solle, so müss' es das Blut dessen seyn, der einen Dolch ohne seinen Befehl zückte. Da er aber zugleich zu wanken anfing, so gab der Costanzo den Andern einen Wink, als ob er ihnen sagen wollte, sie brauchten sich nur noch eine kurze Weile zu gedulden, so würd' er sich nichts mehr um ihr Thun und Lassen bekümmern.

In diesem Augenblick ließ sich von Außen ein so kläglicher Schrei vernehmen, als ob Angst und Schmerzen ihre vereinte Kraft in demselben aufgeboten hätten. Der Räuberhauptmann schien auf einmal zu seiner vollen Besinnung zurückzukehren; denn indem er mit gezogenem Dolch und festem Schritt nach der Thüre

sprang, und die Uebrigen ihm folgten, wandte er sich unter derselben um und befahl dem Benedetto, welcher einen Feuerbrand aus dem Kamin gerissen hatte, solchen in denselben zurückzuwerfen. „Hast Du Dein Handwerk nicht besser gelernt?“ rief er. „Sollen wir Schuß und Hieb ins Dunkle thun und dem Feinde zu seinen Schüssen und Hieben auf uns leuchten?“ —

Der Räuber fühlte den Vorwurf und schleuderte den Feuerbrand von sich. Im Nu war das Gewölbe von den Räubern leer, und Niemand als die alte Frau darin zurückgeblieben.

Aber jetzt verließ auch diese ihren Sitz, ohne jedoch den Räubern zu folgen. Mit einer über ihr Alter gehenden Heftigkeit warf sie sich vor einem der großen Candelaber auf die Knie, hob die krampfhaft gefalteten Hände empor und stimmte, wie es schien, ein heißes Gebet an. Es lag ein Ausdruck von stolzer Freudigkeit in ihrem Gesicht, der mit der Scene außer dem Hause gar nicht in Einklang zu bringen war.

Denn das Geschrei ließ sich immer stärker und schneller hinter einander vernehmen. Es war offenbar der Ausbruch der heftigsten körperlichen Schmerzen eines einzelnen Menschen. Indeß dauerte es nur kurze Zeit, so wurde die Stimme des Schreienden schwächer und verwandelte sich in ein klägliches Gestöhne. In demselben Verhältniß schien der freudige Ausdruck im Antlitz der betenden Alten zu wechseln.

Die Schmerzenslaute kamen näher, und die Stimmen der Räuber wurden hörbar. Jaffier's Ungewißheit dauerte

nicht lange. Die Räuber kamen und brachten den Giuliano geſchleppt, der nur noch leis ächzte. Sie legten ihn auf den Boden und ſtießen die Alte heftig an, daß ſie helfen ſollte. Sie ſprang auf, legte einen irdenen Teller an das Feuer und ergriff ein Tuch vom Tiſch, um ſolchen damit zu umwickeln und ihn dem Kranken auf den Bauch zu legen. Dieſer krümmte ſich, wie ein Wurm, am Boden; doch dauerte ſeine Qual nicht lange. Er bäumte ſich noch einmal mit dem Bauch krampfhaft in die Höhe und verſchied mit einem Ton, in welchem alle Verzweiflung körperlicher Schmerzen und der entſetzlichſten Gewiſſensangſt vereinigt ſchien.

Dieſer Tod erſchütterte die Räuber ſichtbarlich auf das Tiefſte; nur der Benedetto betrachtete den Leichnam, welcher mit den vorgetriebenen Augen und der heraushängenden Zunge einen gräßlichen Anblick darbot, mit Gleichgültigkeit.

„Wir müſſen der Alten ſeinen Antheil an unſrer Beute laſſen,“ brach der Räuberhauptmann endlich das Schweigen, „damit ſie dem Unglücklichen für ein chriſtliches Begräbniß und für ein Dutzend Seelmeſſen ſorgt.“

„Das iſt nicht nöthig, Hauptmann,“ erwiederte Benedetto. „Ich ſtehe Dir dafür, er hat Geld genug in der Taſche, um die Koſten ſeiner Höllenfahrt ſelber beſtreiten zu können.“

„Ich meine, Dein Haß dürfte dem armen Teufel nun wohl Ruhe gönnen,“ ſagte Coſtanzo. „Wie magſt Du auch glauben, daß ihm die Ciccia Zurla einen

Pfennig in der Tasche gelassen? Geschweige so viel Gold, wie bei unser Einem nöthig ist für ein ehrliches Begräbniß."

„Es kommt auf die Untersuchung an," versetzte der Benedetto und kniete zu diesem Zweck neben den Todten nieder.

„Wo suchst Du denn?" fragte der Costanzo. „Wer wird eine Tasche in der Weiche haben?" —

Der Andere ließ sich jedoch nicht irre machen. Nach kurzem Herumtasten zog er auch wirklich aus einer Seitentasche, welche der Todte im Futter seines Wamms hatte, einen schweren Beutel hervor und reichte solchen dem Hauptmann.

„Respekt vor der edlen Schneiderkunst!" sprach Dieser, indem er den Beutel in der Hand wog. „Bei Sanct Victorinus, diesen Schatz hätte Keiner von uns zu heben verstanden! Aber lasset sehen, wie groß der Reichthum ist!" —

Mit diesen Worten schüttete der Hauptmann den ganzen Inhalt des Beutels auf einen Fayenceteller aus.

„Sagt ich's nicht?" sprach der Benedetto triumphirend, „daß der feige Schurke sich den Ring des Bischofs zugeeignet? Aber Du wolltest es mir nicht glauben, Hauptmann."

„Wer sollt' auch denken, daß ein Räuber ein solcher Schurke seyn könnte? Bei Sanct Victorinus, der Ring ist werth, die Hand der Herzogin von Ossuna zu schmücken." —

Mit diesen Worten hielt er das Kleinod, in welches

ein großer herrlicher Saphir gefaßt war, vor die Flamme einer Kerze und ließ ihr Licht durch alle seine Facetten brechen. —

„Du wirst sehen, daß das Kreuz des Bischofs auch nicht fern ist," sprach Benedetto und begann aufs Neue an dem Leichnam herumzutasten. Seine Vermuthung bestätigte sich auch gleich, und er brachte ein schweres, goldenes, mit kostbaren Steinen besetztes Bischofskreuz unter dem Hemde des Todten hervor.

„Bei Sanct Victorinus!" rief der Hauptmann und nahm das Kreuz aus der Hand des Finders. „Da haben wir's! Und der diebische Schurke meinte noch, Du hättest ihm Gift gegeben," setzte er, gegen den Benedetto gerichtet, hinzu. „Lag das Kreuz nicht in seiner linken Weiche?"

Als Dieser es bejahte, fuhr er fort: „Da war auch sein Hauptschmerz! Aber nun wären wir noch ärgere Thoren, als er ein Schurke war, halfen wir ihm zum Danke dafür aus dem Fegfeuer. Sorgen wir lieber, nicht selber hineinzugerathen! Wenn es Euch recht ist, Kameraden, so verehren wir das Kreuz der Mutter Gottes von Loretto. Das kann uns gegen Galgen, Fegfeuer und Hölle schützen!" —

Dieser Vorschlag fand allgemeine Zustimmung, und da der Hauptmann wieder vollkommen bei Sinnen war, so gedachte Keiner mehr des Vorschlags wegen der Reisenden. Vielmehr machten sie Alle Anstalt, sich zur Ruhe zu begeben. Der Hauptmann nahm zuerst sein Lager auf der niedrigen Mauer, die an der Wand hin-

lief, und seine Genossen wollten diesem Beispiel folgen, als er ausrief: „Schafft mir den todten Schuft aus den Augen! Er liegt eben so warm vor der Thüre!“ —

Die Andern verlangten, daß die alte Frau den Leichnam hinaustragen sollte. Sie weigerte sich jedoch auf's Hartnäckigste, und da sie auch offenbar zu schwach dazu war, so legten der Costanzo und seine Kameraden Hand an den Todten und trugen ihn hinaus. Der Benedetto äußerte den größten Widerwillen, ihn noch einmal zu berühren; dafür nahm er einen Feuerbrand aus dem Kamin und trat ihnen voran.

„Ich wußte wohl, daß ich dem Schuft heute noch in die Hölle leuchten mußte,“ sprach er lachend gegen den Hauptmann; „nur bin ich mit meiner Dienstfertigkeit schneller bei der Hand, als ihm lieb ist.“ —

Nach ihrer Rückkehr streckten sich diese gleichfalls auf die Mauer nieder, und bald ward von Allen nichts mehr hörbar, als ihr lautes Schnarchen. So ferne lag diesen Menschen noch das Bewußtseyn ihrer Verworfenheit, daß sie den Schlaf mit einer Schnelligkeit fanden und mit einer Ruhe genossen, wonach die Unschuld so oft vergebens seufzt. Jaffier, der jede von ihren Bewegungen beobachtet und nur auf den Augenblick lauerte, wo Alle fest eingeschlafen seyn würden, war selbst erstaunt, als er so schnell die Beruhigung gewann, deren er bedurfte.

Nachdem er versichert zu seyn glaubte, daß die Räuber sämmtlich in tiefem Schlafe lagen, schlich er sich fort, um das Gemach der Frauen aufzusuchen. Glücklicher Weise brach der helle Mondschein durch ein eingestürztes

Stück des Daches in den breiten Gang ein, welcher nach demſelben führte. Sein leiſes Pochen wurde ſogleich gehört und ſein flüchtiges Wort erwiedert, als er zum ſchnellen Aufbruch ermunterte. Die Frauen hatten den Lärmen der Räuber von Anfang an gehört und vor Angſt kein Auge geſchloſſen.

Jetzt blieb noch die ſchwere Aufgabe, zu ihren Thieren zu gelangen, die im Hintergebäude ſtanden. Vielleicht gab es einen Ausgang in der Nähe; aber wie ihn finden in der Nacht, ohne Licht und bei der Nothwendigkeit, jedes Geräuſch zu vermeiden? In der That blieb kein Ausweg übrig, als das Wagſtück, welches Jaffier vorſchlug, ſich gerade durch die Hausflur zu ſchleichen, in welcher die Räuber lagen. Laura erklärte ſich im Augenblick bereit dazu; aber Zoë fand das Unternehmen zu gefährlich. Umſonſt verſicherte ihr Jaffier, daß unter allen Gefahren, welche ſie bedrohten, dieſe noch die geringſte und das vorgeſchlagene Wagſtück das einzige Mittel ihrer Rettung ſey. Erſt als Laura den Weg ohne Weiteres antrat, und Jaffier Miene machte, ihr zu folgen, ſchien ſie andern Sinnes zu werden. Sie ergriff Lauretta's Hand und folgte in einiger Entfernung; aber ſie beſchleunigte ihre Schritte erſt, als ſie die Andern ſchon glücklich an der Hausthüre angelangt ſah. Jaffier warf jetzt noch einen Blick in die Hausflur zurück; da ſah er die alte Frau einen Feuerbrand aus dem Kamine reißen und in das offene Nebengewölbe ſchleudern, das er mit Heu und Reiſerbündeln angefüllt wußte. Es war die großmüthige Regung eines einzigen Moments, die

ihn zurücktreiben wollte; denn er erkannte sogleich, daß es der Eile jetzt mehr, als jemals bedurfte. Glücklich erreichte er auch mit den Frauen den Stall im Hintergebäude, wo sie den Maulthiertreiber bereits beschäftiget fanden, seine Thiere aufzuzäumen. Ob er, da er die Gefahr gemerkt hatte, diese erst marschfertig machen und dann die Reisenden wecken, oder ob er allein aufbrechen wollte, müssen wir dahin gestellt seyn lassen. Wenigstens wußte er, daß die Campieri schon vor Mitternacht in der Stille aufgebrochen waren, und hätte leicht ihr Beispiel ihn verführen können. Jaffier, welcher sie mit eigener Gefahr auffodern wollte, zu folgen, schenkte dem Maulthiertreiber nicht gleich Glauben und beruhigte sich kaum, als er ihm versicherte, die Campieri's und die Räuber spielten häufig unter einer Decke, und die ihrigen seyen so feige Memmen, daß sie nothwendig Spitzbuben seyn müßten, um ihre Haut nur einigermaßen sicher zu stellen in diesem Lande.

Die kleine Gesellschaft verließ glücklich die Räuberhöhle, in die sie gerathen war, und schlug den Weg durch das enge Thal ein, welches sich hinter dem Haus in die Höhe zog. Auf beiden Seiten durch einen hohen Wald begrenzt, gewährte solches den Vortheil, daß sie sich in demselben verbergen konnten, sobald sich irgend eine Gefahr zu nähern schien. Der Maulthiertreiber hatte die zweckmäßige Vorsicht gebraucht, die Schellen seiner Thiere mit Heu zu verstopfen, und da es immer auf Wiesengrunde fortging, so zog die kleine Gesellschaft so leis einher, daß sie durch kein Geräusch verrathen

werden konnte. Zudem warfen die Bäume ihre schwarzen Schatten über sie und gewährten eine Verborgenheit, welche beruhigend gewesen wäre, hätten sie den Weg gekannt, auf dem sie sich befanden. Zoë'n genügte sie wenigstens nicht. Mehr als einmal bog sie sich angstvoll aus ihrer Sänfte heraus, um nach Jaffier'n zu rufen, und so hätte sie die Gefahr nothwendig herbeiziehen müssen, wäre sie in der Nähe gewesen.

Auf einmal wurden die Reisenden durch einen hellen, hochrothen Schein erschreckt, welcher die Bäume vor ihnen erhellte und jeden Augenblick stärker wurde. Jaffier hielt an und blickte um sich, woher die Wirkung kam. Da sah er unten in der Tiefe das alte Gebäude, aus dem sie eben entflohen waren, in lichten Flammen stehen. Es enthielt, wie es schien, große Vorräthe von Heu und Holz; denn das Feuer loderte mit solcher Gewalt von allen seinen Zinnen in die Höhe, daß die ganze Gegend weit umher fast bis zur Tageshelle erleuchtet wurde.

„Ich sage," sprach der Maulthiertreiber, „die Alte hat den Schurken ein stattliches Fegefeuer angerichtet, und bei Sanct Bernhardin von Siena, ich würd' es nicht löschen, wenn ich auch könnte!"

Zweites Kapitel.

Die Reisenden waren die übrige Nacht hindurch ohne Aufenthalt fortgezogen. Der Morgen brach an, als sich das enge Thal, wo sie sich befanden, zu öffnen schien. Sie hatten den Rand des Waldes nicht verlassen, welcher dasselbe auf beiden Seiten begrenzte, indem sie sich vor der Verfolgung der Räuber noch nicht gesichert glauben konnten und bei dem ersten Zeichen von Gefahr in den Gebüschen zu verbergen gedachten. Indeß war die Sonne noch nicht lang aufgegangen, so zeigten sich an den Höhen leichte Nebel, welche sich schnell verdichteten und unvermerkt in die Tiefe niedersenkten. Bald hatten sie das ganze Thal eingehüllt, und die Fortsetzung des Wegs in einer völlig unbekannten Gegend schien jetzt doppelt bedenklich. Der Maulthiertreiber brachte die Gefahr zuerst zur Sprache und schlug Jaffier'n vor, einen sichern Versteck im Walde zu suchen. Setzten sie ihren Weg im Nebel fort, meinte er, so könnten sie leicht in eine Richtung gerathen, welche sie den Räubern gerad' in die Hände führte. Wären diese ihnen aber auch auf der Spur, so möcht' es vielleicht am gerathensten seyn, sie

einen Vorsprung gewinnen zu lassen. Wenigstens getrau' er sich, am Boden zu erkennen, sollten sie während ihrer Rast vorübergekommen seyn.

Jaffier konnte der Bemerkung des Mannes seinen Beifall nicht versagen und machte den Frauen den Vorschlag, einen Zufluchtsort im Walde zu suchen, bis der Nebel vorbei wäre. Ohnedieß kamen sie gerad' an das Bett eines Flusses, das sich in den Wald hineinzog und bei seinem niedrigen Wasser doch den Vortheil gewährte, daß ihre Spur darin verloren ging. Laura machte Jaffier'n die richtige Bemerkung, daß sich Räuber wohl auch darauf verständen, die Fußstapfen von Reisenden zu verfolgen; das Aufhören derselben im Flußbette würde für sie ein untrügliches Zeichen seyn, daß die Fliehenden ihren Weg in demselben fortgesetzt hätten. Jaffier fand Laura's Bedenken gegründet. Indeß wandte der Maulthiertreiber ganz richtig ein, daß sie auf jedem andern Wege sicher verloren wären, wenn man ihre Fußstapfen verfolgte; statt daß sie in dem Flußbette doch den Wechselfall für sich hätten, weil die Räuber nur eine der beiden entgegengesetzten Richtungen nehmen könnten. Da nun überdieß Laura gleichgültig schien, welcher Entschluß ergriffen wurde, und Zoë über dem Gedanken an einen Ruhepunkt alles Andere vergaß, so ließ man sich den Vorschlag des Mannes gefallen. Die kleine Gesellschaft wendete in das Flußbett ein und folgte demselben in ziemlich langen Krümmungen eine gute Strecke durch den Wald bis zu einer Stelle, wo sich das Ufer etwas erweiterte, und nur einige große Bäume im Nebel sichtbar

wurden. Unter diesen befand sich sogar ein Kastanienbaum von ungewöhnlichem Umfang, der, von Innen halb ausgefault und ausgebrannt, eine recht behagliche Zuflucht gegen die Nebel und selbst gegen den Regen anbot. Ohne Zweifel hatten Hirten die letzte Nacht darin zugebracht, denn die herumliegende Asche war so frisch, daß noch einige Kohlen in derselben glimmten. Wenigstens gab der Maulthiertreiber die beruhigende Versicherung, daß rings um den Baum herum keine andre Spur, als von Ziegen zu erkennen, und der Ort daher auch nur von Hirten besucht sey.

Der Morgen war ziemlich frisch, und die Frauen fanden es ganz angenehm, als Jaffier die herumliegenden Stücke trockenen Holzes auf die glühenden Kohlen legte, und in Kurzem eine lustige Flamme emporloderte. Man nahm den Lastthieren das Gepäck ab und legte solches zu bequemen Sitzen um das Feuer herum. Jaffier, der sich in diesem Geschäft blos um Laura's Bequemlichkeit bekümmerte und die Sorge für Zoë'n und Laurette'n dem Maulthiertreiber überließ, schien es der Ersten auch sehr zu Danke zu machen. Gegen ihre Gewohnheit rühmte sie das behagliche Plätzchen, das er ihr eingerichtet; sie ward überhaupt gesprächiger, als sonst, und ob sie gleich ihre Unterhaltung fast nur an ihn allein richtete, so brach sie doch nicht ab, wenn sich Zoë darein mischte. Hatte sich Jaffier nun bereits in den letzten Tagen mit der Bemerkung geschmeichelt, daß die geliebte Frau sich ihm allmählich mit größerem Vertrauen nähere, so wurden seine Hoffnungen fast zur Gewißheit, als er sie so auffallend

verändert sah. Ja, er glaubte gar nicht mehr an seinem Glücke zweifeln zu dürfen, als sie ihm den silbernen Becher, welchen sie halb geleert, zum Austrinken reichte. Eine solche Gunst war ihm noch nie von ihr widerfahren, und daß es weder in der Zerstreuung, noch in jener Unbefangenheit geschehen, durch welche die Frauen zuweilen, ohne das Geringste dabei zu denken, die Hoffnungen eines jungen Mannes zu ermuntern scheinen, bewies die ganze Veränderung, welche mit ihr vorgegangen war, und besonders ihr Benehmen gegen Zoë'n. Von dem Augenblick an, wo sie in der Letztern nicht mehr die Nebenbuhlerin haßte, mußte sich ihr Herz Bewerbungen geöffnet haben, welche sie auch früher schon, mitten in dem größten Schmerz um Jacques Pierre's Liebe, nicht geradezu von der Hand gewiesen, sondern vielmehr mit dem Bedauern erwiedert hatte, solche nicht nach ihrem ganzen Werthe belohnen zu können.

Indem die kleine Gesellschaft in dem hohlen Baume traulicher, als jemals, um das Feuer saß, wurde sie plötzlich durch die Töne einer Hirtenflöte erschreckt. Jaffier sprang augenblicklich vom Boden auf und trat mit gezogenem Degen an die Oeffnung. Ein Schrecken eigener Art erwartete ihn hier; denn er sah in geringer Entfernung von sich eine Erscheinung, die ihn sein jugendlicher Unterricht und die antiken Kunstwerke augenblicklich für eine der Gottheiten des Alterthums, welche die Wälder bewohnten, erkennen ließen.

Das Volkschristenthum hat sich lange nicht von dem Gedanken zu läutern vermocht, daß die Götter des

Heidenthums höllische Geister gewesen, welche die Welt regiert und der Religion Christi nur nach langem Kampfe die Herrschaft überlassen hätten. Man war der Meinung, daß ihre Existenz noch fortdaure, und daß sie auf alle Gelegenheiten lauerten, ihre Throne und Altäre wieder aufzurichten. Besonders hat sich der Glauben an die Satyrn oder die Waldteufel, wie man sie nannte, lang erhalten und ist vielleicht in unsern Tagen noch nicht ganz ausgestorben. Erscheinungen, wie diejenigen, welche Jaffier nun vor sich hatte, waren auch ganz geeignet, um den Glauben an die ununterbrochene Existenz dieser Wesen zu bestätigen und selbst ihn zu erzeugen. Die Erscheinung brauchte nur schnell an ihm vorüberzugehn, und er blieb sein Lebenlang überzeugt, daß er einen Satyr gesehen.

Auch der kühnste männliche Muth hält manchmal nicht gegen Ueberraschungen aus, die einer übernatürlichen Ordnung der Dinge anzugehören scheinen. Was aber einem Manne möglich ist, leistet er im Angesicht schöner und geliebter Frauen. So mögen es unsere Leser, auch ohne Jaffier's sonstige Herzhaftigkeit zu bezweifeln, erklären, daß er die Erscheinung fest in das Auge faßte. Es war ein alter Satyr von ungewöhnlich hoher Statur, der auf einem, mit Moos bedeckten, Felsen saß und einen Satyrsknaben von vier Jahren auf dem Schoß hatte, den er die Springe zu blasen lehrte. Und auf daß nichts zu dem Bilde des Alterthums fehlte, hielt der Knabe den krummen Hirtenstab in der Hand und breitete eine Fichte, welche bekanntlich dieser

Gottheit geweiht war, ihre Aeste aus über die kleine Gruppe.

Jaffier's Enttäuschung begann, indem ein alter Ziegenbock, welcher hinter dem Satyr gestanden, herunterſprang; denn damit waren die Hörner des Satyrs verſchwunden. Indeſſen blieb immer noch genug von dieſem übrig, um das ſonderbare Geſicht feſtzuhalten. Es war eine Scene aus dem häuslichen Leben jener Halbgötter, mit denen die ſinnigen Alten die dunkeln Haine und die ſtillen Felsgründe bevölkerten.

Jaffier gab den Frauen ein Zeichen, ſich zu erheben, um den merkwürdigen Anblick mit ihm zu theilen. Beide kannten die Vorſtellung der Satyrn durch die vielen antiken Kunſtwerke ihres Vaterlands und waren in dem Glauben aufgewachſen, der ſich dort aus dem Alterthum erhalten, daß dieſe Weſen den Menſchen durch die Schrecken tödteten, welche ſie verurſachen könnten. Zoë wäre darum nahezu beim Anblick dieſer Gruppe in einen Schrei des Entſetzens ausgebrochen, und auch Laura trat in der Ueberraſchung einen Schritt zurück. Um ihnen Muth zu machen, ging Jaffier hinaus und redete den alten Satyr an. Dieſer ſetzte den Knaben auf den Felsblock und erhob ſich, um ihm Rede zu ſtehen.

„Ihr habt einen gelehrigen Schüler," begann Jaffier.

„So weit es das zarte Alter erlaubt," war die Antwort. „Was man im Leben braucht, kann man nicht früh genug erlernen."

„Nun, ich will es nicht tadeln; aber ich meine doch, daß es nöthigere Dinge zu lernen gebe."

„Es soll mir lieb seyn, wenn Ihr mir sie nennen wollet. Ich für meinen Theil habe nie mehr gelernt und nie mehr gebraucht. Zum Dichten hab' ich keine Anlage; die Lust dazu hätte mir nicht gefehlt. Aber wer kann singen und blasen zugleich? Und wenn ich die Wahl habe, ist mir das Blasen doch lieber."

„Ein schöner Gesang, sollt' ich meinen, wäre nicht zu verachten —"

„Wer verachtet ihn denn? Aber das Vieh hört lieber blasen, als singen und gedeiht auch besser dabei. Ihr solltet nur die Ziegen meines Nachbars Pepe sehen. Mager und träg und traurig schleichen sie einher, und wenn er sie am Abend eintreibt, hängen ihnen die Euter noch herunter wie Waschlappen. Aber meine schmucken Thierchen — das tanzt und springt den ganzen Tag, Alt und Jung. Dabei glänzen die Haare von Fett, und strotzen die Euter von Milch schon um Mittag. Da seht Ihr's! der Bube hat die Zitze der Ciuccierella schon wieder im Mund. Und doch ist keine Stunde vergangen, seit ich sie gemolken. Das soll der Pepe einmal bei seiner Carella versuchen; und die Carella ist doch die beste Milcherin unter allen, die er aus- und eintreibt." —

Bei diesen Worten hatte der Mann auf die liebliche Gruppe gewiesen, welche sich während des Gesprächs gebildet. Die Ziege war auf den Felsen hinaufgesprungen und hatte sich neben den Knaben gestellt, der auch gleich ihr Euter gefaßt und mit Lust zu trinken schien.

„Und was thut der Pepe?“ fuhr der Alte fort. „Er singt seinen Ziegen vom Morgen bis zum Abend. Das laſſ' ich wohl bleiben. Ich blaſe den meinen nur, wenn ſie recht vollgefreſſen ſich niederlegen. Da iſt Segen darin! denn das verſtehen die Thiere. Das Singen verſtehen ſie nicht, behaupt' ich. Sonſt könnten ſie nicht ſo traurig dabei ſeyn und müßten auch beſſer gedeihen.“

„Ihr mögt wohl Recht haben; aber könntet Ihr mir auch ſagen, warum?“

„Nichts iſt leichter. Habt Ihr je einen Geſang gehört, der die Sache ſo gelaſſen hätte, wie ſie war? Ein jeder Geſang macht ſie beſſer, als ſie iſt; die Thiere aber ſind klug und glauben es nicht. Ihr ſolltet nur die Augen der Rafajela ſehen! Wenn man den Pepe davon ſingen hört, möchte man denken, die Engel ſelbſt könnten ſie nicht ſchöner haben. Und bei Sanct Juſtin, wenn ich den Ochſen meines Gevatters Gasparro betrachte, ſo hat er Augen, wie die Rafajela; ja ſie gefallen mir noch beſſer, als die ihrigen. Aber für den Pepe ſind es Engelsaugen, und wer ſie nie ſelbſt geſehn, der glaubt es ihm. Seht, ſo macht der Geſang immer etwas Andres aus der Sache. So iſt es auch mit dem Blaſen, nur iſt es anders, ſeht Ihr — “

Zoë, die ſich höchlichſt an dieſem Geſpräch ergötzte, ſtand im Begriff, laut aufzulachen. Indeß hielt Laura's Ernſt, welche kein Auge von dem kleinen ſäugenden Satyr verwandte, oder ein Reſt von Furcht vor dem alten Satyr ſie im Zaume. —

„Wie ſo?“ fuhr Jaffier fort.

„Nun seht Ihr, ich blase; aber ich blase nicht den ganzen Tag, sondern blase, wenn sich die Thiere die Bäuche recht rund gefüllt haben und nichts thun und nichts denken mögen. Und dann blas ich auch nicht um Mittag; denn das ist noch keinem Hirten gut bekommen. Die übrige Zeit geht mein Sinnen und Trachten darauf, wo gute Weide ist. Der Pepe aber, seht, der singt den ganzen Tag fort, es mag Morgen oder Mittag, Mittag oder Abend seyn, und seine Ziegen mögen im Sumpfe stehen, oder auf dem kahlen Felsen, oder auf dem abgebrannten Rasen. Wie sollten sie da gedeihen vom Singen? Auch könnt Ihr jeden Hirten des Gebirgs fragen; Keiner wird Euch eine andere Antwort geben. Die Hirtenflöte macht die Ziegen fett, ihr Haar lang und das Euter voll. Darum lehr' ich sie auch dem Knaben. Wer weiß, wie lang ich noch blasen kann. Es sind sieben Löcher, seht Ihr; aber jedes kann im Augenblicke das letzte für mich werden, auf dem ich blase —"

Mit diesen Worten hielt der Mann Jaffier'n seine Hirtenflöte hin. Es war die Syrinx der Alten, wie sich Pan solche aus den Rohren geschnitten, in welche die Najade des Flusses Ladon verwandelt ward, um seiner Verfolgung zu entgehen. Sieben Rohre neben einander, eines kürzer als das andere, um die Tonleiter zu gewinnen.

Auch jetzt noch schien der Mann, welcher vor den Reisenden stand, den Namen des Satyrs zu verdienen, den wir ihm geben mußten. In dem langen magern Gesichte, mit der hohen Stirn und der Glatze über ihr, stand eine gewaltige, starkgekrümmte Nase, welche durch

die großen, vom Kopf abſtehenden Ohren und den langen ſpitzigen Bart ganz zu dem Charakter des Satyrs paßte. Seinen Oberkörper umſchloß ein enges, hinten zugeſchnürtes Wamms von ungegerbtem Schafleder mit nach innen gekehrten Haaren. Die beiden Schenkel aber, bis über die Kniee hinunter, ſtaken in einer weiten Hoſe von rauchem Bocksfell, deſſen langes zottiges Haar gegen Außen gerichtet war. Nur der Huf fehlte; doch konnte man ſich ihn leicht in den Fellſtreifen denken, womit der Fuß umwunden war. Das nackte, magere, braune, ſchmutzige Bein paßte dafür um ſo beſſer zu dem mythiſchen Aufzug.

Kurz, unſere kleine Reiſegeſellſchaft hatte hier einen der Gebirgshirten vor ſich, wie man ihnen ſogar in unſern Tagen noch manchmal in den römiſchen Gebirgen begegnet und wir ſelbſt unlängſt durch den Anblick eines Solchen in der Nachbarſchaft von Rocca di Papa überraſcht wurden. In der That glaubten wir auf den erſten Blick einen der Satyrn des Alterthums vor uns zu ſehen; um wie viel leichter mußte die Tauſchung für die Frauen ſeyn, welche an das fortdauernde Daſeyn derſelben glaubten?

Indeß befreundeten ſich auch dieſe bald mit der ſonderbaren Erſcheinung. Der Hirte, zutraulich gemacht durch einige Becher Weins, begann nun, ſeine ſchönſten Weiſen zu blaſen, und entwickelte darin eine unerwartete Mannigfaltigkeit. Jede hatte ihre eigene Beſtimmung. Mit der einen lud er ſeine Ziegen zur Ruh' ein; mit der andern bereitete er ſie zum Aufbruche vor, und mit der dritten verſprach er ihnen beſſere Weiden. Dieſe

tröstete sie für den Regen, jene machte ihnen die Hitze erträglich, und wenn der Wind zu frisch wurde, ermunterte er sie durch eine andere zum Springen und Tanzen. Zoë äußerte die Bemerkung, daß er ordentlich die Lust in ihr erweckte, eine Ziege zu seyn. Wir hüten uns aber wohl, den Wunsch zu wiederholen, den er für diesen Fall aussprach; er war des Satyrscharakters würdiger, als Alles, was wir sonst von ihm gehört und gesehen.

Auf Jaffier's Erkundigung nach dem Weg, den sie nach Poroli zu nehmen hatten, rieth ihnen der Hirte, das Flußbette gar nicht zu verlassen, indem sie in demselben am schnellsten und sichersten dahin gelangten. Da das Wasser ganz ausgetrocknet sey, meinte er, so könnten sie auch an denjenigen Stellen fortkommen, wo sich der Fluß zwischen eng zusammenlaufenden Felsen durchdrängte; nur mußte das Wetter gut bleiben, und kein schneller Regen eintreten. In diesem Fall schwelle das Wasser in wenigen Minuten zu einer Höhe und Gewalt an, gegen die kein Widerstand möglich wäre. Jeder sey verloren, den der Strom an einer Stelle faßte, wo er sich nicht in die Breite ergießen könnte, und auch da wär' es noch immer eine bedenkliche Sache, von der wachsenden Fluth ergriffen zu werden.

Nachdem der Hirte diese Ansichten mit hinlänglicher Breite aus einander gesetzt, schlug der Maulthiertreiber vor, zu warten, bis sich über das Wetter des Tages urtheilen ließe. „Bleibt der Nebel an den Firnen hängen,“ setzte er hinzu, „so ist mit Sicherheit darauf zu rechnen,

daß er noch am nämlichen Tag als Regen niederfällt. Indeß glaub' ich nicht, daß dieß heute geſchehen wird; man müßte doch auch einem Wetterzeichen begegnen, und ich habe dieſen ganzen Morgen noch ſo wenig von einem Froſche geſehn, als von einer Cicade gehört." —

Nach einigen Stunden war es am Himmel helle geworden, und Jaffier ermunterte zur Fortſetzung der Reiſe. Zoë fand es ſo behaglich, daß ſie noch nichts vom Aufbruch hören wollte und über ſeine Aengſtlichkeit lachte, als er nach den höchſten Bergſpitzen deutete, die in dichte Dünſte gehüllt waren. Indeß blieb ihr nichts übrig, als ſich in die Nothwendigkeit zu ſchicken, da das Gepäcke bereits aufgeladen war, und Laura ſelbſt im Begriff ſtand, ihre Sänfte zu beſteigen. Sie verbarg ihren Unmuth über die Einigkeit der beiden Andern und tröſtete ſich ohne Zweifel mit dem Gedanken, daß es ihr als Herzogin von Venedig nicht an Gelegenheit fehlen würde, dieſe Gleichgültigkeit gegen ihre Wünſche zu vergelten.

Nachdem ſie den Weg geraume Zeit ruhig fortgeſetzt, hielt Fabrizio das vorderſte Thier auf einmal an, worauf der ganze Zug ſtille ſtand. Ohne die Fragen nach dem Grunde dieſer Zögerung zu beantworten, warf er ſich der Länge nach auf den Boden nieder und hielt ſein Ohr an die Oberfläche. „Ich ſage, es iſt kein Zweifel," ſprach er, als er nach kurzer Weile wieder aufſtand, „daß ſich Pferde oder Maulthiere nähern, und dann befinden ſich auch Menſchen dabei. Indeß ſind ſie noch ziemlich fern, und wir haben Zeit, ihnen auszuweichen;

nur müssen wir die entgegengesetzte Richtung nehmen. Lasset uns die dunkle Seitenschlucht einschlagen; wäre man uns auch schon auf den Fersen, so ist das Gebüsch in derselben doch so dicht, daß wir uns füglich darin verbergen können." —

Ohne ein Wort zu erwiedern, ergab sich die kleine Gesellschaft in die Aenderung und drang in das Dickicht ein. Es geschah nicht ohne Schwierigkeit. Das Gebüsch bestand aus jungen Steineichen, deren stachlichte Blätter bei dem gewaltsamen Durchdringen sehr lästig wurden. Jaffier zog sein kurzes, messerartiges Schwert, das ihm nach Seemanns Sitte an der Seite hing, und trat dem Zuge voran, um ihm eine Bahn zu öffnen. Der Maulthiertreiber beschwor ihn aber, solches zu unterlassen, da das Geräusch sie leicht ihren Verfolgern verrathen könnte, und stellte sich selbst an die Spitze des Zugs. Gewöhnter an solche Verlegenheiten, wußte er die Wendungen des Gehölzes zu benutzen, um ungehindert durchzudringen, und die Thiere schlossen sich, nach ihrer Weise, eins hinter dem andern gehend, an. Nachdem sich der Weg auf diese Art eine gute Weile fortgezogen, lichtete sich das Gebüsch auf einen moosigten Grund hin, wo nur einzelne, hohe Buchen standen. Plötzlich befanden sie sich auf einem ziemlich stark betretenen Pfade, der in der Schlucht in die Höhe führte. Kastanienbäume zeigten sich an den mittäglichen Abhängen, und die ganze Natur schien überhaupt ein milderes Ansehen zu gewinnen. Offenbar näherte man sich besser bebauten und bewohnten Gegenden, und die Reisenden überließen

ſich bereits der Hoffnung, daß ſie der nächſten Gefahr entronnen ſeyen.

Indem ſie ihren Weg nun raſcher fortſetzten, erweiterte ſich die Schlucht immer mehr. Bäume und Gebüſche traten zurück, und ein ſchöner Wieſenplan nahm ſie auf. Gleichzeitig fielen ihnen aber auch mehrere Züge von Menſchen in die Augen, welche von verſchiedenen Seiten der Höhe herabſtiegen und ihnen ſchon ſo nahe waren, daß es zum Umkehren zu ſpät geweſen wäre. Alles hatte jedoch ein ſo ruhiges und friedliches Anſehn, daß jede Beſorgniß ſchwinden mußte, und als ſich ſogar einige Gruppen ſingend näherten, deren einfache und feierliche Weiſen dem Kirchengeſang anzugehören ſchienen, konnte die kleine Geſellſchaft nicht mehr zweifeln, daß ſie ſich irgend einem Gnadenorte näherte. Sie erwartete jeden Augenblick, daß eine Kirche oder ein Kloſter, als das Ziel dieſer andächtigen Wanderer, ſichtbar werden würde.

Je weiter ſie kamen, deſto größer wurde die Zahl der Begegnenden. Das ſtille, beſcheidene Benehmen Aller und die freundlichen Grüße derſelben wollten jedoch immer weniger zu den gewöhnlichen Bettfahrten paſſen. Auch war kein Gebäude zu erblicken, und das Gebirg umſchloß das kleine Thal ſo nahe, daß nicht einmal Raum für ein ſolches vorhanden geweſen wäre. Sämmtliche Wanderer ſchienen ihr Ziel hier erreicht zu haben, indem ſie, nach Begrüßung der früher Angelangten, ſogleich Platz auf dem weichen Raſen oder im Schatten der Bäume nahmen. Die größte Gruppe der Ruhenden

ſaß unter einer ungeheuren Eiche, deren Aeſte einen großen Theil des Hintergrundes überſchatteten. Unſre Reiſenden hatten ſich derſelben noch nicht genähert, als ſich auf den Schall einer kleinen Glocke, die aus dem Baum ertönte, alle Sitzende erhoben, und die noch Entfernten ihre Schritte ſichtbar beeilten, um ſich an jene größere Zahl anzuſchließen.

Jaffier befahl dem Maulthiertreiber zu halten, und fragte ihn, was es wäre? „Was wird's ſeyn, Herr?“ erwiederte Dieſer mit ſeiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit. „Ich ſage, es ſind Ketzer, und nicht von den Schlimmſten. Ich kenne Chriſten genug, unter denen mir in einer ſolchen Wildniß nicht wohl zu Muthe ſeyn würde.“

Das Wort Ketzer brachte die Frauen, beſonders die Duegna Roſina, in große Aufregung. Zum erſtenmal ſtimmte ſie mit Zoë'n zuſammen, welche meinte, daß man umkehren müßte.

„Ich ſag' Euch, Ihr braucht Euch nicht zu fürchten,“ fuhr Fabrizio fort. „Ich bin ein ſo guter alter Chriſt, als Einer, und wenn ſie mich ungeſchoren laſſen, werden ſie Euch ſo wenig ein Haar krümmen, als meinen Thieren.“ —

Jaffier erklärte, daß es in jedem Falle zu ſpät zur Umkehr ſey. Ueberdieß hätten die Leute alle ein ſo friedfertiges und gutmüthiges Anſehn, daß es wohl am beſten wäre, ſich zu benehmen, als ob man zu ihnen gehörte. Laura ſtimmte in ſeine Anſicht ein, und ſo blieb Zoë'n nichts übrig, als ſich in Beider Willen zu ergeben. Ohnedieß verſprach ſich ihre Neugierde eine

besondere Nahrung; indem sie gar nicht zweifelte, daß hier Dinge vor sich gehen würden, welche sie noch nie gesehen.

Eine schöne Ulme, die seitwärts am Wege stand, lud die kleine Gesellschaft ein, Platz unter ihrem Schatten zu nehmen. Der Maulthiertreiber spannte seine Thiere aus und ließ sie grasen. Die Frauen aber setzten sich hinter Jaffier'n und sahen mit bänglicher Erwartung den Dingen entgegen, welche kommen sollten.

Die Gruppen in ihrer Nähe vermehrten sich mit jedem Augenblicke. Bald saßen unsre Reisenden mitten unter einer Menge von Ankömmlingen, welche sich nach freundlichen Grüßen ohne Umstände neben sie gelagert. Die Kinder, welche mitgekommen waren, machten schnell Bekanntschaft mit Lauretta'n, und es kostete Mühe, die Letzte zurückzuhalten, daß sie sich nicht allem Muthwillen ihres Alters und Temperamentes überließ. Nur das stille Wesen der übrigen Kinder, welche sich mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Schüchternheit benahmen, setzte ihr Schranken. Und als die Gesellschaft, je mehr sie wuchs, desto stiller wurde, und auch Zoë ihre Fragen nur kurz und leise beantwortete, legte sie sich in den Schoß derselben und schlief in Kurzem ein.

Jaffier und seine Begleiterinnen wußten noch immer nicht, was sie aus der Gesellschaft machen sollten, in die sie gerathen. Die Ankömmlinge waren offenbar großentheils Personen aus entferntern Gegenden und sämmtlich von verschiedenen Klassen, wenn auch weniger des Standes, doch gewißlich der Wohlhabenheit. Es

blieb zweifelhaft, ob sie sich gegenseitig nur kannten. Ihre erste Begrüßung gegen einander war freundlich; aber sie verrieth nicht die geringste Vertraulichkeit. Man nahm ohne Umstände neben einander Platz, als ob man zusammen gehörte. Seiten knüpfte sich ein Gespräch an. Alles hatte den Anschein, als ob sich Niemand seiner natürlichen Laune hinzugeben wagte. Dennoch zeigte sich keine Aengstlichkeit, wenn auch offenbar eine geheime Schranke Jedermann zurückhielt. Sie schienen auf etwas zu warten, das Aller Stimmung beherrschte. Man konnte sich unter ihnen am besten an eine Gesellschaft wohlgebildeter Männer erinnern, welche jeden Augenblick der Ankunft eines Höhern, dem sie mit Liebe und Ehrfurcht zugethan sind, entgegensehen.

Es mochten mehrere hundert Menschen auf diese Weise versammelt seyn, als der Schall des Glöckchens zum zweitenmal aus den Aesten der großen Eiche ertönte. Diese Töne schienen für sämmtliche Anwesende ein bedeutungsvolles Zeichen; denn Aller Blicke richteten sich nach dem Baum, als ob von da noch etwas weiter erfolgen sollte. Nach einer kurzen Weile ließ sich dasselbe Glöckchen zum drittenmal vernehmen, und es war kaum verstummt, so erhob sich eine wohllautende, männliche Stimme in einem Gesang, in welchen, nach den ersten Worten, die ganze, versammelte Gesellschaft einfiel. Jaffier erkannte mit Erstaunen in dem gesungenen Lied seine Muttersprache, jedoch in einer ihm völlig fremden Mundart, die er Mühe hatte, zu verstehen. Der Gesang war überaus einfach und sanft und rührend. Ohne

lauter zu werden, ſchwoll er gleichſam immer mehr und mehr an durch die Zahl der Stimmen, welche ſich allmählich mit ihm vereinigten. Der Inhalt war religiös, und der Charakter der Töne der Ausdruck einer milden Trauer. Unwillkürlich mußte man ſich an jene Klagelieder der frühſten Vorwelt erinnern, in welchen ein gefangenes Volk unter den Weiden des feindlichen Stromes ſeine Sehnſucht nach dem Vaterland und ſein brünſtiges Flehen zu Gott um Rückkehr dahin ausſtrömte.

Dieſer Geſang ergriff Laura'n mit der ganzen himmliſchen Gewalt, welche den alten Kirchengeſängen inne wohnt, wenn wahre Andacht und kindlich frommer Sinn die Singenden beſeelen. Ihr ganzes Weſen ſchien ſich zu erweichen; ihre Augen füllten ſich mit Thränen, und der Schmerz, der ihr Inneres ſo lang umhüllt hatte, ſchien ſich Luft zu machen. Eine ſanfte Wehmuth, gleich der Trauer über einen Verluſt, der, wie groß er auch war, doch eine ſüße Erinnerung zurückgelaſſen, breitete ſich immer weiter aus in ihrem Innern. Endlich faßte ſie unwillkürlich die Hand der ſchlafenden Lauretta, deren Arm von Zoë's Schoß in das Gras hinunter hing. Mit neuer Gewalt begannen jetzt aber auch die Thränen der unglücklichen Frau zu fließen, und in gleichem Maß kehrte die Ruhe zurück in ihre Bruſt. Es war ihr, als hätte ſie einen großen Gewinn gemacht für ihr ganzes Leben, und die Ahnung ſüßer Muttergefühle kehrte auf einen Augenblick in einem Herzen ein, das ſolche nie in ihrem ganzen Umfang gekannt hatte.

Auf Jaffier'n wirkte der Gesang, wenn auch nicht mit der Macht des Schmerzens, doch mit aller Gewalt heimathlicher Erinnerungen und liebenden Mitgefühls mit der Frau, an der seine ganze Seele hing. Unwillkürlich heftete sich sein Blick auf die verschlungenen Hände der Mutter und des Kindes. Ohne daß er es sich klar bewußt war, däuchte ihm solches ein Zeichen des Glücks, auf das er hoffte, und Andacht und Liebe schmolzen so innig zusammen in seinem Herzen, wie es nur immer geschehen kann, ohne daß das höhere Gefühl von dem niedrigern zu borgen scheint, und dieses seiner Armuth gegen jenes inne zu werden braucht.

Wie unendlich weit entfernt war Zoë's Stimmung von diesen Gefühlen ihrer Begleiter! Der Gesang hatte sie im Anfang durch seine Neuheit angezogen. Sie fand ihn sogar angenehm; nur erschien er ihr bald zu monoton. Seine Dauer langweilte sie, und so benutzte sie die Andacht, womit Aller Blicke zu Boden gerichtet waren, um die ihrigen mit desto größerer Freiheit zu gebrauchen und die Anwesenden allmählich sämmtlich durchzumustern. Alles war jedoch so fremdartig für sie, daß sie sich die Erscheinung durchaus nicht zu erklären vermochte. Nur däuchte es ihr fast lächerlich, als ihre Augen auf Donna Rosina fielen, welche den Rosenkranz unter den Falten ihres langen Schleiers hielt und ihn mit sichtbarer Angst abbetete. Die muthwillige Beobachterin meinte von Zeit zu Zeit ein Zucken im Arme der Duegna zu bemerken, als ob er sich erheben wollte, um sich durch ein Paar Kreuze gegen die unheimliche Nähe rings

um sie zu schützen, und sich krampfhaft zurückhielte, wie aus Furcht, daß er eine Art von Andacht, welche hier nicht an ihrer Stelle wäre, verrathen könnte.

Der Gesang schwieg endlich, nachdem er lange gedauert, und eine tiefe Stille trat ein, welche nur durch das leise Säuseln der Lüfte in den Wipfeln der Bäume unterbrochen wurde. Man schien auf etwas zu warten, das unter der großen Eiche vorgehen sollte. Zoë's Neugierde, die sich im Anfang nur auf Wiederholung des Geläutes gefaßt hatte, stieg auf's Höchste, als ein alter Schäfer vom Gebirge mit einer Rolle Papier in der Hand aus der Gruppe heraustrat und sich vor den Stamm der Eiche stellte. Der Mann war fast ganz in Schafspelz gekleidet, und dessen langes Haar nach Außen gewendet; nur hing ein brauner Mantel, welcher ihm kaum bis an die Knice reichte, von seinen Schultern.

„Es sind heute siebenzig Jahre," begann der Alte, „als ich mit vielen Eurer Väter und Mütter an dieser Stelle versammelt war. Nur meine Tage hat der Allmächtige gefristet, und ich bin allein übrig von allen jenen Frommen. Ohne Zweifel solltet Ihr aus dem Mund' eines Augen- und Ohrenzeugen die letzte Belehrung vernehmen, welche der fromme Märtyrer, Louis Pascal, an unsere kleine Heerde gerichtet. Seit jener Zeit hat mich eine schwere Gicht an mein Lager gefesselt. Endlich ist die Krankheit der Macht des Gebets und der Fürbitte der heiligen Märtyrer, die für unsern Glauben gestorben sind, gewichen. Was so viele Jahre

meinen einzigen Troſt und meine Erquickung ausgemacht, will ich Euch heute mittheilen. Es iſt ein Stück der heiligen Schrift, wie es der fromme Mann in unſere Sprache übergetragen und mit Auslegungen begleitet hat." —

Und nun begann der alte Schäfer mit einer, über ſein Alter kräftigen, Stimme, die Bergpredigt aus dem Evangelium Matthäi abzuleſen. Die Ueberſetzung war im höchſten Grad einfach, und die meiſten Verſe begleitete eine kurze Erläuterung, von der wir unſern Leſern nur Einiges zur Probe mittheilen wollen.

„Es iſt, als ob der Heiland dieſe drei Verſe ganz beſonders zu uns geſprochen hätte, meine chriſtlichen Brüder. Selig ſind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, ſpricht er; denn das Himmelreich iſt ihnen. Unter Gerechtigkeit aber müſſet Ihr den chriſtlichen Glauben verſtehen, und ſo nennet der Herr ſelig alle Diejenigen, die um ihres Glaubens willen verfolgt werden. Selig nennet er ſie, und damit meint er nicht die ewige Seligkeit; denn wie könnte die ewige Seligkeit gegen die größten Uebel der Zeitlichkeit abgewogen werden? Unter dieſer Seligkeit iſt die Freudigkeit des Geiſtes verſtanden, welche den Frommen unter den größten Leiden zu erfüllen pflegt. Es iſt die Seligkeit, in der die drei Männer, als ſie in den feurigen Ofen geworfen wurden, zu ſingen und Gott zu loben und zu preiſen begannen. Es iſt die Freudigkeit, womit die Chriſten in den großen Verfolgungen der heidniſchen Kaiſer die größten Qualen ertrugen, und die auch uns erfüllen

wird, wenn uns das Glück bestimmt seyn sollte, für unsern Glauben sterben zu dürfen. Die heilige Urkunde will aber diese Freudigkeit nicht erklären, sondern nur sinnlich begreiflich machen, indem sie sagt, daß der Engel des Herrn zu Asaria und seinen Genossen in den Ofen getreten sey und die Luft in demselben gemacht habe, wie einen wehenden, kühlen Thau. Denn wozu hälfe der Glaube, wenn seine Thaten nur durch Wunder der Engel des Himmels möglich wären? Der Glaube selbst thut Wunder, und er thut sie, wo er ein Gemüth mit seiner höchsten Kraft erfüllt."

„Diese Freudigkeit des Geistes sind wir Alle schon inne geworden; denn Niemand ist unter uns, der nicht Verfolgungen ausgestanden und täglich ausstände. Der Verfolgung ist nämlich gar mancherlei, und die Uebermacht, die uns zwingt, uns in die Einöden zu flüchten, wenn wir den Herrn loben und preisen wollen, übt Verfolgung gegen uns aus. Auch das ist Verfolgung, wenn sie unserem einsamen Gottesdienste Absichten beimißt, die uns so fremd sind, daß wir gar nicht wissen, was sie damit meinen, während wir doch nur die Lehre befolgen, welche der Herr seinen Aposteln gab, als er sie aussandte, um die Nähe des Himmelreichs zu verkündigen. „Wenn sie Euch aber verfolgen in einer Stadt," sprach er zu ihnen, „so fliehet in eine andre." Es ist die Verfolgung, von welcher der Herr weiter spricht: „Selig seyd Ihr, wenn Euch die Menschen um meinetwillen schmähen und reden allerlei Uebels von Euch." Nur muß Alles, was sie also von uns reden,

Erfindung von Haß und Bosheit oder, wie wir lieber glauben wollen, nur Mißverstand, Mißdeutung und Erfindung des Unverstands seyn. Aber nicht genug, daß Ihr darum selig seyd, d. h., daß die hohe Freudigkeit des reinen Gewissens und des felsenfesten Glaubens Euer Herz erfüllt, sondern der Herr setzt auch noch hinzu: „Seyd fröhlich und getrost, es wird Euch wohl belohnt werden im Himmel.“ So leicht macht es der Herr den Frommen, jede Schickung zu bestehen, die er über ihr kurzes, zeitliches Leben zu verhängen für gut findet!“

„Es wird Euch belohnt werden im Himmel,“ spricht der Herr; „denn also haben sie verfolgt die Propheten, die vor Euch gewesen —“

„Und wohl dürfen wir hinzusetzen,“ unterbrach sich der alte Schäfer selber, indem er die Rolle Papier, die er in der Hand hielt, sinken ließ; „wohl dürfen wir hinzusetzen: so haben sie auch verfolgt die Propheten, welche nach ihnen kamen. In Eurer aller Gedächtniß ist, was die Glaubenshelden, an deren Spitze die unsterblichen Märtyrer Pascal und Negrino standen, erduldet. Dieser mußte Hungers sterben im Gefängniß zu Cosenza, weil er den Herrn, an den er glaubte, nicht verleugnen wollte. Pascal'n versuchte der Papst selbst zu Rom, erst mit allen möglichen Lockungen und Versprechungen, dann mit Drohungen und Qualen, bis er ihn, als er unerschütterlich blieb in Demuth und Freudigkeit seiner Ueberzeugungen, den Tod in den Flammen sterben ließ. Aber nicht Jeglicher von Euch

weiß, wie viele Andre aus den Gemeinden der unsterblichen Märtyrer ihren Glauben mit dem Tode versiegelt. Da seht Ihr, wie das Alter meine Augen ausgetrocknet; wie könnt' ich sonst diese Namen nennen, ohne zu zerfließen in Thränen? Deinen Namen, Du standhafter Etienne Charlin, dem sie wohl in der Folter die Eingeweide aus dem Leibe zu reißen, aber dessen Lippen sie kein Wort der Verleugnung seiner Lehre zu entwinden vermochten! Und den Deinigen, Du edler Dulder Marron, welchen sie so lange mit kleinen Ketten gegeißelt, bis ihnen selber die Kraft ausging. Vor Deinen Augen schlachteten sie Dein zartes Söhnchen Charles, wie ein armes Lamm, das nicht weiß, wie ihm geschieht, und vor Deinen Augen stürzten sie Dir den Sohn Henry von dem höchsten Thurme herab, daß er zerschmettert niederfiel zu Deinen Füßen, und sein herumspritzendes Gehirn Dir die Augen blendete! Grimmig über Deine unüberwindliche Standhaftigkeit, schlugen sie Dich mit Feuerbranden aus dem Holzstoße todt, welchen Dich ihre rasende Ungeduld nicht mehr besteigen ließ! Ach, welche Wehmuth erfüllt mein Herz, wenn ich Deiner gedenke, mein sanfter Bernardin Comte! An Dir haben sie verübt, was Du nicht gegen ein Thier zu verüben für möglich gehalten hättest! Nackt zogen sie ihn aus, die Unmenschen; mit Harz bestrichen sie seinen ganzen Leib und zündeten es an. Aber auch unter diesen Qualen, als die Flamme hoch emporschlug an ihm, betete er noch für sie: Herr vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun!" —

Bei diesen Worten fiel die ganze Versammlung wie von einem Gefühle dahin gerissen, auf die Kniee nieder und rief: „Herr, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun!“ —

Eine tiefe Stille folgte auf diesen Ausbruch des edelsten, christlichen Gefühls, und nur das leise Schluchzen einiger Personen, die eine besondere Wehmuth ergriffen, blieb hörbar. Da brach auf einmal eines der Kinder, wie wenn es sich bisher mit Gewalt zurückgehalten, in ein lautes Weinen aus. Und es war, als ob es das Zeichen für die übrigen Kinder wäre, die nun sämmtlich in dasselbe einfielen. Ein großer Schmerz schien die zarten Gemüther ergriffen zu haben. Er wuchs recht eigentlich durch ihr Zusammenstimmen, und es lag ein Ausdruck von Verlassenheit in ihrem Weinen, der erschütternd war und allmählich die ganze Versammlung ergriff, so daß sich zuletzt diese Hunderte von Menschen wie in Thränen auflösten. Selbst unsre kleine Reisegesellschaft widerstand dem Mitgefühle nicht, und Zoë gerieth in ein so heftiges Schluchzen, daß es wahrhaft krampfhaft wurde, und sie sich niederlegen mußte in das Gras, um ihre aufgeregten Nerven einigermaßen zur Ruhe zu bringen.

„Ich kann nicht weiter,“ sprach der alte Schäfer, nachdem die Versammlung ruhiger geworden. „Ist Einer unter Euch, der etwas zur Erbauung der Gemeinde zu sagen weiß, so nehm' er meine Stelle!“ —

Darauf trat ein Mann hervor, der auch schon des Lebens Mittagshöhe weit überschritten. Er hatte das

Anſehen eines Städters, und in ſeinem Anzug überhaupt etwas Fremdartiges, das ihn auffallend von der Kleidung der Uebrigen unterſchied.

„Mit Eurer Gunſt möcht' ich wohl das Andenken eines anderen Märtyrers unſeres Glaubens bei Euch erneuern," begann der Redner. „Manche von Euch haben ihn noch ſelber gekannt; und Andre kennen Diejenigen, welche ſeinen Namen tragen in dieſem Lande. Er hat ſeinen Glauben nicht mit dem Märtyrertode verſiegelt, ſondern ſtarb auf dem Krankenbett, umgeben von Perſonen, die Alle gern ihr eigenes Leben für das ſeinige dahingegeben hätten. Aber ſeine Laufbahn in der Zeitlichkeit war mit Prüfungen angefüllt, die mehr Muth und Kraft des Glaubens erfoderten, wenn ſie beſtanden werden ſollten, als die grauſamſten Martern, welche die Feinde gegen uns anwenden können. In Größe und Reichthum leben, geachtet und geliebt ſeyn von Königen und Kaiſern, geliebt von einem, über Alles geliebten, Vater, angebetet von einer angebeteten Gemahlin, und verehrt von ſchönen und hoffnungsvollen Kindern; und von allem dieſem Glück ſich freiwillig losreißen, um des Evangeliums willen, und dieſen Kampf mehr, als einmal, und jedesmal mit Sieg beſtehen — wahrlich, ich ſage Euch, Wenigen wird ſolche Prüfung zugemuthet werden, und ein Zweiter wird ſie ſo leicht nicht wieder beſtehen!"

„Nur mein geliebter Herr, — ja, ich darf ihn meinen Vater nennen; denn er iſt mir mehr ein Vater, als ein Gebieter geweſen: — nur Don Galeazzo Caracciolo,

der Sproſſe aus der alten Heldenfamilie, war ſolchem Kampfe gewachſen.“

„Wer kennt nicht die Caracciolo's, nicht nur in Neapel, ſondern in Italien und in der ganzen Welt? Don Galeazzo'n aber kannte Niemand beſſer, als der Kaiſer ſelbſt; denn auch er war ja der neuen Lehre zugethan, und iſt noch im Tode deßhalb von der Inquiſition verurtheilt worden. Don Galeazzo war Kämmerer des Kaiſers und lebte manche Jahre an ſeinen wechſelnden Hoflagern in Italien, in Spanien, in den Niederlanden und in Deutſchland. Früh ward er mit Donna Vittoria, der Tochter des Herzogs von Nocera, vermählt. Schöne, kluge, wohlgeartete Kinder entſproſſen der glücklichſten Ehe.“

„Aber wie mag Reichthum und Ehre, Gatten- und Vaterglück Demjenigen genügen, dem Alles fehlt? Galeazzo hatte die neuen Lehren in Deutſchland kennen gelernt; Giovanni Valdes beſtärkte ihn in denſelben, und Pietro Martire Vermiglio knüpfte ihn durch ſeinen Unterricht an ſie auf ewig.“

„So verließ er Neapel, den Kaiſer zum letzten Mal begleitend an ſein Hoflager zu Augsburg. Anſtatt ihm nach Brüſſel zu folgen, nahm er den Weg nach Genf und ſchwor die Irrthümer ab, in welchen er geboren und aufgewachſen war. Er ſchloß eine enge Freundſchaft mit dem großen Mann der Kirche, Johannes Calvinus, welche den Menſchen ſichtbar bis an des Letzten Tod dauerte und in dem ſchönern Leben ihre höchſte Weihe erhalten hat.“ —

„Ich wollte von Kampf und Sieg reden," fuhr der Sprecher nach einer kleinen Pause fort, „und rede von Glück und Ruhm. Aber wer kann sich enthalten, des Glanzes solcher Freundschaft zu gedenken, wenn das Gedächtniß eines frommen Märtyrers erneuert wird? Darum lasset mich zuerst Euch sagen, wie die Hölle tobte, als sie diesen Verlust erfuhr. Freilich vermochte sie nichts gegen den edelsten Theil der Besitzungen Don Galeazzo's, gegen die Schätze, die er in sich selber trug. Desto gieriger warfen sich ihre Diener vom königlichen Fiscus und von der römischen Inquisition auf die reichen Herrschaften, die er bereits besaß, und die reichern, die er noch von seinem Vater erben sollte. Sie verklagten ihn des Hochverraths an Kirche und Thron und sprachen ihn und seine Kinder aller reicher Lehen verlustig, welche sich in seinem Hause befanden."

„Auch seine Kinder erklärten sie dieser Lehen verlustig, sage ich Euch; denn wie leicht hätt' er sonst ihren Verlust verschmerzen können? Seines Vaters Jammer, als er den angestammten Besitz des alten Hauses an die Krone zurückfallen sah, war grenzenlos; denn wo ist die Schranke großer Schmerzen für Diejenigen, welchen die Tröstungen des Evangeliums unbekannt sind? Da machte sich der alte Marchese selbst auf, um sich an das Hoflager des Kaisers zu begeben und, wenn nicht Gnade für seinen Sohn, doch Barmherzigkeit für seine Enkel zu erflehen. Er beschwor Don Galeazzo'n in einem Briefe, daß er auf dem Wege dahin mit ihm in Verona zusammentreffen möchte. Konnt' es eine Bitte

geben, welche der fromme Sohn seinem Vater weigerte, verlangte er ein anderes von ihm, als das Opfer seines Glaubens?"

„Vater und Sohn trafen in Verona zusammen, und meinem Vater, der von seiner Geburt bis zu seinem Tode Don Galeazzo'n nie verlassen, füllten sich jedesmal die Augen mit Thränen, so oft er dieser Zusammenkunft gedachte. Umsonst erschöpfte der alte Marchese jedes Hülfsmittel von Liebe und Zorn, von Bitten und Thränen an des Sohnes Standhaftigkeit. Don Galeazzo setzte seinen Thränen Bitten um Vergebung, seinem Zorne Sanftmuth, seinem Fluche Segen entgegen. Da rief der unglückliche Vater in seiner Verblendung die größten Schriftgelehrten der katholischen Kirche zu Hülfe, um den Sohn von der Falschheit seines Glaubens und von der Wahrheit des ihrigen zu überzeugen. Vergebliches Bemühen! Vater und Sohn trennten sich, und der Vater setzte seine Reise an das kaiserliche Hoflager allein fort, um wenigstens seinen Enkeln die Reichthümer des alten Hauses zu retten."

„Und was geschah, meine Brüder? Man müßte in den alten Irrthümern der römischen Kirche befangen seyn, um die ganze Gefahr zu ermessen, die nun der evangelischen Standhaftigkeit Don Galeazzo's drohte. Denn zu dieser Zeit bestieg sein Großoheim, unter dem Namen Paul IV., den päbstlichen Thron, und eine der ersten Sorgen der stolzen Verblendung des Pabstes war dahin gerichtet, den nahen Verwandten dem Glanze seines Glaubens und seines Hauses wieder zu gewinnen.

Leicht ist ja zu ermessen, welch ein Flecken es dem römischen Glauben däuchte, daß ein Caracciolo von ihm abgefallen war, und wie viel größer derselbe dem stolzen Priester erscheinen mußte, wenn die neue Lehre bei seinem Großneffen ihren Reiz behielt über alle Verführungen weltlicher Größe. Auch der alte Marchese hoffte, daß sein Sohn jetzt nachgiebiger seyn würde. Er schrieb ihm, und bat um eine neue Zusammenkunft. Don Galeazzo konnte seinem Vater nur eines verweigern, und dieß eine foderte er noch nicht von ihm. Die Zusammenkunft fand Statt in Mantua. Der Vater malte dem Sohne den ganzen blendenden Glanz des Glücksterns, welcher der Familie aufgegangen war in der Erhebung seines Großoheims auf den päbstlichen Thron. Er stellte ihm vor, daß sich nun die Macht und der Reichthum der Caraffa's und der Caracciolo's auf eine Höhe heben würden, die kein anderes italienisches Haus noch erreicht, und daß es dazu nur seiner Rückkehr zu dem Glauben seines Landes, seiner Väter und seiner Kinder bedürfe. Er möge wenigstens durch ein Gaukelspiel den Willen des Pabstes befriedigen, auf daß es diesem möglich würde, die Fülle seiner Gnaden über sein Haus auszugießen. Wie könne denn der Pabst Bedeutendes für die Kinder eines Mannes thun, welcher von seinem Hause, von seinem Volke und von seinem Glauben abgefallen? Der Vater bat, er beschwor, er schmähte den Sohn. Ja, er verfluchte ihn, als Don Galeazzo mit Thränen im Aug' und der Hand auf der

Bruſt flehte: er möchte ſein Leben fodern, nur nicht ſeine Seele, da ſie Gott angehöre, und er nicht über ſie verfügen könne."

„Ihr meint wohl, geliebte Brüder, daß die Verſuchung müde geworden ſey an ihm? -- Ihr irrt Euch. Die römiſchen Prieſter laſſen nicht ab von dem edlen Wilde, das ſie einmal zu jagen anfangen. Sie kannten Don Galeazzo's Liebe für Donna Vittoria; ſie wußten, daß nur die Kraft des Evangeliums ihm die Trennung von ihr erträglich machte. Und fürwahr, ihre Rechnung möchte ſie bei wenigen Andern getäuſcht haben! Denn, als Briefe anlangten um Briefe von der liebevollen Gattin, und bald faſt kein Tag verging, der nicht Einen brachte, und alle dieſe Briefe voll Sehnſucht der Liebe waren und der glühenden Leidenſchaft, voll von Wünſchen und Vorſchlägen zum Wiederſehen, wer hätte da widerſtanden? Don Galeazzo widerſtand nicht; verlangte Donna Vittoria doch nur, daß er ſich in Gefahr ſtürzen ſolle, ſie wieder zu ſehen. Es gab ja für ihn keine Gefahr, als den Verluſt ſeines Glaubens, und gerade dieſer ſein Reichthum lag außer den Grenzen der menſchlichen Gewalt und der Elemente. Alle Schlüſſel des Pabſtes reichten nicht hin, um dieſer Verſuchung ſein Herz aufzuſchließen."

„Galeazzo verſprach, an dem beſtimmten Tag in Leſina, an der Küſte von Dalmatien, gegenüber von Italiens Küſte, wo ſeines Vaters Baronie Vico lag, einzutreffen. Er kam; aber er fand Donna Vittoria nicht, wie ſie verſprochen. Er wartete; mehrere Tage

wartete er, und kehrte endlich, ſchmerzlich getäuſcht in ſeinen liebenden Hoffnungen, nach Genf zurück."

„Kaum iſt er da eingetroffen, ſo langen neue Briefe von Donna Vittoria an. Sie ſind mit den Ausbrüchen der Verzweiflung über das Fehlſchlagen ihrer ſchönſten Hoffnungen erfüllt. Hinderniſſe, die ſie nicht zu überwinden vermocht, haben ſie zurückgehalten. Wenn mein Gedächtniß treu iſt, ſo ſchob ſie Alles auf eine Krankheit, welche ſie befallen. Sie flieht ihn aufs Neue um dieſe Zuſammenkunft; ſie ſchlägt ihm den nämlichen Hafen an der Küſte von Dalmatien vor."

„Don Galeazzo's Herz widerſteht auch jetzt nicht, meine Brüder, und er begibt ſich zum zweiten Mal auf den Weg nach Leſina. Er kommt an, und findet Donna Vittoria wieder nicht. Aber er findet wenigſtens Briefe von ihr, liebevoller, heißer verlangend, ſehnſuchterfüllter als je. Das venetianiſche Schiff, das ſie mit ihren Kindern von Vico nach Leſina überfahren ſoll, iſt ausgeblieben. Sie glaubt es nicht gegen ihn verantworten zu können, wenn ſie die Pfander ihrer Liebe einem der ſchwachen Küſtenfahrer anvertraut, die in Vico zu haben ſind. Sie wagt es nicht, ihn zu bitten, auch Dieſes noch ihrer Liebe zu geſtatten; o die Schlaue wußte wohl, was ſie nicht verlangte, war ihr nur um ſo gewiſſer von ſeiner Liebe!"

„Don Galeazzo durchſchneidet das adriatiſche Meer auf dem leichteſten Boote; taub gegen die Warnungen ſeiner Freunde und gewiß auch der eigenen Vernunft. Der Jubel des Vaters, der Gattin, der Kinder, die

nun herangewachsen sind, umringt den Ankommenden. Vergessen ist in den Freuden des Wiedersehens, was bisher Alle getrennt hat. So vergehet ein Tag, vergehet der zweite und der dritte Tag. Endlich spricht der alte Marchese seufzend den Wunsch aus, daß dem neuen Glück Dauer gegeben werden könnte. In Donna Vittoria's Herzen erwachen die Vorwürfe des Gewissens, welches sich gegen den Abtrünnigen empört. Die geliebten Kinder schmiegen sich an des Vaters Brust, und fragen wehmüthig, warum er in dieser und in jener Welt sich von ihnen trennen wolle?"

„Greife Jeder von Euch, meine Brüder, in seinen eigenen Busen, und messe Galeazzo's Versuchung in Mitte von so viel Liebe und Glück! Der Vater wird dringender, die Gattin trauriger, die Kinder beginnen zu weinen, als er von dem einzigen Opfer spricht, welches er ihnen nicht bringen kann. Der Vater greift in seine weißen Haare, und redet von der Verzweiflung, womit er in seine Grube fahren muß. Die Gattin erinnert an den grenzenlosen Schmerz der Trennung ihres ehelichen Bandes, welche die Kirche verlange, und ihr Gewissen nicht verweigern könne. Die Kinder versprechen, den Vater mit jeder Geschicklichkeit, jeder Tugend zu belohnen. Don Galeazzo wischt sich die Thränen aus den Augen, und will sich losreißen. Da stürzen Kinder, Gattin, Vater zu seinen Füßen, und umfassen weinend seine Kniee. Aber der göttliche Glaube in ihm ist stärker, als die Macht der schönsten und heiligsten Gefühle des Menschen; er stürzt hinaus, wirft

ſich in ſein Boot, und überläßt ſich Wind und Wogen die ihn glücklich nach Leſina zurückführen.“

„Damit, geliebte Brüder, war der ſchwerſte Kampf in dem Leben meines edlen Herrn ſiegreich ausgekämpft. Er kehrte zurück nach Genf, und begehrte nun ſelber die Scheidung, womit ihn Donna Vittoria bedroht hatte. Der große Calvinus rief das Conſiſtorium zuſammen, und legte ihm den Fall vor. So ward ein Band gelöst, das nicht mehr in dem nämlichen Grunde des Evangeliums und ſeines Verſtändniſſes wurzelte. Don Galeazzo ſchloß ein neues eheliches Bündniß, in welchem er das verlorne Glück wieder fand, bis er daſſelbe, nachdem er das ſiebenzigſte Jahr zurückgelegt, gegen die Wonne der ewigen Herrlichkeit vertauſchte.“ —

Eine andächtige Rührung hatte alle Anweſenden ergriffen bei der Erzählung der Schickſale eines Mannes, welcher den Meiſten unter ihnen bekannt ſchien. Niemand unterbrach die heilige Stille, bis auf einmal ein junger Mann, mit einer Frau ſeines Alters an der Hand, aus dem dichten Haufen hervortrat, und mit ihr an der Stelle, welche der Redner verlaſſen, niederkniete. Beide ſchlugen die Augen zu Boden: der Mann mit ſichtbarem Ausdruck von Reue und Beſchämung in dem, leidenſchaftlich gerötheten, Geſicht; aber in dem blaſſen Antlitz der Frau ſchien die Ergebung in ein, lange getragenes, Unglück der ungewohnten Freude ſo ſchnell nicht weichen zu wollen. Es war, als fragte ſie ſich ſelber im Gebet: ob ſie Gott für das Glück, das ihr zu werden ſchien, danken dürfe?

Kaum war das Paar niedergekniet, so stellte sich ein kräftiger Mann von mittlern Jahren neben dasselbe, und sprach zu der Versammlung, bevor er sich gleichfalls auf die Knie niederließ: „meine Brüder! Es haben sich zwei Herzen, die sich lange verloren, wieder gefunden. Stimmet ein in ihr stilles Gebet, damit das Glück, welches so lange von ihnen gewichen war, nur mit ihrem Leben endige!“ —

Eine Bewegung der Freude hatte sich schon bei dem Hervortreten des Paares unter einem großen Theile der Versammlung bemerklich gemacht; nun sanken Alle mit sichtbar freudiger Theilnahme auf die Knie nieder, und erhoben ihre Hände zum Gebet. Es schien nur ein mächtiges Gefühl der Andacht über der ganzen Versammlung zu schweben, und die besondere Gegenwart der himmlischen Mächte zu verkündigen, welche gewiß nie ausbleibt, wo sich die Herzen Vieler in einem frommen Gedanken vereinigt zum Himmel emporschwingen. Von allen Anwesenden war jedoch Niemand tiefer ergriffen, als Laura. Unverwandt den Blick gerichtet auf die knieende Frau vor dem Baume, schien ihr Gemüth allen Bewegungen zu folgen, die im Innern derselben vorgingen. Erst als der Gedanke, daß ein feindliches Lebensschicksal durch die Macht der Liebe und des Glaubens überwunden sey, und sich neue Tage des Glücks, der Liebe und der Tugend für sie eröffnet, in der Brust der Versöhnten durchzubrechen schien, und sich der Sturm innerer Bewegungen allmählich in Thränen des Dankes und der Freude auflöste, da öffneten sich

auch in Laura's Augen die Brennen der Rührung und der Schmerzen; aber ach, sie ergossen nur die Thränen um den Verlust eines Glücks, das sie jetzt erst für auf ewig verloren erkannte.

Denn wie auf einmal der junge Mann in seiner ganzen Leidenschaftlichkeit neben der Knieenden aufsprang, und mit flammendem Blick und mit Feuerglut auf der braunen Wange sich anzuklagen begann wegen der Leiden, die er der Unschuldigsten, der Sanftesten unter den Frauen verursacht; als er schwor, daß ihn nie ein Wort des Vorwurfs gekränkt, nie eine Klage von ihr gereizt, daß ihr einzig Bemühen gewesen, ihm ihren Schmerz zu verbergen, und nur die Unmacht der Natur, die eine so schwere Kränkung nicht ganz zu tragen vermocht, sie zuweilen verrathen; und als er seine Schuld mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Volkes und der Unbändigkeit eines wilden Temperaments ins Ungeheure ausmalte, während das sanfte Wesen neben ihm, der Gewalt dieser Eindrücke allmählich unterliegend, plötzlich unmächtig niedersank; und als eben so schnell die ganze Leidenschaftlichkeit seiner Stimmung in den Wahn überging, daß er sie getödtet, und er in eine Verzweiflung ausbrach, von der unsre nordischen Leser keine Ahnung haben können, und deren Bild sie kaum ertragen würden — da stellte sich freilich ein Schauspiel dar, welches Jeden, der es sah, auf das Tiefste erschütterte, für Laura'n aber herzzerreißend seyn mußte.

Wir schweigen von ihrem Jammer, und wenden uns der doppelten Gruppe zu, welche sich unter der großen

Eiche gebildet. Mehrere Frauen sind herbeigesprungen, und bemühen sich, die Unmächtige zum Bewußtseyn zurückzurufen; neben ihnen hat sich um den in Verzweiflung Rasenden ein Häufchen von Männern gesammelt, die ihm Hoffnung und Muth einsprechen, indem sie Alles nur für die Wirkung von Rührung und Freude erklären, deren Gewalt allerdings die Kräfte des Menschen, und besonders die der zarten Frauen übersteigen, aber ihnen nicht tödtlich werden könne. Und wirklich öffnet auch die Unmächtige nach einiger Zeit die Augen wieder, und ihr Blick, in welchem eine unendliche Zukunft von frommer Freude und heiliger Liebe schwimmt, wendet sich zu Demjenigen, der zu ihren Füßen liegt, und ihre Hände mit seinen Thränen und Küssen bedeckt. Aber wenn es außer dem Himmel einen Anblick gibt, welcher den Engeln selber eine neue Freude gewähren kann, so muß es eine solche Scene der ehelichen Liebe seyn, die sich nach langen Irrungen wieder versöhnt. Und hatte zuvor schon eine andächtige Rührung die ganze Versammlung auf das tiefste ergriffen, so war es jetzt gleichsam nur ein Gefühl des hochreligiösen, dankenden Jubels, womit alle Anwesenden in den Psalm einfielen, den einer der Männer anstimmte:

„Preise den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir ist, preise seinen heiligen Namen!“

„Preise den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes erwiesen!“

„Alle deine Sünden vergibt er; er heilet alle deine Gebrechen.“

„Er ruft dich vom Tode zum Leben, er krönt dich mit Gnad' und Erbarmen.“ —

„Ich dächte, wir könnten dieſen langweiligen Geſang benützen,“ ſprach Zoë leiſe zu Jaffiern, „und unſern Weg weiter fortſetzen. Meint Ihr nicht, Steuermann Jaffier?“ —

Dieſer fand ſich durch den Vorſchlag der reizenden Frau auf die widerlichſte Weiſe geſtört. Das religiöſe Gefühl, das ihn mit allen Anweſenden ergriffen, war in eine tiefe Wehmuth übergegangen, als er in Laura's ſchmerzlicher Rührung die Hoffnungsloſigkeit eines tödtlich verwundeten Gemüths, und damit auch die ſchwere Täuſchung erkannte, der er ſich in ſeinem Verhältniß zu ihr hinzugeben angefangen. Dennoch gewann er die Faſſung, ihr leiſe zu erwiedern, daß es ihm nicht ſchicklich dünken wolle, die Andacht der frommen Verſammlung zu ſtören; indeß möge ſie Donna Laura'n darüber fragen.

Zoë richtete einen Blick auf dieſe; aber der gewaltige Schmerz im Angeſicht der tiefbewegten Frau erregte eine Scheu in ihr, die ſie nicht zu überwinden vermochte. Sie faßte Geduld, und benützte die andächtige Stimmung, in welche die bisherigen Scenen, und beſonders der Geſang die Anweſenden verſetzt hatten, um deſto freier mit ihren Blicken umherzuſchweifen, und die Geſichter derſelben zu muſtern. Und wie denn Leute aller Art und von jedem Alter hier verſammelt waren, und ſelbſt die frömmſte Stimmung manchen Phyſiognomieen, beſonders im Singen, einen komiſchen Ausdruck verleiht, ſo fehlte es auch Zoë'n jetzt nicht an einer Unterhaltung,

die freilich weder ihrem Herzen, noch ihrem religiösen Sinne zur Ehre gereichte.

Als der Psalm zu Ende war, kehrten die Versöhnten mit ihren Angehörigen, welche sich allmählich um sie gesammelt, unter die Menge zurück. Dafür näherte sich ein Mann, dessen hängendes Haupt, und die gelbe, ja, fast grünliche Gesichtsfarbe mit den eingefallenen, tiefen Zügen ein schweres innneres Leiden verrieth. Mehrere Andere begleiteten ihn, und stützten ihn gewissermaßen, als er an der Stelle unter der Eiche, welche die Versöhnten so eben verlassen, niederkniete. Darauf sprach einer seiner Begleiter: „meine Brüder, betet für diesen unsern Bruder! Die Gedanken der Rache haben so feste Wurzel gefaßt in seiner Seele, daß sie nicht weichen wollen von ihm, weder im Wachen, noch im Schlafen. Er hört nicht mehr auf die Reden der Freunde; er kann sein Herz nicht mehr im Gebet erheben. Bedenket es, meine Brüder: unser Bruder kann nicht mehr beten! Darum laßt uns aus seiner Seele beten, als ob sie frei und gläubig wäre, wie sonst, und begleitet die Worte, welche mir der Geist eingibt, mit Euren Herzen.“

Und als die ganze Versammlung wieder auf die Knie gesunken war, begann der Redner:

„Zu dir ruf' ich, o Herr, aus dem Abgrund meiner Verzweiflung! Strecke deine Hand aus nach mir, o Herr, auf daß ich mich erhebe aus der Nacht des Jammers, welche mich umgibt! Meine Seele ist betrübt bis in ihr Innerstes; ach Herr, ich verzweifle an deiner Gerechtigkeit und Güte. Deine Hand hat mich zu schwer

betroffen! Ich vermag mich nicht selber aufzurichten in meinem Elend; alle Liebe, alle Hoffnung, aller Glauben ist von mir gewichen!“

„In deiner Güte, o Herr, hattest du mir einen Sohn gegeben, und nicht in deinem Zorne. Sie sagen, du habest ihn mir in deiner Güte genommen, und nicht in deinem Zorn. Ich kann ihren Worten keinen Glauben schenken! Meine Augen suchen umsonst nach der Freude meines Lebens, nach der Stütze meines Alters. Meine Seele sieht nur Denjenigen, der mir ihn genommen; und der bist du nicht, o Herr und Gott! Du hättest mir ihn nicht genommen; denn du hattest ihn mir gegeben. Ein Spanier hat ihn mir genommen. Ein Mann aus dem Volke, das uns unterdrückt! Sein König hat die Krone des Landes, dessen Sohn ich bin, und dessen Sohn mein Sohn war, mit Unrecht an sich gerissen. Mein Sohn wollte nichts, als dieses Unrecht wieder gut machen; darum hat ihn der Spanier gerichtet. Der Spanier hat in seiner eigenen Sache gerichtet; er hat mir den einzigen Sohn gemordet. O Herr, ich dürste nach seinem Blut und kann diesen Durst nicht länger ertragen!“ —

Die letzten Worte hatten den rachekranken Mann sichtbarlich ergriffen. Krampfhaft riß er die gefalteten Hände von einander, und schlug sie mit wilder Heftigkeit zusammen.

Der Betende machte eine kleine Pause und fuhr fort: „O mein Herr und mein Gott, warum soll ich nicht das Blut trinken des Mörders meines Sohnes?

Hat er nicht das Blut getrunken von meinem Sohn? Ein Blut ist das andere werth, und du selber hast uns gesprochen: „ich bin ein Gott der Rache!“ —

Die Theilnahme des Kranken war auffallend gewachsen unter diesen Worten. Seine Gesichtszüge begannen sich zu beleben. Ein schwaches Licht schien aufzugehn auf seiner Stirne, und die krampfhaft geschlossenen Lippen öffneten sich ein wenig. Der Betende aber begann nach einer kurzen Weile wieder:

„Ich bin ein Gott der Rache! sprachst du. Also sprachst du, o Herr, in deinem Grimm; aber so nicht sprachst du, als du mir meinen Sohn gegeben. O wenn ich der Stunde gedenke, als die Wehemutter das liebliche Kind zum ersten Mal in meine Arme legte! Wo bist du, o Gott der Liebe, der du mich ansahst aus den großen, strahlenden Augen meines Kindes, wie es sie zum ersten Mal erhoben zu mir? Wo bist du, o Gott der Liebe, der mir so oft sichtbar geworden in dem hellleuchtenden Blicke des Knaben, wenn er dem heimkehrenden Vater froh entgegen sprang? Wo bist du, o Gott der Liebe, der in dem Auge des Jünglings wohnte, wenn er des Morgens zu mir trat mit dem freundlichen Gruß, und wenn er des Abends sich trennte von mir mit dem freundlichen Gruß? Ach, wo bist du, o Gott der Liebe, der du mir den kraftvollen Mann zeigtest in meinen Träumen, umgeben von einer Sippschaft von Engeln der Zukunft? Ach, mein Herr und mein Gott, wo bist du?“ —

„Wo bist du?“ rief der Kranke, das Wort des

Redners wiederholend, mit einem schneidenden Ausdruck, den wir nicht zu beschreiben wagen. Es war der Ausdruck des Jammers und der Angst. Es war der Ton des Vorwurfs; aber die Hoffnung, den Gott der Liebe wieder zu finden, schien bereits ihn zu mildern.

Dafür nahm es auch ohne Zweifel der Betende; denn er fuhr fort:

„Ach! wenn ich gedenke des Tages, als die schwere Krankheit den Knaben umfangen! Verzweifelnd saß ich an seinem Lager. Meine Blicke lauerten auf die leiseste Bewegung in den erstarrten Zügen. Da nahtest du dich, o Gott der Liebe, und hauchtest ihm neues Leben ein. Auf einmal öffnete sich das lang geschlossene Aug', und, wie aus dem Traum erwachend, blickte es liebend in mein Auge. O Gott und Herr, das warst du! Es war der Gott der Liebe, der sich Meiner erbarmt!" —

Diese Erinnerungen hatten den Kranken allmählich erweicht, und sein erwachtes Gemüth widerstand jetzt nicht mehr länger. Es sprengte die Schleußen des Jammers in seinem Innern, und zween große Tropfen quollen empor am Rande seiner Augen, bis sie auf einmal überliefen und einen Strom von Thränen ergossen über seine Wangen. —

Gleichzeitig stieg auch ein Seufzer der Freude auf aus der Brust Derer, die am nächsten knieten, und verbreitete sich im Augenblick über die ganze Versammlung. Es war, als ob ein Schrecken der Freude die Anwesenden sämmtlich erschütterte.

Der Redner, welcher eine Weile inne gehalten, fuhr fort: „Ja, das warst du, o Herr der Liebe, der meinem Pietruccio Hülfe gesandt, als er über den Felsen hinabgefallen war in den See. Keine menschliche Hand war in der Nähe, die sich ausstrecken konnte, um ihn aus der Fluth zu retten. Da stärktest du, o Herr der Macht und der Liebe, das schwache Thier mit Kühnheit und mit Kraft. Der Hund sprang in das Wasser, und zog den Knaben, der eben untersank, an das Land. Das war dein Werk, o Gott der Liebe.“ —

„Ja, es war dein Werk, o Gott der Liebe!“ rief nun der Kranke in einem ganz andern Ton, als zuvor.

Der Betende suchte diese Stimmung festzuhalten und begann gleich wieder:

„Und als der Jüngling, leidenschaftlich die wilde Ziege des Hochgebirgs verfolgend, in den Abgrund hinunterstürzte, da war es auch deine Hand, o Gott der Liebe, die ihn faßte und sanft niederlegte auf den schmalen Rasen neben dem wuthschäumenden Bergstrom.“

„Ja, das war deine Hand, o Gott der Liebe!“ unterbrach der Kranke den Betenden, welcher, ohne sich zu unterbrechen, rascher fortfuhr: „und deine Hand war es auch, welche das Vorgefühl des liebenden Vaters an den Rand des furchtbaren Wassers geleitete, in das der Jüngling unfehlbar hinabrollte, wenn er, von seiner schweren Betäubung erwachend, die geringste Bewegung machte. Mein Schrecken hatte keinen Dank für dich in diesem Augenblick, o Vater der Liebe! Ich faßte ihn in meine Arme und weckte ihn durch meine Angst wieder

zum Leben. Und als er das Aug' aufſchlug, und als er mich, wie im Traume, fragte: Vater, wo ſind wir? Ach, da fand mein Herz erſt Dank gegen dich, o Gott der Liebe, da fand mein Dank Worte für dich, o mein Herr und mein Gott! Und ich erkannte, wie du ein Gott biſt der Liebe; wie du hülfreich biſt und freundlich; wie dein Auge wacht über deine Kinder zu jeglicher Stunde, und wie du reichlich vergiltſt durch Freude jeden Jammer, den deine ewige Vorſicht über uns verhängt." —

Wir brechen dieſes Gebet, welches den Meiſten unſerer Leſer bereits zu lange geworden, hier ab. Es mag genügen, zu bemerken, daß der Betende allmählich jede Saite in dem Rachekranken gleichſam wieder melodiſch zu ſtimmen wußte, und, nachdem er ſein Gemüth völlig erweicht, ſeinen Verſtand mit gleicher Geſchicklichkeit faßte, und ihm nach einander alle Gründe vorhielt, welche Sittengeſetz und Religion der Rache entgegenſtellen. Und fürwahr, es konnte einem Wunder des Glaubens und des Wortes gleich geachtet werden, als er mit der Rede des Erlöſers ſchloß, und der Kranke ſie mit lauter Stimme begleitete: „Liebet Eure Feinde; ſegnet, die Euch fluchen; thut wohl Denen, die Euch haſſen; bittet für Die, ſo Euch beleidigen und verfolgen!" —

War nun die völlige Umſtimmung des Kranken ein heiliger Sieg des Gebets, ſo erſchien die Aenderung, welche gleichzeitig mit ſeinem Aeußern vorgegangen, ein nicht minder wunderbarer Triumph des Gemüths über

den Körper. Das grüne Gelb war allmählich aus dem Geſichte des Mannes verſchwunden; das trübe Aug' erweiterte ſich und leuchtete in einem milden Glanz, und ein blaſſes Roth hatte das kranke Blau der Lippen erſetzt. Ueberhaupt ſchien ſich das ganze Geſicht deſſelben mehr gefärbt zu haben, und als er aufgeſtanden war, und Freunde und Verwandte ſich um ihn ſammelten und ihm ihre Glückwünſche zu ſeiner Geneſung darbrachten, da hätte man glauben mögen, daß er von einer langen und gefahrvollen Reiſe unerwartet und wohlbehalten zurückgekehrt ſey.

Nach dieſer Scene löste ſich die Verſammlung auf, gerade ſo, wie ſie ſich gebildet. Es entſtanden wiederum einzelne, größere und kleinere Gruppen, welche ſich um die mitgebrachten Körbe lagerten und zu eſſen begannen. Einige ſchienen ſo eilig, daß ſie nur ſtehend etliche Biſſen zu ſich nahmen und dann ihren Weg antraten. Manche trennten ſich gleich Bekannten, die einander ſo ſchnell nicht wiederſehen. Viele ſchieden mit leichtem Gruße, wie tägliche Nachbarn. Von Allen aber war erſichtlich, daß kein anderes Band ſie umſchloß, als der Geiſt, welcher die verſchiedenen Scenen belebt, die wir in wenigen Zügen an unſern Leſern vorüber geführt haben.

Fabrizio hatte ſeine Thiere ſchon früher aufgezäumt, und näherte ſich jetzt, um ſeine Reiſenden zum Aufbruche zu ermuntern. Er hatte Gelegenheit gehabt, Erkundigungen über den Weg einzuziehn, und verſicherte, daß ſie nicht zögern dürften, wenn ſie noch vor Nacht in Celano ankommen wollten.

So ſchlug denn unſere kleine Geſellſchaft einen Weg ein, auf dem ſie ſich bald wieder ſo einſam ſah, wie zuvor. Der ſchmale Pfad ſchlängelte ſich, abwechſelnd ſteigend und wieder ſenkend, zwiſchen dem Gebirge durch, und Jaffier begann mit dem Maulthiertreiber ein Geſpräch, aus welchem wir unſern Leſern das Bedeutendſte mittheilen müſſen.

„Sagt ich es Euch nicht, daß für uns keine Gefahr ſey unter dieſen Leuten?“ antwortete der Letztere, als Jaffier ſeine Verwunderung darüber äußerte, daß er bei Keinem aus der Verſammlung, welche ſie eben verlaſſen, eine Waffe geſehn. „Und bei Sanct Bernhardin von Siena,“ ſetzte er hinzu, „ſie hatten ſich mehr zu fürchten vor uns, als wir uns vor ihnen.“

„Wie ſo, Fabrizio?“ fragte Jaffier.

„Wenn ich Euch gern antworten ſoll, Don Jaffier,“ erwiederte der Maulthiertreiber, indem ſeine gewöhnliche Gleichgültigkeit in einen tiefen Ernſt übergegangen war, „ſo müßt Ihr mich nicht mit dem ausländiſchen Namen plagen. Mein Vater, den Sanct Bernhardin gewiß nicht lang' im Fegfeuer ſitzen läßt, war ein guter Bürger von Aquila, und hat mir nichts, als ſeinen neapolitaniſchen Namen hinterlaſſen. Den will ich aber auch führen bis an mein Ende. Darum nennet mich Fradbizzejo; Ihr werdet darum nicht ſchlechter, aber leicht beſſer bedient werden von mir.“

„Ich dachte wirklich, Fabrizio klinge beſſer.“ —

„Das haben Euch die beiden Schurken weis gemacht, welche ſich in der vergangenen Nacht ſo ſtille

davon geschlichen. Schon daraus möget Ihr sehen, daß sie kein Ohr und keine Zunge für ehrliche Namen haben können.“ —

Zur Erklärung dieser sonderbaren Theorie des Sprechers müssen wir unsern Lesern hier bemerken, daß Frabbizzejo nichts Anderes, als die Entstellung des Namens Fabrizio in der neapolitanischen Mundart ist. Dieses Volk findet nichts Burleskes in seiner Sitte, die Worte gleichsam hin und her zu zerren und ihre Sylben durch einander zu werfen. Vielmehr glaubt es, daß keine Sprache reicher und wohltönender sey, als die seinige; auch haben seine besten Köpfe bisher immer den Muth gehabt, sie höher, als alle übrigen Sprachen zu stellen und ihre Ueberzeugung bei jeder Gelegenheit laut werden zu lassen. —

„Nun denn, Frabbizzejo,“ sprach Jaffier, „so lasset mich doch wissen, warum sie sich vor uns fürchten sollten. Unser Aufzug ist wahrlich nicht dazu eingerichtet, um Schrecken einzujagen; und wie Feige sahen sie doch auch nicht aus.“

„Wer spricht denn von Feigheit? Ich sage, ich brauchte nur an das Thor des Bischofs von Aquila zu klopfen, und man machte mir im Augenblick auf, wenn ich angeben wollte, was ich gesehn. Für Ablaß aller meiner Sünden vom ganzen Jahr braucht' ich nicht zu sorgen, und wer weiß, ob man mir nicht noch ein schönes Stück Geld dazu gäbe? Der Bischof ist diesen guten Leuten gewaltig aufsätzig; ich sage, gute Leute sind sie, mögen sie auch hundertmal Ketzer seyn.

In dieſer Wildniß hier kann man das wohl ſagen. Iſt es nicht ſo?“

„Ich habe nie beſſere und frömmere geſehn.“ —

„Es iſt mir lieb, daß Ihr es auch ſo findet. Mir hat es immer ſo geſchienen; aber es däuchte mir eine Sünde, meinen eigenen Augen zu trauen. Freilich iſt es mir wunderlich vorgekommen, daß ich das Gute, ſo ich ſelber geſehn, nicht glauben ſollte, ſondern nur das Böſe, das ich nicht geſehen. Und ein Anderes iſt es doch nicht, was dieſe Prieſter von einem verlangen!“

„Spricht man denn Böſes von dieſen Leuten?“

„Fraget nur den erſten Mönch, der uns in den Weg kommt, und Ihr werdet Wunder hören. Es ſind ſo entſetzliche Dinge, daß ich mir nicht anders denken kann, als ſie müſſen in alten Zeiten einmal wahr geweſen ſeyn; wer würde ſie denn erfinden?“

„Da kennt Ihr die Mönche ſchlecht.“ —

„Freilich, die Mönche! So ein Mönch, der allein lebt und nicht weiß, was Fleiſch und Blut, und Weib und Kind iſt, der mag wohl glauben, daß ein Vater das Blut ſeines Kindes trinken, eine Mutter ſich im Arm ihres Sohnes vergnügen könne; — aber, daß er ſolche Gräuel ſelbſt erfinden ſollte, ſeht Herr, das kann ich nicht glauben!“

„Wie? Und ſolche Dinge ſagt man von ihnen?“

„Und wenn es Alles wäre! Sie glauben nicht an Gott und ſeine Heiligen, ſagt man; ſelbſt an die Mutter Gottes glauben ſie nicht einmal, ſagt man. Aber wie kann man denn beten, wenn man nicht an die Mutter

Gottes und an seine Heiligen glaubt? Ich sage, ein Gebet, das so zu Herzen geht, wie das Gebet dieser Leute, hab' ich nie gehört. In dieser Wildniß hier kann man das wohl sagen."

„Ihr habt Recht, Fabrizio — Frabbizzejo, sag' ich — ein Bischof könnte bei ihnen lernen."

„Seht, darum mein' ich auch, daß sie ehemals ganz andere Leute, und arge Sünder müssen gewesen seyn. Die Noth lehrt beten, pflegt man zu sagen, und bei Sanct Bernhardin, an dieser Schule hat es ihnen nicht gefehlt. Unter dem Vicekönig Ribera fing man sie zu Tausenden ein, und that ihnen, wie sie verdienten. Die Heiden konnten es den Märtyrern nicht schlimmer machen. Hab' ich Recht oder nicht? Von Guardia aus waren Pfähle gesteckt an dem Wege hin, sechs und dreißig Meilen weit. Und an jedem Pfahl hing ein halber Ketzer; denn man hatte sie erst geschunden und dann Jeden in zwei Stücke gehauen."

„Es ist entsetzlich!"

„Bei Sanct Bernhardin, so ist's! Die Haut schaudert Einem, wenn es gleich Ketzer waren. Und ich würd' es nicht glauben, hätt' es mein Vater nicht selber gesehn, den Sanct Bernhardin gewiß nicht lang im Fegfeuer sitzen läßt. Hundertmal hat er mir davon erzählt, und der gute Alte war so wenig spanisch gesinnt; er konnte sich ordentlich darüber freuen, daß diese Ketzer den spanischen Richter, der mit vielen Soldaten gegen sie ausgezogen war, in die Flucht geschlagen. Freilich waren es Ketzer, pflegte er zu sagen; aber diese Ketzer

waren Kinder unſeres Landes, und die Feinde, die von ihnen in die Flucht geſchlagen wurden, waren Spanier. Wem mußte das Herz im Leibe nicht lachen bei ſolchem Siege?“

„Das iſt wohl lange her?“ fragte Jaffier.

„Wie ich Euch ſage, mein Vater hat es noch mit eigenen Augen geſehn, und war er gleich ein guter Chriſt, ſo konnte er doch den Anania de Taverna nicht leiden. Denn Ihr müßt wiſſen, dieſer Prieſter hatte das ganze Feuer angeſchürt, und man nannte ihn nur den Inquiſitor. Aber was das heißen will in unſerem Lande, das wißt ihr, und der Marcheſe Fuscaldo, der das Feuer am Ende löſchen ſollte, war auch nicht glücklicher, als der ſpaniſche Richter aus der Vicaria von Neapel. Hätt' er die Stadt Guardia nicht durch Verrath bekommen, ſo läg' er vielleicht noch vor ihr, wenn auch nicht über, doch unter dem Boden, und dem Prieſter von Taverna wär' es ergangen, wie er es verdient. Und Beide hatten es verdient, pflegte mein Vater zu ſagen, den Sanct Bernhardin gewiß nicht lange im Fegfeuer ſitzen läßt. Was brauchten ſie die Inquiſition einzuführen, die jedem guten Sohne dieſes Landes ein Gräuel iſt?“ —

Der ehrliche Maulthiertreiber, welcher erſt, ſeit er mit ſeinen Reiſenden allein war, und vielleicht auch, weil er eine gemeinſchaftliche Gefahr mit ihnen glücklich überſtanden, zutraulicher und geſprächiger geworden, erzählte noch mehrere Züge von Grauſamkeit aus den Verfolgungen, die man im Jahr 1561 gegen die Waldenſer

Gemeinden, besonders in Calabrien, gerichtet hatte. Der menschliche Geist dreht sich aber in seinen Thorheiten, wie in seinen Verbrechen, zu allen Zeiten in dem nämlichen engen Kreise herum, und so können wir unsern Lesern die nähere Kunde dieser Abscheulichkeiten wohl ersparen. Dafür werden sie sich vielleicht nicht ungern einige Nachrichten über die sonderbare Erscheinung solcher Gemeinden in dem Herzen von Italien und in der Nähe des Sitzes vom Haupte der katholischen Kirche selbst gefallen lassen.

Man weiß, wie hoch die Existenz der Waldenser in die Vorzeit hinaufreicht; tiefere Forschungen, als diesem Theil der Geschichte des Christenthums bisher geworden sind, dürfen ihre Wurzel vielleicht noch in früheren Jahrhunderten historisch zu begründen vermögen. Warum sollte man auch geradezu die Tradition, die unter ihnen fortlebt, von der Hand weisen, daß der Apostel Paulus selbst auf seiner Reise nach Spanien den ersten Saamen des Christenthums in den Thälern von Piemont ausgestreut habe und die Waldensischen Glaubensgemeinden dieses Landes von ihm gestiftet worden seyen? Der älteste Katechismus, welchen man noch von ihnen hat, ist vom Jahr 1100, und es erscheint von hoher Bedeutung, daß er die drei Haupttugenden, Glauben, Hoffnung und Liebe, für die unerläßlichen Grundlagen des ewigen Heils erklärt: wie sie der Apostel seiner korinthischen Gemeinde gleichfalls bezeichnet hat.

In keinem Falle wird jedoch bezweifelt werden dürfen, daß die piemontesischen Bergthäler die Wiege dieser

Religionspartei geweſen ſind. Von da aus ſandten ſie von Zeit zu Zeit, wenn ihre Bevölkerung zu ſehr angewachſen war für die Hülfsmittel des armen Bodens, Colonien in fremde Gegenden, die ihrer Aufnahme gerad' am günſtigſten waren. Auf ſolche Weiſe kamen ſie ſchon ſehr frühe nach Calabrien, und bauten in der Nähe der Stadt Montalto das Dorf Borgo d'Oltramonti. Schnell wuchſen ſie an Zahl und Wohlſtand, ſo daß ſie nacheinander verſchiedene neue Ortſchaften, und am Ende ſelbſt die Stadt Guardia gründeten. Die Verfolgungen, welche um das Jahr 1400 in der Provence gegen ſie losbrachen, führten Viele von ihnen nach Apulien, wo ſie nach einander fünf kleine Städte anlegten. Aehnliche Bedrückungen in Piemont um das Jahr 1500 hatten neue Anſiedlungen in der Nähe jener Niederlaſſungen zur Folge. Alle dieſe Gemeinden ſtanden in einem gewiſſen Zuſammenhange mit den Urgemeinden der piemonteſiſchen Gebirge, und erhielten auch immer aus denſelben ihre Geiſtlichen, welche ſie Barbes, Oheime, nannten. Dieſe Geiſtlichen waren meiſtentheils unverheirathet, und zwar nicht, wie einer von ihnen ſelbſt ſagt, weil ihnen das Heirathen verboten war, oder ſie überhaupt ein religiöſes Bedenken dabei fanden, ſondern um durch nichts gebunden zu ſeyn, dem Berufe nach den entfernteſten Kirchen zu folgen, indem ſolche Miſſionen ſehr häufig vorkamen.

Bis zum Jahr 1556 hatten dieſe Gemeinden ihre Religion heimlich, wenigſtens ohne alles Geräuſch, ausgeübt; nun aber kam es denen von Calabrien auf einmal

in den Sinn, dem Beiſpiel ihrer piemonteſiſchen Brüder nachzuahmen und ihren Gottesdienſt öffentlich zu begehen. Mehrere kluge Geiſtliche riethen davon ab; indem der Boden von Calabrien und die ſpaniſche Herrſchaft über ihn ſolchem Unterfangen nicht günſtig ſeyen; ja, der Pfarrer Gilles hielt ihre dermalige Lage ſchon für ſo unſicher, daß ſie am beſten thun würden, ſich bei Zeiten auf die Auswanderung vorzubereiten. Statt dieſem Rathe zu folgen, ſandten ſie vielmehr einen der Ihrigen nach Genf, um ſich von der dortigen italieniſchen Gemeinde einen muthigen und gewandten Geiſtlichen zu erbitten, der demjenigen, welchen ſie bereits in ihrem Pfarrer Negrino beſaßen, Beiſtand leiſten könnte. So kam Jean Louis Pascal, welchen einer der Redner zuvor ſchon in ſeinem Vortrage genannt, nach Calabrien, und begann das fromme Werk mit allem Eifer und Muthe, deren es bedurfte. Inzwiſchen hatte der Grundherr von Guardia Kunde von dieſen Beſtrebungen erhalten, und ließ die vornehmſten Mitglieder der Gemeinden zu ſich rufen. Sie nahmen Pascal'n mit, von deſſen Gewandtheit und Beredſamkeit ſie ſich den beſten Erfolg verſprachen. Dieſer wurde jedoch gar nicht angehört, ſondern ſogleich gefangen geſetzt, an den Biſchof von Coſenza, ſpäter nach Neapel, und zuletzt an die Inquiſition zu Rom abgeliefert, die ihn am 9. September 1560 daſelbſt lebendig verbrennen ließ.

Die Behandlung dieſes Mannes ſcheint für ſeine Glaubensgenoſſen das Zeichen geweſen zu ſeyn, daß ſie nicht nur keine Duldung, ſondern auch nicht einmal

Schonung ihres Lebens zu erwarten hatten, wollten ſie nicht zu Verräthern an ihren Ueberzeugungen werden. Viele wanderten aus, und als dieſes verhindert wurde und die grauſamſten Verfolgungen aller Art gegen ſie losbrachen, griffen die Uebrigen zu den Waffen. Eine große Anzahl von ihnen hatte ſich in den Silawald zurückgezogen; eine andere die Stadt Guardia befeſtiget. Nach manchen vergeblichen Verſuchen und ſchmähligen Niederlagen, die ihre Verfolger erlitten, umſtellte man die Wälder und rückte mit Hunden gegen die Unglücklichen vor, ſo daß Manche auf den höchſten Bäumen ihre Zuflucht ſuchten und Hungers auf denſelben ſtarben. Daß die Stadt Guardia, nach dem muthigſten und erfolgreichſten Widerſtand, nur durch Liſt und Verrath genommen wurde, iſt zuvor ſchon bemerkt worden.

Von dieſer Zeit an ſcheinen ſich die Spuren der Waldenſer in Calabrien und Apulien zu verlieren. Doch mögen ſie ſich in letzter Provinz länger erhalten haben, weil ſie ſich dort mit ihrem heimlichen Gottesdienſt begnügt hatten und keine allgemeine Verfolgung gegen ſie ausgebrochen war. Ohne Zweifel zogen ſich auch Viele von ihnen in die Gebirge der beiden Abruzzo's zurück, wo die Unduldſamkeit ſie nicht ſo leicht erreichen konnte. Andere zerſtreuten ſich nach andern Theilen des Königreichs, und die Meiſten kamen wahrſcheinlich von Zeit zu Zeit in ſolchen Wildniſſen zu gemeinſchaftlicher Erbauung zuſammen. Wenigſtens war die Verſammlung, von der wir unſere Leſer zu Zeugen gemacht, allem Anſchein nach aus Leuten von

den verschiedensten Gegenden des Landes zusammengesetzt.

Indeß ist es Zeit, unsern Lesern einen Ruhepunkt zu gönnen. Die kleine Reisegesellschaft hat jetzt ohnedieß einige Tage vor sich, aus denen uns kein bedeutendes Ereigniß bekannt ist. Dafür werden wir ihnen im nächsten Kapitel in Verwicklungen anderer Art begegnen, wie es an solchen auch heutzutag nicht in den Gebirgen der Abruzzo's fehlt. Nur mögen sie häufiger gewesen seyn in jenen frühern Zeiten, wo die Gewalt der Regierung gewöhnlich nicht in das Innere der Gebirge und Wälder reichte, sondern in diesen noch eine Art von Faustrecht galt, bei welchem sich begreiflicher Weise die Fremden, die durch das Land kamen, am schlechtesten befanden.

Drittes Kapitel.

Die tiefe Rührung, welche Laura'n unter den religiösen Scenen des vorigen Capitels ergriffen, mußte nothwendig das Mutterherz dem Kinde wieder öffnen. War es gleich auf Zoë's Schoß eingeschlafen, dennoch hatte sie seine Hand gefaßt, und nicht früher losgelassen, als bis es durch die Bewegung der Aufstehenden erwachte. Indem es nun die kleine Hand zurückzog, und, ohne von ihr Kunde zu nehmen, den vollen Liebesblick, welcher der Mutter gebührte, der Fremden zuwandte, riß das schmerzlich-süße Gefühl, das ihr jetzt erst bekannt geworden, wie ein schwacher Faden ab, und die Leere ihres Innern schien sich wieder in das Unendliche auszubreiten.

Aber auch der kürzeste Genuß mütterlicher Zärtlichkeit konnte nicht ohne tiefere Wirkung auf Laura'n bleiben. Ob die Vorgänge unter den Waldensern, in welchen sich die Macht der Religion über menschliche Leidenschaften und Verirrungen in ihrer ganzen Herrlichkeit dargestellt, die Kraft der Aufopferung in ihr gestärkt hatten, oder ob sie allmählich durch das ununterbrochene

Zuſammenſeyn mit der Vorliebe für die jüngere Frau, welche durch Frohſinn und launenhafte Vielſeitigkeit Lauretta'n allerdings mehr anſprechen mußte, verſöhnt worden war; kurz, ſie ſuchte ſich dem Kinde von nun an mehr zu nähern, als ſie nach den erſten mißlungenen Verſuchen gethan, und lauerte jetzt recht eigentlich auf die Augenblicke, wo ſie Zoë'n in der Aufmerkſamkeit auf ſeine Wünſche, in den Gelegenheiten, ihm einen neuen Zeitvertreib zu finden, oder ihm eine Ueberraſchung zu machen, zuvorkommen konnte. Mehrere Verſuche der Art waren ihr auch wirklich gelungen. Lauretta ſchien ſich allmählich beſſer an ſie zu gewöhnen, und wenn ſie ſich gleich fortwährend mit entſchiedener Vorliebe zu Zoë'n neigte, ſo verſchwand doch allmählich die Art von Widerwillen, womit ſich das Kind ſonſt immer von ihr gewendet.

Unglücklicher Weiſe hatten die Umſtände dem natürlichen Gefühle zwiſchen Mutter und Kind eine Richtung gegeben, welche Beide eher trennen, als vereinigen mußte. Die Natur bedarf auch in ihren tiefſten und heiligſten Regungen äußerer Hülfe, und die Liebe kann nicht dauren und nicht wachſen ohne die Gewohnheit liebender Gegenwart, ſelbſt wo ſie, wie zwiſchen Eltern und Kindern, in den Naturgeſetzen ſelber wurzelt. Lauretta war ferne von ihrer Mutter aufgewachſen, und hatte ſie nur in langen Zwiſchenräumen, jedesmal für kurze Zeit, geſehen. In der Gegend von Lucca von einer Bauerfrau auf dem Lande geſäugt und bis ins dritte Jahr gepflegt, von da an einer Franzöſin anvertraut, die als junge

Wittwe ſich allem Frohſinn ihres Volkes und Alters überließ, und die Kleine in ſtetem Wechſel zwiſchen Geſang und andern Entwickelungsmitteln der Gefallſucht übte, war ſie zuletzt in die Kloſtererziehung eingetreten. Mit jenen Künſten wurde ſie in Kurzem der Liebling von einer Schaar junger und älterer Frauen, welche mit ihrem Herzen nichts Beſſeres anzufangen wußten, und in dem Zeitvertreibe des Kindes ihr eigenes Bedürfniß darnach zu befriedigen ſuchten. So konnte es nicht fehlen, daß ſich das arme Mädchen jedesmal unglücklich fühlte, wenn es einige Tage in die Nähe ſeiner Mutter kam. Laura's hoher Ernſt, das Gebietende, ſo in ihrer Haltung, in ihrer Stimme und ſelbſt in ihren Gewohnheiten lag, war zu verſchieden von der tändelnden Freundlichkeit der Nonnen, wie von dem ganzen Treiben in dem Kloſter überhaupt, das ſich unſere Leſer weit fröhlicher und mannigfaltiger denken müſſen, als es ſich zuweilen unter der Zucht einer ſtrengen alten Priorin geſtaltet. Dazu kam die ſonderbare Unbehaglichkeit, welche Laura ſelbſt in der Nähe ihres Kindes fühlte, und die ſich gerade zu der Zeit am ſtärkſten geltend gemacht, da ihre Mutterrechte von keiner Seite angefochten wurden. Es waren in der That Zuſtände, welche den Geſetzen der Natur ſo ſehr entgegen laufen, daß eine Ausnahme von ihnen nothwendig beſondere Gründe haben muß.

Und dieſe lagen auch in einer Reihe jener Zufälligkeiten, welche ſo oft mit der Gewalt eines, plötzlich einbrechenden, Verhängniſſes den glücklichſten Zuſtand

menſchlicher Verhältniſſe zerreißen. Nach italieniſcher Sitte war Lauretta gleich nach ihrer Geburt einer Bauerfrau aus dem lucheſiſchen Gebiet aufs Land gegeben worden. Sie ſollte derſelben neben ihrem eigenen Kinde die Mutterbruſt reichen, und dieſe doppelte Erfüllung natürlicher Pflichten iſt ſo gewöhnlich in jenen Gegenden, daß ſie bei der ſtarken Bevölkerung zu einer wichtigen Erwerbsquelle für die Landleute wird. Da dieſe Frau nach wenigen Monaten ihr eigenes Kind verlor, ſo vereinigte ſich alle ihre Liebe und Aufmerkſamkeit in Lauretta'n, und dieſe gedeihte auch ſo vortrefflich, daß Jacques Pierre ſich gefallen ließ, die Entfernung des Kindes weit über die gewöhnliche Friſt ſolcher Pflege auszudehnen. So genoß es die ſüße Nahrung ſeiner Pflegemutter weit länger, als ſonſt vielleicht geſchehen wäre, und würde ihrer treuen Sorge vielleicht weiter überlaſſen worden ſeyn, wenn der plötzliche Tod derſelben nicht auf einmal ſeine Rückkehr in das elterliche Haus zu Piſa herbeigeführt hätte.

Als Lauretta ſo unerwartet ankam, war ihre Mutter vor wenigen Tagen von ihrem zweiten Kind, einem Knaben, geneſen. Die Amme deſſelben, gleichfalls eine verheirathete lucheſiſche Bauerfrau, war mit ihrem eigenen Säugling nach der Stadt gekommen, und konnte wegen einer demſelben zugeſtoßenen Unpäßlichkeit am Abend nicht mehr nach Hauſe zurückkehren. Da man bei Lauretta's ſpäter Ankunft um ein Nachtlager verlegen war, ſo räumte man ihr die große Wiege des Neugebornen ein, und die Bauerfrau nahm auch den

Knaben zu ſich in das Bette, welches nach der Sitte des Landes Raum genug dafür hatte.

Wie das Unglück jedoch immer die Unbekümmerniſſe des Glückes zu belauren pflegt, ſo geſchah es auch in dieſer Nacht, daß die Bauerfrau, welche dem Ueberfluß eines wohlhabenden Hauſes nicht widerſtanden, und in Nahrung und Getränke die Linie der gewohnten Mäßigkeit überſchritten hatte, in einen ſchweren und unruhigen Schlaf fiel. In einer Bewegung deſſelben erdrückte ſie den kleinen Gaſt neben ſich, und als ſie am andern Morgen aus einem dumpfen Schlaf erwachte, lag der Knabe todt an ihrer Seite.

Man denke ſich Laura's Schmerz, welche die Wiege des Knaben mit eben ſo viel ſchönen Hoffnungen umgeben, als ſie Beſorgniſſe an das unſchuldige Daſeyn ihres Töchterchens geknüpft hatte. Unglückliche Schickungen, die den Charakter des Zufälligen tragen, ſcheinen ſich ordentlich in dem Spiele mit den ſeltſamſten Ereigniſſen zu gefallen. Denn eine höchſt launenhafte Gaukelei des Glücks war es doch gewiß, daß eine lucheſiſche Bauerfrau den Namen Zoë führte, an welchen Laura, ſchon weil er der Name ihrer Schweſter war, alle böſen Vorbedeutungen knüpfte. Schwerlich möchte man denſelben auch in ganz Italien zum zweitenmal gefunden haben, wie natürlich ſein Vorkommen an Seeküſten erſcheint, deren Gewäſſer ſich mit den griechiſchen Meeren vermiſchen.

Wir haben früher ſchon bemerkt, daß Zoë's erſte Erſcheinung für Laura'n hauptſächlich wegen ihres Namens

widrig gewesen, und daß sie aus demselben sogleich die unglücklichsten Folgen für ihr eigenes Schicksal geschlossen. Leider waren solche nur zu bald eingetreten, und so darf man sich gar nicht verwundern, wenn sie in diesen Entwickelungen ein Verhängniß erblickte, das nicht zu überwinden schien, und dessen Nothwendigkeit sie ihr Kind ohne Widerstand zum Opfer bringen zu müssen glaubte.

Die Macht über dergleichen Zustände scheint der christlichen Religion vorbehalten zu seyn; denn wo der Verstand, welcher ähnlicher Siege allein fähig ist, die Herrschaft führt, können sie gar nicht entstehen. Was Laura unter den Waldensern gehört, was sie unter ihnen gesehen, hatte diese Gewalt über sie ausgeübt, und so war der Entschluß möglich geworden, in dessen Verfolgung wir sie auf der weitern Fortsetzung der Reise begriffen finden.

Die nächsten Tage begünstigten solchen auf die freundlichste Weise. Der Weg war Fabrizio'n wieder bekannt, und führte durch stärker bevölkerte Gegenden, wo sich leichter Gastfreundschaft fand und weniger Gefahren fürchten ließen. Ueberdieß hatte das Wetter einen so lieblichen Charakter angenommen, daß seine Wirkung auf die lebendige und die leblose Natur die Reisenden überall gleich anlachte. Mehr als einmal des Tages machte man in anmuthigen Schatten, an murmelnden Quellen, auf weichbemoosten, von tausendjährigen Eichen überschatteten Felsen Rast, und genoß die reichlichen Vorräthe jeder Art, die man mitge-

nommen, und, wo es möglich geweſen, erneut und ergänzt hatte. Da gelang es Laura'n manchmal, die Aufmerkſamkeit des Kindes für eine Sage ihres Vaterlandes zu gewinnen. So gab ein Widderfell, das ſie an einem Baum zum Trocknen aufgeſpannt fanden, Anlaß, die Mythe von dem goldenen Vließ zu erzählen, wie ſolches von den Drachen gehütet, von dem heiligen Georg, der ſie mit Hülfe der Königstochter des Landes erlegte, weggenommen und dem König Gottfried nach Jeruſalem überbracht wurde, welcher ihn dafür mit der Hand ſeiner Gönnerin belohnte. Noch anziehender für das Kind waren die Taſchenſpielerkünſte, in welchen Laura eine, auch für unſere Zeit ſeltene, Geſchicklichkeit beſaß; ſo daß ſie mit ein Paar Stäben oder einigen Kieſelſteinen Dinge trieb, die in der Einſamkeit eines Waldes und in der Hand einer Frau von heroenmäßigem Wuchſe, von königlicher Haltung und von männlichem Ernſte wohl für Zauberſtücke gelten konnten. Der Maulthiertreiber nahm ſie auch ohne Bedenken dafür, und widmete Laura'n von der Zeit an eine Aufmerkſamkeit, an welcher die Furcht größern Antheil hatte, als alles Andere.

Dennoch mußte die unglückliche Frau die Erfahrung machen, daß ſie die ganze Neuheit ihrer Künſte, oder die beſondere Gunſt des Augenblicks bedurfte, wenn es ihr gelingen ſollte die Theilnahme des Kindes für einige Augenblicke zu feſſeln. Es kehrte jedesmal ſchnell wieder zu Zoë'n zurück, und blieb im Grunde gegen Laura'n gleichgültig; ja, man hätte manchmal glauben mögen,

daß dieſe auch in jenen Stimmungen, in welchen ſie das Kind an ſich zu ziehen mußte, nur ſeinen Widerwillen überwand, oder ihm ſolchen vielmehr vergeſſen machte. Eine Luſt, ſich ihr von ſelbſt zu nähern, eine Neigung, bei ihr zu verweilen, zeigte ſich niemals; es ſchien ſogar lieber um Donna Roſina zu ſeyn, als um ſeine Mutter.

Laura wurde dieß mit tiefſtem Schmerze gewahr, als Zoë zur Abwechslung das Maulthier zu beſteigen wünſchte, welches die Duegna ritt, um die freiere Luft und den offenen Anblick des Landes zu genießen. Donna Roſina ließ ſich den Tauſch mit der Sänfte gern gefallen, und es bedurfte kaum des Befehls ihrer Gebieterin, welche ſolchen um ſo lieber ertheilte, da ſie dieſe Gelegenheit zu benutzen hoffte, die Kleine zu ſich in ihre Sänfte zu nehmen. Es war unendlich hart für die arme Mutter, daß das Kind ſich durchaus nicht dazu verſtehen wollte, und nachdem es endlich eingeſehn, daß kein Platz auf Zoë's Sattel war, darauf beſtand, mit der Duegna in der nämlichen Sänfte zu bleiben. Aber jedes Wort von Zoë zerriß ihr Herz, als dieſe dem Kinde ſelber vergebens zuſprach. Jetzt fühlte ſie erſt, wie arm an Liebe ſie geworden, als die Räuberin derſelben Mitleid gegen ſie zu empfinden ſchien, und ſchloß die Vorhänge ihrer Sänfte, um die Thränen zu verbergen, die ihr das grauſamſte Schickſal erpreßte.

Zoë fand das größte Behagen an dieſer, für ſie neuen Art zu reiſen. Das Wetter war überhaupt mild, der Morgen heiter, und der Weg ſchlängelte ſich mit

den murmelnden Bächen durch die engen Thäler fort, welche meist auf der einen Seite von dichten Waldungen, und auf der andern von sanft emporsteigenden Weidetriften begrenzt waren, wo sich zahlreiche Heerden von Ziegen und Schafen hinzogen. Als sich aber die Gegend allmählich erweiterte, der Schatten sparsamer, und die Sonne kräftiger wurde, war es eben Zeit, daß die kleine Gesellschaft einen Meierhof erreichte, wenn Zoë nicht die Lust zur Fortsetzung der Reise auf dem Maulthier gänzlich verlieren sollte. Eine Unbequemlichkeit konnte ganz vorübergehend seyn, und ihre Ursache noch so nahe liegen; es brauchte nicht mehr, um ihr gegen Das, was sie fortdauernd erfreut haben würde, Widerwillen für alle Zukunft einzuflößen.

Fabrizio hatte sogleich erklärt, daß die Entfernung bis zum nächsten, sichern Nachtlager nur eine kurze Mittagsrast gestatte; jetzt aber trieb er um so mehr zum Aufbruch, da man die gewöhnliche Straße verlassen müsse, wolle man den Räubern nicht in die Hände fallen. Am Morgen schon war Einer von Battistiello's Bande durchgekommen, und hatte viel von dem Brande der alten Burg und von dem Schwur erzählt, den alle seine Kameraden gethan, nicht früher zu ruhen, bis sie Rache an den Reisenden genommen, welchen sie das Unglück beimaßen. „Ich sage, es ist, als ob ich es selber gehört hätte," setzte er hinzu. „Der alte Micco würd' es einem Andern nicht vertraut haben. Aber ich wollte, daß mir Jemand so viele Piaster gäbe, als er Schafkäse mit meinem Vater verzehrt hat, den der

heilige Bernhardin von Siena gewiß nicht lang' im Fegfeuer ſitzen ließ. Wir müſſen den Weg durch die Waldungen über das Gebirge nach dem Fucinerſee nehmen. Ihr könnt es Euch wohl eine Nacht in der Zelle des Bruders Cöleſtinus gefallen laſſen. Ihr werdet bei ihm ſo viele Bequemlichkeit finden, als in dieſen Gegenden zu erwarten iſt. Sicherer ſeyd Ihr aber nirgends aufgehoben, als bei dem frommen Mann. Ich ſage, die Räuber könnten vor der Thüre ſeyn, und würden nicht wagen einzutreten, wenn er ihnen erklärte, daß Ihr unter ſeinem Schutze ſtändet." —

Laura hörte den Vorſchlag mit Gleichgültigkeit. Zoë gedachte nur des Vergnügens, im Schatten zu reiten, und Jaffier würde den Gründen des Mannes beigeſtimmt haben, wenn ſie ſich auch nicht in ſeiner Gewalt befunden hätten. So ſetzen ſich die Reiſenden wieder in Bewegung, und ziehen mehrere Stunden lang fort durch einen Wald, wo nichts die ſtille Einſamkeit ſtört, als das Geſchrei der Adler, welche die Spitzen der himmelhohen Eichen bewohnen. Daß Donna Roſina die Sänfte bald wieder verlaſſen mußte, als ſich der Weg geraume Zeit ohne allen Wechſel und ohne alle Ausſicht fortgezogen, haben unſre Leſer vorausgeſehn, und ſo geht Zoë des überraſchenden Anblicks verluſtig, als ſich die Ferne zu lichten beginnt, die Bäume wie auf einem ſtrahlenden Silbergrund erſcheinen, und plötzlich ein See in der Tiefe vor ihren Augen liegt. Ueber das dunkle Blau des klaren Waſſerſpiegels ziehen nur einige leichte Wolken hin, als ob es weiße Roſen wären,

entfallen dem Kranze von Blättern und Blumen, welche denſelben umſchließen; muß man anders nicht die herrliche, mit Städten, Dörfern und Burgen, mit dunkeln Forſten, lichten Olivenhainen und friſchen Saatfeldern aller Art überſäte, Landſchaft eher einen reichen Teppich nennen, über welchen die Natur alle Gaben ihres Füllhorns ausgeſchüttet.

„Wo ſind wir?“ ruft Zoë erſtaunt aus, indem ſie den Kopf aus der Sänfte ſtreckt, die eben ſtill gehalten.

Fabrizio iſt jedoch ſchon in die Hütte eingetreten, die, auf dem Abhang liegend, über welchen ſich der ſchmale Pfad hinzieht, die ganze Gegend der Tiefe zu beherrſchen ſcheint. Indeß kommt er ſogleich wieder heraus, tritt an Laura's Sänfte, und ladet ſie zum Ausſteigen ein. „Ich ſage, wir ſind, wo wir die nächſte Nacht bleiben müſſen, wenn wir vor den Räubern ſicher ſeyn wollen.“—

Zoë ſah mit Erſtaunen die erbärmliche Hütte an, vor der ſie hielten, und meinte, daß die Sonne noch hoch genug am Himmel ſtände, um eine der vielen Ortſchaften in der Tiefe zu erreichen.

„Wenn Ihr mir eine darunter nennen könnt, in der die Räuber nicht ihre Hehler und Helfer haben, ſoll es mir lieb ſeyn,“ erwiederte der Maulthiertreiber. „Ich aber ſage, daß mir keine bekannt iſt, in der man nicht vor dem Battiſtiello mehr Reſpect hat, als vor dem Vicekönig zu Neapel ſelber.“—

Die Erinnerung an die Nacht in der Räuberburg mochte mehr auf die reizende Frau wirken, als die ſchöne Natur rings um ſie her. Laura war bereits

aufgestiegen; sie hatte sich auf die steinerne Bank vor der Hütte gesetzt, und hörte Jaffier'n zu, der vor ihr stand und mit Entzücken von der herrlichen Landschaft redete, die in der Tiefe lag.

Zoë'n trieb ihre Neugierde in die Hütte, wo sie ihr Nachtlager finden sollten. Aber mit einem Schrei des Entsetzens stürzte sie sogleich wieder heraus, und rief mit heftigem Vorwurf gegen den Maulthiertreiber: „die letzte Nacht habt Ihr uns in eine Mördergrube gebracht, und diese Nacht sollen wir in einer Todtengruft zubringen! Lieber tödtet uns; dann sind wir dieser Schrecken auf einmal ledig!“ —

Ohne die Antwort des Mannes abzuwarten, trat Jaffier gleichfalls in die Hütte, und kehrte eben so schnell wieder. „Beim Himmel,“ sprach er zu Fabrizio, „die Signora hat Recht. Hier ist nicht nur ein Grab; aus Hunderten von Gräbern sind die Todten aufgestanden und haben sich versammelt.“ —

Laura ließ sich nicht durch Jaffier'n abhalten, gleichfalls einzutreten, und kehrte eben so schnell um, leichenblaß im Gesicht. Donna Rosina aber, die ihr gefolgt war, brach in ein Angstgeschrei aus, und wenig fehlte, daß die Knice nicht vor Schrecken unter ihr zusammenbrachen.

„So komm doch, Zoë,“ rief Lauretta, welche den Beiden vorangegangen war in die Hütte. „Hier ist die unterirdische Capelle der Schwestern zu Florenz!“ —

Da das Kind seinen Ruf in dem heitersten Tone wiederholte, so wollten sich Jaffier und Zoë doch nicht von ihm beschämen lassen, und gingen wieder hinein.

Laura war allein außen geblieben, und blickte auf die herrliche Natur, die in der Tiefe vor ihr ausgebreitet lag, mit jenem Ausdruck von gedankenlosem Hinstarren, wie er einem völlig verödeten Gemüth in solchem Fall eigen ist. Sie schrak daher heftig zusammen, als ihr Ohr plötzlich von einer Stimme getroffen wurde, die einen ungewöhnlichen Umfang hatte. Sie sah auf, und konnte nicht zweifeln, daß sie dem Mann angehörte, der so eben durch eine Wendung des Wegs aus der Tiefe herauf sichtbar geworden war. Er trug die schwarze Ordenskleidung der Augustiner-Eremiten, und war eine riesenmäßige Gestalt in dem besten Mannsalter und vom blühendsten Aussehen. An dem einen Arme hing ein großer Korb, der ihn jedoch nicht im Geringsten zu beschweren schien; daß ihm der andere ganz fehlte, wurde Laura erst später gewahr.

„Wie kommt Ihr allein hieher?“ rief er ihr entgegen. Sie sah sich im ersten Augenblick um, ob die Frage nicht Jemand in großer Entfernung gelte, und stand im Begriffe zu antworten, als die nämliche Stentorsstimme fortfuhr: „nun, macht Euch darum keine Sorge. Der heilige Antonius und seine Nachfolger sind an Versuchungen der Art gewöhnt!“ —

Jetzt traten auch die Uebrigen wieder aus der Hütte und fast gleichzeitig kam Fabrizio hinter dem Schoppen hervor, unter dem er seine Thiere untergebracht. Er erkannte in dem Ankommenden den Einsiedler, und näherte sich ihm auf das Ehrerbietigste, um ihm die Hand zu küssen, als er, nach einem Blick in den Korb,

welcher noch an dessen Arme hing, mit Schaudern zurücktrat."

„Was ist Dir, Bursche?" rief der Einsiedler mit seiner Donnerstimme. „Hältst Du mich für ein Maulthier, daß Du Dich scheust, meine Pfote zu küssen? Bessere, als Du, machen sich eine Ehre daraus."

„Verzeiht mir, ehrwürdiger Vater," erwiederte Fabrizio demüthig; „ich sage, ich bin nur erschrocken über Das, was in Eurem Korb ist."

„Wie? Bist Du auch so ein schwachmüthiger Lumpe, der sich vor den Todten fürchtet? Bei'm heiligen Cölestin, wenn Du klug wärest, so würdest Du deine Furcht für die Lebenden sparen. Ist es möglich, einen schönern Schädel zu sehn, und eine ehrenvollere Schmarre daran?" setzte der Einsiedler hinzu, indem er einen von den Todtenköpfen, womit sein Korb gefüllt war, herausnahm und ihn Jaffier'n vorhielt. „Der gehörte gewiß einem gallischen Gladiator an; aber daß er nicht, wie die Andern, den Kampf verweigert, als der Kaiser ihren Gruß erwiedert, dafür steh' ich Euch. Ihr werdet sagen, woher ich wisse, daß er ein Gallier war. Sind denn die Franzosen nicht die Nachkommen der Gallier? Und solche dicke Schalen haben die Schädel alle, welche man diesseits vom Saltosluß findet. Denn da standen die Franzosen unter dem Anjou, als sie von dem tapfern König Conradin schon geschlagen waren, und, bei Sanct Cölestin, es wäre besser für uns gewesen, hätte sich das Blatt nicht gewendet. Die Franzosen haben nie Anderes, als Armuth und Unglück über unser schönes Land gebracht."

Der Einſiedler gedachte hier zweier Begebenheiten, wovon der Fucinerſee, an dem ſich unſere Reiſenden befanden, und das ſchöne Land umher der Schauplatz geweſen iſt. Die eine war das Seetreffen welches der Kaiſer Claudius einſt durch die Sklaven aufführen ließ, die eilf Jahre lang an dem unterirdiſchen Ableitungskanal des Waſſers gearbeitet hatten. „Heil Dir, Kaiſer!“ riefen ihm die Unglücklichen zu, als er erſchien; wir, die wir dem Tode beſtimmt ſind, begrüßen Dich!“ — „Und Heil Euch!“ antwortete Claudius in einer augenblicklichen Anwandlung herablaſſender Menſchlichkeit oder in der Zerſtreuung. Die Sklaven aber, welche den Kaiſergruß für ein Gnadenwort nahmen, weigerten ſich, den tödtlichen Kampf zu beginnen, und konnten nur mit Mühe zu einer jener koloſſalen Grauſamkeiten gezwungen werden, mit denen das Juliſche Geſchlecht, in Wahnwitz und Blödſinn wechſelnd, auf dem Throne der Welt geendigt.

In der Nähe dieſes Sees entſchied ſich auch das Schickſal des ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes, und dieſes war das zweite Ereigniß, deſſen der Einſiedler gedachte. Es war die Schlacht bei Tagliacozzo, oder bei Scurcola, die in den Zeiten unſerer Begebenheiten noch im Haſſe vieler Bewohner des Landes gegen das Haus Anjou fortlebte, und ſelbſt in unſern Tagen in der Trauer um Conradin und um die Hoffnungen, welche mit ihm dahinſanken, nicht ganz in dem Volke verhallt iſt. Am Saltofluſſe, der zuerſt die Stellung beider Heere getrennt, war der Kampf am blutigſten, und bereits für Conradin

entſchieden, als der Sieg durch zu ſchnelles Vertrauen auf ihn zur Niederlage wurde. Das ſiegestrunkene Heer hatte ſich auf der Wahlſtatt ſelbſt zur Raſt und Plünderung aufgelöst, und unterlag ſo einem kleinen Häufchen von Franzoſen, die, in den Hinterhalt geſtellt, noch gar nicht zum Gefecht gekommen waren.

Der Einſiedler hatte ſich in allen ſeinen Aeußerungen als der entſchiedenſte Feind des Hauſes Anjou und der Franzoſen überhaupt zu erkennen gegeben, und ſeine Stimme dabei ſo gewaltig erhoben, daß ſie auf dem Schlachtfelde von Scurcola gehört werden mußte. Jaffier konnte ſich nicht enthalten, ihm ſein Bedauern auszudrücken, wenn ihm einer ſeiner Landsleute Grund zu ſolchem Haſſe gegeben haben ſollte. Der Einſiedler rief, wo möglich mit noch ſtärkerer Stimme: „ich ein Feind der Franzoſen? Da irrt Ihr Euch. Würd' ich Euch ſonſt den Schädel mit der dicken Schaale und der Schmarre gezeigt haben? Einem tapfern Manne gehörte dieſer Schädel, und dieſer tapfere Mann war ein Franzoſe; beim heiligen Cöleſtin, was wollt Ihr mehr? Drin'n kann ich Euch noch ganz andere zeigen —"

Mit dieſen Worten war der Einſiedler in ſeine Hütte eingetreten. Jaffier und Zoë folgten ihm, und nun mögen ſich unſere Leſer auch den Eindruck erklären, welchen das Innere derſelben auf die Reiſenden, mit Ausnahme der Kleinen, gemacht hatte. Die Hütte ſtellte hier einen Anblick dar, wie man ihn wohl in einigen Kapellen der katholiſchen Welt findet, aber ſchwerlich in irgend einer Wohnung, die ſich Jemand für ſein ganzes

Leben eingerichtet. Alles, was man hier sah, die Wände, die Decken, selbst die Bänke und die breiten Lager, welche sich an den Wänden hinzogen, und oben mit Moos bestreut waren, bestanden aus Menschenschädeln, ja, sogar der Tisch, mit dem Kreuz auf demselben, war davon zusammengesetzt. Die Klause konnte wirklich für eine Wohnung des Todes gelten, in welcher sich derselbe mit einer wahren Verschwendung eingerichtet hatte.

Zoë machte dem Bewohner die Bemerkung, daß es ihr unbegreiflich scheine, wie er es hier aushalten könne.

„Wie?“ rief der Eremit aus; „Ihr findet es unbegreiflich, wenn ein Mann, der das Schwert so gut, als einer, zu führen verstand, als er noch seine beiden Arme hatte, gern unter Tapfern wohnt? Wo möcht' ich eine solche Gesellschaft von Braven finden? Seht sie nur an, diese Schädel, ob einer darunter ist, an welchem sich nicht noch der Hieb oder Stich im Gesicht erkennen läßt, den er erhalten. Solche Hiebe und Stiche gewinnt man aber nicht auf der Flucht, sondern bei kühnem Angriff oder tapferer Gegenwehr. Betrachtet einmal das kostbarste Stück unter allen diesen Reliquien von Helden: wo ist ein lebendiger Schädel, der so viele Schmarren an sich hätte?“ —

Mit diesen Worten nahm der Einsiedler einen Todtenkopf, der auf dem Tisch, am Fuße des Kruzifixes lag, und hielt ihn mit einem funkelnden Blick der Freude und der Bewunderung vor seinen Gästen in die Höhe.

„Das ist ein Schädel, um den ein Lebendiger den Todten beneiden muß,“ fuhr er fort, indem er die Stärke

seiner Stimme verdoppelte. „Und mit allen diesen Schmarren hat er doch gesund gelebt; denn die Chroniken berichten nicht, daß König Alarich auf dem Schlachtfelde gestorben sey; was mir im Grunde leid für ihn ist. Aber wo hätten seine Feinde auch hinhauen sollen, wenn sie nicht eine alte Narbe treffen wollten? Und das thut doch kein braver Soldat dem andern." —

In diesem Tone ging es eine gute Weile fort, bis dem Mann einfiel, daß seinen Gästen doch an andern Dingen mehr gelegen seyn könnte, als an König Alarich's Schädel. Er eilte hinaus, zog einige alte Bretter unter dem herumliegenden Holze hervor, und richtete damit eine Art von Tisch auf, gerade vor der Bank wo Laura saß. Mehrere abgesägte Baumklötze, die er mit einer Leichtigkeit faßte und herumstellte, als ob es Rohrstühle wären, mußten die Stelle der letztern vertreten. Alles geschah mit der stürmischen Heftigkeit der Charaktere dieser Art, und Jaffier konnte nicht genug über die Leibesstärke des Mannes erstaunen, welcher mit der einzigen Hand, die er hatte, Lasten hob und trug, die er selber mit beiden Händen nur mühsam von der Stelle rückte.

Ebenso schnell wurde der ländliche Tisch mit einer Flasche Wein einem großen Brod und mit schönen Früchten versehen. „Da habt Ihr Alles, was meine arme Klause vermag," sprach der Einsiedler, und griff selber zuerst zu. „Ich halte mich auch hierin an mein großes Vorbild, den heiligen Cölestinus, und meine Gäste müssen vorlieb nehmen. Nachdem ich meine Haut

ſo oft daran gewagt, will ich mein Seelenheil nicht auch noch auf das Spiel ſetzen. Wer kann den Fleiſchtöpfen Egyptens widerſtehen, hat er ſie einmal unter ſeinem Dache? Von den zween gefährlichſten Feinden der Einſiedler iſt der Gaumen der ſchlimmſte. Das hat ſchon der heilige Antonius erfahren, und wozu könnt' es auch helfen, daß ich täglich ein paarmal: Herr, führe mich nicht in Verſuchung, betete, wenn ich mir die Verſuchung zu jeder Stunde ſelber unter die Augen ſtellte?"

Die Früchte und das Brod hatten allerdings ein lockendes Anſehen; dennoch konnten ſich die Frauen nicht entſchließen, ſie zu berühren. Es war ihnen nicht entgangen, daß der Einſiedler Alles in dem nämlichen Korbe herbeigeholt, in welchem er die Schädel gebracht hatte. Laura machte Jaffier'n, der ſolches nicht bemerkt, mit ein Paar Worten darauf aufmerkſam, und dieſer ließ hierauf die Vorräthe holen, welche ſie ſelbſt mit ſich führten. Der Einſiedler ſchien es natürlich zu finden, daß ſie ihre Speiſen vorzogen, und ließ ſich nicht lange zureden, um mit ihnen zuzugreifen. „Unter Laien," ſagte er zu ſeiner Rechtfertigung, „hat es der heilige Cöleſtinus gewiß auch nicht ſo genau genommen. Und dann iſt Morgen ohnedieß Faſttag, wo ſich Alles wieder einbringen läßt. Ich brauche ja nur ein Paar Stunden länger, als ſonſt, zu hungern, und die Sünde iſt wieder gebüßt." —

Von dem Grund ihres Widerwillens gegen ſeine Speiſen ſchien er gar keinen Begriff zu haben, und er verſtand Jaffier'n ſogar nicht einmal, wie nah' er es

ihm auch legen mochte. Aber er brach in ein lautes Gelächter aus, das von Berg zu Berge wiederhallte, als dieser ihm endlich rund heraus sagte, warum auch er die schönen Früchte verschmähte.

„Dann könnt Ihr dem heiligen Cölestin nur danken," erwiederte der Einsiedler, „daß er Euch die Vorsicht eingegeben hat, Mundvorräthe mitzubringen. Bei mir hängt Alles mit dem Tode zusammen. Ich selbst bin ein Stück Todes, wie Ihr sehet; wenigstens ist der beste Theil von mir nicht mehr unter den Lebendigen. Gott weiß, was daraus geworden ist! Hoffentlich haben sie ihn in geweihte Erde begraben; und weiter läßt sich auch mit dem tapfersten Arme nichts thun, wenn er einmal von der Schulter gelöst ist, zu der er gehört." —

Mit diesen Worten hatte der Einsiedler den herabhängenden Aermel aufgestreift und die Stelle entblößt, wo der ganze rechte Arm desselben gleichsam aus seinem Gelenke geschnitten war. Die Frauen wendeten die Blicke mit Entsetzen hinweg; Jaffier aber fragte ihn, wie er diesen Arm eingebüßt.

„Wie büßt ein tapferer Mann seinen Arm ein?" versetzte der Andre. „Mir hat ihn ein deutscher Reiter mit einem Hiebe durchgehauen. Es muß eine Lust gewesen seyn für den, der es mit ansehen konnte, und noch eine größere für Den, dem ein solcher Hieb gelungen war. Für mich ist es ein Streich des Satans gewesen, der offenbar in dem Deutschen gesteckt hat. Aber der Satan hat nichts dabei gewonnen. Als ich noch ein tüchtiger Kriegsmann war, hieß man mich

Sertorio Quattromani (Vierhände), und ſagte mir nach, daß ich mit Einer Hand für Viere zuſchlüge. Das that ich auch, und das Beten fiel mir gar nie ein. Jetzt heiß ich Bruder Cöleſtinus; ich bete für Viere, und mit der einen Hand, die mir geblieben iſt, reiche ich noch immer ſo weit, als viele Andere mit zweien. Was wollt Ihr? In dem heiligen Leben, das ich führe, nützt es mir nichts, wenn ich nicht hie und da einmal einem Schurken von Bauern oder Räuber den Ernſt zeigen muß; und dazu laſſen es die feigen Halunken ſelten kommen. Ein Wort von mir macht ſie ſchon zittern; da hab' ich denn keinen andern Troſt, als die Geſellſchaft der Tapfern, die mich umgeben. Und bei Sanct Cöleſtin, ich könnte die ewige Seligkeit daran wagen, es iſt kein Feiger unter ihnen Allen." —

Und nun erzählte der Einſiedler, wie er zu dieſer Liebhaberei gekommen ſey. In Conſenza, der Hauptſtadt von Calabrien, geboren und erzogen, hatte er von Jugend auf von Alarich, dem König der Gothen, ſprechen gehört, welcher bekanntlich, nachdem er Rom erobert und geplündert, wie er eben auch die Eroberung der Inſel Sicilien unternehmen wollte, in der genannten Stadt von ſeinem Schickſal ereilt wurde. Die Geſchichtſchreiber der Zeit berichten, und die Lokalſage beſtätigt es, daß die Gothen, um ihrem geliebten Feldherrn und Fürſten ein würdiges Begräbniß zu bereiten, den Fluß Buſento abgegraben, den Leichnam Alarich's mit allen ſeinen Schätzen unter das Bette deſſelben verſcharrt, und das Waſſer ſodann wieder zurückgeleitet. In dieſem

Flusse hatte sich der Einsiedler einmal gebadet, und beim Untertauchen den Schädel heraufgebracht, welchen er augenblicklich für den Schädel Königs Alarich's erkannt haben wollte.

„Wie wär' auch daran zu zweifeln," fuhr er in seiner Erzählung fort, „wenn man alle die Schmarren ansieht, womit er bedeckt ist? Wem aber auch daran nicht genug wäre; denn das weiß nur ein Soldat recht zu schätzen: der braucht blos den Ring anzusehn, welcher um die Stirne läuft —"

Der Einsiedler zeigte seinen Gästen nun an dem sogenannten Schädel des Königs Alarich's einen Einschnitt, der wirklich über die Stirne und die Schläfe weg rings herumlief, und von einem metallenen Bande herzurühren schien, das früher um denselben gelegt seyn mochte.

„Das ist die Krone, deren Spur unauslöschlich ist, an den Schädeln der Könige," sprach er. „Damit hat sie der Herr gezeichnet, um sie sogleich zu erkennen am Tage des Gerichts. Die Könige sollen die ersten seyn, die er richten wird, und bei Sanct Cölestin, ich möchte nicht in des Anjou Knochen stecken, wenn ihm einst Rechenschaft abgefodert werden wird für das Blut von König Conradin. Denn das Leben der Könige ist ein heiliges Leben; nur Gott, der es ihnen gegeben, kann es ihnen wieder abfodern. Wie mag ein König bestehen, der einen König gemordet?" —

„Seht," fuhr der Einsiedler fort, indem er einen andern Schädel herausholte; „lieber möcht' ich mit diesem Kopf auf den Schultern vor den ewigen Richter

treten, als mit Königs Anjou's seinem, wie mächtig er einst war, und wie viele Seelmessen auch für ihn gelesen worden. Und bei Sanct Cölestin, der Mann, dem er gehörte, hat Blutschulden genug auf seiner Seele und ist hinübergegangen, ohne daß Beichte und Absolution sein Gewissen gereinigt. Das habe ich dem Battistiello nie verzeihen können, daß er einen Mann, wie diesen, meuchlings, mitten unter seinen Sünden heraus, gemordet. Wär' es noch im Zorn geschehen oder aus Rache, könnte man es verzeihen; aber um Geld, um fremdes Geld, um Geld von den Spaniern morden, und seinen Hauptmann obendrein, das geht über Alles, was ein Gewissen tragen kann. Marco Sciarra war ein tapferer Mann, wie kein Andrer, und nur durch Meuchelmord konnten die Spanier mit ihm fertig werden. Aber der Battistiello hat seinen Lohn gefunden. Auch er ist ohne Beichte und Absolution zur Hölle gefahren, und meinetwegen mag er darin braten in alle Ewigkeiten. Verrath an Freunden verdient es nicht besser; das hab' ich dem Schurken hundertmal gesagt." —

Der Einsiedler eiferte hier gegen eine Ruchlosigkeit, welche der Räuberhauptmann, den unsere Leser kennen gelernt, an seinem eigenen frühern Hauptmann, dem sogenannten König der Fluren, begangen. Marco Sciarra, der ihnen vielleicht aus den Schicksalen des Scipio Cicala erinnerlich ist, hatte sein unglückliches Gewerb' in der That in einem großen Styl aufgefaßt und getrieben und war zuletzt — der Uebermacht weichend, wie die Spanier sagten; aber wer weiß, ob nicht nach recht-

mäßigem Kampfe ſich ſehnend? — in den Dienſt der Republik von Venedig getreten. Auf dem Wege dahin traf ihn in der Nähe von Bologna der meuchelmörderiſche Dolch Battiſtiello's, welchen der Vicekönig von Neapel dazu gedungen hatte.

Der Einſiedler kam nun auf das Ende zu ſprechen, welches Battiſtiello genommen, und erzählte Umſtände, die uns zur Beſtätigung dienen können, wie wenig Virgil in ſeiner Beſchreibung der Göttin Fama übertrieben hat. Zween Tage Zeit und eben ſo viele Tagreiſen Entfernung waren hinlänglich geweſen, um den ermordeten Biſchof in einen römiſchen Cardinal zu verwandeln. Battiſtiello's eigener Pudel hatte denſelben gegen ſeinen Herrn vertheidigt; er mußte von dieſem getödtet werden, und man fand das fromme Thier in einer knienden Stellung neben dem Leichnam des Kirchenfürſten. Kaum war die ruchloſe That begangen, ſo fielen die Räuber in Wahnſinn. In dieſem Zuſtand waren ſie in eine alte Burg im Gebirge gekommen, hatten im Hofe derſelben einen Scheiterhaufen errichtet, ſolchen angezündet und ſich ſelbſt darauf geſetzt. Sie müßten das Fegfeuer heizen, ſprachen ſie, um ſich ſchnell von ihrer Blutſchuld zu reinigen, und hatten ſo ihren Tod in den Flammen gefunden.

„Es iſt ein wahres Strafgericht Gottes geweſen, dergleichen oft über dieſe Welt voll Sünden kommen müßte, wenn es einmal beſſer werden ſollte," fuhr der Einſiedler fort. „Eine ſolche Rotte von Schurken aller Art, wie ſie der Battiſtiello zuſammengebracht, wird man

auch so leicht nicht wieder finden. Der Eine ist ein entlaufener Mönch; den Andern haben die Farnese's wegen Diebstahls von den Fahnen gejagt. Der Dritte ist ein Schneider, welcher seinem eigenen Vater die Scheere in den Leib gestoßen. Wer weiß, wie viele entlaufene Galeerensklaven unter den Uebrigen sind. Da lob' ich mir die Banden von Marco Sciarra! Ihre Zahl ging in die Hunderte; aber es waren lauter Edelleute, welche die Unterdrückung aus ihrem Vaterland getrieben; Ehrenmänner, die man geächtet, weil sie aus Eifersucht, oder aus Rache, oder im Zorn einige Mordthaten begangen. Darum waren sie auch beliebt und geachtet bei allem Volke zwischen den Bergen und den Wäldern, und kein Priester nahm Anstand, ihnen die Absolution zu geben. Noch jetzt könnt Ihr die guten Zeiten rühmen hören, als der König der Fluren die Hand über das Land hielt, wie sie sagen. Da ließ sich kein Baron einfallen, seinen Unterthanen das Fell über die Ohren zu ziehen, und die Bischöfe hüteten sich wohl, den Zehenten nach dem Worte zu nehmen. Hatte sich Einer über Gewalt oder Unterdrückung zu beklagen, so ging er zu Marco Sciarra, und der Richter, der mit falscher Wage gewogen, verlor gewiß den Schlaf, wenn er daran dachte, daß ihm der König der Fluren das Gewicht untersuchen könnte. Aber solche Schnapphahne, solche Hungerleider, die nur rauben und morden, um täglich Schinken zu essen und sich jeden Abend besoffen niederzulegen, wer kann sich mit dergleichen Burschen einlassen? Mir darf Keiner von ihnen über die Schwelle

kommen; das wissen sie wohl. Auch meiden sie jeden Pfad, wo ich ihnen begegnen könnte. Aber am See unten wohnt mancher Halunke ihres Gleichen, der mit ihnen unter der nämlichen Decke spielt und mich auch lieber da wüßte, wo ich König Alarichs Schädel geholt, als hier oben, wo ich ihnen bei jeder Gelegenheit in's Ohr schreie, daß sie Schurken sind, welche das himmlische Strafgericht gewiß bald erreichen wird." —

In diesem Tone ging das Gespräch des Einsiedlers fort, und seine Stimme wurde dabei immer lauter, so daß man ihn in größter Entfernung hören mußte. Inzwischen lag in seiner Art und Weise eine gewisse Kraft und Offenheit, die ihn besonders Denjenigen werth machen mußte, welche seines Schutzes bedurften. Dieß war bei unserer Reisegesellschaft der Fall, die sich bald überzeugt hatte, daß sie die Nacht mit größerer Sicherheit unter seinen Todten zubringen konnte, als unter den Lebendigen, die in der Tiefe am See wohnten.

Die untergehende Sonne begann auch jetzt gerad' eine Beleuchtung auf diesen und auf die reiche, ihn umgebende, Landschaft zu werfen, deren Genuß wir unsern Lesern möchten verschaffen können, wär' es auch nur, um sie für so vieles Andere zu entschädigen, was ihnen unsere Darstellung schuldig geblieben. Doch müssen wir uns bei einem Momente dieser Naturscene aufhalten, der wirklich einer höhern Welt anzugehören schien. Die ganze Landschaft lag in einem sanften Dunkel, in welchem nur der See noch wie ein ungeheuerer Schild von blaugeschliffenem Stahle sichtbar war, während die Firnen

der Gebirge im Osten in hohem Purpur glühten. Mancher mag Aehnliches in der Schweiz gesehen zu haben glauben, weil die Sprache nicht hinreicht, dergleichen Naturzauber in ihrer vollen Herrlichkeit zu beschreiben. Indeß wird man wohl behaupten dürfen, daß solche Erscheinungen in nördlichen Gegenden ihre Pracht mehr vom Glanz der Strahlen, als von der Anmuth der Farbe entlehnen müssen, und daß sich diese Beleuchtungen im Süden durch eine Klarheit der Gegenstände auszeichnen, welche solche dem Aug' aus den größten Entfernungen zu nähern scheint. Lauretta brach in lauten Jubel aus bei diesem Anblick und verlangte auch, einen Spaziergang nach diesen Rosenbergen zu machen.

Tiefe Nacht umhüllte nun die kleine Gesellschaft, und der Einsiedler stand auf, um eine Lampe zu holen, da seine Gäste noch gar keine Lust zu haben schienen, sich zur Ruhe zu begeben. Er kam nach kurzer Weile wieder und brachte die Lampe, wie sie ganz zu seiner übrigen Einrichtung paßte. Es war ein Todtenkopf, oben offen und an den Augen durchbrochen, den man, wie er versicherte, auf diesen Höhen im Freien ganz besonders gut brauchen konnte. „Welcher Wind auch wehen mag," sprach er, „so kehr' ich ihm den Hinterkopf entgegen, und die Lampe brennt so stät und ruhig, als ob sie am Hochaltar von Cosenza hinge. Eine andere Lampe würd' ich hier oben doch nicht brauchen können. Wie möcht' ich auch sonst den Zeigling, der einst in diesem Schädel gesteckt, um mich ertragen? Ihr werdet keine Schmarre an ihm sehen, und ist von einem der Römer,

die sich so schmählich bei Arpajo von den Samniten schlagen ließen. Ich habe manchen Tapfern von demselben Schlachtfeld unter den übrigen. Diesen nahm ich nur der Seltenheit wegen mit; denn man sieht ihm an, daß er unter dem Joche durchgekrochen ist. Man hätt' ihn auch lieber in das Wappen dieser Provinz setzen sollen; was hat der Schweinskopf verschuldet, daß man ihm seine Stelle darin mit so schlechter Nachbarschaft angewiesen?" —

Zur Erklärung dieser Aeußerung des Einsiedlers müssen wir unsern Lesern bemerken, daß die neapolitanische Heraldik noch heutzutage das Andenken an die Niederlage bewahrt, welche die alten Römer einst in den caudinischen Päßen von dem Samniten erlitten. Das Wappen der Provinz Abruzzo citra, die sich rühmt, das alte Samnium zu seyn, hat einen wilden Schweinskopf mit einem rothen Joch im goldenen Felde, zum Zeichen der wilden Tapferkeit seiner Bewohner und zur Erinnerung an das Joch, unter welchem ihre Altvordern die besiegten Weltherrscher zum Hohne durchziehen ließen.

Ueberhaupt war in den umliegenden Provinzen von Neapel und vom Kirchenstaate und in ganz Calabrien ohnedieß kein Schlachtfeld, das der Einsiedler nicht besucht hatte, um Reliquien von Tapfern darauf zu sammeln. „Was ist mir auch Anderes übrig geblieben, nachdem ich einmal nicht mehr selber mit darein schlagen konnte? Den ganzen Tag vermag man doch auch nicht zu beten; die Schurken von Räubern und Bauern

gehen mir aus dem Weg, und jeder brave Soldat verweigert mir den Kampf, da ich den Degen nur noch in der linken Hand führen kann. Wär' es nicht ein hölliſches Schickſal, wenn es nicht den geradeſten Weg in den Himmel führte, hier oben zu ſitzen und nichts zu thun? Seht, darum zieh' ich von Zeit zu Zeit aus und beſuche ein anderes Schlachtfeld. Vorigen Herbſt bin ich auf dem von Cannä geweſen; dieſes Jahr werd' ich an den traſimeniſchen See gehn, und im nächſten Jahr, wenn mir Gott und der heilige Cöleſtin das Leben friſten, denk' ich noch weiter zu kommen. Ich ſag' Euch, es iſt eine Luſt, auf ſolchen Schauplätzen alten Heldenruhmes herumzuwandeln und ſich im Geiſte zu verſetzen mitten in die heißeſte Schlacht. Wie ſie einherſtürmen, die tapfern Scharen, Speer an Speer, und Schwert an Schwert, und ſo mitten unter ſie hinein ſich zu ſtürzen auf dem muthigen Roß und Hiebe und Stiche in allen Richtungen auszutheilen und zu pariren und einen der Tapfern um den Andern in den Sand zu ſtrecken, — o es iſt eine Wonne, wenn ich der Zeiten gedenke, wo ich auch dabei war, nicht der Schlechteſte unter den Beſten! Und nun! Was bin ich nun! Ein Bettrüppel, weiter nichts, als ein Bettrüppel." —

Mit dieſen Worten ſprang der Einſiedler auf von ſeinem Sitz und verſchwand für die Blicke ſeiner Gäſte in Nacht. Keiner von ihnen wagte den Mund zu öffnen, und die Frauen begann es mit Grauſen zu überlaufen bei dem Gedanken, daß ſich ihr Wirth ganz entfernt haben könnte. Jaffier wollte aufſtehn, um ihn

zu ſuchen; aber Zoë bat ihn mit Thränen, ſie nicht zu verlaſſen. Glücklicher Weiſe dauerten ihre Beſorgniſſe nicht lange. Fabrizio kam und erzählte ihnen, daß der Einſiedler in einiger Entfernung von der Hütte Pönitenz thue. „Da iſt ein feuchter Grund,“ ſprach er, „welcher ganz mit Brennneſſeln bewachſen iſt. Ich ſage mit Brennneſſeln; denn darin beſteht die Pönitenz und nicht in den Schnecken, die er damit füttert, wie die Bauern unten am See verſichern. Wer möcht' ihm auch die Schnecken mißgönnen? Sind ſie doch eine Faſtenſpeiſe. Verſuch' es einmal ein Anderer, ſich ſplitternackt auszuziehn, wie der heilige Mann, und ſich herumzuwälzen in den Brennneſſeln! Es ſey um ſeiner Sünden willen, ſagt er; aber ich ſage, es iſt um unſerer Sünden willen. Wofür wär' er ein Einſiedler und ein ſo heiliger Mann, wenn er noch Sünden beginge? Das kann wohl unſer Einem geſchehen, der nicht ſo hoch oben im Paradieſe ſtehen will.“ —

Der Einſiedler kehrte auch nach einiger Zeit ganz verändert zurück. So weit ſich bei dem ſchwachen Scheine der Lampe urtheilen ließ, war er ziemlich blaß geworden und ſprach ſelbſt davon, daß ſeine Gäſte gut thun würden, ſich zur Ruhe zu begeben. Sie hätten am folgenden Tag eine ſtarke Tagreiſe zu machen und würden früh aufbrechen müſſen, wenn ſie den alten Rath befolgen wollten, ihr Nachtquartier zeitig zu erreichen.

Der Mann hatte vollkommen Recht, und ſeine Gäſte würden es auch anerkannt haben, wenn ſie ein anderes

Schlafgemach hätten erwarten können. Mitten unter den Todtenschädeln eine Nacht zuzubringen, ja, ihre Lagerstätte selbst auf diesen nehmen zu müssen, war auch für Südländerinnen, deren Voreltern sich den Tod nur als einen lieblichen Genius mit der umgekehrten Fackel vorgestellt, eine harte Aufgabe. Zoë erklärte geradezu, daß sie die Nacht lieber außen auf der Bank zubringen wolle, und Laura's Schweigen schien ihre Ansicht zu theilen. Vergebens stellte der Einsiedler vor, daß es auf diesen Bergen, selbst bei dem mildesten Wetter, gegen Morgen gar zu frisch würde, sollten sie auch den Nachtthau nicht scheuen, welcher Jedem schlecht bekäme, der nicht daran gewöhnt wäre. „Dann weiß ich keinen andern Rath," setzte er hinzu, „als daß Ihr Eure Zuflucht zu der kleinen Kapelle des heiligen Cölestinus nehmet, welche nur einige Schritte hinter meiner Klause in der Höhe steht. Freilich müßt Ihr Euch gefallen lassen, Euch auf den Boden zu lagern, und an dem Opfer auf dem Altar dürft Ihr auch nicht knausern." —

Die Frauen erklärten sich augenblicklich zu dieser Aenderung bereit, und der Einsiedler ging in seine Hütte, um den Schlüssel zu holen. „Aber für Eines kann ich Euch nicht stehen in der Kapelle," sprach er, als er wieder herauskam. „Es ist wohl möglich, daß die Hölle Spuk anfängt; denn ich habe noch keine Reliquie in den Altar einsetzen können. An Knochen fehlt es mir freilich nicht; aber was helfen die Knochen des tapfersten Mannes gegen Satans Werk, und wär'

auch Hannibal's Schädel selbst darunter? Indeß, wißt Ihr was?" setzte er hinzu, „ich häng' Euch einen tüchtigen Topf voll Weihwasser an die Thüre, und dann soll dem Teufel die Lust wohl vergehen, Euch zu necken. Lasset mich nur einen starken Nagel holen, um den Topf daran fest zu machen. An meiner Klause hab' ich ihn zwar außen, und der Höllenspuk dringt manchmal ein, um mich zu plagen, wenn die Fledermäuse das Weihwasser ausgesoffen. Aber das muß sich unser Einer schon gefallen lassen. Die Versuchungen des Teufels gehören zu meinem Beruf, und je öfter er sie umsonst gegen mich richtet, desto mehr nehm' ich zu an Heiligkeit. Wer weiß, ob ich nicht noch ein ganzer Heiliger werde? Sanct Antonius ist auch durch lauter Versuchungen des Teufels in den Kalender gekommen." —

Die Frauen ließen sich ihre Polster und Decken aus den Sänften bringen und bereiteten sich in der kleinen Kapelle ein recht genügendes Nachtlager. Jaffier wollte gehen, um seine Schlafstätte bei dem Einsiedler zu nehmen; aber Zoë beschwor ihn, sie nicht zu verlassen. Da auch Laura in ihren Ton einstimmte, konnte bei ihm keine Frage von Weigerung seyn. —

Der Einsiedler ist nach seiner Klause zurückgekehrt, nachdem er den Weihwassertopf aufgehangen, und die ganze Gesellschaft hat sich zur Ruhe begeben. Dennoch dürfen wir die Reisenden darum nicht verlassen. Wo Personen, in welchen so mächtige Leidenschaften kämpfen, wie hier, in engem Raume vereinigt sind, stellt sich der Schlaf nicht so willig ein, wie die Dunkelheit.

Vielmehr beginnt alsdann erſt das rege Leben in ihrem Innern und geſtaltet ſich bald in Zweifeln, bald in Hoffnungen, bald in Planen und in Entſchlüſſen, die einander meiſt alle gegenſeitig verdrängen, ohne daß eine Stimmung feſte Wurzel faſſen könnte. Manchmal gehen dieſe Gedanken zuletzt in phantaſtiſche Geſtalten über und bringen eine eigene Welt von Weſen hervor, denen Alles zu gehören ſcheint, was die Schlafenden beſitzen. So mögen die Bergmännchen, die Däumlinge und andere Grotesken des menſchlichen Geiſtes in jenem Zwielicht zwiſchen Schlafen und Wachen entſtanden ſeyn. Darum ſind ſie aber auch unſerer Prüfung unzugänglich, weil ihr ganzes Leben und Weben in eine Zeit fällt, in welcher der Verſtand ſeine Freiheit verloren.

Wahrſcheinlich hatte ſich auch bei unſeren Reiſenden der Schlaf zuletzt doch eingefunden; denn ſie fuhren alle zugleich auf, als eine Stimme von ungeheurem Umfang ertönte:

„Wachet auf, die Ihr ſchlafet in Euren Sünden! Wachet auf und zittert! Zittert und betet! Betet und thut Buße! Wachet auf, das Strafgericht des Herrn iſt nahe!“—

Es war ein fürchterlicher Ruf, welcher die Luft recht eigentlich zu durchſchneiden ſchien und, nachdem er geendigt, von Berg zu Berge wiederhallte. Das letzte Wort deſſelben erloſch nur allmählich in den verſchiedenen Echo's, wie wenn es nicht lange genug zur Warnung verweilen könnte.

Zoë war in einen Schrei des Schreckens ausgebrochen, an welchem Laura, die neben ihr lag, erwachte.

Das Kind fing an zu weinen und beruhigte ſich kaum, als Laura und Jaffier zu ihm ſprachen. Da ein dichtes Dunkel in der Kirche herrſchte, ſo war der Zuſtand wahrhaft ängſtlich, beſonders als ſie ſich ſchnell überzeugen mußten, daß ſie nicht geträumt, wie ſie im Anfang geglaubt hatten. Welche Erklärung nun auch Jedes von ihnen in dem Kreiſe ſeiner Erfahrungen und ſeines Volksglaubens finden mochte, ſo wagten ſie doch nicht, ſich zu äußern, ſondern ſchwiegen ſtille. Ohne Zweifel ſuchten die Frauen Hülfe in Gebet, und da Alles ruhig blieb, ſo ſtellte ſich der Schlaf auch wieder ein.

Nur Jaffier's Augen floh die Ruhe, indem es ihm eine Pflicht däuchte, für Laura'n zu wachen. Er hatte ſich aufgerichtet und ſaß mit dem Rücken gegen die Wand. Seine Gedanken verweilten lange bei dem ſchreckhaften Ruf; aber Alles, was er ſich zu ſeiner Erklärung ſagen mochte, wollte nicht genügen. Unvermerkt verirrte ſich ſeine Einbildungskraft in das Reich ſeiner Wünſche, und die Nähe der geliebten Frau war ihrer Beſchränkung nicht ſehr günſtig. Vergebens kämpfte der warnende Ruf den verwegenen Bildern entgegen, die ihn allmählich zu umgaukeln begannen. Religion und Sinne verwirrten ſich und ſetzten ſein Gehirn in eine fiebriſche Spannung, in welcher die Herrſchaft des Verſtandes zu unterliegen pflegt. Aber es war kein Wahngebild, als plötzlich ein greller Lichtſtrahl durch die Kuppel des kleinen Gebäudes einbrach, und gleichzeitig an der Wand oben der Kopf eines Engels ſichtbar wurde, der in eine ungeheure Trompete ſtieß. In dem

nämlichen Augenblick erſcholl der furchtbare Ruf mit denſelben Worten wieder und ſchien die ganze Kapelle zu erfüllen.

Jaffier hatte ſich noch nicht erholt von ſeinem Schrecken, als aus dem Schatten unter dem Engel ein Todtengerippe aufſtieg, dem ſogleich ein anderes folgte. Bald fiel ſein entſetzter Blick auf ein ganzes Gewimmel ſolcher Warner und auf die Gräber, aus denen ſie ſich erhoben. Jetzt verließ ihn ſeine Faſſung gänzlich; der Angſtſchweiß brach aus über ſeinen Körper. Umſonſt verſuchte er zu beten; er zitterte.

Aber ſchon lag auch die ganze Kapelle wieder in tiefer Nacht, und er hörte nichts als den Athem der Schlafenden, welche die Stimme nicht geweckt hatte. Joë nur war aufgefahren; aber da Alles ſtill blieb, ſo wagte ſie nicht, einen Laut von ſich zu geben. Auch den überirdiſchen Mächten glaubt der Menſch durch die nämlichen Mittel entfliehen zu können, wie Seines-gleichen.

Weniger als je war nun für Jaffier'n an Schlaf zu denken. Angſtvoll auf jeden Laut horchend, meinte er bald dieſes, bald jenes zu hören. In Kurzem täuſchte er ſich nicht mehr, als außen der Wind ſich erhob und ſchnell dermaßen wuchs an Kraft, daß er das Rauſchen in den Wipfeln der Gebirgsforſte herübertrug. Verſtärkte es ſich auch ſchnell zu immer gewaltigerem Brauſen, ſo war es nur um ſo wohlthätiger für ihn. Denn wenn der natürliche Gang der Dinge unterbrochen ſcheint, ſo iſt es eine Beruhigung für den Menſchen,

das gewöhnliche Walten der Natur in ihren Erscheinungen wieder zu erkennen. Für Jaffier'n aber war des Sturmes Wehen eine Rückkehr weiter zu den Zuständen, deren er als Seemann gewohnt war.

Indem der Morgen leise zu dämmern begann an der Kuppel der Kapelle, legte sich auch die Heftigkeit des Windes, und Jaffier hätte vielleicht noch einiger Ruhe genießen mögen, wäre die furchtbare Stimme nicht zum dritten Mal erschallt. Jetzt brachen Lauretta in lautes Weinen, und Zoë und Donna Rosina in ein Angstgeschrei aus. Donna Laura selbst rief bange: „Jesus Maria, was ist das!“ Und es bedurfte wirklich der Stimme der geliebten Frau, um Jaffier's Muth und Entschlossenheit zurückzuführen. Er sprang empor, riß die Thüre der Kapelle auf und trat hinaus in das Freie.

Die Morgendämmerung war vollkommen angebrochen, und selbst entferntere Gegenstände ließen sich erkennen. Jaffier staunte nicht wenig, als er den Einsiedler auf der Spitze der Anhöhe stehen sah, an welche sich die Kapelle anlehnte. „Was ist das für ein entsetzlicher Ruf hier oben?“ fragte er Denselben, als er ihm näher kam; „habt Ihr ihn nicht auch gehört, frommer Vater?“ —

Statt der Antwort brach der Einsiedler in ein Gelächter aus, das von Berg zu Berge wiederhallte. „Nehmet mir nicht übel,“ sprach er endlich, nachdem er sich ausgelacht. „Ich hätt' Euch die Angst ersparen können. Aber was schadet es? Ihr werdet Euern

Theil Sünden auch auf der Seele haben, so gut, wie ein Anderer. Wenn man mit so vielen Frauensperſonen durch das Land zieht, pflegt es nie ganz leer abzugehen. Freilich helfen alle die Ermahnungen meiſt nicht viel. Schon Jahre lang ſchrei' ich den Schurken, die da unten um den See herum wohnen, alle Nacht dreimal in die Ohren, daß ſie Buße thun ſollen. Glaubt Ihr, daß ein Einziger darunter früher von der Sünde laſſe, als ſie von ihm läßt? Vielmehr ſündigen ſie Alle darauf los, als ob ſie ewig zu leben gedächten. An das himmliſche Strafgericht denkt Keiner, ſo gut es auch in der Kapelle auf der Mauer gemalt iſt." —

Nun hatte Jaffier die Erklärung für die graushafte Erſcheinung gewonnen, die er im Mondſchein geſehen. Freilich ſchien es ihm, als er das Gemälde nach einer Weile ſpäter in vollem Morgenlicht betrachtete, faſt unbegreiflich, daß eine ſo elende und grelle Pinſelei nur den geringſten Eindruck auf ihn hatte machen können. Er wußte noch nicht, wie der Menſch in den Zuſtänden der Aufgeregtheit nur die Uebertreibungen, die ihr verwandt ſind, in ſich aufnimmt, und daß die wahre Kunſt ein durchaus ruhiges Gemüth erfodert.

Je weniger Ruhe die kleine Reiſegeſellſchaft in der Kapelle genoſſen, deſto reichlicher war die Spende, welche ſie auf den Altar des heiligen Cöleſtinus niederlegte. Eine fröhlichere Stimmung, als nach ſolcher Nacht zu erwarten geweſen wäre, bemächtigte ſich ihrer, und als ſie von dem Einſiedler, der ſie noch ein gutes Stück Wegs begleitete, Abſchied nahmen, verſprach er

ihnen, wenn sie zum zweiten Mal bei ihm übernachteten, seine nächtlichen Ermahnungen einzustellen. „Sie helfen bei den Schurken in der Nachbarschaft doch nichts,“ sprach er, „und der heilige Cölestin wird es gerad' auch nicht merken, wenn ich das fromme Werk einmal einstelle. Wer hat sie gewarnt, eh' ich gekommen bin? Und bei Sanct Cölestin, nach mir wird auch nicht leicht wieder Einer kommen, der Narr genug ist, dreimal jede Nacht aufzustehn und tauben Ohren zu predigen!“

Viertes Kapitel.

Die Reisenden hatten einen groſsen Theil des Tages in der schwülen Hitze zurückgelegt, wie sie in diesem Lande bei bedeckten Himmel und völliger Windstille manchmal am lästigsten ist. Da der Horizont auf ihrem Wege sehr beschränkt war, so bemerkten sie das Gewitter, welches sich zusammengezogen, erst durch die plötzliche Verfinsterung des Tages und die schnell einander folgenden Windstöße. Fast zu gleicher Zeit begann der Regen in wenigen Tropfen von ungeheurer Größe zu fallen und sich dann auf einmal in einen wahren Wolkenbruch aufzulösen. Sie zogen gerad' über ein Heideland hin, auf welchem noch kürzlich ein Pinienwald gestanden. Die Stämme waren wenig über der Erde abgehauen und hatten ein ganz frisches Ansehen. In unbedeutender Entfernung zog sich eine Reihe dieser Bäume in ihrer vollen Herrlichkeit hin; indeß gewähren die hohen, weit ausgebreiten Kronen der Pinien wenig Schutz gegen die Sonne und gar keinen für den Regen. Glücklicher Weise zeigte sich um Vieles näher eine Gruppe von kolossalen Buchen, welche das Beil in der ganzen Um-

gegend allein verschont zu haben schien. Unter diese herrlichen Bäume, die ihre Aeste weit ausstreckten, flüchteten sich die Reisenden und fanden hier im Regen, der sich in Strömen ergoß, ein so gutes Obdach, als unter dergleichen Umständen möglich ist.

„Ihr könnt es nur dem heiligen Justinus und mir danken," sprach ein Landmann, der schon vor ihnen sich unter die Bäume geflüchtet, „daß Ihr auf dieser unwirthlichen Heide Schutz gefunden. Wenn ich nicht war, wie Ihr mich vor Euch sehet, so verschonte das Beil diese uralten Buchen so wenig, als die Pinien, welche noch im vorigen Jahre hier in die Wolken ragten. Man konnte weit und breit keine schönere Bäume sehn. Was sag' ich? Wo findet man sonst noch Bäume aus den Zeiten der Römer? Aber Ihr könnt es von jedem Franciscaner aus Chieti hören, wenn er terminirend durchs Land zieht, daß die Heiden noch unter diesen Bäumen geopfert haben. Und wo sind sie nun?" —

„Wenn Ihr die schönen Buchen wirklich erhalten," erwiederte Jaffier dem Manne, „so habt Ihr Euch allerdings ein Verdienst gemacht, das in diesem Augenblick von doppeltem Werthe für uns ist."

„Und ich sage, daß der Gevatter Recht hat," fiel Fabrizio ein. „Ich habe die Pinien wohl gekannt, die einst hier standen. Hätt' ich nur das Geld, welches sie jedes Jahr eingetragen."

„Bei Sanct Justinus, Eurem Wunsche fehlt nichts, als die Möglichkeit, erfüllt zu werden. Ihr wäret ein reicherer Mann, als mein Herr, der Marchese. Denn

hat er auch das Geld jedes Jahr eingenommen, so hat er es auch jedes Jahr wieder ausgegeben.“ —

In diesem Augenblick folgte ein Blitz, der das trübe Dunkel bis zur grellsten Mittagshelle erleuchtete, und fast gleichzeitig einer jener kurzen und hellen Donnerschläge, wie sie den Strahl, der in der Nähe getroffen, zu begleiten pflegen.

Joë brach in einen Schrei des Schreckens aus, und Lauretta begann zu weinen. Laura's Auge dagegen starrte leuchtend hinaus, als ob sie sich solchen Sturmes der Natur erfreuete. Der Landmann, welcher sich kreuzte und segnete, faßte sich sogleich, als er nirgends umher Feuer sah, und fuhr fort: „So geht es, wenn man nicht gut von seiner Herrschaft spricht! Aber bei Sanct Justinus, das soll mir nicht wieder geschehen!“

„Wer ist denn Eure Herrschaft?“ fragte Jassier.

„Wie? Wisset Ihr nicht, daß Ihr auf dem Grund und Boden des Marchese Berio steht? Was sag' ich? Bei Sanct Justin, Ihr müßtet Euch diesen Morgen früh auf den Weg gemacht haben, wenn Ihr nicht auch schon die Nacht auf meines Herrn Boden geschlafen. Dann habt Ihr aber auch Bäume genug gesehen, um zu glauben, daß ich ein treuer Diener von ihm seyn kann, ohne daß ich darum die schönen alten Buchen niederhauen zu lassen brauche.“

„Beim Himmel, es wär' auch Jammerschade um sie gewesen,“ fiel Donna Laura ein.

„Nicht wahr, Signora? Und dann, müßt Ihr wissen, hat ein Mann, der alle Tage den nämlichen Weg zu

wachen hat, nicht allein gegen den Regen Schutz nöthig. Was sag' ich gegen den Regen allein? Gegen Schnee und Hagel so gut, als gegen die Sonnenhitze."

„Wie? Ihr macht den nämlichen Weg alle Tage?" fragte Jaffier verwundert.

„Dreihundert und fünfundsechzigmal im Jahr, und dreihundert und sechsundsechzig, wenn es ein Schaltjahr ist. Da seht Ihr wohl, daß ich den Weg auswendig kennen muß. Und bei Sanct Justin, den möcht' ich sehen, der in der ganzen Umgegend nur einen einzigen Ast abschnitte, dessen Verlust ich nicht am andern Tag bemerkte. Aber das Gewitter ist vorüber; der Regen läßt bereits nach, und so kann man sich die Abkühlung der Luft schon gefallen lassen, besonders wenn man den nämlichen Weg alle Tage einmal zwischen die Beine nehmen muß. Was sag' ich einmal? Einmal hin, und einmal her ist zweimal; das wird mir Niemand bestreiten wollen." —

Jaffier fragte den Mann nach dem Anlaß dieser täglichen Gänge.

„Freilich ist es nicht der Mühe werth, sich so zu plagen," war die Antwort. „Aber was wollt Ihr, wenn man das Brod eines Andern ißt? Ich ginge auch lieber auf Jagd oder Fischfang; was sag ich? Ich zöge manchmal lieber mit den Heerden aufs Gebirg, als daß ich jeden Tag, den Gott gibt, zu den hoffenden Thoren laufe, blos um dem Marchese am Abend melden zu können, daß es immer die alten Thoren sind, welche den Lisandro erwarten, und daß von Sterben bei ihnen

noch gar keine Rede ist. Freilich darf ich das nicht hinzusetzen in Worten; aber denken kann ich, was ich will, selbst wenn ich vor dem Marchese stehe, und da denk ich freilich jedesmal, ich wollte, daß ich hinzusetzen könnte, Ihr braucht ihnen nichts mehr von Eurer Tafel zu schicken; sie kauen jetzt von dem Brod, an welchem zuletzt jeder König seine Zähne ausbeißen muß." —

„Wir haben nicht mehr weit bis zu ihnen," fuhr der Mann auf die Fragen der Reisenden fort; „und wenn Ihr nach Santa Marta wollt, wie Ihr saget, so führet Euch der Weg von selbst dort vorüber. Der Regen hat auch bereits nachgelassen, daß Ihr wohl nicht Lust haben werdet, länger hier zu stehen. Ich aber muß eilen; denn ohne Noth heimzukehren bei Nacht, ist nie zu rathen, am allerwenigsten, wenn kurz zuvor ein Wolkenbruch gefallen. Zwischen diesen Bergen fehlt es ohnedieß auch im heißesten Sommer nicht an Wasser aller Art, geschweige denn im Frühjahr, und nachdem der Himmel so eben alle seine Wolkenschwämme ausgedrückt hat." —

Der Horizont heiterte sich jetzt wirklich ganz auf, und die kleine Gesellschaft setzte ihre Reise fort mit ihrem neuen Bekannten. Dieser hatte sich an Fabrizio angeschlossen und führte mit ihm eine Unterhaltung, die wir unsern Lesern füglich ersparen können.

Der Weg ging noch einige Zeit über das Heideland weg, und zog sich dann durch einen herrlichen Pinienwald allmählich in die Höhe bis an den Rand einer

Grastrift, welche den Abhang eines Bergrückens bedeckte, in den sich ein weitvorspringender Ast des Gebirges zu endigen schien. Auf der Spitze und an dem jähen Rande der Höhe lag ein Bauwerk, zum Theil hinter Bäumen verborgen, und die Reisenden befanden sich demselben schon ziemlich nahe, als sie erst einigermaßen darüber urtheilen konnten.

Es war ein antiker Tempel, der ihnen entgegenwinkte. Mehrere Gruppen von Pinien, von außerordentlicher Höhe und Dicke, bildeten gleichsam Fächer für denselben, je nach dem Bedürfniß der verschiedenen Tageszeiten. Nur die, gegen Morgen gerichtete Vorderseite lag frei, und das Gebäude war offenbar darauf berechnet, die ganze Gegend, welche sich in großer Weite, besonders gegen Norden und Osten, ausdehnte, zu beherrschen. Dieses verrieth der große Aufwand von Substructionen, wodurch ein freier Platz von ansehnlicher Ausdehnung vor demselben gewonnen worden. Auf beiden Seiten des Tempels führten bequeme Treppen nach dem schön geebneten Raum, und erst als die Reisenden oben waren, lag die breite Haupttreppe vor ihnen, die auf sieben Stufen zu der Vorhalle von eben so vielen Säulen in der Fronte emporstieg. Alles zeigte sich besser erhalten, als man es damals an antiken Baueresten zu sehen gewohnt war; besonders bemerkte man Spuren ganz neuer Ausbesserungen, welche jedoch nur auf das Nothwendigste beschränkt schienen, um dem Gebäude nicht das alterthümliche Ansehn zu rauben. Desto mehr fiel daher die ganz neue Inschrift von ungeheuren

goldenen Buchstaben auf, welche den ganzen Giebel füllte und nur aus den Worten:

Tempio della speranza,

(Tempel der Hoffnung)

bestand. Das Gebäude selbst, seine Lage, seine Inschrift — Alles versuchte die Reisenden, hier Halt zu machen. Auch bemerkte Fabrizio, daß es gerade Zeit sey, den Thieren einige Rast zu gönnen, und die fette Trift war einladend genug für sie. Er brauchte daher, nachdem er sie ganz abgeladen, nur die Vorsicht, zweien von ihnen, deren Zahmheit er nicht gewiß seyn mochte, die beiden Vorderfüße so weit mit Riemen zu fesseln, daß sie die Stelle, auf die er sie geführt, nicht weiter wechseln konnten, als es zum Grasen nöthig war. Jedoch gelüstete sie schwerlich, die saftreiche Weide zu verlassen, welche den ganzen Abhang des Berges bedeckte.

Als die Reisenden die breite Treppe vor dem Tempel erstiegen, fanden sie zwischen zweien der vordersten Säulen desselben ein Pärchen uralter Landleute sitzen, welche das vollkommenste Bild von Gesundheit und Seelenruhe darstellten. Beide hatten den Blick gerade weit hinaus nach Osten gerichtet. Der Mann schien die Frau auf einen Gegenstand in der Ferne aufmerksam zu machen, und sie sich umsonst anzustrengen, denselben zu sehen. Beider Aufmerksamkeit war so darauf gespannt, daß sie die Angekommenen erst bemerkten, als der Landmann, welcher den Führer gemacht, sie anredete und ihnen den Gruß des Marchese und seine Erkundigung nach ihrem Befinden ausrichtete. „Auch

läßt Euch der Marcheſe fragen," ſetzte er hinzu, „ob der Liſandro noch nicht gekommen ſey?" —

Die Alten waren ehrerbietig von ihren Sitzen aufgeſtanden, und der Greis erwiederte: „Der Herr Marcheſe wird der Güte gegen uns nicht müde. Vermeldet ihm unſre Ehrerbietung und unſeren Dank, Coviello, und ſagt ihm, wir würden wohl morgen Liſandro's Ankunft melden können. Ihr eilet immer ſo ſchnell wieder fort, daß er ſchwerlich ſchon hier ſeyn kann, ſo lang' Ihr noch da ſeyd."

„Naſtaſio hat ihn ſchon erkannt," fiel die alte Frau ein; „meine Augen aber wollen ſo weit nicht reichen."

„Das iſt nicht zu verwundern, Naſtaſia," erwiederte der Alte. „Du haſt zwar immer für mich gebetet, wenn ich mit dem alten Herrn Marcheſe, den die Heiligen gewiß lange ſchon in den Himmel eingeführt haben, auf die Reigerbeize ging —"

„Ja, das hab' ich gethan aus ganzem Herzen —"

„Weiß ich das nicht, meine Naſtaſia? Aber ich wollte ſagen, daß ich meine Augen auf der Reigerbeize geſchärft habe, während Du zu Hauſe für mich gebetet. In Wahrheit, Coviello; Ihr könnt es mir nachſagen, nichts ſchärft ſo ſehr die Augen, als die Jagd auf die kleinſten Vögel."

„Dennoch fürcht' ich, Vater Naſtaſio," ſagte der Führer, „daß Ihr heute nicht richtiger geſehen, als geſtern —"

„Wer irrt ſich nicht auch einmal, mein Sohn?" verſetzte der Alte. „Aber wer weiß, ob er es doch nicht

gewesen ist? Vielleicht war er zu müd', um den Weg weiter fortzusetzen —"

„Nein, Väterchen," fiel die Frau ein; „Dein Wort in Ehren, aber das glaub' ich nicht. So müde kann Lisandro nicht seyn, um nicht unsern Tempel noch zu erreichen, wenn er ihn einmal im Auge hatte. Und mußte er ihm nicht im Auge seyn, wenn Du ihn sehen konntest?" —

„Das soll' ich auch meinen," sprach der Landmann; „indeß setzt Euch, Vater Nastasio. Ihr wißt wohl, der Herr Marchese will, daß Ihr es Euch in allen Dingen bequem machen sollet." —

Der Mann hatte im Gespräch mit dem greisen Paare die Stimme stark erhoben, wie wenn Beide halb taub gewesen, und fuhr in seinem gewöhnlichen Tone gegen die Reisenden fort: „Sagt ich's Euch nicht? Es sind immer die alten hoffenden Thoren. Seit zehn Jahren hör' ich alle Tage das Nämliche von ihnen, und wer weiß, wie viele Jahre der alte Meneca, der vor mir diese Gänge machte, solches gehört? Man muß kindisch seyn, um eine thörichte Hoffnung so lange zu hegen. Was sag' ich, kindisch? Ein Kind wär' es längst müde geworden."

„Und was hoffen sie denn so lange?" fragte Jaffier.

„Habt Ihr nicht den Namen Lisandro nennen gehört?" erwiederte der Führer.

„Was ist denn dieser Lisandro?"

„Was er ist? Wer kann das wissen? Was er war, das will ich Euch wohl sagen. Er war der Sohn, der

einzige Sohn dieser alten, kindischen Leute. Er ist in die weite Welt, ich glaube unter die Venetianer, gegangen. Es sind viele Jahre her. Der Herr Marchese sagt, der Lisandro habe sein Alter gehabt, als er fortgezogen sey, und bei Sanct Justin, die grauen Haare möcht' ich nicht zählen, welche der Herr Marchese auf seinem Haupte hat, ob er gleich mein gnädiger Herr ist. Seit der Zeit warten sie auf ihn. Ihr sehet, wie kindisch das ist. Der Herr Marchese freilich, der nennt es rührend; wir Andern aber nennen es thöricht, wenn er nicht zugegen ist, und sprechet Ihr das Land auf und ab von den hoffenden Thoren, so versteht Euch jedes Kind, und ist Keiner, der nicht über sie lachte. Ich selber kann nicht mehr lachen; denn für mich ist es ein alter Spaß, der mir alle Tag' aufs Neue müde Füße macht. Aber ich weiß nicht, wie es kommt; manchmal wandelt es mich auch an, als sollt' ich weinen, wenn ich die alten Leute stets auf dem nämlichen Flecke sitzend finde, wie sie hinausblicken in die Ferne und den Lisandro gleichsam mit den Augen herbeiziehen wollen. Freilich ist es eine Thorheit, wie jede andre, und sie mögen hinaussehen, so lange sie wollen, und ich mag weinen, so oft es mich ankommt, er kehrt doch nicht wieder. Ich bin nur froh, daß ich die goldenen Buchstaben über den heidnischen Säulen nicht lesen kann. Manchen hab' ich gesehen, dem die Augen übergingen, indem er sie las. Aber die Franziskaner von Chieti sagen, es sey heidnische Thorheit, und der Herr Marchese hätte das Gold auch besser zum Schmuck ihrer Kirche anwenden können, als

um einen alten Götzentempel damit herauszuputzen. Sie mögen so Unrecht nicht haben; und der Herr Marcheſe hat auch Recht, wenn er ſagt, daß ſie für Bettelmönche bereits zu viel Gold in ihrer Kirche hätten. Ließen ſie nicht noch in der vorigen Woche ihrem Heiligen in der Kapelle der Alveti einen neuen Heiligenſchein von Gold machen?"

„Es iſt doch gar zu thöricht," ſprach Zoë; „ſie ſehen wieder hinaus, und man ſollte wirklich glauben, ſie erblickten etwas." —

Laura ſchwieg; aber in ihrem Auge war der Seufzer zu leſen: Wie glücklich ſind Diejenigen, die noch Hoffnung haben! —

Und in der That fehlte es in dem Gebäude nicht an Aufmunterung aller Art, die Hoffnung feſtzuhalten. Die goldene Inſchrift in ſeinem Giebel: Tempel der Hoffnung, gab ohne Zweifel ganz richtig die Beſtimmung an, welche daſſelbe im Alterthum gehabt hatte. Als ſich unſere Reiſenden näher darin umſahen, fanden ſie auch noch die ziemlich wohl erhaltene Statue der Göttin, die einſt hier verehrt wurde. Es war die Figur eines ſchlanken, lieblichen Mädchens, das in der emporgehobenen rechten Hand einen Granatapfel trug und mit der linken das Gewand ein wenig in die Höhe zog. Das anmuthige Lächeln ſeines Mundes, die ewige Heiterkeit auf ſeiner Stirne und der faſt ſchwärmeriſche Ausdruck im Auge würden allein ſchon keinen Zweifel geſtattet haben, daß hier die Elpis, die Göttin der Hoffnung, dargeſtellt ſey, hätte nicht auch das Poſtament das ſchöne Beiwort

γηροτροφος, die Pflegerin der Greise, welches Pindar eigens für sie geschaffen, enthalten. Es war ein wunderſam anmuthiger Zufall, daß gerad' in dieſer Tempelruine das Greiſenpaar wohnte, welches mit ſo felſenfeſtem Vertrauen die Hoffnung, wie unſer Schiller ſagt, an ſeinem Grabe noch aufgepflanzt hatte.

Der übrige Theil des Tempels mochte ſchon ganz verfallen ſeyn; denn ſeine beiden Seiten ſtießen unmittelbar auf die ländliche Wohnung hinter ihm, welche für die Augen unſerer Reiſenden bisher ganz durch Gebüſche und Bäume verſteckt geweſen. Alles ſtand hier offen, und ſo traten ſie in den Hof hinaus, welcher, für die Wirthſchaftsbedürfniſſe beſtimmt, neben derſelben lag. Sie fanden hier zween andere Bewohner, von denen der Mann, auf einem umgeſtürzten Korbe ſitzend, die Arme auf die Knie, und den Kopf auf die beiden Hände geſtützt, träg und verdrießlich vor ſich hinſtarrte. Eine Frau in ſchmutzigem, höchſt vernachläſſigtem Anzuge ſtand vor ihm, mit dem Spinnrocken im Gürtel und der Spindel zu ihren Füßen. Das ſpitzige, gelblichte Geſicht machte ſie älter, als ſie wirklich ſeyn mochte. Der Mann hatte ein aſchfarbiges, aufgedunſenes Geſicht, gleich den Leuten unſerer Tage, wenn ſie im Genuß von Branntwein ausſchweifen. Beide waren, wie ſich nachher zeigte, Mann und Frau und ſtanden in mittlerem Alter.

„Könnte man wohl einen Trunk friſchen Waſſers hier haben?“ ſprach Jaffier mit höflicher Begrüßung gegen die Frau.

„Dort im Eimer iſt noch," erwiederte ſie in unfreundlichem Ton und deutete auf ein ſolches Gefäß, welches neben dem Bronnen ſtand.

„Aber um einen Becher dürft' ich Euch wohl bitten?" fuhr er, wo möglich, noch höflicher fort.

„Wir haben keine Becher hier oben," antwortete die Frau ſo trocken, als zuvor. „Wer trinken will, ſetzt den Eimer ſelbſt an den Mund. Gefällt Euch das nicht, ſo laßt Euch von den hoffenden Thoren einen Becher geben. Die haben Alles, was man nicht braucht, und was ſie nicht haben, darauf hoffen ſie, wie thöricht es auch ſeyn mag." —

Jaffier näherte ſich dem Eimer, um dem Rathe der freundlichen Wirthin zu folgen; aber er fand das Gefäß leer. Indeß ſuchte er ſich ſelber zu helfen und hing den Eimer an die ſchwere Kette, welche neben dem Bronnen lag. Die Frau konnte, wie es ſchien, dem geduldigen Betragen des Fremden nicht ganz widerſtehen und ſprach zu ihrem Gatten:

„So rühre Dich denn, Faullenzer, und hilf dem Herrn ein wenig."

„Warum hilfſt Du ihm nicht mit Deinem Zitronengeſicht?" antwortete der Mann. „Er hat von mir keine Hülfe verlangt."

„Es wird ihm freilich lieber ſeyn, wenn ich ihm Hülfe leiſte, Du träge Käſeſeele," entgegnete die liebenswürdige Frau und näherte ſich dem Bronnen, um mit Jaffier'n Hand anzulegen.

Die Hülfe war auch nicht überflüſſig. Der Bronnen

hatte eine ansehnliche Tiefe, und die lange, schwere Kette, an welcher der hinabgelassene Eimer hing, vergrößerte dessen Gewicht fast zu sehr für die Kräfte einer Person.

Jaffier dankte der Frau mit so vieler Artigkeit und gutem Anstand, daß sie vielleicht dadurch schon gefälliger wurde, wenn es auch nicht aus Widerspruchsgeist gegen ihren Gatten geschah. Als der Eimer daher auf den Rand des Brunnens gehoben war, lief sie in das Haus hinein und holte einen zinnernen Becher heraus. Er war aber dermaßen mit Staub bedeckt, daß es nun erst ganz glaublich wurde, wie das sanfte Paar aus dem Eimer zu trinken gewohnt war. Die Frau fühlte es selbst; sie warf den Becher in den vollen Eimer, spülte denselben darin ab und reichte ihn dem Gaste gefüllt mit dem nämlichen Wasser.

Jaffier befand sich in der größten Verlegenheit. Ein rohes, bösartiges Weib hat für einen Mann von guter Sitte etwas Furchtbares, weil er ihr keine Waffe entgegensetzen kann. Ihm ekelte, von dem Wasser zu trinken, worin sie den schmutzigen Becher mit noch schmutzigeren Händen gereinigt hatte, und doch scheute er sich, ihren ganzen Zorn zu erregen, wenn er seinen Widerwillen merken ließ.

Zoë, welche dieser Scene mit der muthwilligsten Schadenfreude zugesehen, brach jetzt in ein lautes Gelächter aus.

„Wer seyd Ihr denn, meine lustige Dame?“ kehrte sich die Frau mit höhnischer Bitterkeit gegen die Lachende. „Wäret Ihr vielleicht eine Verwandte des Marchese, daß

Ihr Euch erlaubt, einer ehrlichen Frau in ihrer eigenen Behausung so unbescheiden unter die Nase zu lachen? Und das dumme Käsegesicht," setzte sie gegen ihren Gatten gerichtet hinzu, „sitzt da, als ob ihn die Ehre seiner Frau nichts anginge." —

Jaffier hatte diesen Ausbruch benutzt, um den Becher und den Eimer auszuschütten. Er hing diesen wieder in die Kette, und die Frau war durch ihren Aerger so zerstreut, daß sie es gar nicht bemerkte, als er das Gefäß aufs Neue hinunterließ und mit größter Anstrengung heraufzog.

Ja, ihr Unmuth wurde immer nur stärker gereizt, da Jod die Behendigkeit, mit welcher Jaffier den, von ihr erregten, Sturm benutzte, noch komischer fand und in ein stärkeres Gelächter, als zuvor, ausbrach. Das blasse Gelb im Antlitz der Unglücklichen ging in ein leichenfarbiges Aschgrau über; eine unheimliche Flamme funkelte in ihren kleinen, grünen Augen, und sie rief mit der größten Heftigkeit: „Und wenn Ihr der Marchese selbst wäret, braucht' ich mir das nicht gefallen zu lassen! Ist es nicht eine Sünde und eine Schmach, einen solchen Lumpen zum Manne zu haben, der seine Frau von landfremden Leuten mißhandeln läßt, ohne daß er einen Finger rührt?" —

Der Mann, der seine anfängliche Stellung nicht im geringsten geändert hatte, blieb auch jetzt ganz ruhig und starrte fortwährend auf den nämlichen Fleck am Boden.

„Wo ist ein unglücklicheres Weib im ganzen Land,

als ich?“ heulte sie mehr in Wuth, als in Schmerz. „Hat man je einen Halunken gesehen, wie diesen, seit dem Ersten, der zur Plage seines Weibes geboren wurde? Eine — “

Und nun fiel die Frau in eine Flut von Schimpfworten aller Art, daß ein Muth, wie wir ihn nicht besitzen, dazu gehörte, um ihr zu folgen. Jaffier's Begleiterinnen waren in das Haus hinein getreten, und er stand im Begriff, ihnen zu folgen, als der Gatte der Frau langsam aufstand, mit übergeschlagenen Armen vor die Schimpfende trat und in einem Tone, der mehr abgestumpftes Gefühl, als besonnene Ruhe ausdrückte, die Frage an sie richtete: „Willst Du sie nun noch vor die Thüre stoßen?“

„Ja das will ich! Und das will ich sogleich!“ rief die Frau vor Wuth schäumend, „und das hätt' ich gestern gleich thun sollen!“ —

Mit diesen Worten rannte sie in das Haus hinein. Jaffier folgte ihr eiligst, um Zoë'n gegen ihre Mißhandlung zu schützen. Aber er staunte nicht wenig, als er sah, daß die Grimmige vorüber an ihr eilte, eine Thür aufriß und in dieselbe hineinstürzte.

Langsam war ihr der Mann gefolgt und ließ die Thür offen, nachdem er gleichfalls eingetreten. Aber welcher Anblick stellte sich jetzt unsern Reisenden dar! Die Ergrimmte hatte eine alte Frau bei den Haaren gefaßt, und die alte Frau war die nämliche, die in der Räuberburg höchst wahrscheinlich ihre Retterin geworden, indem sie das Gebäude in Brand gesteckt.

Eben so schnell warf sich Jaffier zwischen die beiden Frauen und riß die Jüngere mit einer Gewalt von der Andern los, daß sie in eine Ecke geschleudert wurde.

Laura trat jetzt auch herbei. Sie nahm die Alte bei der Hand und führte sie mit den Worten aus dem Gemach: „Kommt, gute Frau, Ihr seyd unsre Retterin geworden, und an uns ist es, Euch solches zu vergelten.“

„Sagt ich Dir's nicht, Du Zitronengesicht,“ sprach der Mann zu seiner Frau, indem er Laura'n und der Alten folgte, „daß es Dir nichts helfen werde?“ —

Wir können auch nichts Besseres thun, als seinem Beispiel nachzuahmen; denn die Scene von Schmerz und Wuth, welche die ergrimmte Frau nun darstellte, hat einen solchen Charakter von Unweiblichkeit und von moralischer und physischer Häßlichkeit, daß Schriftsteller und Leser gern die Thüre verschließen und die Tobende sich selber überlassen mögen.

Die alte Frau hatte gleich wieder ihren Sitz neben dem großen Kamin in der Hausflur genommen, ungeachtet kein Feuer in demselben war. Sie achtete nicht weiter auf die Reisenden; ja, sie schien sie gar nicht mehr zu kennen und erwiederte die freundlichen Fragen, womit Jaffier seinen Dank gegen sie einleiten wollte, nur mit einigen Worten in der Mundart dieser Gegenden, die er nicht verstand.

Uebrigens bekümmerte sich ihr Sohn, — denn das war der Mann, von dessen häuslichen Freuden wir eine so schöne Probe gesehen, — auch nicht weiter um sie,

sondern kehrte in den Hof zurück. Hier nahm er seinen vorigen Platz auf dem umgestürzten Korbe wieder ein, stützte seine Arme auf die Knie und seinen Kopf in beide Hände und stierte, wie zuvor, gerade vor sich hin, ohne sich weiter um die Reisenden zu bekümmern.

Jaffier wendete sich an den Landmann, der sie hieher gebracht, um ihm seinen Wunsch auszudrücken, einige Erfrischungen für seine Begleiterinnen zu erhalten. „Da müssen wir uns an Mutter Nastasia wenden," erwiederte derselbe. „Wenn Euch die neidische Nibbe auch etwas geben wollte, würd' es Euch aus ihren schmutzigen Händen doch schwerlich gut schmecken. Laßt Euch gefallen, in die Wohnung der alten Leute einzutreten." —

Damit öffnete der Mann die Thüre eines kleinen Gärtchens, das von einigen hoch hinaufgezogenen Weinstöcken ganz überschattet war. Im Hintergrunde lud eine Wohnung von besonders freundlichem Ansehen die Eintretenden in die offene Hausflur, welche sie in der Mitte zu theilen schien, und lockte sie gleich auf den Balkon der Eingangsthüre gerade gegenüber, wo sich eine Aussicht ganz anderer Art nach Südwesten öffnete. Es war eine Reihe wilder, starrer Gebirgsmassen, die sich hinter einander erhoben. Dichte Waldungen bedeckten die Abhänge, und nur die letzten und höchsten Firnen, welche den Horizont schlossen, glänzten in Schnee und vielleicht in ewigem Eise.

Zu ihrem Erstaunen fanden die Reisenden das alte Paar beschäftiget, einen Tisch mit Früchten, Brod und Wein zu besetzen, und es fiel ihnen nun erst auf, wie

rüſtig Beide noch waren trotz ihrer hohen Jahre. Dazu kam die Reinlichkeit, die in ihrem ganzen Weſen und in Allem herrſchte, was man in ihrer Wohnung ſah. Aber nichts ging über den Ausdruck von gutmüthiger Freundlichkeit und heiterer Dienſtbefliſſenheit, der ihre Geſchäftigkeit belebte.

„Die Lena hätt' Euch dieſe Mühe wohl ſparen können, Mutter Naſtaſia," ſprach der Landmann zu der alten Frau. „In ihrem Alter hättet Ihr Euch gewiß Niemand in Gefälligkeit zuvorkommen laſſen."

„Soll Mutter Naſtaſia ſo ſpät erſt anfangen, Jemand darin den Vorrang einzuräumen, Coviello?" fiel der Alte ein. „Die Lena weiß das auch und läßt ihr die Freude, die Gaſte hier zu bewirthen."

„Gewiß werde ich mir das Recht meines Alters nicht nehmen laſſen," ſagte dieſe. „Die Mutter Gottes von Loretto iſt die Fürbitterin der guten Lena und wird ihre Tage friſten, um lange noch das Recht zu genießen, das ich ihr doch bald abtreten muß.

„Wo denkſt Du hin, Naſtaſia?" verſetzte der Alte. „Ich meine, Du kannſt Dein Recht ſo lange behaupten, als Andere auch."

„Wenn es auf das geſunde Ausſehen ankommt," bemerkte Coviello, „wird Mutter Naſtaſia ſolches gewiß noch länger behaupten. Auch ſagt man ja, — und wer glaubt es nicht? — daß der Neid am Marke deſſen zehre, der von ihm geplagt wird."

„Ihr müſſet beſſer von der Lena denken, Coviello," ſprach die alte Frau. „Ihr kennet ſie nicht genug. Sie

hat nur eine etwas heftige Gemüthsart, und das ist ein Jugendfehler, welcher sich mit den Jahren von selbst verbessert."

„Und dann sind ja die heftigen Leute auch allermeist gutmüthige Leute," fiel der Greis ein.

„Bei Sanct Justin, es war ein Beweis von Gutmüthigkeit eigener Art, den wir so eben gesehn," erwiederte der Landmann. „Sie hatte ihre Schwiegermutter bei den Haaren gefaßt und wollte sie aus dem Hause werfen."

„Ihr müßt keinen Scherz treiben mit solchen Reden, Coviello," sagte die alte Frau warnend.

„Beim Himmel nein," stimmte ihr Gatte bei. „Du sollst Vater und Mutter ehren, spricht der Herr, und die Lena ist immer fleißig zur Kirche gegangen."

„Nun, ich will Euch die Lust nicht verderben an Euern Nachbarn," versetzte der Coviello; „erzählt uns lieber etwas von Lisandro, wie er in die Welt ging."

„Ach, das ist traurig und freudig zu erzählen und anzuhören," entgegnete der Alte. „Der Herr Marchese weint auch jedesmal — "

„Und er sagt, er wisse selbst nicht, ob er aus Schmerz oder aus Freude weine," setzte die Frau hinzu.

„Es wird wohl aus Rührung seyn," bemerkte Jaffier.

„Und so ist's Herr," antwortete der Greis. „Wen sollt' es auch nicht rühren, wenn er es hört? Damals aber, als es geschah, konnt ich nicht weinen. Es waren schwere Zeiten, Herr, wie sie Gott nur schickt, wo er auch die Jugend und Kraft gegeben, sie zu ertragen.

Manchmal kommt es mir vor, daß die Menschen dazumal schlimmer gewesen sind, als heutzutag. Ist's nicht so, Mutter Nastasia?"

„Gewiß, mein Nastasio," war die Antwort. „Heut zu Tag könnt' uns so etwas nicht mehr begegnen. Aber damals hatten wir auch noch unsern Lisandro, und was war da nicht zu ertragen?"

„Darum bin ich auch auf Alles gefaßt, Nastasia," sprach der Greis. „Ist Lisandro wieder da, so kann man sich jede Prüfung gefallen lassen. Ich bin begierig, wie er aussieht. Als er fortzog, war er ein kräftiger Jüngling von achtzehn Jahren — "

„Ach, es war keine Mutter im ganzen Lande, die sich ihn nicht zum Sohne gewünscht," fiel die alte Frau ein. „So schön, so gut war er!"

„Ich gehe zu den Venetianern, Vater," fuhr ihr Gatte fort, „und schick Euch das Geld, Vater, sprach er. Drei Jahre sind kurz, sprach er, und länger dauert es nicht. Ich mußt' ihn ziehen lassen, Herr, denn sonst kam Noth und Schande über Nastasia und über ihn. Der alte Verwalter des hochseligen Herrn war streng' in seinem Dienst. Ein nasser Sommer hatte die Ernten verdorben; eine Viehseuche folgte darauf und nahm uns unsern ganzen Viehstand. Der Herr Marchese, welchen die Heiligen längst in den Himmel eingeführt, war am Hofe des Kaisers und wußte nichts von unserer Noth." —

„Nein, er wußte gewiß nichts davon," unterbrach die alte Frau. „Und auch der Verwalter kannte sie nicht; wie hätt' er den Lisandro sonst fortziehen lassen?"

„Freilich wohl," erwiederte der Greis. „Er wußte ja, wohin er ging. Aber ich glaube nicht, daß er wußte, warum er ging. Du hast Recht, Nastasia. Er hätt' ihn nicht ziehen lassen. Er ging ja in den Krieg, und das wußt' er nicht, so wenig, als wir es wußten. Hätten wir ihn sonst fortgelassen?"

„Gewiß hätten wir unser Brod lieber vor fremden Thüren gesucht. Aber unser Gebet hat ihn geschützt; drum kommt er auch wohl und gesund wieder, wenn er gleich gegen die Türken streiten mußte, wie die Leute damals sagten."

„Warum bleibt er denn so lang aus?" fragte Zoë.

„Wer kann das wissen, gute Signora?" antwortete die alte Frau. „Heut' Abend werden wir es erfahren, und Ihr sollt sehen, daß er nicht früher kommen konnte. Wie wär's, Nastasio, wenn Du nachsehen wolltest, ob er nicht so nah' ist, daß ich ihn auch sehen kann?"

„Du hast Recht, Nastasia," erwiederte Dieser, indem er ging; „es wär' auch gar zu hart für ihn, wenn er den Berg heraufkäme und uns nicht in der Vorhalle seiner warten sähe."

„Wenn er aber heute nicht käme?" fragte Laura.

„Dann kommt er morgen desto gewisser," war die Antwort der Vertrauenden.

„Das glaubt Ihr aber nun schon so lange," fiel Coviello ein.

„Darum muß es nur um so eher wahr werden," sprach die Frau.

„Da seht Ihr; man nennt sie nicht umsonst die

hoffenden Thoren," bemerkte der Coviello gegen die Reisenden, als die alte Frau in ihrer häuslichen Geschäftigkeit das Gemach verließ. „Ueber die Knochen des Lisandro ist lange schon Gras gewachsen. Gott weiß es; aber solches Gras wächst überall. Seit er das Geld von Venedig geschickt, haben sie nichts mehr von ihm erfahren. Die Venetianer hatten es ihm bezahlt, weil er ihnen Leib und Leben zum Kriege verkaufte. Wie hätten sie ihm auch Geld dafür gegeben, wollten sie ihn wieder nach Hause gehen lassen? So thöricht sind die Venetianer nicht, wie viel Geld sie auch haben!" —

Zoë fand die Hoffnung der alten Leute überaus lächerlich. Laura richtete einen ausdrucksvollen Blick auf Jaffier'n und schwieg. Ihr hoher Ernst mißbilligte sichtbarlich Zoë's Leichtfertigkeit. „Ich kann nicht über die guten Alten lachen," sprach Jaffier. „Sie sind im Irrthum; aber es ist ein Irrthum der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung. Dieß war das Wort, welches der Bischof von Bayeux einst einem Spötter erwiederte, der sich über die unglückliche Wittwe lustig machte, welche jeden Abend am Strande saß und auf das Schiff wartete, das ihren Gatten bringen sollte. Sie hatte viele Jahre so gewartet, als man sie eines Morgens todt auf ihrem gewöhnlichen Sitze fand."

„Freilich, die Frau war sehr unglücklich," sprach Zoë.

„Unglücklich?" fragte Laura mit einem unaussprechlichen Ausdruck in ihrer Stimme. „Unglücklich mit dem Vertrauen auf Liebe?" setzte sie hinzu, plötzlich abbrechend. —

Ihr Auge hatte Jaffier's Auge getroffen, aber schnell senkte sie den Blick, als ob sie ein Gefühl verrathen, welches sie verbergen wollte. Er hatte Jaffier'n bis in das Tiefste seiner Seele getroffen, und Hoffnungen, die sich seit einigen Tagen mit immer wachsender Stärke zu bilden angefangen, zur Gewißheit erhoben.

Die guten Alten mochten ihre Gäste völlig vergessen haben; denn als Diese aufstanden, fanden sie sie auf ihren Plätzen zwischen den Säulen wieder lebhaft mit einem Wanderer beschäftigt, welchen der Greis in der Ferne sah und seiner Gattin zu zeigen vergebens bemüht war. Fabrizio hatte aber auch bereits seine Thiere wieder aufgezäumt und beladen und erinnerte, daß sie noch ein gutes Stück ihrer Tagreise übrig hätten, und ein Fluß zu passiren wäre, der leicht durch den starken Regen des Morgens ausgetreten seyn könnte, so daß die Furt nicht ohne Schwierigkeiten zu finden seyn würde.

Die Reisenden trennten sich von den Alten mit den aufrichtigsten Wünschen für ihre Hoffnung, aber freilich nicht mit der Hoffnung auf Erfüllung. „Möge der Himmel ihnen wenigstens ihren Irrthum lassen," sprach Laura zu Jaffier'n, indem sie die Treppe des Tempels hinunterstiegen, „will er ihren Wunsch auch nicht gewähren. Vielleicht ist die Hoffnung besser, als die Erfüllung." —

Mit diesen Worten sank sie wieder in den tiefen Ernst zurück, der in den letzten Tagen gemildert erschienen war, und setzte sich still in ihre Sänfte. Joë bestieg das Maulthier von Donna Rosina und gefiel sich mehrere Stunden lang in dem Scherz, jeden

Wanderer, der von Weitem ſichtbar wurde, für Liſandro zu erklären.

Nachdem ſie den größten Theil des Tages zurückgelegt, kamen ſie in eine ſandigte Gegend, welche nur mit wenig Geſträuch bewachſen war. Bald zeigte ſich der Strom, über den ſie ſetzen mußten, und die Beſorgniß, welche Fabrizio geäußert, fand ſich beſtätiget. Das Gewäſſer, das in ſeinem ſchmalen Bette gewöhnlich Raum genug hatte und ſich nur an der Furt etwas ausbreitete, bedeckte jetzt den größten Theil der Sandfläche, die ſeine Ufer umgab. Der Strom wogte in einer ungleichen, lehmfarbigten Fläche dahin. An vielen Stellen ragte der Ginſter über dieſelbe weg, an andern zeigten ſich raſche Strömungen, die ſich weiterhin zu Wirbeln bildeten und der Fluth eine ganz andere Richtung gaben. Zoë'n kam Alles ſo gefährlich vor, daß ſie geradezu erklärte, ſie würde ſich dieſem Waſſer nicht anvertrauen. Der Maulthiertreiber verſicherte, daß nicht die geringſte Gefahr wäre; nur müßten ſie den Führer erwarten, der in der Hütte weiter unten am Strom wohnte und ſich gewiß ſchon in Bewegung geſetzt hätte. Dieſem Mann wäre das Waſſer ſo bekannt, daß man ſich ihm mit dem unbedingteſten Vertrauen überlaſſen könnte. Deſſen ungeachtet beſtand ſie darauf, wieder umzukehren und die Nacht bei den hoffenden Thoren zuzubringen. „Es war auch thöricht genug,“ ſetzte ſie gegen Fabrizio hinzu, „daß Ihr Euch nur träumen ließet, dieſe Gewäſſer würden ſchon in ihr gewöhnliches Bette zurückgekehrt ſeyn.“ —

Jaffier wandte sich an Laura'n, die sich ganz geneigt erklärte, dem Führer zu folgen, wenn er kein Bedenken dabei fände, und Zoë stand im Begriff, in ihre gewöhnliche böse Laune zu gerathen, als sie sich wieder überstimmt sah. Da fiel ihr ein Reiter ins Gesicht, welcher in diesem Augenblick das entgegengesetzte Ufer verließ. Ein Mann, der die Beine bis über die Hälfte der Schenkel hinauf entblößt hatte, ging ihm voran und sondirte hie und da mit einem langen Stocke, den er trug, die Tiefe vor ihm. Fabrizio erkannte den gewöhnlichen Führer und machte die reizende junge Frau nicht ohne einige Selbstgefälligkeit auf dessen Vorsicht aufmerksam. „Wenn der Fluß in seinem gewöhnlichen Bett' ist," setzte er hinzu, „hat er das freilich nicht nöthig; aber der Sandgrund ist veränderlich, wie das Frauenherz. Jedes starke Wasser bringt Tiefen hervor, wo keine waren, und füllt dafür andere aus, die man zuvor sehr zu fürchten hatte." —

Die Vergleichung des Maulthiertreibers und der Augenschein, in welch geringer Tiefe der Reiter durch den Fluß zog, stellte Zoë's gute Laune plötzlich wieder her. Sie konnte nun kaum erwarten, bis der Führer kam, und meinte bald, daß sie seiner gar nicht bedürften. „Es ist ein armer Teufel," sprach sie, „der den Reisenden ein wenig Angst einjagt, damit sie ihm etwas zu verdienen geben. Warum sollen wir den Zoll der Furcht bezahlen, wo der Gedanke an Gefahr eine Lächerlichkeit ist?" —

Mit diesen Worten suchte sie auch gleich ihr Maul-

thier anzutreiben, in das Waſſer zu gehn. Es war gerade dasjenige, welches den Zug zu ſchließen pflegte; wie denn Eſel und Maulthiere, welche hauptſächlich in gebirgigten Gegenden gebraucht werden, meiſt eines hinter dem andern zu gehen pflegen. Ueberhaupt bildet ſich unter den Thieren, die ihre Wege gewöhnlich zuſammen machen, in Kurzem eine Reihenfolge, von der ſie manchmal ſchwer wieder abzubringen ſind.

Aus den vielen Krümmungen, in welchen der Reiter geführt wurde, hätte Zoë freilich urtheilen können, daß dieſer ſeine Sicherheit nur der Vorſicht verdankte, womit der Führer die ſeichten Stellen des Waſſers ausſuchte. Aber der Unmuth, ihren Willen durch die Beſtien gehemmt und durch ihren Treiber nicht im geringſten gefördert zu ſehen, geſtattete der Ueberlegung keinen Raum. Zudem meinte ſie, Spott in ſeinem Geſichte zu leſen, als ſie ſich vergebliche Mühe gab, das Thier vorwärts zu treiben, und täuſchte ſich auch wahrſcheinlich nicht darin.

Endlich hatte der Reiter, der ein Landgeiſtlicher der Umgegend ſeyn mochte, das Ufer erreicht. Der Führer kehrte ſich jetzt gegen ihn um und hielt den abgenommenen Strohhut zu ihm empor. Statt Geldes gab ihm der Reiter ſeinen Segen und ritt vorwärts. Dieſer Lohn befriedigte den Mann nicht im geringſten, aber die Scheu, den Aerger gegen einen Geiſtlichen auszulaſſen, kämpfte ſo mächtig gegen ſeine Unzufriedenheit, daß ſein Geſicht den Ausdruck von Furcht und Zorn in einer überaus komiſchen Vereinigung darſtellte.

Indeß wartete er nicht länger, als bis ihm der Reiter den Rücken gewendet, um sich durch das beliebte neapolitanische Zeichen des Horns zu rächen, welches er ihm mit der aufgehobenen Hand in den zween ausgestreckten Fingern gleichsam nachwarf. Das Geberdenspiel, womit die Policinells-Gestalt ihren Lazzo begleitete, und vielleicht die mancherlei besondern Deutungen, deren dieses Zeichen gegen einen Priester, als gegen einen Ehelosen, fähig war, stellte Zoë's gute Laune eben so schnell wieder her. Der Führer war vollkommen bei ihr in Gnaden gekommen, und sie trieb ihr Maulthier nur um so lebhafter nach dem Wasser.

Desto unangenehmer klang seine Erklärung für sie, daß die ganze Reisegesellschaft unmöglich auf einmal übersetzen könne. Die Krümmungen, welche gemacht werden müßten, sagte er, seyen manchmal so kurz, daß kaum ein Thier einer Sänfte folgen dürfte. Indeß hätte sich Zoë vielleicht dennoch zufrieden gegeben, wenn Fabrizio nicht hinzugesetzt, daß sie der zweiten Sänfte folgen müßte, da ihr Maulthier einmal daran gewöhnt wäre, das letzte im Zuge zu seyn. Noch länger hier zu warten, schien ihr wahrhaft unerträglich. Laura machte daher den Vorschlag, daß Rosina in der zweiten Sänfte zuerst übergehen sollte.

Zoë nahm diesen Vorschlag mit Vergnügen an, und die Bewegung ging vor sich. Sie befand sich mit ihrem Thiere bereits im Wasser, als es Jaffier'n einfiel, wie sehr ihm Jacques Pierre die schöne Frau auf die Seele gebunden, und daß er ihm heilig versprochen hatte, sie

in keiner Gefahr zu verlaſſen. Da Fabrizio inzwiſchen bei Laura blieb, ſo hoffte er ſeine Aufmerkſamkeit für ſie deſto unverhohlener an den Tag zu legen, wenn er den Führer wieder herüber begleitete, um ſie abzuholen. So folgte er, zu Laura's nicht geringem Befremden und trotz allen Warnungen des Letztern, Zoë'n in das Waſſer nach.

„Wenn Ihr nicht hören wollt," rief der Führer, „ſo achtet wenigſtens darauf, daß ſich die Petronella nicht mit der Signora ins Waſſer legt, wie ſie gerne thut, wenn ſie ihrem böſen Sinne folgen darf." Jaffier befand ſich ſchon mehrere Schritte vom Ufer, als er die ſchöne Frau noch einmal bat, umzukehren. Aber wenn ſie auch gewollt hätte, ſo wär' es zu ſpät geweſen. Das Maulthier hatte einmal die Witterung des Waſſers und ließ ſich nicht mehr zurückhalten. Uebrigens ſchien alle Beſorgniß überflüſſig, und das Thier nicht einmal Durſt zu haben. Es ſtreifte mit ſeinem Maul nur über die Oberfläche des Stromes hin und netzte daſſelbe kaum. Zudem war das Waſſer ſo niedrig, daß der Führer nur bis an die Knie watete, und Zoë's Vermuthung, er übertreibe die Gefahr, um ſeiner Hülfe einen höhern Werth zu geben, immer größere Wahrſcheinlichkeit gewann.

Die Mitte der Strombreite war glücklich überwunden, als der Führer ſeine Richtung veränderte und mehr dem Laufe der Strömung zu folgen ſchien. Zoë erkannte darin nur die Abſicht, den Uebergang zu verlängern und den Schein der Gefahr zu vergrößern,

besonders, da das Maulthier vor ihr schnell bis an den Bauch in's Wasser trat. Sie wollte in der vorigen Richtung bleiben und zog das ihrige zurück. Aber es kam plötzlich mit den Vorderfüßen bis an den Hals in die Fluthen. Die schöne Reiterin glaubte, daß es in tiefern Grund gerathen sey, und wollte nach der Sänfte wenden; aber nun sank es auch mit den Hinterfüßen ein und schlug im nämlichen Augenblick um. Zoë gleitete auf der Seite herunter und verschwand eben so schnell unter dem Wasser. Sie hatte nicht Zeit zu einem Ruf um Hülfe behalten; so rasch war Alles geschehen. Als sie wieder sichtbar wurde, trieb das Wasser sie schon dem eigentlichen Strombette zu, welches der Führer zuvor vermieden.

Jaffier war glücklicher Weise nahe genug, um sogleich das Unglück zu bemerken. Mit dem Elemente vertraut, das hier zu bekämpfen war, stürzte er sich von seinem Maulthier hinunter in die Fluth. Er fand sogleich Grund, und das Wasser ging ihm kaum bis an die Arme. Indeß sah er bald, daß der Strom die Unglückliche fortriß, wenn er sich ihm nicht gleichfalls anvertraute. Einige Schritte weiter, und er hatte schon den Grund verloren. Das reißende Wasser zog ihn mit größter Gewalt hin; jedoch ohne Gefahr für den geübten Schwimmer. Vielmehr vereinigte er seine ganze Schwimmkunst mit der Stärke der Strömung, damit er Zoë'n schneller erreichte. Nach wenigen Stößen war er ihr so nahe, daß er die treibenden Gewänder fassen zu können glaubte. Aber im nämlichen Augenblicke sank

ſie, von einem Strudel gefaßt, unter, und ſtieß ihn die umkehrende Fluth zurück. Er nahm alle ſeine Kraft und Gewandtheit zuſammen; wie ein Pfeil ſtürzte er ſich mitten in den Wirbel, hinab in die Tiefe, um die Geſunkene zu faſſen. Seine Hände fanden keinen Gegenſtand, als den Sandgrund. Er tauchte wieder auf, um zu ſehen, ob ſie nicht auf einer andern Stelle heraufgetrieben worden war, und kaum leiſteten ihm ſeine Augen ihren Dienſt, ſo meinte er das lange, ſchwarze Haar der unglücklichen Frau aufgelöst zu erkennen. Aber nun hielt der Strudel auch ihn feſt, und er fühlte ſich zu ſeiner Qual eine gute Weile in die wirbelnden Kreiſe gebannt. Endlich gelang es ihm, ſie zu durchbrechen; ſchon war die vorige Spur wieder verſchwunden. Mit aller Anſtrengung ſeiner Kräfte ſchwamm er fort in dem Strome; da ſah' er auf einmal ein Frauengewand neben ſich treiben. Ein Schwung ſeines Armes, und er hatte Zoë'n gefaßt um den Leib. Jetzt galt es der äußerſten Kraft des andern Armes, um aus der Strömung in das niedrige Waſſer zu gelangen, das ganz nahe war. Bereits ragte der Ginſter hoch über ſeine Fläche hervor; bald ſtieß das Knie des Schwimmers auf den Grund. Die ſeichteſte Stelle war ſchnell gewonnen, und der Führer rief vom Ufer, die Gefahr ſey überwunden.

Ob Zoë gerettet war? Kaum konnte Jaffier ſolches hoffen. Ohne Bewußtſeyn hing ſie in ſeinen Armen. Er eilte, was er konnte, an das Land, wo die Sänfte und ſein Maulthier angelangt waren, und der Führer ſich eben anſchickte, ihm entgegen zu kommen. Glücklicher

Weise befand er sich so nahe, daß er mit wenigen Schritten den trockenen Boden erreichte.

Eine Verlegenheit anderer Art begann nun für den sittsamen Mann. Da rief er Donna Rosina zum Beistand für die Bewußtlose. Der Führer erklärte jedoch, daß er am besten selber Rath wüßte, indem dergleichen Fälle oft genug ihm vorgekommen wären. Ohne Umstände faßte er die schöne Frau unter den Armen, legte sie auf das Gesicht und hob den untern Theil ihres Körpers so weit empor, bis sich das Wasser, das sie eingeschluckt, durch den Mund ergoß. Nachdem solches geschehen, foderte er Donna Rosina auf, ihr die Schläfe zu reiben, und nach wenigen Augenblicken zuckte sie mit der einen Hand, an welcher Blut aus einer kleinen Verletzung floß. Beinahe gleichzeitig öffnete sie die Augen, schloß sie jedoch alsbald wieder. Die Duegna brachte sie darauf in eine sitzende Stellung, und in Kurzem war das Bewußtseyn der Geretteten zurückgekehrt.

Mit irren Blicken sah sie um sich, bis sie allmählich die Umstehenden erkannt und ihre Lage begriffen hatte. Ihre erste Frage war nach Lauretta. Jaffier erschrack in seiner Seele, denn er hatte das Kind noch nicht wieder gesehen. Donna Rosina beruhigte ihn jedoch sogleich. Mitten auf dem Strom eingeschlafen, war es weder beim Stillestehen der Sänfte, noch bei dem schnellen Aussteigen der Duegna erwacht und ruhte auch jetzt noch in der vollen Sicherheit zarter Jugend und Unschuld.

Jaffier überließ Zoë'n der Letztern und kehrte mit dem Führer nach dem andern Ufer zurück, um Laura'n zu holen. Es befremdete ihn nicht wenig, als sie seine Anrede nur mit kurzen, gleichgültigen Worten erwiederte und ihn, obschon eine fieberische Glut auf ihrem Gesichte zu liegen schien, doch mit der größten Kälte behandelte. Sie hatte kein Wort der Theilnahme für die Gefahr, in der er sich befunden, noch für seine Rettung aus derselben. Die geliebte Frau schien auf einmal völlig für ihn verändert. Ohne den unbehaglichen Zustand zu fühlen, wie er sich in den nassen Kleidern befand, ritt er hinter ihrer Sänfte, dem Grunde dieser Aenderung vergebens nachsinnend. Seine Ungewißheit quälte ihn wahrhaftig, und als er an die gefährliche Strömung kam, stieg der Wunsch in ihm auf, daß die nämliche Gefahr Laura'n ergreifen möchte. Welch ein Glück, ihr das Leben zu retten! Welch ein beneidenswerthes Schicksal, mit ihr in den Fluthen zu endigen!

Während diese Träumereien in jene süße Wehmuth übergingen, in der uns der Tod mit einer geliebten Person als das höchste Glück erscheinen kann, ward er durch einen Pilger geweckt, der sich den Anlangenden mit ungestümer Eilfertigkeit näherte. Der Mann war fast außer Athem und vermochte nur einige, kaum hörbare Worte hervorzubringen, womit er sich an Jaffier wandte. Dieser verstand ihn nicht und bat ihn, seiner Lunge einige Augenblicke Ruhe zu lassen, bevor er spräche.

„Um aller Heiligen willen," keuchte der Pilger.

„So raſtet doch einen Augenblick," wiederholte Jaffier. „Ich werd' Euch auch dann noch Rede ſtehen."

„Um aller Heiligen willen — helft mir — helft mir über das Waſſer."

„Wie kann ich Euch helfen?" erwiederte Jener. „Ich habe mir und dieſer Frau hier kaum ſelbſt helfen können."

„Bei allen Heiligen, bei Allem, was Euch lieb und werth iſt! Ach, ich beſchwör' Euch bei Eurer ewigen Seligkeit, bei den Häuptern Eures Vaters, Eurer Mutter beſchwör' ich Euch, gebt mir eines von Euren Thieren, damit ich meine Heimath noch dieſen Abend erreiche!"

„Aber bedenkt doch, daß wir Alle ſelbſt hier fremd im Lande ſind, daß unſer Nachtquartier fern' iſt — "

„Ach, ich kann nichts bedenken. — Ich weiß nur, daß ich heut' Abend noch dort ſeyn muß. — Ich fleh' Euch, gebt mir eines Eurer Thiere! Ich kann nicht mehr weiter zu Fuß, und ich muß heut Abend dort ſeyn. — Es iſt Alles verloren — Ach, wonach ich ſeit fünfzig Jahren mich geſehnt, was ſo viele Jahre hindurch unter Unglück aller Art meine einzige Hoffnung geweſen — es iſt Alles verloren, wenn ich nicht heut' Abend noch ankomme!"

Jaffier, welchem die Foderung des Mannes im Anfang faſt beleidigend erſchienen war, fühlte eine Rührung, der er nicht Meiſter zu werden vermochte. Und in der That lag auch in Antlitz und Stimme des Pilgers ein Ausdruck von Angſt und Flehen, die in einer Noth von

ungewöhnlicher Art ihren Grund haben mußten. Der Maulthiertreiber blieb jedoch ganz gleichgültig und erklärte sich geradezu dagegen, daß eines seiner Thiere noch einmal über den Fluß setzen und seinen Weg unnöthiger Weise um einige Stunden verlängern sollte. „Wir haben noch eine gute Strecke bis in unser Nachtquartier," sprach er, „und die Sonne steht keinen Finger breit mehr über dem Ohr der Petronella, wie Ihr seht." —

Da Jaffier zu einem Opfer geneigt schien, so richtete der Pilger nun seine Bitte an Fabrizio und flehte ihn bei Allem, was nur immer einigen Eindruck auf ihn machen konnte.

„Bei San Gennaro," rief Dieser endlich aus; „und wenn Ihr der Lisandro selbst wäret, den die hoffenden Thoren erwarten, so könntet Ihr nicht von mir verlangen, daß ich eines meiner guten Thiere zu Grunde richten sollte."

„Ach, ich bin ja der Lisandro," rief der Pilger jetzt, „und die mich erwarten, sind meine Eltern. Länger als fünfzig Jahre harren sie auf mich, über fünfzig Jahre sehne ich mich nach ihnen. Ich beschwöre Euch, nehmet Alles, was ich habe — es ist mehr, als für Eure sämmtlichen Thiere nöthig seyn könnte; — aber gebet mir eines von ihnen, damit ich die guten Alten heute noch in meine Arme schließe. Ich fleh' Euch! Ein schreckliches Vorgefühl liegt auf mir — ich weiß, ich sehe sie nie wieder, wenn ich sie heute nicht mehr sehe." —

Mit dieſen Worten hatte der Pilger eine ſchwere Börſe aus ſeinem Gürtel gezogen und reichte ſie Fabrizio'n.

„Ich ſage, Ihr möget mir ein frommer Mann ſeyn," ſprach Dieſer jetzt in einem ganz andern Ton; „aber ein wunderlicher Mann ſeyd Ihr gewiß. Hätt' ich fünfzig Jahre gewartet, wollt' ich doch auch noch eine Nacht warten können. Nun, meinetwegen; wenn Ihr mir mein Thier bezahlet, und der Herr es ſich gefallen laſſen will, möget Ihr den Maummo nehmen und Eurer Ungeduld ein Ende machen." —

In wenigen Worten war der Pilger mit dem Maulthiertreiber einig und bezahlte ihm den Maummo, oder den Mohammed, wie das Thier hieß, welches Jaffier geritten. „Iſt er auch ein Türke," ſetzte Jener hinzu, „ſo verdient er doch ein Chriſt zu ſeyn. Wenn ich einen andern Namen gewußt, hätt' ich ihm ſolchen längſt gegeben. Aber mit ſechs dergleichen Beſtien iſt man im Kalender bald zu Ende. Wär' ich vor acht Tagen über die Petronella Handels einig geworden, ſo hätt' ich ihm dieſen Namen gegeben. Nun iſt es zu ſpät." —

Inzwiſchen war der Pilger bereits mit dem Führer nach dem Waſſer geeilt, ohne weiter auf Fabrizio's Reden zu achten.

„Ich ſage," ſprach Dieſer zu Jaffier'n, „wenn er auch kein hoffender Thor iſt, ſo iſt er doch ein eilender Thor! Er brauchte zu warten bis Morgen, dann behielt er ſeine ſchönen Zechinen in der Taſche, und

die alten Leute liesen ihm diese Nacht gewiß nicht davon!“ —

Die Frauen, die sich mit ihren Sänften nach einem nahen Gebüsch entfernt hatten, wo Zoë trockene Kleidung anlegte, waren ohne allen Antheil an der lezten Scene geblieben und bemerkten es kaum, als ihnen Jaffier mit Fabrizio zu Fuß folgte.

Beide wandelten schweigend neben einander, ohne Zweifel das merkwürdige Schicksal der kleinen Familie bedenkend, welche nach so langer Trennung auf einmal wieder vereinigt wurde.

„Meint Ihr nicht auch, Don Jaffier,“ brach der Maulthiertreiber endlich das Schweigen; „meint Ihr nicht auch, daß man die alten Leute jezt nicht mehr die hoffenden Thoren nennen kann? Freilich ist eine Hoffnung, die sechzig Jahre dauert, eine Thorheit; aber wenn sie am Ende doch in Erfüllung geht, ist es alsdann auch noch eine?“ —

„Ich kann mir sie schon gefallen lassen,“ sezte er gleich selbst hinzu. „Ohne diese zween Thoren hätt' ich mit dem Maummo lang im Lande herumziehen können, eh' ich einen Dritten gefunden, der mir vierzig gute, christliche Goldzechinen dafür bezahlte.“ —

Die Dämmerung war inzwischen angebrochen, und Fabrizio ganz stille geworden. Endlich begann er aufs Neue: „Wunderlich ist es immer, daß ich den Türken gerade dem Lisandro verkaufen mußte! Bei San Gennaro, er hätte eher ein gutes christliches Thier verdient. Aber warum hat er ihn auch genommen?“

Jaffier meinte, ob das Thier früher einem Türken oder einem Chriſten gehört habe, könnte dem Liſandro gleichgültig ſeyn; wenn es nur ſonſt gut und ſicher wäre.

Fabrizio ſchien ſich bei dieſer Anſicht zu beruhigen, und Beide zogen ſchweigend ihre Straße. Endlich fing er wieder an, ohne zu bemerken, daß Jaffier zu weit zurück war, um ihn hören zu können:

„Ich ſage: ſicher iſt der Maumme, ſo ſicher, als die Petronella. Aber die Petronella kommt aus dem Stalle des Biſchofs von Aquila und hätte beſſer für den frommen Mann gepaßt, als die türkiſche Beſtie.“ —

Nach einer ziemlichen Pauſe fuhr er fort: „Das verdammte Gold brennt mich ordentlich in der Taſche! Ein frommer Pilger, ein ſo frommer Sohn, bei San Gennaro, ich hätte nicht den eigennützigen Schuft gegen dieſen Mann ſpielen ſollen! Es iſt eine Schmach für den Sohn meines Vaters!“ —

Die Dunkelheit war nun völlig herabgeſunken, und die ganze Geſellſchaft ſtille geworden; wie es immer zu geſchehen pflegt, nähert man ſich des Nachts einem Reiſeziel, welches der Ungeduld immer ferner zu rücken ſcheint. Endlich begann der Weg allmählich in die Höhe zu führen, und Fabrizio unterbrach das Schweigen mit der Nachricht, daß ſie ſogleich angelangt ſeyn würden. Wirklich befand ſich der kleine Zug auch auf einmal unter einem Haufen von Menſchen, die mit großer Lebhaftigkeit mit einander ſprachen. Wie ſich nachher zeigte, hatten ſie ihre Blicke nach der Ferne gerichtet,

wo eine ſtarke Röthe am Himmel ſtand, die offenbar von einem groſſen, gleichfalls ſichtbaren Feuer herrührte.

„Ich ſage, wir ſind angekommen,“ ſprach Fabrizio zu Jaffier. „Aber was will denn das Volk ſo ſpät Abends vor dem Orte? Wär's noch um eine Guitarre oder um einen lieblichen Geſang; aber hört man etwas Anderes als Gurgeln, durch welche mehr Schafkäſe ein- als Lieder ausgegangen ſind?“

„Nur herein, Gevatter,“ rief der Wirth, der aus dem Hauſe trat. „Bringt Ihr guten Appetit und einen langen Bart mit, ſo ſoll Euch von beiden geholfen werden.“

„Bei Sanct Bernhardin, es fehlt mir weder an dem einen noch an dem andern; nur kann ich mit dem Barte bis Morgen warten, damit das gute Blut meines Vaters nicht bei Nacht vergoſſen wird. Aber ſagt mir, was iſt geſchehen, daß ſo viel Volks hier verſammelt iſt?“

„Wär' es verſammelt, wenn man wüßte, was geſchehen? Und doch iſt es eine wunderliche Geſchichte! Aber ich dächte, wir lüden erſt Eure Thiere ab; denn iſt die Geſchichte gleich wunderlich, ſo iſt ſie auch lang, und mein Vater hat mir öfter geſagt, als nöthig war, um es zu behalten, daß man ſeine Kunden wohl mit langen Geſchichten aus dem Hauſe treiben, aber nur mit kurzen darin feſthalten könne.“

„Bei Sanct Bernhardin, Euer Vater war ſo klug als ſein Sohn,“ erwiederte Fabrizio und trieb ſeine Thiere durch das groſſe Einfahrtsthor in den geräumigen Hof.

Die Reisenden stiegen ab und traten in die große Küche des Hauses, wo bereits ein lebhaftes Feuer von Reisern angezündet war. Der Wirth aber blieb bei Fabrizio und half Diesem seine Thiere abladen und nach dem Stalle bringen. Nachdem das Nöthigste geschehen, begann der Letzte:

„Ich sage, Gevatter, was ist es denn eigentlich mit dem Feuer am Himmel?“

„Habt Ihr nie von den hoffenden Thoren gehört?“ fragte der Wirth.

„Ob ich von den hoffenden Thoren gehört, Gevatter? Bei Sanct Bernhardin, wenn ich auch nicht gerade von ihnen herkäme, müßt' ich doch von ihnen gehört haben. Aber man wird sie nicht länger so nennen; das dürft Ihr mir glauben.“

„Also wißt Ihr schon, daß der Lisandro gekommen ist?“

„Hab' ich ihm nicht den Maumme geliehen, damit er heut' Abend noch bei den guten Alten anlangen konnte?“

„Dann hat er Euch gewiß auch seine Geschichte erzählt.“

„Bei Sanct Bernhardin, dafür hätte sein Athem länger und sein Weg kürzer seyn müssen!“

„Ihr habt Recht, Gevatter; wer weit herkommt, hat meistentheils lange Geschichten im Mund und wenig Geld im Beutel. Mit dem Lisandro aber ist es ein Andres.“ —

Und nun erzählte der Wirth die Geschichte des

hoffenden Paares mit einer so behaglichen Weitläufigkeit als ob er, dem Rathe seines Vaters gemäß, seinen Gast damit vertreiben wollte. Das Wesentlichste bestand darin, daß Lisandro in den ersten Jahren seines Kriegsdienstes bei den Venetianern von den Türken gefangen und als Sclave verkauft worden sey. Fünfzig Jahre lang habe er fast jedes Jahr seinen Herrn wechseln müssen, indem ihn sein eigenthümliches Schicksal immer zum Sclaven von Handelsleuten gemacht, welche mit großen Waarentransporten nach entfernten Gegenden gereist wären und dort gewöhnlich Alles verkauft hätten, um so leicht geschürzt wie möglich in ihre Heimath zurückzukehren. Endlich sey er auf solche Weise das Eigenthum eines türkischen Juweliers in Groß-Cairo geworden, wie man dazumal die Hauptstadt von Egypten nannte. Diesem habe er auf einer Reise nach Nubien Leben und Vermögen durch seine Entschlossenheit gerettet und zum Danke dafür seine Freiheit und eine bedeutende Summe Geldes erhalten. „Nun kommt er," schloß der Wirth, „nach so langen Jahren wieder zurück und findet das Haus seiner Aeltern in Flammen, und die alten Leute darin verbrannt —"

„Was sagt Ihr?" rief der Maulthiertreiber mit Entsetzen.

„Was kann der rothe Schein am Himmel und das Feuer anders seyn? In dieser Richtung liegt kein Gebäude, dessen Feuer man von hier aus sehen könnte, als das Haus der alten Leute — denn hoffende Thoren will ich sie nicht nennen, war ihre Hoffnung auch gleich

eine Thorheit, wenn sie keinen andern Ausgang nahm, als diesen."

„Wie?" sprach Jaffier, der zuletzt hinzugetreten war, „der Tempel der Hoffnung wäre in dem Augenblick in Feuer aufgegangen, in welchem eine so standhafte, eine so rührende Hoffnung belohnt werden sollte?"

Mußte diese Hoffnung nicht zu Schanden werden, da man sie mit so großen goldenen Buchstaben an die Stirne des alten Tempels gemalt hatte?" erwiederte der Wirth. „Ich habe nie gesehen, daß es einen guten Ausgang genommen, wenn man das Glück zwingen wollte. Solch blindes Vertrauen ist ein Zeichen von Hochmuth, und Hochmuth kommt immer vor dem Falle."

Ende des zweiten Bandes.

Die

neue Medea.

Ein Roman

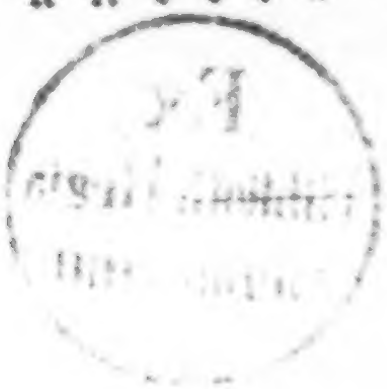
von dem Verfaſſer des Scipio Cicala.

In drei Bänden.

Dritter Band.

Stuttgart.
Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.
1836.

Fünftes Buch.



Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Erſtes Kapitel.

Es war ſeit mehreren Tagen das erſte Nachtquartier, in welchem die Frauen wieder einige Bequemlichkeiten gefunden. Laura genoß jedoch der Ruhe nicht, die wir ihr wünſchen müſſen. In Lagen, wie die ihrige, iſt die Einſamkeit ein Bedürfniß für das Gemüth, aber keine Wohlthat. Der Unglückliche kommt erſt zum vollen Gefühl des Jammers, dem ſein ganzes Leben verfallen iſt. Die Zukunft gähnt ihn gleichſam wie ein furchtbarer Abgrund an, der ihn unfehlbar verſchlingen wird und aus dem keine Erlöſung mehr zu hoffen ſteht.

Nachdem ſich die Verlaſſene bis um Mitternacht in quälender Unruhe auf ihrem Lager gewälzt, brach der Mond durch die einzige Glasſcheibe des Ladens ein, welcher die Stelle des Fenſters vertrat. Sie vermochte nicht länger liegen zu bleiben, und erhob ſich in der Kleidung, in der ſie ſich niedergelegt. Sie öffnete den Laden und blickte hinaus. Es war eine ſtille, ruhige Nacht. Nur leichte Wolken zogen langſam am klaren Himmelsbogen hin und bedeckten manchmal die Scheibe des Monds eine Weile, ohne darum ſein Licht zu ver-

finstern. Ein groſser Baum ragte über die Gehege hervor, welche den freien Platz vor dem Thore des Hauſes einzuſchlieſsen ſchienen, und warf einen langen Schatten bis unter daſſelbe. Allmählich verſchwammen die entferntern Gegenſtände, welche das Mondlicht traf, wie in einem dünnen Nebel. Kein Laut lieſs ſich hören; nur der Schrei eines einzelnen Nachtvogels unterbrach hie und da das tiefe Schweigen. Es war eine ſo ſanfte Ruhe verbreitet über die ganze Natur, daſs ein, mit gewöhnlichen Schmerzen erfülltes Gemüth ihrer beſänftigenden Kraft nicht widerſtanden hätte.

Wir wollen den Bewegungen im Innern der unglücklichen Frau nicht folgen; die Erſcheinungen des vorigen Tages mit Allem, was ſie in den letzten Wochen gelitten, wogten noch zu ſtürmiſch durch einander. Erſt als der Mond tiefer niedergeſunken war am nächtlichen Himmel und endlich ganz hinter den Gebirgen verſchwand, ſammelten ſich ihre Gedanken in dem Schickſal der beiden Alten und ihres Sohnes. Tiefes Dunkel lag über der Ferne; aber in der Richtung, in welcher ſich am Abend die Helle ſo deutlich gezeigt, lieſs ſich nichts mehr bemerken. Was war aus dem greiſen Paare geworden, das ſeine Hoffnung ſo unerſchütterlich feſtgehalten? Was aus dem Sohne, der die Zuverſicht auf das Wiederſehn der geliebten Eltern ein halbes Jahrhundert unerfüllt durch drei Welttheile getragen, und dieſes Glück vielleicht nur *eine* Stunde genoſſen, ach! vielleicht *eine* Stunde zu ſpät gekommen war, um ſeiner noch theilhaftig zu werden?

Und dennoch, wie beneidenswerth däuchte Laura'n das Schickſal dieſer Perſonen auch in den ſchlimmſten Fällen, die ihr allein hier möglich ſchienen! In Liebe zu ſterben, mit der vollen Hoffnung des Wiederſehens in Liebe zu ſterben, auch nach der kürzeſten Dauer ſolcher Erfüllung, welch ein Glück für liebende Herzen! Und was war am Ende dieſes ganze Leben, wenn es gleich die Hoffnung des Wiederſehens unerfüllt ließ, gegen die Gewißheit, ſich jenſeits in nie erkalteter Liebe zu finden, in unvergänglicher Liebe ſich wieder auf ewig zu vereinen!

Aber ſie! — Was hatte das Leben ihr übrig gelaſſen? Was zeigte die Zukunft ihr anders, als eine troſtloſe Oede, eine Einſamkeit, eine Verlaſſenheit von Allem, was ihrem Herzen durch jedes Recht der Natur angehörte? Nur eine Wand trennte das Kind von ihr, das ſie mit ihrem Herzblute genährt. Es fühlte ſich durchaus fremd gegen ſie; es hatte jede Neigung, welche die Natur ihr zugeſprochen, auf eine Fremde übergetragen. O und dieſe Fremde hatte ihr das Herz des Mannes geraubt, dem ſie ihre ganze Lebensbeſtimmung geopfert! Unſeliger Zauber, der nur erſchienen war, um ihr jedes Herz zu entreißen, das ſich ihr ergeben! Ja, bereits wankte auch ſchon die Neigung, die ſie vielleicht zu erwiedern vermocht, wenn Herzen, wie das ihrige, zum zweitenmal lieben könnten. Warum rettete Jaffier die Unheilſtifterin aus den Fluthen, wenn ihre Buhlerkünſte nicht auch ihn ſchon befangen? Unwiderſtehlich hatte ſie ihn nachgezogen, als ihre Ungeduld ſie

über den Fluß trieb. Freilich, er hatte sich die Mühe nicht verdrießen lassen, wieder zurückzukehren, um auch sie durch das gefährliche Wasser zu geleiten! O der Mühe, welcher sich der Lohnführer für Jeden unterzieht, der sie bezahlen mag! Konnte Jaffier weniger thun für eine Frau, die er einige Tage zu lieben geglaubt hatte? Welch' andere Deutung gewann nun mancher Zug aus den vorigen Tagen? Ja, es war kein Zweifel; die griechische Buhlerin hatte auch Jaffier'n zu bethören angefangen, und die nächste Zukunft mußte das Werk dieser neuen Bosheit des Schicksals unfehlbar vollenden!

Bosheit des Schicksals! Höhnende Schicksalstücke nannte Laura ihr Unglück, als ihr auf einmal klar zu werden schien, was sie jetzt zuvor schon geahnt zu haben glaubte, indem sie es unmöglich gefunden, Jaffier's Liebe zu erwiedern. Wenn er that, was seine bisherige Neigung foderte, was die gewöhnlichste Aufmerksamkeit des Mannes gegen die Frau erwarten ließ; wenn er bei ihr auf dem andern Flußufer blieb und Zoë'n den Uebergang über das Wasser mit dem Führer und mit Fabrizio allein machen ließ, wie ganz anders gestaltete sich dann Alles auf einmal! Unfehlbar fand die Sirene den Tod in dem Element, aus dem sie zu ihrem Jammer hervorgegangen war. Das Herz ihres Kindes kehrte dann von selbst zu der Mutter zurück, und das Herz des Vaters mußte dem Herzen des Kindes folgen. Auch nur mit dem Gedanken, das Herz ihres Kindes zu gewinnen, konnte die tief verletzte Frau die

Möglichkeit vereinigen, das ihrige seinem Vater wieder zuzuwenden, und in dieser Möglichkeit lag ja bereits die Gewißheit der Rückkehr des seinigen zu ihr. Alles dieses Glück hatte Jaffier gestört! Wie erschien ihr der junge Mann nun auf einmal so ganz anders, als sie ihn seit einiger Zeit zu betrachten angefangen!

Während Laura diese Gedanken verfolgt, wird es unten im Thore lebendig. Sie hört die Tritte eines Pferdes oder Maulthiers, und bald auch zwei Männerstimmen, die erst verständlich werden, als sie unter das Thor selbst getreten sind.

„Nehmet mir nicht übel, Gevatter," spricht die Eine; „aber die Mühe könntet Ihr Euch sparen. Sind die hoffenden Thoren und der Lisandro mit dem Leben davon gekommen: und der Lisandro ist doch der größte unter den drei Thoren; was können sie weiter verlangen? Haben sie Eure Petronella zu theuer bezahlt — "

„Ich sage, der Maummo ist es," fällt die andere Stimme ein. „Wenn's noch die Petronella wäre, könnt' ich zu meinem Gewissen sprechen: schweig! Es ist ein sanftes, sicheres Thier und kommt aus dem Stall eines Bischofs. Aber der Maummo — es ist eine türkische Bestie, vor deren Hufen man sich nicht genug hüten kann."

„Desto froher könnt Ihr seyn, daß Ihr die Range los geworden."

„Bei Sanct Bernhardin, Gevatter, Ihr habt ein Gewissen, so weit, als Euer Hofthor. Wäret Ihr mir

nicht sonst als ein guter Geselle bekannt, würd' ich mich wohl hüten, ein andresmal wieder durch dasselbe einzuziehen."

„Wo denkt Ihr hin, Gevatter? Ist's mein Vortheil, von dem ich rede? Bei unsrer lieben Frau vom heiligen Hause, was geht mich der Lisandro an? Unter meinem Dach hat er noch keinen Carlino verzehrt, und nachdem er fünfzig Jahre in der Welt herumgestreift ist, wird er es auch satt seyn, sich von der Stelle zu rühren. An einem Kunden, wie Ihr, liegt mir mehr, als an hundert solchen Thoren, die lieber in der Kirche als im Wirthshaus sitzen, weil sie meinen, es geschehe dann eher, was sie wünschen. Gerade das Gegentheil! Der Millo von Sulmona hatte lange genug darauf gewartet, bis sein Vetter zu Chieti die Augen schloß. Alt war der Pfaffe genug dazu, und sein Geld seufzte lange schon nach Freiheit. Wer weiß, er säße vielleicht noch unter seinem Feigenbaum im Garten, wär' ihm der Millo immer zur Seite geblieben, um seine Krücken zu hüten? Aber der Millo war kein Narr; hatten wir einmal die Würfel zusammen in der Hand, so legte er sie nicht weg bis zum hellen Morgen. Und während wir würfelten, ging der Pfaffe hin, wo er seine Dukaten nicht mitnehmen konnte, wären es auch noch so wenige gewesen. Was sag' ich, wenige? Ein Mammon war es, Euch; ein Mammon, der in die Tausende ging, und als der Millo am Morgen nach Hause kam, lag der Geizhals auf der Bahre, und der Tag der Freiheit war angebrochen für die goldenen Vögel."

„Euer Millo mag mir ein rechter Galgenvogel seyn; aber die Dukaten wird er gewiß nicht mehr einholen, wenn sie einmal ihren Flug genommen. Schiebt den Riegel auf und lasset mich hinaus; wenn der Morgen graut, bin ich wieder hier.“

„So thut, Gevatter, was Ihr nicht lassen könnt. Wegen Eurer Thiere braucht Ihr nicht zu eilen. Seyd Ihr auch nicht da, wenn es Tag wird; an Gerste soll es ihnen nicht fehlen. Gott befohlen!“ —

Der Reiter, in welchem unsre Leser ohne Zweifel den Maulthiertreiber Fabrizio erkannt haben, ritt zum Thore hinaus und verlor sich nach einigen Augenblicken in die dunkle Nacht.

„Ein Thor ist er; was sag' ich? Ein Narr ist er, so groß, als Einer! Meinetwegen kann er den Hals brechen in der Finsterniß. Solcher Narren, die kein Glück zu schätzen wissen, gibt es genug in der Welt, und für die gescheidten Leute ist immer noch zu wenig Platz darin!“ —

Mit diesen Worten schloß der Wirth, welcher die Unterredung mit Fabrizio gehalten, sein Thor. Der Hufschlag des Reiters verlor sich in der Ferne, und Laura's Gedanken folgten ihm. Ihr däuchte, als wäre jede redliche Gesinnung aus der Welt geflohen, und nur noch ein kleiner Rest derselben in einem Menschen übrig geblieben, welchem sie bisher gerade das Gegentheil zugetraut. Aber auch dieser Rest, setzte sie seufzend hinzu, ist einem Manne bestimmt; für eine Frau wäre sein Gewissen stumm geblieben! —

Ein kurzer, unruhiger Schlaf machte diesen quälenden Gedanken allmählich ein Ende, oder er unterbrach sie vielleicht nur. Denn auch die Wohlthat, welche der Schlaf den Unglücklichen manchmal bringt, indem er ihren Jammer durch einen heitern Traum unterbricht, und die kurzen Pausen des Erwachens mit Vorstellungen aus frühern, bessern Zeiten füllt, wurde Laura'n nicht zu Theil. Alle Linderung, die ihr die Nacht gewährte, bestand in einer schweren Dumpfheit, die auch jene wachen Zwischenräume umhüllte und sich zuletzt so schwer über sie legte, daß sie sich bereits wieder in ihrer Sänfte auf dem Wege befand, eh' es sich so weit in ihrem Innern aufgehellt, um die Erscheinungen der Vergangenheit in ihrer ganzen traurigen Wirklichkeit zu erkennen.

Jaffier, der von Allem, was in der Nacht vorgegangen, keine Ahnung gehabt, war nicht wenig erstaunt, als ihm, nachdem sich die Uebrigen in Bewegung gesetzt, sein Maulthier wieder vorgeführt wurde. Da er seine Verwunderung darüber äußerte, brach der Wirth, der ihm den Bügel halten wollte, in ein lautes Gelächter aus. „Nehmet mir nicht übel, Herr," setzte er gleich hinzu; „aber ist es nicht zum Lachen, die nichtsnutzige Bestie mit fünfzig Zechinen zurückzukaufen? Sie ist nicht die Hälfte werth, und dennoch hatte der Thor keine Ruhe, bis er sein schönes Geld wieder aus der Tasche und die türkische Range dafür in meinem Stall hatte."

„Ich versteh' Euch nicht," sprach Jaffier.

„Da kommt er gerade selbst," erwiederte der Wirth;

„und Eure heutige Tagreiſe iſt lange genug, daß ich Euch wohl rathen darf, die luſtige Geſchichte lieber auf den Weg zu ſparen.“ —

Fabrizio kam auch gerad' aus dem Thor, und die Geſellſchaft ſetzte ſich in Bewegung.“

„Sieht man nicht, daß die Beſtie eine Nacht unter der Zucht des Schurken geſtanden, deſſen Haus wir ſo eben verlaſſen?“ begann Fabrizio gegen Jaffier'n, nachdem er die Thiere mit Mühe in die gewöhnliche Ordnung und ihren ruhigen Schritt gebracht hatte. „Ihr dürft es mir glauben, Don Jaffier; das Thier nimmt ein Beiſpiel an ſeinem Herrn, und Ihr werdet nicht leicht einen Böſewicht ſehen, der ein tugendſames Pferd ritte.“

„Dann könnten die Menſchen ein Beiſpiel an den Thieren nehmen,“ erwiederte Jaffier; „vielleicht fruchtete es beſſer, als wenn ſie es einander ſelbſt geben — “

„Bei Sanct Bernhardin, Don Jaffier, Ihr habt Recht, und ich ſag' es Jedem, der es hören will; das Maulthier hat alle Tugenden des Menſchen, und wenige von ſeinen Fehlern.“

„Das iſt viel geſagt; auf meine Ehre ſehr viel, und ich möchte wohl die Tugenden der Beſtie kennen, welche mir dieſen Morgen zu meinem Erſtaunen wieder vorgeführt worden. Ihre Fehler ſind mir ſattſam bekannt, und ich hätte mich nicht darum gegrämt, wäre ſie mir auch nicht mehr unter die Augen gekommen. Aber wie ſeyd Ihr wieder zu dem Thiere gelangt? dem guten Liſandro wird doch kein Unglück begegnet ſeyn.“

„Das ist eine lange Geschichte, Don Jaffier, und lange Geschichten liebt Ihr nicht, das weiß ich,“ antwortete der Maulthiertreiber, und brach in einen jener Rufe aus, womit diese Leute ihre Thiere anzutreiben pflegen. Zugleich eilte er an die vorderste Sänfte, um seine Aufmunterung bei den Führern des Zuges zu wiederholen.

„Ihr seyd mir die Geschichte schuldig geblieben, Fabrizio, Frabbizzejo, will ich sagen,“ begann Jaffier, als er diesem nach einer guten Weile wieder näher kam. „Ihr könnt Euch auch kurz fassen. Weiß ich, daß Lisandro glücklich nach Hause gekommen ist, und die Feuersbrunst die Freude der guten Alten nicht gestört hat, so mach' ich keine weitere Ansprüche an Eure Gefälligkeit im Erzählen. Meinetwegen kann der Maummo selbst wieder umgekehrt seyn; ich will gar nicht darnach fragen.“

„Und wenn er es wäre? Aber das dürft Ihr mir glauben: ein gutes Werk bleibt nicht unbelohnt — “

„Gott gebe, daß Euer Wort nie zu Schanden werde! Aber wie steht es mit dem Lisandro? Das möcht' ich wissen!“

„Ich sage, es konnte nicht schlimmer stehen, als es stand, wie er kaum über das Wasser war. Ihr erinnert Euch doch des Führers, der uns so glücklich durch den angeschwollenen Strom geleitet?“

„Gewiß, Fabrizio, erinnere ich mich Seiner.“

„Frabbizzejo, Don Jaffier, ich bitte Euch, nennt mich nicht mit dem französischen Namen — “

„Nun denn, Frabbizzejo, ich erinnere mich des Führers auf das vollkommenſte. Aber von Liſandro möcht' ich hören."

„Don Jaffier, in dieſer Welt hängt Eines an dem Andern, wie die Glocke am Hals des Maumme, und der Klang an der Glocke. Und wer kann wiſſen, womit der zuſammenhängt?" —

„So laßt ihn um's Himmels Willen mit dem Liſandro zuſammenhängen —"

„Was ich weiß, Don Jaffier, hängt damit nicht zuſammen. Um zu erfahren was ich weiß, mußte ich über den Fluß, und wie ſollt' ich ohne den Führer über den Fluß kommen? Das Waſſer hatte ſich noch nicht verlaufen, und die Nacht war ſtockfinſter. Aber als die Räuber am Fluß anlangten, war es noch heller Tag. Wem meint Ihr wohl, daß die Beſcheerung galt? —"

„Was gehen mich die Räuber an?" rief Jaffier mit Unwillen über die Weitläufigkeit des Maulthiertreibers. „Von Liſandro will ich etwas wiſſen!"

„Ich ſage, Herr, und bei Sanct Bernhardin, ich weiß, was ich ſage;" fuhr der Andere mit ſeinem gewöhnlichen Phlegma fort: „Die Räuber gehen Euch mehr an, als mich. Ich brauchte Euch nur an ſie zu verrathen, ſo war Euer Ende, wie das des frommen Biſchofs, und ich konnte den Raub theilen mit den Schnapphähnen. Mir wurde kein Haar gekrümmt."

„Nun ja, Du biſt eine ehrliche Haut, Frabbizzejo, das weiß ich," erwiederte Jaffier begütigt. „Bei alle dem brauchteſt Du mich jedoch nicht ſo lange warten zu

lassen, um mir das Unglück des guten Lisandro zu melden."

„Das Unglück, Herr? Wer spricht denn von Unglück? Ein Unglück ist es freilich; aber es ist nur ein Unglück für den Markese, dem das Haus gehört. Und auch für den Markese ist es kein Unglück; er ist so reich, daß er um ein Haus mehr oder weniger die Hand nicht umzukehren braucht. Freilich für die zitronengelbe Vogelscheuche, welcher der Neid kaum noch die Haut über den Knochen gelassen, ist es kein Glück. Und bei Sanct Bernhardin, für den bleichen, aufgedunsenen Schuft, ihren Mann, wär' es eben kein Unglück, daß er sie los geworden, hätt' er nur die Hand nicht selber in ihr Blut getaucht. So ward eine Geschichte daraus, die ein böses Ende nehmen kann! Freilich hat er nicht weit bis zur nächsten Kirche; aber von der Kirche zum Galgen ist es oft nicht mehr, als ein Schritt, und wer kann wissen, ob sie ihn nicht einfangen und aufhängen? Das ist schon Bessern begegnet als ihm, sind auch gleich Schlimmere dem Strick entgangen. Ganz sicher ist Keiner davor, und den Grobian könnt' ich schon zappeln sehen, wenn er zuvor die Absolution erhalten." —

In Wahrheit, es hieße die Geduld unserer Leser auf eine zu harte Probe stellen, wenn wir ihnen zumuthen wollten, die Aufklärungen über das Schicksal der beiden Alten und ihres Sohnes durch den Maulthiertreiber zu erfahren. Wir bemerken daher, daß Lisandro noch gerade zur rechten Zeit anlangte, um die Frucht seiner fünfzigjährigen Hoffnungen nicht im Augenblick zu ver-

lieren, da ſie in Erfüllung gehen ſollten. Es war bereits Nacht, als er die Treppe vor dem Tempel der Hoffnung hinaufeilte, und er hatte den Platz vor demſelben noch nicht erreicht, ſo ſchlug die Flamme aus dem Giebel heraus. Das Feuer war von dem Hintergebäude ausgegangen, wo das zänkiſche Paar wohnte und hatte ſich nach dem Seitenflügel verbreitet, in welchem die Alten bereits in tiefem Schlafe lagen. Sie waren unfehlbar verloren, ſandte die Vorſehung nicht den lang Erwarteten noch im entſcheidenden Augenblick zu ihrer Hülfe. Schon hatte der Rauch ihr Schlafgemach angefüllt; betäubt durch denſelben und vielleicht auch durch die ungewöhnliche Unterbrechung ihrer Nachtruhe, waren ſie ohne Bewußtſeyn, während ſie der liebende Sohn, in ihre Betten gehüllt, in den Hof hinter den brennenden Gebäuden trug. Wer ein fühlendes Herz hat, möge ſich die Scene ſelbſt ausmahlen, als die beiden Alten die Augen endlich öffneten und ſie gleich wieder vor dem Glanze der grellen Beleuchtung ſchloſſen, welche die hochauflodernde Flamme auf den Hof warf. Aber ſie öffneten ſie alsbald von Neuem; denn ſchneller noch war die Stimme des liebenden Sohnes in ihre Herzen gedrungen. In dieſem Augenblick konnte die Welt in Flammen aufgehn; es war keine Störung für die Glücklichen. Ohne aus der Wonne des Wiederſehens zu erwachen, wären ſie hinübergegangen in die beſſere Welt, in der ſich ohnedieß jede Hoffnung die auf Glauben und Liebe gebaut iſt, erfüllen muß.

Es iſt eine traurige Nothwendigkeit, aus dem Himmel

einer Scene wie dieſe, in den Kreis des Jammers und des Verbrechens niederzuſteigen. Darum ſey kurz berichtet, wie die kleine Geſellſchaft am vorigen Tage kaum den Tempel der Hoffnung verlaſſen, als die zänkiſche Frau, die wir Lena nennen gehört, die kurze Entfernung ihres Gatten benutzend, ihren Unmuth gegen ſeine Mutter kehrte, und die unglückliche alte Frau mit den gröbſten Mißhandlungen aus dem Hauſe ſtieß. Verzweiflungsvoll hatte ſich dieſe auf die Treppe niedergeſetzt, um die Heimkehr ihres Sohnes zu erwarten und ihm ihre Noth zu klagen. Und ſiehe, er kam; aber mit ſeiner gewöhnlichen Gefühlloſigkeit ging er vorüber an ihr, ohne Blick und Gruß, ſo daß ſie es nicht über ſich zu gewinnen vermochte, ihm ein Wort zu ſagen. Sie blieb ſitzen bis zum Abend, und blieb ſitzen bis in die erſte Stunde der Nacht. Da ſchlich ſie ſich wieder in das Haus hinein, blies die Kohlen auf dem eben verlaſſenen Herde zu einer ſtarken Flamme an, und warf einen Feuerbrand in die Maſſe von trockenen Reiſern, welche bei der unordentlichen Wirthſchaft des Paares in einem Nebengemach anfgehäuft lagen. Schnell verbreitete ſich die Flamme durch das Gebäude, und das zänkiſche Paar bemerkte ſie erſt als es zu ſpät war, ſie zu dämpfen. Nach der Weiſe ſolcher Menſchen machte eines dem andern Vorwürfe über das Unglück, ſtatt gegenſeitig Hand anzulegen, um ihm Einhalt zu thun, oder wenigſtens ihre Habe zu retten. In der Wuth ergriff der Mann ein ſchweres Stück Holz und ſchlug die Frau damit über den Kopf. Sie taumelte nur noch

einige Augenblicke bevor sie zu Boden fiel, und die schnell eindringende Flamme verbarg das Geheimniß ihres Todes. Der Mann stürzte hinaus, um auf immer einen Boden zu fliehen, wo nie ein Glück für ihn geblüht hatte.

„Wem wäre je der Einfall gekommen," schloß der Maulthiertreiber, „daß der türkische Maummo dazu bestimmt sey, drei so fromme Christen vom Tode zu retten? Denn im Grunde hat sie nur der Maummo gerettet. Freilich, wenn mich der Teufel des Geizes nicht versucht und der fromme Lisandro Euer Herz nicht gerührt hätte, so wär' alles umsonst gewesen. Darum möcht' ich wohl wissen, ob man sagen kann, daß es der Maummo gethan. Bei Sanct Bernhardin, ich würde mich gern noch ein Jahr mit ihm plagen, statt ihn zu verkaufen, wie meine Absicht war. Er ist mir jetzt schon viel lieber geworden als zuvor, ob ich gleich meiner Sache mit ihm noch gar nicht gewiß bin. Was meint Ihr, Don Jaffier?"

„Ich meine, das Beste dabei habt Ihr Selbst gethan, Frabbizzejo; besonders da ihr der Stimme Eures Herzens gefolgt seyd, und den Handel mit dem frommen Lisandro wieder gut gemacht habt."

„Es sollte mir lieb seyn, wenn Ihr recht hättet, Don Jaffier. Sanct Bernhardin könnte mir es an meinem Sündenregister abschreiben. Und wäre das nicht schon Lohn genug? Aber das Beste wißt Ihr noch nicht."

„Nun, Frabbizzejo?"

„Seht Ihr den Wald links und das Gebirg rechts? —"

„Wie soll' ich sie nicht sehen?"

„Aber die Wege dahin könnt Ihr nicht sehen, ob sie gleich Beide in der nächsten halben Stunde zusammenlaufen werden. Der Eine führt nach Santo Mauro und der Andere nach Pizzico und diesen müssen wir nehmen. Wisset Ihr auch warum?“

„Das müßt ich allerdings zuvor erfahren, eh' ich diese Veränderung unseres Wegs zugäbe.“

„Redet leiser, Don Jaffier,“ sprach der Maulthiertreiber, indem er diesem ganz nahe trat. „Was brauchen die Frauen davon zu wissen? Sie kennen den einen Weg so wenig als den andern, und die Angst dürfen wir ihnen wohl ersparen, besonders der Donna Laura. Sie mag Kummer genug haben, ohne daß man ihn durch die Räuber zu vermehren braucht.“

„Bei meiner Ehre, ich verstehe Dich nicht mit Deinen zweien Wegen —“

„Eigentlich wollt' ich Euch auch nichts davon sagen, und am besten ist es, ich schweige davon. Denket nur, daß es seine guten Gründe hat, wenn ich den Weg rechts nehme, und den Weg links liegen lasse. Meinetwegen braucht Ihr auch nichts zu denken, nur müßt Ihr mir nichts einreden.“

„Frabbizzejo, ich muß heut' alle Hoffnung aufgeben, ein kluges Wort von Dir zu hören —“

„Bei Sanct Bernhardin, dann ist es gewiß nicht meine Schuld, Don Jaffier. So lang' ich mir denken kann war ich nie klüger, als in der vergangenen Nacht. Und wer weiß, ob alle meine Klugheit hingereicht hätte, wär' es nicht eine stockfinstere Nacht gewesen? Aber als

ich in die Barake trat, um zu warten, bis der Führer wieder über den Fluß herüber kam, ließ ich mir auch nicht träumen, daß ich darin ein halbes Dutzend von jenen Schnapphahnen finden würde, die selbst vor Bischofsblut nicht erschrecken. Indeß war ich einmal mitten unter ihnen und mußte ausharren bis der Führer kam. Er ließ länger auf sich warten, als die Schurken das Maul halten konnten von dem, was sie vorhatten. Und auf wen meint Ihr wohl, Don Jaffier, daß sie warteten?"

„Wie kann ich das wissen?" erwiederte dieser ärgerlich.

„Freilich könnt Ihr es nicht wissen, wenn Ihr es nicht errathet. Aber ich weiß es und will es Euch sagen. Auf Euch warteten sie und auf die Frauen, die Ihr geleitet, warteten sie, und auf mich warteten sie, und bei, Sanct Bernhardin, es war nicht um uns mit Makaroni zu tractiren. Was meint Ihr, daß sie im Sinne hatten?"

„Nun?"

„Euch wollten sie lebendig bei den Füßen an einen Baumast hängen und die Frauen — aber Ihr versteht mich schon; denn es war nichts Besseres —"

„Allerdings ein christliches Vorhaben, und womit hätten wir das verdient?"

„Freilich verdienten wir es nicht, aber was hätt' es geholfen, ihnen zu sagen, daß die alte Frau in dem Räubernest den Feuerbrand in das Stroh geworfen? Euch zum Nutzen geschah es, würden sie mir geantwortet

haben, so mögt Ihr auch den Dienst bezahlen. Aber wunderlich bleibt es immer, daß die alte Frau, von der man nicht glauben sollte, daß die Welt sie noch etwas anginge, eine solche Lust hat, den Leuten die Häuser über dem Kopf anzustecken. Wenn sie das ihrem eigenen Sohn gethan, wird sie mit Andern glimpflicher verfahren? Um die alte Mördergrube ist es freilich kein Schaden, und um den Battistiello und seine saubern Genossen noch weniger. Aber besser ist besser, und am besten ist's, diese Schurken weit aus dem Wege zu haben. Ziehen wir rechts, wie sie links gezogen sind, so kommen wir mit jedem Schritte weiter aus einander. Freilich hat es mich einen Zecchin gekostet, und ich will mir es gerne gefallen lassen, wenn Ihr ihn mir erstattet. Aber so viel hatt' ich dem Führer versprochen, wenn er ihnen eins aufheftete, daß sie glaubten, wir hätten den Weg nach Santo Mauro genommen. Und bei Sanct Bernhardin, er hat den Zecchin wohl verdient. Er machte seine Sache so gut, daß sich die Räuber gleich auf den Weg begaben, um uns zeitig genug einzuholen. Als ich von den hoffenden Thoren zurückkam — "

„Nenne die guten Alten nicht mehr so, Fabrizio — "

„Bei Sanct Bernhardin, Ihr habt Recht; aber ich habe auch Recht, und sage: es wäre einmal Zeit, daß Ihr meinen Namen behieltet."

„Nimm mir nicht übel, Frabbizzejo; ich bin an Eure Sprache hier zu Land noch nicht gewöhnt. Du fandest die Räuber also nicht mehr, als Du mit dem Maurmo zurückkehrtest?"

„Wär' ich sonst zurückgekehrt? Das hätt' ich wohl bleiben lassen! Wer stand mir dafür, daß sie mich am Tage nicht kannten? Die Petronella kannten sie aber gewiß; wer möchte den Stern auf ihrer Stirne vergessen, wenn er ihn nur einmal gesehen? Darum war auch der Führer mit dem Zechin nicht zu theuer bezahlt; denn er mußte mir Nachricht bringen nach dem Tempel der Hoffnung, wenn sie fort waren. Was sag' ich, nach dem Tempel der Hoffnung? Er war ja zusammen gebrannt, und darauf hatte gewiß Niemand gehofft. Auch hätte man ihn wegen der alten Leute nicht mehr so nennen können; wenn eine Hoffnung erfüllt ist, so ist es doch keine Hoffnung mehr. Seht, das ist eine von den wunderlichen Nüssen, die man aufzuknacken bekömmt, wenn man das ganze Jahr hindurch auf der Straße liegt. Der Verstand könnte einem ordentlich stille stehen, ließen einem die Thiere Zeit dazu." —

Von diesem Gespräch, das wir nach Möglichkeit abgekürzt, hatten die Frauen wenigstens so viel vernommen, daß sie von den Verfolgungen von Battistiello's Bande noch nichts weniger, als sicher waren. Zoë, die auf eine auffallende Weise jede Gelegenheit benutzte, um ein Gespräch mit Jaffier'n anzuknüpfen, war durch ihr scharfes Gehör auf Fabrizio's Erzählung aufmerksam geworden, bevor die Duegna, welche reiten mußte, und schon darum den Unterredenden näher blieb, den Zusammenhang begriffen. Diese hatte den ersten Augenblick benutzt, wo sie sich Laura'n nähern konnte, um

ihr die schlimme Kunde mitzutheilen. Fast gleichzeitig verlangte die Erste, daß angehalten werden sollte, um die nähern Umstände zu erfahren, und da Fabrizio zugleich erklärte, daß es ohne die geringste Gefahr unter dem nächsten Eichbaum geschehen könnte, so wurde eine kurze Rast gemacht, wo der Maulthiertreiber Alles angab, was er wußte, und über den Weg, den die Räuber genommen, Aufschlüsse ertheilte, die auf den ersten Blick ziemlich beruhigend erschienen.

Jaffier'n entging jedoch die Bemerkung nicht, daß die Gefahr nur verschoben, nicht vermieden wäre. Auf dem Wege, auf dem sie sich befanden, erreichten sie die Küste des adriatischen Meeres gegen Abend. Von da an mußten sie solche nordwärts verfolgen, wo das Zusammentreffen mit den Räubern unvermeidlich schien, wenn diese nur die geringste Kunde von dem eigentlichen Ziel ihrer Reise hatten. Schon der nächste Tag gewährte keine Sicherheit mehr. Wählten sie dagegen die südliche Richtung, so entfernten sie sich nicht nur weiter von Ancona, wo sie sich nach Venedig einzuschiffen gedachten, sondern sie kamen auch in eine Gegend, in welcher Fabrizio unbekannt war. Ueberhaupt wurde der Plan auf diesen Hafen völlig unsicher, und Jaffier brauchte kein Seemann zu seyn, um nicht Hülfe in der Versicherung des Maulthiertreibers zu suchen, daß sich an jedem Ort dieser Küste Fahrzeuge fänden, mit denen sie ihre Reise weiter fortsetzen könnten.

Laura schien ganz gleichgültig, welcher Entschluß ergriffen wurde, und Zoë erklärte sich desto lebhafter für

eine Seefahrt, schon weil es eine Aenderung war. „Bei Sanct Spiridion," sprach sie, „ich bin es müde, wie ein wildes Thier in einem Käfich durch das Land geschleppt zu werden. Als Frau eines Seemanns muß ich mich ohnedieß an das Meer gewöhnen und meinen Einstand hab' ich ja gegeben, als ich in Neapel schiffbrüchig an's Land kam." —

So erreichte die kleine Gesellschaft gegen Abend das Dorf Corleone, welches an der See lag. Der Himmel hatte sich des Nachmittags schon zu bedecken angefangen, und Fabrizio wiederholte einmal über das andere, daß Unwetter im Anzug wäre. Jaffier schwieg; aber seine Ueberzeugung stand um so fester, daß Jener Recht hatte. Der Aufenthalt, welcher dadurch in die Seefahrt kommen mußte, erfüllte ihn mit Sorgen, da es ihm fast bedenklicher däuchte, in einem kleinen Dorf an der Küste das bessere Wetter abzuwarten als anderwärts zu ziehen, wo sich der Gefahr doch auf Seitenwegen ausweichen ließ.

Der kleine Ort war nur von Fischern bewohnt, und an ein Wirthshaus nicht zu denken. Ueberhaupt schienen die Fremden hier eine seltene Erscheinung; denn nach einer kurzen Weile hatten sich vielleicht sämmtliche Einwohner um die Reisenden versammelt. Verschiedene boten ihnen ein Obdach an; als aber zuletzt ein stattlicher Mann in einem kurzen, braunen levantischen Mantel mit einer Kapuzze hinzukam, traten die Uebrigen alle zurück, wie vor Jemand, mit dem zu wetteifern eine Thorheit wäre.

Sein Anzug schon verrieth den Seemann, und sein Benehmen, daß er weit in der Welt herumgekommen war. Er erkannte Jaffier'n sogleich an der Aussprache für einen Franzosen, und brachte die wenigen Worte seiner Sprache, die er wußte, nur desto freigebiger an. Er lud ihn ein, mit seiner Gesellschaft an seinem Herde fürlieb zu nehmen, und sagte ihm laut vor allen übrigen Einwohnern des Dorfes, daß sie nur bei ihm ein Unterkommen finden könnten, wie sie es gewohnt seyn möchten. Zudem, meinte er, sey es bei dem schlimmen Wetter, das im Anzug wäre, immerhin am angenehmsten, unter einem guten Dach und auf festem Boden zu seyn. „Wir Seeleute machen uns zwar nicht viel daraus," setzte er hinzu, „wenn auch der Boden unter uns tanzt; aber für den, der es nicht gewohnt ist, hab' ich nie gesehen, daß es ein Scherz war." —

Als Jaffier nicht verhehlte, daß er auch ein Seemann sey, verdoppelte sich die Aufmerksamkeit des Mannes. Sie theilte sich seiner ganzen Familie mit, die aus einer jungen Frau mit zween Knaben von fünf und sechs Jahren bestand. Die willkommenen Gäste wurden mit Fragen und Diensterbietungen bestürmt, und die italienische Gastfreundschaft bewährte jetzt ihre schlimmste Seite, indem man den Fremden vor lauter Aufmerksamkeit keinen Augenblick Ruhe ließ, um sich ein wenig zu sammeln. Die gute Wirthin besonders überbot Alles, was die Landessitte von ihr verlangte; die beiden Knaben hingegen, für welche der Anzug der Fremden etwas Neues war, thaten sich um so weniger Zwang an, um

ſich über die vielen Kleider, worin ihnen Lauretta zu ſtecken ſchien, aufzuhalten. Bald begnügten ſie ſich nicht mehr mit höhniſchen Seitenblicken, ſondern begannen von hinten an ihrem Mantel zu zupfen. Das arme Kind, welches ohnedieß Angſt genug vor den halb nackten, ſchmutzigen, kleinen Wilden hatte, brach darüber in Thränen aus, und die gefällige Wirthin, die den Grund ihres Jammers erſt ſpäter begriff, befreite ſie durch ein Paar tüchtige Maulſchellen von den Zudringlichen und ſteckte ihr zur Entſchädigung eine überzuckerte Pomeranze in die Hand.

Höchſt wahrſcheinlich hatte der Anblick dieſer Süßigkeit mehr auf die Knaben gewirkt, als die mütterliche Zucht. Sie hielten ſich ganz ſtill im Hintergrunde des Gemachs, und ſchoſſen unter ihren langen ſchwarzen Augenwimpern nur Blicke des Neids und der Lüſternheit hervor nach der Glücklichen. Endlich, wie von einem plötzlichen Entſchluß ergriffen, eilte der Aeltere zur Thür hinaus und der Andere, der, ſo wie er allein war, ſeine Kühnheit verloren, folgte ihm faſt auf dem Fuße.

Während der geſprächige Wirth Jaffier'n die franzöſiſchen Seehäfen nannte, die er beſucht und ſich nach verſchiedenen Schenkwirthen und Kaufleuten von ſeiner Bekanntſchaft erkundigte, war ſeine Gattin um ſo emſiger beſchäftigt, den Frauen alle Herrlichkeiten ihres Hauſes zu zeigen. Lauretta fand beſonders Gefallen an einem ausgeſtopften Paradiesvogel. „Der Cola hat ihn aus dem heiligen Lande mitgebracht. Wie nennen ſie ihn doch?“ fragte ſie, gegen ihren Gatten gewendet.

„Bei Sanct Nicolaus," erwiederte dieser, „du solltest es einmal behalten, daß es ein Huhn von Jerusalem ist." —

„Ich meine, Vater Cola, daß Du dem Vogel sonst einen andern Namen gegeben," sprach die Frau.

„Nun ja, Hühner von Mekka nennt man diese Vögel auch. Aber es kommt Alles darauf an, ob sie Beine haben oder nicht. Haben sie Beine, so sind es Hühner von Jerusalem und haben sie keine, so sind es Hühner von Mekka. Im Grund ist Alles nur Betrug. Die dummen Türken verkaufen sie mit den Beinen als Hühner von Jerusalem an die Griechen, und die Griechen schneiden ihnen die Beine ab und verkaufen sie den Türken wieder um den zehenfachen Preis als Hühner von Mekka. Es ist nur Ein und derselbe Vogel, und Ihr müßt gestehen, Herr," setzte der Mann gegen Jaffier hinzu, „man muß so stupid seyn wie ein Türke, und so verschmitzt und unverschämt wie ein Grieche, um Andere so anzuführen und sich so von ihnen anführen zu lassen."

„Ich möchte doch wissen, was Euch die Griechen Böses gethan, daß Ihr so schlimm von ihnen urtheilt?" sprach Zoë.

„Bei Sanct Nicolaus," erwiederte der Wirth, „an ihrem guten Willen mich über's Ohr zu hauen, hat es ihnen nie bei mir gefehlt, aber an einem Thoren, der es sich gefallen ließ. Ich wollte nur, daß ich so leicht mit Wind und Wetter fertig werden könnte, wie mit diesen Schurken über dem Meer drüben. Aber bei Sanct Nicolaus, das ist ein Sturmwind, welcher dem

Maſte Marino manche reiche Schiffsladung in die groſse Taſche ſchütten wird! —"

Mit dieſem Ausdruck perſonifizieren die Seeleute dieſer Gegend das Meer, und er kam noch oft genug in dem Geſpräch vor, welches der Wirth mit ſeinem Gaſte fortſetzte, ohne ſich weiter um die Frauen zu bekümmern. Während er ſich bemühte, Jaffier'n einen recht vortheilhaften Begriff von ſeinen ſeemänniſchen Erfahrungen beizubringen, und dieſer gutmüthig genug war, ihn das Uebergewicht ſeiner in der Kriegs-Marine gemachten Schule nicht fühlen zu laſſen, wurden ſie auf einmal durch einen lauten Schrei des Entſetzens unterbrochen, welchen Lauretta ausſtieß. Faſt im nämlichen Augenblicke ließ ſich der Schall einer gewaltigen Maulſchelle hören, und ſtürzten die Knaben wieder zur Thüre hinaus.

Wir können unſern Leſern die Erklärung dieſer Unterbrechung nicht ſchuldig bleiben, ſo unwichtig die Scene an ſich iſt. Die beiden Knaben hatten ſich während des Geſprächs der Männer und der Frauen wieder hereingeſchlichen. Der Eine trug einen Hummer von ſtattlicher Größe in der Hand, und näherte ſich Laura'n auf den Zehen von der Seite, während der Andere ſich von Hinten an ſie heranſchlich. Plötzlich faßte der Erſte mit der groſsen Scheere des Krebſes die Hand, in welcher das Kind ſeine überzuckerte Orange hielt, und der Andere ſtürzte wie ein Habicht auf den ſüßen Raub, den es im Schrecken augenblicklich fallen ließ. Glücklich rettete ſich dieſer mit ſeiner Beute vor

die Thüre, den Aeltern aber erreichte die Hand seiner Mutter mit der Züchtigung, welche sie beide verdient hatten. Alles war das Werk weniger Augenblicke, und die gute Wirthin schien so gewohnt an dergleichen Streiche von ihren Söhnen, daß sie sogleich in ihrem Gespräch fortfuhr, und erst durch Lauretta's heftiges Weinen gewahr wurde, wie schwer der Hausfrieden gebrochen worden. Jetzt eilte sie den Flüchtlingen nach; aber diese stürzten sich ohne Bedenken mitten in die Brandung des heftig aufgeregten Meeres, das sich nur wenige Schritte von dem höher liegenden Haus an den Felsen brach, und spotteten so ihrer Mutter, deren Schelten sich ungehört in dem Tosen des gepeitschten Elementes verlor.

Der Wirth, den wir zuvor Cola nennen gehört, machte Jaffier'n die steigende Wuth des Sturmwindes bemerklich. „Ihr seyd ein Seemann wie ich," sprach er, „und wisset den Scirocco so gut vom Libeccio zu unterscheiden, als das lateinische Segel von dem griechischen, aber das könnt Ihr nicht wissen, daß der Scirocco, wenn er an dieser Küste gegen Abend anfängt, nicht früher als gegen Abend wieder aufhört. Jedes Meer hat seine eigenen Gewohnheiten und Launen, und es ist nicht genug, das Steuer sicher zu führen, und den Compaß zu verstehen; man muß an seiner Küste geboren und erzogen seyn, um alle seine Tücke zu kennen." —

Jaffier verhehlte nicht, wie unangenehm der Gedanke für ihn war, daß sie durch das Wetter aufgehalten werden könnten. Er sprach von der Nothwendigkeit

der größten Eile, und ließ am Ende nicht undeutlich die Gefahr merken, welche das Verweilen hier und die Fortsetzung ihrer Reise zu Lande für sie hatte. Ueberhaupt erklärte er es für das Wünschenswertheste, wenn sie Ankona gar nicht zu berühren brauchten, und meinte, ob es nicht am sichersten für sie wäre, daß sie einen Punkt auf der gegenüberliegenden Küste von Dalmatien zu gewinnen suchten, von wo aus sie ihre Reise mit Sicherheit zu Land oder zur See nach Venedig fortsetzen könnten.

Indem Jaffier immer weiter herausrückte, und am Ende von der Verfolgung durch Battistiello's Bande sprach, wurde der Wirth aufmerksamer, und, wie leicht zu erkennen war, ängstlicher. Er fürchtete offenbar, daß der Besuch der Schnapphähne durch seine Gäste herbeigezogen werden möchte, und wünschte nun eben so sehr, ihrer bald wieder ledig zu werden, als er zuvor ihr längeres Bleiben gewünscht hatte. Blos die Verlegenheit, einen Kameraden, wie er solchen in Jaffier sah, auf die Straße zu setzen, hielt ihn ab, auf einmal einen ganz andern Ton gegen sie anzustimmen.

„Freilich," begann er endlich, „gegen diese Bursche ist mein Schutz unzureichend, und es würd' Euch um nichts besser gehen, ließ ich mich auch von ihnen ausplündern. Eine Feluke wäre schon zu finden; mein Nachbar Lieciardo ist diesen Morgen mit der seinigen von Tarent angelangt, und meine Bursche müssen mit der meinigen auch nicht ferne seyn. Ich könnt' ihm ja aus der Noth helfen, wenn er eine gute Fracht besprochen hätte. Aber

in diesem Wetter, bei Sanct Nicolaus, wer schon draußen ist auf der See, muß aus der Noth eine Tugend machen, und den Hals aus der Schlinge ziehen, wie er kann; aber wer den festen Boden unter den Sohlen hat, wird kein solcher Thor seyn, um ihn von selber hinein zu stecken. Und was hälf' es auch, wär' Einer Waghals genug, um das Auslaufen zu versuchen? Es würde nicht besser gelingen, als wenn man ein Rad auf halbem Berge los ließe und verlangte, daß es hinauf und nicht hinunter rollen sollte. Einen Ausweg gäb' es freilich," setzte der Wirth nach einer Weile hinzu, hielt aber sogleich wieder ein, als ob er das Wort bereute. „Schweigen wir davon! Es gehört ein Muth dazu, der auch dem Herzhaftesten fehlen kann, und der Alte Oben hat seine Mucken, wie der Rabe, dem er zu Willen leben muß." —

Jaffier meinte, wenn es nur auf den Muth ankäme, so sey einem Franzosen schon geholfen.

„Bei Sanct Nicolaus, auf diese Art von Muth dürftet Ihr Euch nicht zu viel zu gut thun, wenn Ihr ihn auch besäßet," erwiederte der Andre. „Es gehört nichts dazu, als daß man kein Gewissen im Leib, und keine Furcht vor der Hölle im Kopfe hat. Seitdem mein ältester Knabe das Lebenslicht erblickt, habe ich diesen Muth wenigstens nicht mehr gehabt. —"

Die Frauen waren inzwischen eingetreten und hatten Theil an dem Gespräch genommen. Durch den Alten mit dem Raben war ihre Neugier rege geworden, daß es auch der überaus lästigen Dienstbeflissenheit der guten

Wirthin kaum bedurfte, um ihnen jede Hoffnung, ihre Reise schnell fortsetzen zu können, angenehm zu machen. Zoë besonders bot nun Alles auf, um von ihrem Wirthe den Zusammenhang zwischen dem Alten und der Möglichkeit zu erfahren, diese Hoffnung zu erfüllen.

Während der Wirth immer zurückhaltender wurde, kam seine Gattin wieder, nachdem sie umsonst versucht hatte, die Knaben einzufangen, um ihnen ihre Strafe angedeihen zu lassen.“ Sie begriff sogleich, wovon die Rede war, und fiel mit den Worten ein: „Wenn ich Euch gut zum Rathen bin, so haltet Euch ferne von diesen Dingen. Seyd Ihr hier nicht wohl aufgehoben, daß Ihr das bessere Wetter abwarten könnet, wenn es auch acht Tage und länger damit anstehen sollte? Es ist noch Jedem schlecht bekommen, der den Himmel nach seinem Willen zu zwingen versuchte. Als ich mit meinem ältesten Knaben schwanger war, mußte mir der Cola versprechen, daß er sich nicht mehr in diese Dinge einlassen wollte. Bei unsrer lieben Frau von Loretto, ich glaube, der Junge hätte nicht alle gesunden Glieder auf die Welt gebracht, wenn sein Vater mir das Versprechen verweigert. Willst Du es aber nicht mehr selbst thun,“ setzte sie, gegen ihren Gatten gerichtet, hinzu, „mußt Du auch Andern nicht dazu rathen.“

„Wer räth' denn dazu, Lella? frage den Herrn, ob ich es ihm nicht vielmehr auszureden gesucht,“ erwiederte dieser. „Aber was kann es uns helfen, wenn der Battistiello kommt, und uns das Haus rein ausplündert? Das ist doch das Wenigste, was wir von ihm zu er-

warten haben, erfährt er, welche Gäste wir beherbergen, und erfahren wird er es, dafür steh' ich Dir!"

„Du scherzest, Cola; der Battistiello hat seinen Lohn gefunden. Hast Du denn schon vergessen, was der Gevatter von Ankona diesen Morgen erzählt hat?"

„Wie sollt' ich es vergessen? Aber die ganze Bande des Battistiello ist noch übrig, und Alle haben einen heiligen Schwur gethan, nicht eher zu ruhen, bis sie seinen Tod an unsern Gästen gerochen."

„Wie? die Spitzbuben wollen in unser Haus kommen?" rief die Frau entschlossen. „Das sollen sie einmal versuchen! Wenn Du das Herz nicht hast, stelle ich mich mit einem Ruder in der Hand in die Hausthüre, und schlage Jedem die Hirnschale ein, der herein will. Den möcht' ich sehen, der es wagte über meine Schwelle zu kommen, wenn es mir nicht genehm ist?"

„Die Räuber werden sich nicht so viel um Dich bekümmern, wenn sie herein wollen. Sie sind schon mit Andern fertig geworden, als mit einer Frau, die gar nicht weiß was eine Flintenkugel ist. Sie sind im Stand, dir das Haus über dem Kopf anzustecken, wie man ihrem Hauptmann gethan, und deine Knaben in die Flamme zu werfen, wenn sie noch nicht darin sind."

„Heilige Mutter Gottes von Loretto," rief die Frau aus, indem sie auf einmal ganz umgestimmt war. „Ich bitte Euch, flieht vor den Schurken, die selbst mit den kleinen Würmern keine Barmherzigkeit haben! Was kann es Euch helfen, wenn wir mit Euch zu Grunde gehn? So könnten wir wenigstens für Euch beten, und

ich verſprech' es Euch, ich will einen eigenen Betgang nach dem heiligen Hauſe machen, und der lieben Frau eine Kerze bringen, ſo dick, als ſie in Sinigaglia zu haben iſt, damit ſie Euch glücklich nach Venedig führt."

Die Angſt der guten Frau wuchs nun mit jedem Augenblick, und ſie wurde bald ſo nachgiebig in Betreff des Alten auf dem Berg, daß ſie meinte, Jaffier könnte wohl den Verſuch machen, mit ihm zu ſprechen. „Wer weiß," ſetzte ſie hinzu, „vielleicht macht er die Sachen jetzt auf eine chriſtliche Weiſe? Und warum nicht? Hätte Gott mit allen ſeinen Heiligen ſonſt ſo lange zugeſehen, wenn er ſie immer noch in der alten Art fortgetrieben?" —

Da der Abend nahe war, ſo ſetzte ſich Jaffier mit ſeinem Wirth in Bewegung. Nicht ferne von des Letzten Wohnung begann der Weg allmählich in die Höhe zu ſteigen, bis er auf dem Rücken eine Art von Landzunge, welche ſich in das Meer hinaus erſtreckte, und in eine ſenkrecht abfallende Felswand endigte, immer ſteiler wurde. In Kurzem war die Spitze des kleinen Vorgebirgs ſichtbar. Ein Kapellchen, Santa Virgine del Soccorso genannt, ſtand auf dem engen Raum der Höhe. Ein kleines Häuschen, welches der Alte bewohnte, den ſie aufſuchten, lehnte ſich von hinten an daſſelbe und eine niedrige Bruſtwehr umzog den Rand des Abgrunds.

Als ſie die Höhe erreicht, fanden ſie den Wind ſo heftig, daß ſie die größte Mühe hatten, ſich auf den Beinen zu halten. Ein Blick hinaus in die Ferne würde jeden Andern, als die ſturmgewohnten Seeleute mit

Entsetzen erfüllt haben. Himmel und Meer schienen nur eine schmutzig-graue Masse, zum zerstörenden Kampfe gegen das Land vereinigt. So heftig peitschte die Brandung den Fuß des Felsens, daß die zerschellten Gewässer aus der Tiefe herauf über die Brustwehr seiner Zinne hinweg gegen die Thüre der Kapelle spritzten, als sollte sich an ihr die letzte Kraft des wüthenden Elementes brechen.

Eola versuchte, die Thüre der Kapelle zu öffnen, fand sie jedoch verschlossen. Er pochte daher an dem kleinen Hause daneben, um den Bewohner desselben auf seinen Besuch aufmerksam zu machen. Da sich nichts von Innen vernehmen ließ, so wiederholte er das Pochen nach einer Weile immer stärker, und als auch dieses ohne Wirkung blieb, so mußte man wohl glauben, daß der Alte nicht zu Hause sey, oder keine Lust habe, zu öffnen. Jaffier zweifelte wenigstens gar nicht, daß das Eine oder das Andere der Fall wäre; sein Begleiter beruhigte ihn aber mit der Versicherung, daß der Alte seine Launen habe, welche nur durch Geduld zu überwinden seyen. Sie mußten von Zeit zu Zeit den Versuch unverdrossen wiederholen; „am Ende," setzte er leise hinzu, „erlaubt ihm der Rabe doch, uns zu öffnen. Die Lella hat mir die Taschen voll Pinienkerne gesteckt, und der Vogel braucht sie nur zu wittern, so werden wir gleich willkommen seyn. Was bin ich aber auch für ein Thor, daß ich mich auf diese Seite des Hauses stelle? Hier weht der Wind die Witterung fort, statt sie ihm zuzuführen." —

Mit dieſen Worten ging Cola auf die andre Seite des Hauſes, und rieth Jaffier'n, das Pochen an der Thüre von Zeit zu Zeit zu wiederholen. Dieſer ließ ſich auch die Mühe nicht verdrießen, obgleich der Erfolg nicht glücklicher war, und die Nacht brach ein, ohne daß ein Laut von Innen hörbar wurde. Endlich rief Jaffier ſeinem Begleiter, der Alte könne unmöglich zu Hauſe ſeyn, und er habe nicht Luſt, länger hier Oden zu verweilen.

Da Cola keine Antwort gab, ſo ſuchte er ihn hinter dem Hauſe, und fand ihn an einem geſchloſſenen Fenſterladen ſtehend, emſig ſeine Taſche ſchüttelnd, die mit Pinienkernen gefüllt war. Dieſer meinte, ſie dürften die Hoffnung, daß geöffnet werden würde, noch nicht aufgeben. Jaffier ließ ſich jedoch nicht überreden, länger zu harren, ſo daß der Andre zuletzt nachgeben mußte.

Aber es war kein geringer Triumph für ihn, als ſie an der Thüre des Hauſes vorüberkamen und ſolche offen fanden. Eine ſchwache Helle wurde durch die ſchmale Oeffnung ſichtbar. „Jetzt müſſen wir hinein," ſprach er leiſe; „und bei Sanct Nicolaus, es wäre mir lieber, herauszukommen, als hineinzugehen." —

Jaffier öffnete die Thüre vollends und trat ein. Es war ein hohes, ſchmales, aber ziemlich tiefes Gemach, aus deſſen Hintergrunde die Helle kam. Sie rührte von einem kleinen Kaminfeuer her, und war eben genügend, um nothdürftig die nächſten Gegenſtände zu beleuchten.

Zuerſt fiel Jaffier'n ein kurzer, dicker Mann, im langen Leibrock des Weltgeiſtlichen, in's Auge, der auf

der einen Seite des Feuers saß. Eine laute, rauhe Stimme: „was suchst du hier?“ gab seiner Aufmerksamkeit jedoch sogleich eine andere Richtung. Sie schien von einem Raben von ungewöhnlicher Größe zu kommen, welcher auf der andern Seite des Kamins auf einer hohen Stange seinen Platz hatte.

Indem Jaffier's Blicke schnell von dem Vogel nach dem sitzenden Mann eilten, sprach dieser in einem befehlenden Tone: „antwortet dem Raben des Kaisers Augustus!“

„Wir suchen nichts hier, Herr Rabe, als was noch nicht da ist,“ erwiederte Cola; „gutes Wetter, das wir bedürfen, um noch in dieser Nacht unter Segel zu gehen nach der Küste von Dalmatien.“

„Wer verlangt von Euch Antwort?“ sprach der Mann mit dem Ausdruck des Vorwurfs. „Helft Euch, wie Ihr Euch seit sechs Jahren geholfen, ohne die Madonna del Soccorso!“

„Ich verlang' auch für mich nichts, Don Furfejo. Der Fremde hier bedarf Hülfe und kann sie bezahlen, so gut, als ich, wo nicht besser.“

„Setzt Euch,“ sprach der Rabe, als der Alte aufstand und hinaustrat in das Freie.

Beide nahmen Platz auf der Bank, die an der Wand stand, und richteten abwechselnd ihre Blicke nach dem Vogel, der ganz ruhig saß, und nach der Thüre, durch welche der Alte abgegangen war.

Nach einer kurzen Weile kam dieser wieder. Er näherte sich dem Raben, zog die Mütze herab, als er

vor ihm ſtand, und ſagte ihm einige Worte mit ſo leiſer Stimme, daß die beiden Fremden nichts davon verſtehen konnten. Der Rabe ſchlug die Flügel, hob ſich empor von ſeiner Stange, und flog zur Thüre hinaus; der Alte aber ſprach zu den Andern: „folget mir!“ —

Wenige Schritte führten ſie vor die kleine Seitenthüre der Kapelle. Sie ſchien ſich faſt von ſelbſt zu öffnen; wenigſtens däuchte Jaffier'n, daß der Alte ſie kaum berührt hätte.

Als ſie eingetreten waren, kniete dieſer mitten in derſelben auf dem Boden nieder, und winkte den Andern, auf gleiche Weiſe neben ihm Platz zu nehmen. Ueber dem Altare ſtand ein Bild der Mutter Gottes in einer Niſche, das, wie ſie nachher erfuhren, eine verkleinerte Nachahmung des Wunderbildes von Loretto war. Von der Decke herab hing eine Lampe, welche die ganze Figur beleuchtete.

Der Alte begann nun, ein lautes Gebet an die Letzte zu richten, worin er die Mutter Gottes um Beiſtand flehte, damit der Sturm ſich legte, und das Meer den Schiffenden wieder zugänglich würde. Er bitte nicht für ſich, ſagte er, ſondern für einen Fremden, für den es von höchſter Wichtigkeit ſey, noch in dieſer Nacht unter Segel gehen zu können. Sie wiſſe ja aus alter Erfahrung, daß er nicht widerſtehen könne, wenn Jemand Hülfe bei ihm ſuche. Er hoffe, daß Derjenige, für welchen er nun die ihrige anrufe, ſolche Huld durch frühere Verehrung gegen ſie verdient; wäre dieß aber auch nicht der Fall, ſo möchte ſie es ihn wenigſtens dieß-

mal nicht entgelten lassen, und nun auf seine Fürsprache Rücksicht nehmen. Zu diesem Zwecke stellte er ihr die Beharrlichkeit und Aufmerksamkeit vor, die er schon so viele Jahre in ihrem Dienste bewiesen, und zählte die Rosenkränze auf, die er jeden Monat abbete. Seit länger als einem Vierteljahr habe er nichts von ihr verlangt; sie möchte daher jezt um so gefälliger seyn, damit er mit neuem Muthe fortfahren könnte in dem beschwerlichen Dienste, den er ihr gewidmet.

Als er die letzten Worte dieses sonderbaren Gebets gesprochen, erschien der Rabe plötzlich an der Decke der kleinen Kapelle, und die beiden Hülfesuchenden erkannten mit Entsetzen, daß er sich verdoppelt hatte. Es war jedoch nur die Erscheinung eines Moments; denn er verlor sich sogleich wieder, wie er gekommen.

Der Alte hatte zuerst den Blick zu ihm emporgerichtet, als ob er ein Wort von ihm erwartete. Nachdem er aber verschwunden war, fuhr er fort in seinem Gebet.

Dieses wurde nun dringender, als zuvor, und es war deutlich daraus zu entnehmen, daß der Rabe die Nachricht gebracht, der Sturm habe noch nicht nachgelassen. Das Gebet gewann allmählich einen andern Charakter. Der Alte beschwor die Mutter Gottes, ihn doch nicht mit Schande bestehen zu lassen vor den Fremden, indem sie taub bliebe gegen seine Bitten. Er gelobte die strengsten Fasten und die beschwerlichsten Bußgänge; er erbot sich zu Geißelungen bis auf das Blut, wenn sie ihm helfen wolle. Am Ende versprach er ihr die reichsten Verehrungen, und zum wenigsten

ein Herz von massivem Gold und von der Größe eines Taubeneys.

Das Flattern des Raben wurde wieder hörbar, und die doppelte Erscheinung des Vogels an der Decke war nun länger sichtbar, aber auch schreckhafter, da er zweimal die Kapelle umkreiste und wiederholt die Wände mit seinen Flügeln berührte. Das Thier schien auch ängstlicher, als sein Herr, und verschwand nach einer Weile, wie zuvor.

Der Alte fuhr fort in seinem Gebet; aber der bittende Ton ging in den des Vorwurfs über. Er erklärte der Mutter Gottes geradezu, daß sie undankbar gegen ihn sey, und ihn zwinge, die aufopfernde Liebe zu bereuen, die er ihr so viele Jahre hindurch bewiesen. Wenn er diesen langen und unverdrossenen Dienst einem andern Heiligen gewidmet, würd' er ihm gewiß nützlicher geworden seyn. Nun sey er dieser Vernachlässigung müde, und werde morgenden Tags ihr Bild durch eine Statue des heiligen Nicolaus ersetzen; was er schon lange hätte thun sollen, wenn er kein Thor gewesen wäre. Entweder wolle sie nicht helfen, oder sie könne es nicht. In beiden Fällen sey ihm nicht länger mit ihrer Patronschaft gedient. Vermöge der heilige Nicolaus auch den Sturm nicht zu stillen, so sey er doch stark genug, jedes Schiff gegen seine Gewalt zu schützen, und das wäre doch die Hauptsache.

Der Rabe zeigte sich wieder an der Decke in seiner doppelten Gestalt. Sein Flug schien ängstlicher, sein Widerwillen, in den Sturm zurückzukehren, größer.

Er umkreiste die Kapelle einmal, zweimal, dreimal. Bei'm drittenmal schlug er so heftig mit den Flügeln gegen die Lampe, die vor dem Muttergottesbilde hing, daß sie herunterstürzte und die ganze Kapelle in tiefe Nacht versank.

Diese Aenderung kam so plötzlich, und Jaffier war durch die bisherige Scene schon so verschiedenartig ergriffen, daß ihn jetzt ein wahres Grausen anwandelte. Im ersten Augenblick versuchte er es, sich aufzuraffen und zu fliehn. Aber der Schrecken lähmte seine Glieder, und der nächste Moment von Ueberlegung, den er gewann, belehrte ihn, daß er sich hier blos leidend verhalten könne. Da die Andern völlig ruhig blieben, so war es auch in der That das Klügste, ihrem Beispiel zu folgen.

Nichts ließ sich jetzt hören, als das Brausen des Windes und das furchtbare Tosen des Meeres, welches nur durch das klatschende Zerschellen der gewaltigen Brandung an den Felsen unterbrochen wurde. In diesem ängstlichen Zustand verharrte Jaffier eine gute Weile, als der Blitz auf einmal die Kapelle erleuchtete. Das rasche, grelle Licht zeigte ihm den Alten zwischen ihm und seinen Begleiter bewegungslos auf dem Boden ausgestreckt. Indem er sich aber besann, ob, was er gesehn, Wirklichkeit sey, und welchen Entschluß er zu fassen habe, vernahm er ein gewaltiges Stöhnen neben sich, wie von einem Menschen, der von einem heftigen innern Schmerz ergriffen ist. Bald wurden auch Bewegungen des Körpers am Boden nicht nur hörbar,

ſondern für die beiden Knieenden fühlbar. Es war kein Zweifel, daß der Alte unter heftigen Zuckungen, wenn nicht zu ſich gekommen war, doch um die Rückkehr zum Bewußtſeyn, oder gegen deſſen völligen Verluſt kämpfte.

Jetzt war es unmöglich für Jaffier'n, ſich länger ruhig zu halten. Er ſprang auf von dem Boden, den in dem nämlichen Augenblick ein heftiges Erdbeben zu ſchütteln ſchien. Die Thüre der Kapelle brach aus ihren Angeln, und der Windzug, der dadurch entſtand, riß ihn nach dem Ausgange. Schon hatte er die Schwelle erreicht, als das Stöhnen des am Boden Liegenden heftiger wurde. „Laſſet uns den Unglücklichen faſſen," rief er ſeinem Begleiter zu; „die freie Luft wird ihm wohlthätig ſeyn." —

Ohne ein Wort zu erwiedern, legte Cola Hand an, und ſie trugen den Alten aus der Kapelle und legten ihn auf die breite Treppenſtufe nieder. So weit ſich in der Dunkelheit urtheilen ließ, war er von einem epileptiſchen Anfall ergriffen. Jaffier faßte daher ſeine Hand, um ſie mit Gewalt zu öffnen, und, nach der Volksmeinung, damit gewiſſermaßen die Feſſel zu löſen, die ihn umſtrickt hielt. Zu ſeinem Erſtaunen fand er ſie offen, und ſo ſchien der ganze Zuſtand ein Bruſtkrampf zu ſeyn, auf welchen die freie Luft übrigens auffallend ſchnell beſänftigend einwirkte.

Wenigſtens richtete ſich der Alte von ſelbſt auf, und nahm eine ſitzende Stellung an. Er ſchien im höchſten Grad ermattet, und legte den Kopf in beide Hände,

indem er seine Arme auf die Knie stützte. Die innern Zuckungen fuhren fort, den obern Theil des Körpers zu schütteln; sie wurden aber hörbar schwächer und erfolgten in immer längern Zwischenräumen.

Jaffier und sein Begleiter standen vor ihm; Dieser, wie es schien, ziemlich gleichgültig, Jener nur den Augenblick erwartend, wo er dem Unglücklichen irgend eine Hülfe leisten konnte. Bevor er jedoch einen Gedanken zu fassen vermochte, war der Alte aufgesprungen und in die Kapelle hineingestürzt. Fast im nämlichen Augenblick hatte er sich auf die Knie nieder geworfen, und dieß war mit solcher Heftigkeit geschehen, daß der bretterne Boden fühlbar erzitterte. Jaffier, der ihm folgen wollte, wurde von Cola zurückgehalten. „Rühret Euch nicht von der Stelle," sprach derselbe leis, aber mit der größten Ruhe, „und redet kein Wort, was Ihr auch sehen oder hören möget." —

Bald ward auch die Stimme des Alten vernehmlich. Es ließ sich jedoch unmöglich unterscheiden, ob es ein Gebet oder eine Klage war. Er vernahm es nur wie das Keuchen eines Mannes, welcher leise Laute der Angst und des Schmerzens mit Mühe herausstößt. Indem er angestrengt horchte, ob er ein Wort verstände, flatterte der Rabe über seinem Haupt in die Kapelle hinein. Fast zu gleicher Zeit wurde das ängstliche Krächzen des Vogels hörbar, und sein Flügelschlag schien gleichsam in dasselbe zu stimmen.

Nach einer kurzen Weile stürzte der Alte, wie von den Furien getrieben, aus der Kapelle heraus an den

Rand der Mauer, welche den Abgrund gegen das Meer einschloß. Jaffier war durch die plötzliche Erscheinung so erschüttert, daß ihr sein Auge kaum zu folgen vermochte. Nun sah er, daß der Alte einen länglichten Gegenstand von ziemlichem Umfang über die Mauer weg in's Meer hinunterwarf, und fast im nämlichen Augenblick, wie vom Blitze getroffen, zu Boden stürzte.

Er wollte hinzutreten, um Hülfe zu leisten. Aber sein Begleiter riß ihn am Arme weg und flüsterte leise: „Bekümmert Euch nicht um ihn; aber leget Eure Gabe auf die oberste Stufe der Kapelle. Ihr könnet nicht zu tief in die Tasche greifen. Es ist Euch geholfen, und ehe die Sonne aufgeht, hat sich das Wetter gewendet.“ —

Jaffier, welcher von dieser ganzen Reihe von Eindrücken fast betäubt, nicht sogleich zur Besinnung kommen konnte, that einen Griff in seine Börse und legte eine Handvoll Zechinen auf die oberste Stufe der Kapelle. Damit er aber keinen Augenblick länger zögerte, faßte sein Begleiter ihn bei der Hand und zog ihn sich nach.

Indem sie den Berg hinunterstiegen, öffnete sich der Horizont vor ihnen weit hin gegen Westen. „Seht Ihr die Helle am Saume des Himmels?“ sprach Cola. „Jenseits der Apenninen hat sich das Wetter bereits gewendet. Deutet auch das grünliche Blau auf Winde, so können es nur solche seyn, die uns von Sanct Nicolaus kommen.“ —

Jaffiers Gedanke beschäftigte sich nur mit dem Alten, und es schien ihm unverantwortlich, denselben so hülflos

verlassen zu haben. Er schlug seinem Begleiter vor wieder zurückzukehren.

„Nicht um alle Schätze von Peru," unterbrach ihn Dieser in der Hälfte seiner Rede. „Mich gelüstet nicht, zu sehen, wie er es büßen muß. Warum treibt er auch dieß sündhafte Gewerbe?" —

Jaffier drückte sein Erstaunen aus über diese Bemerkung.

„Habt Ihr denn nicht gesehen, was er hinuntergeworfen?" fragte Cola. „Bei Sanct Nicolaus, hat der Satan hier die Hand nicht im Spiel; ein Heiliger kann es auch nicht seyn. „Ist's nicht ärger, als Gotteslästerung, die Mutter Gottes selber vom Felsen zu stürzen?" —

„Die Mutter Gottes?" rief Jaffier mit Grausen.

„Wer anders, als die Madonna del Soccorso? Zu verwundern nur ist, daß sie ihn doch immer wieder zu Gnaden aufnimmt."

Zweites Kapitel.

Das Fahrzeug, welches unſere Reiſenden trug, befand ſich gegen Mittag auf dem hohen Meer. Ein friſcher Nordweſt hatte die Fahrt begünſtigt, und eine anſehnliche Zahl von Meilen war zurück gelegt, als der Wind allmählich nachließ und zuletzt eine völlige Stille eintrat. Die See kam jedoch nicht zur Ruhe. Mit dem Wind hatte das Schiff ſeinen feſten Lauf verloren, und ganz der wilden Aufgeregtheit des Elements aus der Tiefe herauf Preis gegeben, ward es richtungslos hin- und hergeworfen. Wer nicht an das Meer gewöhnt war, gerieth jetzt erſt in den unangenehmſten Zuſtand, und Mehrere aus der Geſellſchaft wurden von der Seekrankheit ergriffen. Den Schiffsleuten, welche hier nichts von Klippen und Bänken zu fürchten hatten, ſchien die Stille nicht unwillkommen. Sie vertheilten ſich nach allen Seiten, um ſich der behaglichen Ruhe im Schlaf oder in geſelliger Rede zu überlaſſen. Nur Einer von ihnen blieb am Steuer, und miſchte ſich zuweilen in die Unterhaltung der Gruppe, die zu ſeinen Füßen auf dem Verdecke ſaß. Unſre Reiſenden hatten ihren Platz gleich-

falls in der Nähe genommen, und konnten jedes Wort derſelben verſtehen, ſoweit das Uebelbehagen der Frauen ſie auf ihre Reden achten ließ.

„Ich will wetten, der Doge von Venedig ſelbſt brächte jetzt keine Mütze voll Wind auf ſeinem Meere zuſammen, wenn er ihn noch ſo nöthig brauchte,“ begann einer aus jener Gruppe.

„Wozu ſollt' ihm auch eine Mütze voll Wind helfen?“ fragte der Andre. „Wäre ja nicht einmal einem armen Teufel, wie ich bin, damit gedient. Eine Mütze voll Zechinen wäre mir lieber.“

„Du biſt nicht blöde, Zanetto,“ erwiederte der Vorige; „bei meiner lieben Frau von Montenero, ich möchte Dich nicht mit einer Mütze voll Piaſter verſuchen. Ich glaube, Du ließeſt ſie Dir auch gefallen.“

„Alberne Reden für ein ſo ſtilles Wetter,“ fiel der Seemann am Steuer ein. „Eine Mütze voll Wind will ich dem Dogen von Venedig ſchon gönnen, aber das Meer hier gehört dem Vicekönig von Neapel.“ —

Dieſe Bemerkung brachte den Zanetto und mehrere Andere, welche gleichfalls Venetianer ſeyn mochten, in Bewegung. —

„Hört mir doch den ſuperklugen Neapolitaner an,“ begann der eben Genannte. „Meinſt Du, der Doge heirathe das Meer nur zum Spaße?“

„Es wäre auch fürwahr ein abgenützter Spaß,“ erwiederte der Vorige. „Eure weiſen Herren von San Marco könnten ſich wohl einmal auf einen neuen beſinnen. Bei San Gennaro; es gehört ein guter Muth

dazu, ſich alle Tage von einer Frau Hörner ſetzen zu laſſen und ſie alle Jahre aufs Neue zu heirathen. An Raum muß es unter dem Herzogshut von Venedig nicht fehlen, da er noch immer Platz zu ſolch neuem Schmuck hat."

„Bei San Marco," rief ein junger Schiffmann, der bisher geſchwiegen; „laß uns nur auf feſten Boden kommen, ſo will ich Dich lehren, wie ein Neapolitaner von dem Doge ſprechen muß, und wie es ihm bekommt, wenn er es nicht lernen will."

„Du kannſt es gleich hier verſuchen," rief der Neapolitaner, indem er das Steuer fahren ließ und den Dolch zog. „Du wirſt keine Kirche mehr brauchen, wenn ich Dir meine Lection aufgeſagt habe." —

Der Venetianer war gleichzeitig aufgeſprungen, und wäre wahrſcheinlich mit ſeiner Waffe zu ſpät gekommen, hätten ſich die Andern nicht ſogleich zwiſchen die Streitenden geworfen. Der Neapolitaner war einige Schritte zurückgetreten, und hielt mit der hochaufgehobenen Hand den Dolch an der Spitze zwiſchen zwei Fingern, um ihn auf ſeinen Gegner zu ſchleudern.

Der Steuermann, welcher auf den erſten Lärm zum Vorſchein kam, ſtellte die Ruhe eben ſo ſchnell her, als ſie geſtört worden war. Der Neapolitaner warf ſeinen Dolch triumphirend in die Höhe, faßte ihn bei dem Heft auf und ſteckte ihn ein. Die andern Seeleute nahmen ihre vorigen Plätze wieder; nur der junge Venetianer ſetzte ſich zu einer andern Gruppe auf dem Vordertheil des Schiffs und ſchoß von Zeit zu Zeit

einen Blick auf ſeinen Gegner, in welchem wohl Aufſchub der Rache, aber keine Verſöhnung zu leſen war.

„Wenn mir geſtern Abend Einer geſagt hätte,“ begann der Zanetto, „daß ich heute Mittag auf offener See wäre, ſo würd' ich es für einen dummen Scherz gehalten haben.“

„Die Madonna del Soccorso und der Oſſuna brauchen nur zu wollen, ſo wirſt Du noch ganz andere Dinge erleben,“ erwiederte der Neapolitaner.

„Schweigt von dem Oſſuna,“ ſprach der Steuermann, „damit der Zank nicht von Neuem angeht. Wer weiß, ob wir nicht heute noch tüchtig daran müſſen? Blitzt es im Weſten, ſo iſt es nicht zum Scherze.“ —

Der Schiffer führte hier ein Sprichwort aus der Meteorologie der Seeleute dieſer Küſten an (se lampeggia in occidente, no lampeggia per niente), welches bei ihnen für unfehlbar gilt und ſich auch dießmal zu beſtätigen drohte. Wirklich hatte ſchon ſeit mehreren Stunden ein ſchweres, dunkelgraues Gewölk anſcheinend unbeweglich am weſtlichen Himmel geſtanden. Allmählich ſchwärzer geworden, hoben ſich die Blitze, welche daſſelbe von Zeit zu Zeit durchzuckten, immer ſtärker hervor.

„Bei San Gennaro,“ ſprach der Neapolitaner; „zu jeder andern Zeit mag der Spruch wahr ſeyn, nur nicht heute. Wären wir ſonſt hier?“

„Mit rechten Dingen iſt es freilich nicht zugegangen,“ bemerkte der Zanetto.

„Warum denn nicht?“ fragte der Vorige. „Wenn die Madonna del Soccorso ein Wunder thun will, was geht es Dich an? Sie muß es ſich ſauer genug werden laſſen, das darfſt Du glauben.“

„Wie ſo?“ fragte der Venetianer; „ich dachte, für eine Heilige ſey ein Wunder gerade wie für unſer Einen eine Flaſche Wein zu leeren.“

„Meinſt Du, daß die Wunder alsdann ſo ſelten wären und ſo theuer bezahlt zu werden brauchten? Bei San Gennaro, es gehört ein andrer Beutel dazu, als der Beutel von uns Beiden, wenn ſich die Madonna del Soccorso von der Stelle rühren ſoll. Und fürwahr, es iſt auch keine Kleinigkeit, ſich von dem Vorgebirge herunter in die Brandung des Seeſturmes werfen und von ihr gegen die Felſen ſchleudern zu laſſen. Eine Heilige mag das aushalten, aber ohne Rippenſchmerzen geht es nicht ab.“

„Ich will mich ſelber herunterſtürzen laſſen, wenn ich Dich verſtehe, Carlotto.“

„Nun, haſt Du denn die gewaltige Felswand nicht geſehen, auf deren Spitze die Kapelle der Madonna del Soccorso ſteht?“

„Ob ich ſie geſehen? Wer iſt auf dieſen Meeren geweſen und hat das Vorgebirg del Soccorso nicht geſehen? Das hieße in Venedig ſeyn und den Markusplatz nicht ſehen.“

„Bei San Gennaro, ſo iſt's; nur thut die Madonna mehr Wunder, als Euer venezianiſcher Schutzpatron.“

„Wenn man ihn nöthig hat, iſt er auch bei der

Hand, so gut, wie jeder andere Heilige. Aber mit Eurer Madonna will es mir immer noch nicht klar werden.“

„Du hast die Kapelle gesehen, nicht war? Und hast die Felswand gesehen? — Nun kannst Du Dir auch den Sprung denken, den sie machen muß, wenn sie das Sturmwetter brechen will. Zu verwundern ist es nur, wie sie immer gleich wieder ganz aus dem Wasser kommt. Denn am andern Tag steht sie in der Kapelle oben, wie wenn nichts geschehen wäre.“

„Besonder ist es doch, daß sie sich selber da herunterstürzen muß — “

„Wer sagt denn, daß sie sich selber herunterstürze? Der Don Furfejo stürzt sie herab, und der thut es nur, wenn es ihm der Rabe befiehlt.“

„Der Rabe?“ fragte der Venetianer mit den lang gezogenen Tönen des äußersten Erstaunens und die weit aufgerissenen Augen mit offenem Mund auf den Neapolitaner geheftet.

„Der Rabe, sag' ich,“ erwiederte Dieser mit einem unverkennbaren Ausdruck von Stolz; „der Rabe des Kaisers Augustus — “

„Du trägst etwas stark auf, Carlotto,“ fiel der Toskaner ein; „wärest Du mit mir zu Pisa in die Schule gegangen, so wüßtest Du, daß der Kaiser Augustus schon dreitausend Jahre da ist, wo sich die Würmer weder vor Raben, noch vor Kaiser fürchten.“

„Wär' es denn ein Wunder, wenn er im vorigen Jahre noch gelebt hätte? Der Teufel weiß viel, denn

er iſt alt, pflegte mein ſpaniſcher Capitän zu ſagen; und bei San Gennaro, der Rabe muß mehr wiſſen, als andre Leute, ſonſt würde die Madonna del Soccorso nicht auf ſeinen Rath achten."

„Ein Rabe, ein heidniſcher Rabe — " murmelte der Zanetto zwiſchen den Zähnen, indem er den Kopf ſchüttelte; „und die Mutter Gottes ſollte ſich von einem heidniſchen Raben rathen laſſen?" ſetzte er laut hinzu.

„Wie kannſt Du glauben, daß der Rabe ſich in der langen Zeit nicht bekehrt habe? Unſer ſchönes Italien war ja einſt mit lauter Heiden angefüllt, und wo ſind ſie nun?"

„Aber warum kann ſie das Meer nicht mit ein Paar Roſenkränzen zur Ruhe bringen? Das wurmt mir am meiſten bei dieſer Madonna!" fiel ein Andrer ein, der bisher geſchwiegen.

„Da mußt Du ſie ſelber fragen," erwiederte der Neapolitaner. „Wenn es ſich anders einrichten ließe, würde ſie ſich's gewiß bequemer machen, ſollt' ich meinen."

„Ich will Dir ſagen," ſprach der Toskaner! mit den Heiligen iſt es eine wunderliche Sache. Oft ſcheint etwas recht dumm zu ſeyn bei ihnen, und am Ende iſt es nur, weil man ſelbſt ein Heiliger ſeyn muß, um es zu begreifen."

„Das iſt auch meine Meinung," ſetzte der Neapolitaner hinzu. „Ihr braucht nur die Martern der Heiligen anzuſehn. Wenn ſie ſo viel vermögen, warum können ſie ſich nicht auch dieſe Martern erſparen? Und doch thut es Keiner! Begreife das, wer kann — "

„Es ist genug, wenn man es glaubt," sagte der Toskaner. „Was man begreift, ist kein Wunder mehr — "

Ein schwacher, aber auffallend kalter Wind, der sich plötzlich erhob, machte diesem Gespräch ein Ende. Unbemerkt von den Redenden hatte das schwarze Gewölke nach und nach den ganzen Himmel bedeckt. Die Luft verfinsterte sich fast in einem Augenblick, und nach einer kurzen Weile ängstlicher Erwartung schüttelte ein furchtbarer Windstoß das Schiff, daß sich Niemand auf den Beinen hielt. Zoë schrie auf vor Schrecken und kroch auf allen Vieren nach der Oeffnung, die in den untern Raum des Fahrzeugs führte. Lauretta hielt sich an ihre Kleider fest, und Jaffier schlug Laura'n vor, ihnen zu folgen, indem er ihr die Hand bot, sie zu geleiten.

Sie dankte ihm nur mit einem Wink und blieb sitzen. Inzwischen waren alle Seeleute an ihre Posten geeilt und suchten die Segel einzuziehen, welche man hängen gelassen, damit ihr Flattern die Luft ein wenig bewegte. Jaffier legte gleichfalls Hand an; denn mit unglaublicher Schnelligkeit war ein eigentlicher Sturmwind losgebrochen.

Als das Nöthigste geschehen, kehrte Jaffier zu Laura'n zurück, und bat sie wiederhohlt, Schutz unter dem Verdecke zu suchen. Aber es war, als ob das Sturmwetter ihr Inneres angenehm aufregte. Sie starrte hinaus in die trübe Ferne, und ein unheimliches Feuer leuchtete in ihrem Auge. Mit dem einen Arm hielt sie die große, schwarze Katze des Schiffs umfaßt, welche sich sonst von

Niemand, als dem Steuermann anrühren ließ, und der andre lag nachläſſig auf dem Rande des Fahrzeugs. In ſolcher Vertrautheit mit den Schrecken der Natur ſchien ſie ein höheres Weſen geworden. Sie däuchte den Seeleuten größer, als zuvor, und mit einer Art von ehrfurchtvoller Scheu, welche ſich in dem genommenen Umweg ausdrückte, gingen ſie an ihr vorüber. Jaffier wich nicht aus ihrer Nähe, um im Augenblick zu ihrer Hülfe bereit zu ſeyn. Er konnte ſich nur auf den Beinen halten, indem er mit beiden Händen eines der Taue faßte, die nach dem Maſtbaum aufliefen. In gleicher Weiſe ſicherten ſich die Meiſten von der Schiffsmannſchaft gegen die furchtbaren Wogen, welche jeden Augenblick auf das Verdeck einzubrechen drohten. Viele hatten ſich auf die Knie geworfen, und ſchlugen ſich betend und reuevoll mit der einen Fauſt an die Bruſt, während ſie ſich mit der andern am Rande des Schiffs anklammerten.

Der Wind wurde immer heftiger und kälter. Das Dunkel nahm zu, und die Welt ſchien ſich enger und enger um das Schiff zuſammenzuſchließen. Es war ein angſtvoller Zuſtand; und dennoch wußte Jeder, daß das Schlimmſte noch zu erwarten war. Alles umher ſchwieg, und ſah mit Bangigkeit dem nächſten Augenblick entgegen; da ſchleuderte Laura plötzlich die Katze hinaus über Bord. Jaffier, der das Auge nicht von ihr gewendet, entſetzte ſich über das Feuer ihrer Blicke; denn ein wilder, innerer Jubel ſchien faſt in Flammen daraus hervorzubrechen. Aber ein allgemeines Grauſen ergriff

auch die Schiffsmannschaft, als sie sah, was die gewaltige Frau gethan. Eine Katze in's Meer zu werfen, war nach dem Glauben der Seeleute das sicherste Mittel, auch bei'm heitersten Himmel einen Sturm zu erregen. Schon so nahe dem Verderben noch die finstern Mächte des Abgrunds herauszufodern, mußte solches unfehlbar beschleunigen.

Und in der That brach der Sturm jetzt erst mit seiner furchtbarsten Gewalt los. Ein Blitz, welcher Himmel und Meer in Feuer hüllte zerriß auf einmal das graue Dunkel, um es eben so schnell in schwarze Nacht zu verwandeln. Das Krachen des Mastbaums und ein kurzer, aber schneidender Schrei des Entsetzens mischte sich in den einzelnen, gleichsam gellenden Donnerschlag, welcher den Blitz unmittelbar begleitete, und die Helle des nächsten Strahls ließ keinen Zweifel übrig, daß er das Schiff selber getroffen. Der Mastbaum war gespalten, und der Steuermann, welcher ihn zu seiner Sicherheit umfaßt, lag erschlagen am Boden. Jaffier allein hatte Besinnung genug behalten, um mit seinen Blicken den Blitz zu verfolgen. Er war am Mastbaum niedergefahren, und unter dem zu Boden gestürzten Steuermann über das Verdeck hin im Rande des Schiffes verschwunden.

Die neue Gefahr ergriff die Mannschaft mit solcher Heftigkeit, daß Jeder den Gegenstand fahren ließ, welchen er festhielt, und auf die Kniee niederstürzte. Alle glaubten, ihre letzte Stunde sey gekommen, und heulten und schrieen zu ihren Heiligen. Manche rauften sich vor

Angſt die Haare aus, und konnten weder Gedanken noch Worte finden zum Gebete. Jaffier hatte ſich ſchnell überzeugt, daß der Blitz nicht gezündet. Er war an das Steuerruder geeilt, und leitete ſolches mit der nöthigen Behutſamkeit, damit es nicht von den Wellen zertrümmert wurde. Sein Blick aber blieb auf Laura'n geheftet, um ſogleich mit ſeiner Hülfe nahe zu ſeyn, wenn ſie derſelben bedürfte. Die Momente furchtbarer Helle, welche ſich bei den ſchnell wiederholten Blitzen immer raſcher folgten, zeigten ihm, daß der Ausdruck von Luſt über den Aufruhr der Natur in eine Art von Behaglichkeit, ja von Schadenfreude übergegangen war. Er ſchrak ängſtlich zuſammen, als ihm der Gedanke durch den Kopf ſchoß, ſie habe abſichtlich die Katze ins Meer geworfen, um die Wuth des Elementes zu vermehren.

Indem das Gewitter immer ſtärker loszubrechen ſchien, legte ſich der Sturmwind in kurzen Pauſen. Der ganze Horizont und das Meer, welches ihn wiederſpiegelte, ſchien nur ein Feuer zu ſeyn, und alle Gegenſtände waren auf das Grellſte erleuchtet. Wer den Muth hatte, hinzuſehen, konnte ſich jetzt überzeugen, daß der Steuermann todt war. In einer ſolchen Pauſe des Windes rief der Toskaner: das Meer will ſein Opfer haben! Und das Wort war kaum geſprochen, ſo eilten die nächſten hinzu, und legten Hand an den Leichnam, um ihn über Bord zu werfen.

Da ſprang der junge Venetianer, welcher früher den Scherz über den Doge von Venedig ſo ernſtlich genommen,

und bisher, sich die Augen mit den Händen bedeckend, in einer Ecke gekniet hatte, hervor, und rief: „nein! so sollt Ihr ihn nicht in das nasse Grab senken! Er ist mein Pathe, und mein Pathe soll ein ordentliches Begräbniß haben!“ —

Es war ein wunderbarer Anblick, wie der Ausbruch eines edlen Pflichtgefühls plötzlich alle andern Leidenschaften dieser rohen Menschen zum Schweigen brachte. Nicht nur wagte Keiner zu widersprechen, sondern die Gefahr schien völlig vergessen. Sämmtliche Blicke waren auf den jungen Menschen gerichtet, der mit der größten Geschäftigkeit auf dem Verdecke herumrannte, bis er ein Brett gefunden, auf das er den Leichnam festbinden konnte. Dann eilte er hinunter in den Raum, und kehrte sogleich mit einem Stücke Segeltuch und einem großen Kruzifixe von Holz wieder. Er legte dieses dem Todten auf die Brust, hüllte ihn so in das Segeltuch, und umwand Alles mit Stricken. Niemand mischte sich in das fromme Geschäft; Staunen und Ehrerbietung sprach aus den Blicken der ganzen Schiffsgesellschaft, welche sich auf den jungen Seemann geheftet. In der That, es war ein Schauspiel, das man sobald nicht wieder sehen wird, wie mitten in dem Flammenmeer, in welchem sich die feindlichen Elemente zu vermischen schienen, das schwache Fahrzeug, gleichsam von einer unsichtbaren Hand geleitet, dahin trieb, und Jeder auf demselben sich als Zeuge einer bedeutungsvollen, religiösen Handlung betrachtend, die wilde Gefahr gänzlich vergaß, ob ihre Drehungen gleich alle seine Sinne bestürmten.

„Auf denn!“ rief der wackere junge Seemann, als er fertig war, und die Laſt am obern Ende gefaßt hatte; „auf denn, mein guter Pathe! Und möge Dich Sanct Nicolaus geraden Wegs in das Paradies geleiten!“

Bei dieſen Worten hatten die zunächſt Stehenden das Brett mit dem Leichnam angefaßt und aufgehoben. „Friede ſey mit deiner Seele!“ riefen ſie, und ſchleuderten ihn hinaus über Bord. Der Wind, der bisher geſchwiegen, gleich als ob er das Werk der frommen Pflicht nicht ſtören wollte, erhob ſich im nämlichen Augenblicke mit der äußerſten Gewalt. Er ſchien den Todten recht eigentlich mit ſich fortzuführen. Niemand hörte und ſah ihn fallen; vielmehr ſchworen die Meiſten, daß ſie ihn in dem Feuer des Himmels verſchwinden geſehen, und kein Zweifel wäre, daß der Steuermann auf dem geradeſten Weg in das Paradies gefahren ſey.

Wie hätten ſie es auch nicht glauben ſollen? War doch mit dieſem Windſtoß der ganze Sturm gebrochen! Zwar ließ das Gewitter nicht ſo ſchnell nach; aber die Pauſen zwiſchen den Blitzen dehnten ſich immer mehr, und der graue Himmel im Weſten wurde zuſehends heller. Auf einmal brach die Sonne durch am Rande des Horizonts, und beleuchtete mit ſchwachen Strahlen die finſtre See und das Schiff. Noch ſchien das Gewitter ſie zu bekämpfen, und die Sonne dem Kampfe nicht mehr gewachſen. Zwar tauchte ſie für das Fahrzeug, welches von Augenblick zu Augenblick aus den ſchwarzen Abgründen des Meers auf die Spitzen ſeiner Waſſergebirge gehoben wurde, mehr als einmal wieder empor

aus der matt glühenden Fluth, und die Dämmerung, die nach den Pausen von Finsterniß eintrat, welche die Blitze begleiteten, erinnerte durch ihre Dauer, daß die Herrschaft des Tagsgestirns noch nicht geendigt war. Aber auch die Blitze schwiegen endlich, und der Donner hallte immer ferner und immer ferner. Die Nacht sank nieder auf das bewegte Meer, und es dauerte nicht lange, so durchbrach der Mond die grauen Wolken. Der Wind gewann wieder größere Stetigkeit, und Jaffier, den man seit des Steuermanns Tod stillschweigend als Befehlshaber anerkannt, legte mit Mehreren von der Schiffsmannschaft Hand an, um den gespaltenen Mastbaum mit Tauen zusammenzubinden, damit er die Segel wieder tragen konnte. Die Zahl der Helfer vergrößerte sich in Kurzem über das Bedürfniß, und die Arbeit war nahe zu vollbracht, als sich Jaffier auf einmal ganz allein an derselben sah. Einer um den Andern hatte sich von ihm entfernt, und war zu der Gruppe getreten, welche sich auf dem Vordertheil des Schiffs gebildet, und allmählich die Seeleute alle aufgenommen hatte. Von seinem Ruf, von seinen Befehlen, seinen Bitten nahm Niemand mehr Kunde; vielmehr schienen sie in einem sehr lebhaften Gespräch begriffen, in welchem der junge Venetianer das Hauptwort führte.

„Wie? Ich soll meinen guten Pathen dahin fahren lassen," rief er eben, als Jaffier hinzutrat; „ohne seine Seele im Paradies mit Rache zu erfreuen? Bei San Marco, das hat er nicht um mich verdient! Besänftigt hat er das tobende Wetter, aber geweckt hat er es nicht

aus ſeinem Schlafe. Wer kann ſagen, daß er es geweckt habe?“

„Das kann Niemand ſagen,“ ſprach der Neapolitaner. „Und bei San Gennaro, das ſag' ich auch nicht. Er hat das Wetter beſänftigt, ſag' ich; aber er hat es nicht mit ſeinem Leben beſänftiget. Tod war er, mauſetodt war er, als wir ihn dem Meer zum Opfer gaben.

„Wie? Iſt er nicht gerad' aus unſern Händen in den Himmel hineingefahren?“ fiel ein Anderer ein. „Haben wir ihm das Fegfeuer erſpart, ſo kann er ſich das naſſe Bad wohl gefallen laſſen. War er doch ſchon ſo kalt, als hätt' er vom Abend bis zum Morgen im Eis gelegen!“

„Ich aber ſage, er lebte noch, und ich hätte meinen guten Pathen noch,“ rief der junge Venetianer, „wäre das Meer nicht mit Gewalt zum Zorne gereizt worden.“

„Bei San Marco, das iſt auch wahr,“ ſetzte der Vorige hinzu; „und der Maſtbaum wäre vielleicht nicht zerſchmettert.“

„Und wer hat das Meer zum Zorne gereizt?“ fuhr der Zanetto fort. „Bei San Marco, Ihr habt es Alle geſehen.“ —

Er ſchien eine Antwort zu erwarten, und begann mit größerer Heftigkeit, als zuvor: „wie? habt Ihr es nicht geſehen?“ —

Einige von der Gruppe entfernten ſich auf dieſe Frage, und der junge Seemann fuhr deſto heftiger fort: „Bei San Marco, iſt er auch nicht Euer Pathe geweſen, ſo war er doch Euer Steuermann, und fürchtet

Ihr Euch vor der griechischen Hexe, so fürchte ich mich nicht vor ihr. Auf, wer ein Sohn von San Marco ist, der helfe mir, die griechische Hexe über Bord zu werfen!“

„Lege nur zuerst die Hand an, ich folge dir“ — sprach sein Nachbar.

Und wie ein Pfeil schoß der junge Mensch nach dem Hintertheil des Schiffs, wo Laura noch in ihrer vorigen Stellung saß; denn der unglücklichen Frau galt sein Vorhaben, und die andern Seeleute brauchten ihm nur mit gleicher Heftigkeit zu folgen, so war es um sie geschehen. Sie hatte die Katze in das Meer geworfen, und weiter bedurft' es nicht, um sie als die Ursache des ganzen Unwetters anzusehen. Aber auch die wilde Lust, so ihr während desselben aus den Augen geleuchtet, war den Seeleuten nicht unbemerkt geblieben. Nur die Scheue vor der königlichen Gestalt und ihrem gebietenden Blick, und vielleicht mehr noch das frisch ausgesprochene Wort, daß sie eine Hexe sey, hielt die Uebrigen zurück, gleichfalls Hand an sie zu legen.

Jaffier trat aber auch dem heftigen Jüngling noch zu rechter Zeit in den Weg. Er hatte den Degen gezogen und sich zu ihrem Schutze vor die geliebte Frau gestellt.

„Lasset ihn gewähren, Steuermann Jaffier,“ sprach Laura wehmüthig zu ihrem Beschützer. „Er hat Recht; ich habe den Sturm erregt, und es ist am besten, daß die Wuth des Elements durch meinen Tod versöhnt werde.“

„Hört Ihr's?“ rief der junge Seemann. „Ihr eigenes Gewiſſen klagt ſie an. Was zögern wir länger?“

Auf dieſes Wort trat die Schiffsmannſchaft näher, um ihm Beiſtand zu leiſten. Nachdem ſich Laura ſelbſt angeklagt, ſchien ſie ihnen auch nicht mehr furchtbar.

„Wer ſich einen Zoll breit nähert, iſt ein Kind des Todes!“ ſchwur Jaffier.

„Wollt Ihr uns hindern, das Meer zu verſöhnen?“ ſchrien die Seeleute. „Iſt es nicht genug, daß unſer Steuermann zu Grunde gegangen iſt, ſollen wir auch zu Grunde gehn? Wie werden wir an die Küſte kommen, haben wir das Schiff nicht von dem Zauberweib erleichtert?“

„Ihr werdet auch dann zu Grunde gehn;“ erwiederte Jaffier. „Nur über meinen Leichnam hin mögt Ihr ſie erfaſſen.“

„Was liegt uns an Euch?“ rief der Hinterſte.

„Bei San Marco,“ fiel Einer in deſſen Nähe ein; „er iſt ja weder von Venedig, noch von Neapel. Was gehen uns die Franzoſen an?“

„Wer iſt unter Euch, Halunken,“ rief Jaffier gebieteriſch, „der ein Schiff zu führen im Stande wäre? An das Steuer trete, wer ſich deß fähig achtet! Frage den Compaß, wer ſeine Sprache verſteht! Blickt alle auf zu den Sternen, ſo viele Ihr ſeyd, ob Ihr den Weg nach der dalmaziſchen Küſte findet!“ —

„Was liegt uns an der dalmaziſchen Küſte?“ ſprach Einer aus dem Haufen. „Sind wir nur wieder in unſerem Hafen; weiter wollen wir nicht.“

„So richtet denn das Schiff dahin, feige Lumpen,“ fuhr Jaffier fort, indem er das Steuerruder losließ. „Auf! wenn Einer unter Euch ist, der es zu steuern vermag!“

„Wäre der Himmel nur hell,“ sagte Einer halblaut, „ich wollte den Weg nach unserer Küste schon finden.“

„Es hilft nichts,“ fiel ein Anderer begütigend ein. „Steckt Euer Schwert in die Scheide, Herr, und lasset uns die Arbeit am Mastbaume vollenden.“

„Ich rühre keinen Finger mehr dazu; meinetwegen mögen wir auch noch zu Grunde gehn,“ murrte der junge Venetianer, und entfernte sich nach dem Raum unter dem Verdecke, wahrscheinlich um seinen Aerger wegzuschlafen.

Mit der Entfernung des Letztern kehrte den Uebrigen die Besinnung wieder. Einer um den andern näherte sich dem Mastbaum, um die angefangene Arbeit zu vollbringen, und Jaffier erkannte, daß auch dieser Sturm ohne Gefahr vorüber gegangen war.

Langsamer legten sich Wind und Wogen, und der Donner verlor sich nur allmählig in die schwarze Ferne. Hie und da brach ein Stern durch die Wolken, aber es war nur auf Augenblicke, und der Himmel blieb bedeckt bis späterhin der Mond aufging. Desto günstiger wurde das Wetter gegen Mitternacht für die Fahrt nach der östlichen Küste. Jaffier ließ alle Segel aufsetzen, und das Schiff durchschnitt die immer noch aufgeregte See mit einer Sicherheit und Gleichheit der Bewegung, daß solche den Reisenden kaum fühlbar war. Nur die heftig

auffpritzenden Wogen, die der Wind über das Verdeck jagte, erinnerten noch, daß ſich die Wuth des Elements nicht ganz gelegt hatte. Mit Mühe bereitete Jaffier Laura'n einigen Schutz dagegen durch mehrere Segeltücher, die er auf der Windſeite hinter ihr ausſpannte. Was er auch ſagen mochte, um ſie zu bewegen unter dem Verdecke Schutz gegen Kälte und Näſſe zu ſuchen, war vergebens. Sie antwortete in kurzen Worten, die den Verdruß, ja den Schmerz, dem Sturm entgangen zu ſeyn, unverkennbar an den Tag legten.

Indem es allmählich ſtille geworden iſt auf dem ganzen Schiff, und nur noch das Ziſchen der geſpaltenen Wogen und das ſpritzende Niederfallen ihres zürnenden Schaumes die Ruhe der Nacht unterbricht, mögen wir die Gedanken der unglücklichen Frau belauſchen — wenn anders der innere Sturm eines in Verzweiflung, Haß und Lebensekel halb gebrochenen Herzen dieſen Namen noch verdient. Schwerlich brauchen wir unſern Leſern bemerklich zu machen, daß die Gefahr, in der ſich das Schiff befunden, Lauras Geiſt mit der Kraft jener zerſtörenden Leidenſchaften gehoben, und daß ſie in dem furchtbaren Kampfe des Elements, den ſie, wenn auch nicht erregt, doch vergrößert zu haben glaubte, den einzigen Genuß gefunden, deſſen Sie vielleicht noch fähig war. Mit wildem Jubel ihres Innern ſah ſie den Tod gleichſam mit großen Schritten einherſchreiten, und Grab an Grab öffnen, auf daß Niemand entrinnen konnte von dem Fahrzeug, welches die Zerſtörerin ihres ganzen Lebensglücks trug. Mit der Wolluſt der Rache blickte

sie in die schwarzen Abgründe, die Alles verschlingen sollten, woran Jacques Pierre's Herz hing. Sie selbst gefiel sich, diesen Untergang zu theilen, damit er desto gewisser wurde, und dem Verräther an ihrer Liebe auch keine Möglichkeit übrig blieb, wenigstens die Versöhnung der Vergangenheit zum Trost für seine Verluste zu gewinnen. Daß der Schmerz und das Gefühl der Verödung ihn unfehlbar zu ihr zurückführen würde, daran zweifelte sie nicht im geringsten, und mochte sie auch vielleicht ziemlich sicher rechnen. Ihn alsdann mit der tiefsten Verachtung zurückzustoßen, wäre freilich eine süßere Genugthuung für sie gewesen; konnte sie ihn jedoch nur so in's Elend stürzen, schloß sie lieber ihren eigenen Untergang in sein Verderben ein.

Aber so schwer ist es dem Menschen, sich als gänzlich werthlos selber aufzugeben, daß auch in Laura's Herz allmählich eine sanftere Stimmung wieder Raum gewann. War es, weil die höchsten Grade innerer Selbstzerstörung nicht mit dem Leben fortdauern können, oder weil die Natur einen Zauber ausübt, welchem der Mensch nie ganz zu widerstehen vermag: gewiß ist, daß Laura, indem sie die Vorstellung von Jacques Pierre's Verzweiflung bei der Nachricht von dem Untergange des Schiffes festhielt, auch allmählich einen Theil seines Schmerzes für ihren Verlust nahm, und diesen Theil in dem Maß vergrößerte, in welchem der Gedanke tiefer Wurzel faßte, daß er sich selber als die Ursache seines Elends anklagen und den ersten Grund daran in seinem Abfall von der Liebe zu ihr finden würde. Und als ein-

mal in ihrem Innern die Rede werden konnte von ſeiner Reue, veränderte ſich auch das Bild, unter dem er ihr in den letzten Zeiten erſchienen war. Die Vergangenheit warf einen milden Schimmer auf die Nacht der Gegenwart; es war gleichſam der Mond, der durch das dünne Gewölke gebrochen war und die See beleuchtete. Sein Strahl traf ja die Wogen auch noch nicht in Ruhe, aber es war doch ein ſanftes Licht, welches ihre Flächen verſilberte. Es konnte für Stille, für Ruhe gelten, weil Bewegung und Beleuchtung ſich gleich blieben.

Und das Mutterherz ſchwieg ganz von dem Kinde, welches den Untergang theilte? fragen unſere gefühlvollen Leſerinnen.

Wir haben keine Antwort, wohl aber fühlen wir tief, daß die Aufgabe faſt zu ſchwer iſt, den höchſten Verrath an der Natur und ihren Geſetzen zu ſchildern.

Drittes Kapitel.

Die Nacht war bereits herabgesunken, als das Fahrzeug, welches unsere kleine Reisegesellschaft trug, in den Hafen einlief. Es bedurfte der äußersten Anstrengungen der ganzen Schiffsmannschaft, um in Sicherheit zu kommen, bevor der Sturm ausbrach, womit alle Wetterzeichen für den Morgen gedroht hatten. Die Anker waren auch kaum ausgeworfen, als die Winde mit aller Gewalt losbrachen. Der Zustand der Reisenden wurde nun weit unbehaglicher, als er auf der hohen See gewesen wäre. Die Bewegung des Schiffes war durch die Ankertaue nicht gehindert, sondern nur beschränkt, und die Stöße, welche dasselbe jedesmal erschütterten, so oft sie ihre Grenzen gefunden, waren über die Maßen unangenehm. Selbst die Seeleute hatten Mühe, sich auf den Beinen zu halten, und die Frauen waren auch auf den Polstern nicht vor der Gefahr geschützt, heftig gegen den Rand des Schiffes geworfen zu werden. Dazu kam das Wetterleuchten, welches sich immer schneller und stärker wiederholte und in den schwarzen Wolken, die den westlichen Himmel bedeckten, den nahen

Ausbruch des heftigſten Gewitters verkündigte. Jaffier konnte nichts einwenden, als Zoë mit Heftigkeit an das Land geſetzt zu werden verlangte, und Laura ſich wenigſtens nicht dagegen erklärte.

Bei der unregelmäßigen Bewegung des Schiff's und der wachſenden Brandung der See war es jedoch nicht leicht, die Küſte ohne Unfall zu erreichen. Jaffier hielt es für das Beſte, nur eine von den Frauen um die andere an das Land zu bringen. Er wählte ſich zween von den tüchtigſten Seeleuten, um das kleine Boot zu rudern, und ergriff ſelber das Steuer. Bei dem heftigen Schwanken des größern Fahrzeugs war die Hauptſchwierigkeit in dem Uebergang aus demſelben in das kleinere. Inzwiſchen lief Alles glücklich ab, und die ganze Reiſegeſellſchaft befand ſich nach kurzer Angſt auf dem feſten Boden.

Gewöhnlich kennen die Schiffleute nur die Schenken und Garküchen der Küſtenorte, und nicht die Wirthshäuſer zum Uebernachten. Zur Zeit unſerer Ereigniſſe fehlte es aber auch in den civiliſirteſten und bevölkertſten Gegenden von Europa noch ſehr an dergleichen Anſtalten, geſchweige denn in dem Winkel von Dalmatien, wo wir uns befinden. Einer der beiden Schiffleute war indeß ſo weit am Lande bekannt, um ſich durch Nachfragen helfen zu können. Unſere Reiſenden folgten ihrem Führer auf dem holperichten Wege durch einen Theil der Stadt, der ſich auch in der Dunkelheit noch für ziemlich verödet erkennen ließ. Nach einer unangenehmen Seefahrt hat das Gefühl, auf dem feſten Boden zu wandeln, ſo viel

Behagliches, daß man leicht alle übrigen Unannehmlichkeiten darüber vergißt. Wenigstens bemerkten die Frauen die schauerliche Einsamkeit gar nicht, durch welche sie kamen. Ohnedieß gab ihnen der heftige Wind zu viel Beschäftigung, wenn sie ihm nicht die Herrschaft über ihre Gewänder völlig überlassen wollten.

Inzwischen wiederholten sich die Blitze immer häufiger. Der Donner wurde heftiger, und immer schneller folgten seine Schläge. Das dichte Dunkel, welches in diese Zwischenräume fiel, würde die Fortsetzung des Wegs unmöglich gemacht haben, hätten sich die Blitze minder rasch wiederholt. Endlich zeigte sich in ihrer Beleuchtung eine Art von Thor, welches den Eingang in irgend ein großes Gebäude zu bilden schien. Je näher sie demselben kamen, desto heftiger wurde der Wind, und in Kurzem stürmte er ihnen mit solcher Gewalt entgegen, daß Jaffier die Frauen mit beiden Armen fassen, und gleichsam unter dem Thore durchziehen mußte. Der Seemann, der Lauretta'n trug, und an solchen Widerstand gewöhnt war, lachte über das Angstgeschrei, welches Zoë beim Eintritt in die neuen Räume ausstieß.

Kaum hatten sie das Thor hinter sich, so erfolgte, ein so heftiger Blitz und Donnerschlag, daß auch der Muthige vor einer Gefahr erschrecken durfte, gegen die es keinen Widerstand gibt. Aber unter allem Schrecken konnte man dem Eindruck des erhabenen Anblickes nicht entgehen, welcher sich in der grellen Beleuchtung von zween einander unmittelbar folgenden Blitzstrahlen darstellte. Eine Colonnade von mächtigen Säulen gebildet,

schien sich in eine unabsehbare Ferne hinzuziehn. Andere Gebäude von den sonderbarsten Formen hoben sich am Wege selbst und hinter dem Säulengang empor. Alles war so großartig, daß die Reisenden auf einmal in den prachtvollsten Theil einer großen Hauptstadt eingetreten zu seyn glaubten.

„Ich hätte mir Venedig ganz anders vorgestellt," sprach Zoë, als der Führer unter den Säulengang trat, und die Gesellschaft ihm folgen mußte.

„Ihr seyd im Irrthum," erwiederte Jaffier, „wir sind noch nicht in Venedig."

„Wo sind wir denn?" fragte die schöne Frau mit Unmuth. „Aber was kann mir daran liegen, wo ich bin, wenn es nicht Venedig ist," setzte sie sogleich selber hinzu. „An einem guten Unterkommen kann es uns in diesen Palästen doch nicht fehlen." —

Der Führer bog jetzt in den Säulengang ein, wo ein schwacher Lichtschimmer durch die offene Thüre sichtbar wurde.

„Was sollen wir in dieser Spelunke?" rief Zoë, als sie ihm mit den Andern folgend in eine geräumige, aber schlecht beleuchtete Halle eingetreten war.

„Wir sind bei Meister Stephanowitsch," antwortete Jener, „und das ist eben so gut als in Abrahams Schoße sitzen. Man braucht nur krank zu werden, so kann man nirgends besser seyn, als bei Meister Stephanowitsch."

„Schöner Trost!" zürnte die reizende junge Frau. „Am Ende sind wir gar in ein Lazareth gerathen. Eilen

wir, Steuermann Jaffier, aus dieser Spelunke herauszukommen.“ —

In der That sah der Ort, wo sich die Reisenden befanden, nicht sehr einladend aus. Für die ersten Blicke schien ein hoher Schenktisch mit einer kupfernen Lampe und einer großen Vase von Porphyr das einzige Geräthe desselben zu bilden. Mehrere Männer standen um ihn herum und hinderten den größten Theil der Wirkung des ohnedieß schwachen Lichtes in dem großen Raume. Nach ihrem Anzuge zu urtheilen, waren es Soldaten. Der Eine warf zu wiederholten Malen eine Goldmünze auf den Tisch und schwor, daß es ein Nürnberger Schaupfenning und kein venezianischer Dukaten sey.

„Wie kannst Du verlangen, daß der Dukaten gut seyn soll, wenn es kein holländischer ist?“ sprach sein Nachbar.

„Hört mir doch den friesischen Hochmuth an,“ erwiederte der Nächste. „Das beste Geld ist das Ulmer Geld.“

„Den möcht' ich sehen, der jemals einen Ulmer Dukaten zu Gesicht bekommen,“ sagte der Dritte.

„Wärst Du nicht ein Stockböhme,“ entgegnete der Vorige, „so wüßtest Du, was man im ganzen Reiche singt.“

„Und was singt man denn im ganzen Reich?“ fragte der Böhme. „Wundershalber möcht' ich es doch wissen, wenn es etwas Kluges ist.“

„Man singt, was wahr ist, und Du kannst es nur behalten:

Venediger Macht,
Augsburger Pracht,
Nürnberger Witz,
Straßburger Geschütz,
Ulmer Geld
Hat den Preis in der ganzen Welt."

„Es muß doch nichts mit dem venezianischen Golde seyn," begann der Soldat, welcher das Gespräch zuerst angeregt hatte. „Sonst müßte der Reim doch auch davon lauten."

„Was liegt an dem Reim, wo von Gold die Rede ist?" rief der Böhme. „Bei Sanct Nepomuk, sie sind große Spitzbuben hier zu Land; aber gegen das Gold in ihren Dukaten ist nichts zu sagen."

„Wie kann das Geld gut seyn, wo das Volk schlecht ist? Das möcht' ich wissen. Man muß ein Stockböhme seyn, um das zu glauben."

„Ich will Dir etwas sagen, kluger Schwabe. Bei uns in Böhmen warten die Jungen nicht bis in's zwanzigste Jahr, um gescheidt zu werden, und seit den Tagen von Wlasta sind unsere Mädchen im siebenzehnten Jahre schon klug genug, um einen böhmischen Bauern einem schwäbischen Edelmann vorzuziehen."

„Wie sollten sie auch anders," erwiederte der Schwabe, „da sie nur böhmische Edelleute zu Gesicht bekommen, und von ihnen auf alle übrige schließen? Zudem ist auch Niemand leichter zu krönen, als ein Böhme. Nimmt doch jeder Goldschmid von Prag ein Paar tüchtige Hörner für eine Königskrone." —

Die ganze Gesellschaft lachte zusammen, und der erste Soldat sprach zu dem Böhmen: „Aber Spaß bei Seite, Knoll; sage mir, ob das gutes Gold ist. Ich habe nicht Lust mich nach Hause zu betteln. Sind die Dukaten, die mir der Provveditore bezahlt, nicht von gutem Golde, so geh' ich nach Venedig und verlange bessere. Geben sie mir keine guten Dukaten dafür, so stelle ich mich auf die Treppe des Markuspalastes und warte, bis der Doge selber herauskommt, um sie ihm an den Kopf zu werfen. Mag er mich auch dafür zwischen den zwei Säulen aufhängen lassen, lieber will ich bei schönem Wetter gehenkt seyn, als mich bei schlechtem durch die Welt betteln. Aber wenn Du Dein Handwerk verstehst, so mußt Du echtes und falsches Gold von einander unterscheiden können."

„Und das kann ich auch und hab' es bei Meister Wschemil gelernt, so gut als Einer. Bei Sanct Nepomuk, darin nehm' ich es mit allen Goldschmiden der Rialtobrücke auf. Hat je einer von ihnen eine Krone getragen?"

„Sey kein Narr, Knoll, mit deiner Krone," erwiederte der Vorige. „Eine Krone von Goldpapier hab' ich auch getragen, wenn ich in der Krippe der Kapuziner zu Weihnachten einen der heiligen drei Könige vorstellte. Und was hilft es mir nun?"

„Halt's Maul mit deiner Bamberger Krone von Goldpapier," fiel Einer ein, der bisher geschwiegen, „und laß den Knoll von der Krone der Goldschmide zu Prag erzählen. Nicht wahr, Knöllchen, dann probirst Du

uns auch die Dukaten, die uns die Krämerfürsten in den ſtinkenden Waſſerpaläſten gegeben?“

„Nun, wenn Ihr es denn hören wollt, ſo kann ich Euch wohl ſagen, daß die Zunft der Goldſchmide in der ganzen Welt die vornehmſte iſt —“

„Hoho,“ unterbrach ihn der Schwabe lachend.“

„Wie? Iſt das Gold nicht das vornehmſte unter den Metallen?“ fuhr der Böhme fort. „Und wie das Gold das vornehmſte iſt unter den Metallen, ſo ſind die Prager Goldſchmide die vornehmſten in der Welt. Und das kömmt her von der Königskrone, die Jedem aufgeſetzt wird, zu Prag, wenn er ſein Meiſterſtück mit Ehren beſtanden.“ —

Die Andern würden in ein lautes Gelächter ausgebrochen ſeyn; aber der Franke, welcher dem Geſpräch dieſe Wendung gegeben, winkte ihnen, daß ſie an ſich halten möchten. Zugleich zog er einen Dukaten aus dem Beutel und reichte ſolchen dem Böhmen.

Dieſer nahm das Goldſtück und ſtrich es mehreremale an der ſchwarzen Platte, welche das Poſtament der Vaſe bildete, und aller Wahrſcheinlichkeit nach von ſchwarzem Baſalte war.

„Gutes Gold! Bei Sanct Nepomuk, feines Gold,“ ſprach der Böhme. „Wie ich Euch ſagte, das Gold iſt gut in Venedig, aber die Weiber taugen nichts.“

„Was weißt Du von den Weibern von Venedig?“ fragte der Schwabe. „Haben ſie Dich in Prag gekrönt, kannſt Du es Dir auch in Venedig gefallen laſſen. Wenn die H..., welche Dir dieſen Dienſt leiſtet, nur

die Krätze nicht hat, so hast Du es immer noch besser getroffen, als mit jeder ihrer Schwestern zu Prag."

„Du thätest besser, dein loses Maul zu halten," antwortete der Böhme. „Wärest Du in Prag gewesen, so wüßtest Du auch, daß man das H....-Haus dort niedergerissen und an seine Stelle die Magdalenenkirche gebaut hat."

„Bin ich auch nicht in Prag gewesen, so weiß ich doch vielleicht mehr davon als Du. Kannst Du denn sagen, wie das H....-Haus in Prag geheißen hat?"

„Ist Dir der Name H....-Haus nicht deutlich genug?"

„Venedig hat man es geheißen, und mit Recht nannte man es so. Was ist Venedig anders als ein großes H....-Haus?"

„Nun, meinetwegen," fiel einer der Vorigen ein," wenn nur die Dukaten des Doge gut sind, so kann er alle Kirchen seiner Stadt in H....-Häuser verwandeln. Sie werden ihren Zweck nur um so besser erfüllen."

„Wenn die Dukaten gut sind," sagte der Holländer, „so thut es mir leid, daß es mit unserem Dienste zu End' ist."

„Was liegt mir daran, von wem ich meine Dukaten empfange?" sprach der Böhme. „So lang' ich den Spieß halten kann, find' ich immer noch einen Narren, der mich dafür bezahlt."

„Du wirst nicht lange darnach suchen dürfen," erwiederte der Schwabe. „Der Renault kann dich schon brauchen. Du mußt statt des Handgelds nur mit Versprechungen fürlieb nehmen."

„Aber wie iſt es denn mit dem Renault?“ fragte der Holländer.

„Wer ſein Glück machen will, muß ſich zu ihm halten,“ antwortete der Böhme.

„So iſt's,“ fuhr der Schwabe fort. „Willſt Du lernen, wie man mit falſchen Würfeln gewinnt und doch nie einen Heller in der Taſche hat, ſo kannſt Du keinen fleißigern Lehrmeiſter finden, als dieſen trieſaugigen Franzoſen. So lang Du noch einen Heller in der Taſche haſt, wird er Tag und Nacht in ſeinem Unterricht nicht müde werden. Dafür ſteh' ich Dir!“

„Gott erbarme ſich eines Jeden, der ſeinen Weg über die böſe Zunge des Schwaben nehmen muß!“ ſprach der Holländer.

„Sage vielmehr, der in die Geſellſchaft des franzöſiſchen Schurken geräth,“ entgegnete der Schwabe. „Haſt Du je ein Geſicht geſehen, welches der Schöpfer deutlicher gezeichnet? Wer mit ihm ſpielt und ſäuft, dem verſpricht er auch die Plunderung von Venedig. Was ſollen dieſe ruchloſen Aufſchneidereien, wenn er die Thoren, die ihm Glauben ſchenken, nicht damit an den Galgen liefern will?“

„Ich ſage Dir, es iſt nicht leer mit dem, was er ſagt,“ fiel ein alter Wallone ein. „Er kennt den Vicekönig von Neapel, wie ich Dich kenne, und daß der Vicekönig Alles vermag, was er will, kannſt Du von Jedem hören, der von Neapel kömmt.“

„Das ſoll mir Niemand weiß machen,“ erwiederte der Vorige, „daß ſich ein ſolcher Herr mit einem

Trunkenbold und Spieler, wie Dieser ist, gemein macht."

„Nun, wenn Du es nicht glauben willst," sprach der Wallone, „kannst Du ja warten, bis der Rechte kommt. Der Renault sagt, er würde das Handgeld für uns Alle in lauter spanischen Quadrupeln mitbringen."

„Und wenn der Vicekönig selbst käme," schwor der Schwabe, „und wollte mich bis an den Hals in Gold stecken, würd' ich keinen Theil nehmen an diesen Verräthereien. Hab' ich einmal Venedigs Brod gegessen und seine Waffen getragen, will ich mich wenigstens nicht zu seinem Verderben brauchen lassen. Einen Schurken nenn' ich Jeden, der es anders meint."

„Du hast das Maul gut aufreißen, hier unter uns," sprach der Böhme. „Aber ich kenne Manchen, vor dem Du es wohl bleiben lassen würdest. Der Vicekönig hat mehr gute Freunde unter unsern Hauptleuten, als der Doge von Venedig, und was ein Hauptmann thun kann, ist mir auch erlaubt."

„Gehört es zum Kriegsbrauch, ja; aber Verrath ist nicht Kriegsbrauch," erwiederte der Schwabe.

„Wenn wir uns helfen, wie wir können," fiel der Wallone ein, „so ist das kein Verrath. Wir vergelten nur Gleiches mit Gleichem. Haben uns die Venetianer nicht zuerst verrathen?" Erst schicken sie Leute bis nach Holland, um uns anzuwerben. Wir sind Narren genug und glauben an die goldenen Berge, die man uns verspricht. Wir lassen uns die lange Schifffahrt durch ein, zwei, drei Meere nicht verdrießen. Wie mancher braver

Kerl, den Spieße und Kugeln hundertmal verſchont, bezahlte den Spaß mit dem Leben! Und als wir endlich, wohl decimirt von Verdruß und Krankheiten, in ihren ſtinkenden Kanälen ankommen, was machen ſie mit uns? Von einem verfallenen Kaſtell ſchickt man uns in das andere. Einen Feind bekommen wir nirgends zu ſehen, wenn es nicht ein venetianiſcher Spitzbube iſt, der uns Brod und Fleiſch liefern ſoll. Und nachdem wir mit allen Skorpionen und Wanzen der Republik Bekanntſchaft gemacht, und uns die Schnacken ihrer Sümpfe die Hälfte unſres Blutes ausgeſogen, kommt ein hochmüthiger Provveditore, zahlt uns ein Paar Dutzend Dukaten aus und ſagt: wir ſeyen unſeres Eides gegen die Republik entlaſtet und könnten hingehen, wohin wir wollten — das heißt, wir könnten zum Teufel gehen, wenn der Teufel von uns betrogenen Thoren etwas haben will. Und wenn der Teufel kömmt und nennt ſich Vicekönig von Neapel, ſo ſeh' ich nicht ein, warum ich mich nicht zu ihm halten ſollte, beſonders da er mir ſo viel Geld verſpricht, als ich mir nur wünſchen mag, und mir überläßt, mit meiner Seele zu machen, was ich will." —

Eigentlich hätten wir das Geſpräch früher abbrechen müſſen. Unſere Geſellſchaft hat wenigſtens bei Weitem nicht ſo viel davon erfahren, als die Leſer. Zoë'n war die Geduld, wie gewöhnlich, ſehr ſchnell ausgegangen. Wenige Augenblicke nach ihrem Eintritt in das Gewölbe hatte ſie ihrem Verdruß in den herbſten Klagen über den Unſtern dieſer Reiſe Luft gemacht. Es war in der

Sprache ihres griechischen Vaterlandes geschehen, und sie fühlte sich nicht wenig beschämt, als ein kleines Männchen, das unbemerkt von den Eintretenden in einer dunkeln Ecke gesessen, hervortrat und ihr in derselben Sprache einige Worte der Theilnahme und der Aufmunterung sagte. Es entspann sich ein Gespräch, an welchem auch Laura bald Theil nahm, und das Aller Verlegenheit um ein Unterkommen schnell ein Ende machte.

Indem der Mann bedauerte, daß er ihnen selbst keine Wohnung anbieten könne, versicherte er, daß der Pfarrer, sein nächster Nachbar, für Gäste eingerichtet sey. Ein deutscher Hauptmann, der mit seiner ganzen Familie bei ihm gewohnt, habe dessen Haus in den letzten Tagen verlassen. „Der Pfarrer," schloß er mit leiser Stimme, „wird froh seyn, so ruhige Gäste bei sich aufzunehmen, um der Nothwendigkeit zu entgehen, den Landstreichern, von denen das Land wimmelt, und die in ihrer Unzufriedenheit die schlimmsten Dinge im Schilde führen, seine Thüre zu öffnen." Da er sich zugleich bereit erklärte, sie dahin zu begleiten, so setzten sie sich sogleich mit ihm in Bewegung.

Sie hatten nur wenige Schritte in dem Säulengange zu machen, um eine ähnliche kleine Thüre zu erreichen, welche verschlossen war. Nachdem ihr Führer mehreremale sehr heftig mit einem Stein daran gepocht und einer starken Mannsstimme geantwortet, die sich in der Landessprache aus dem Hause vernehmen ließ, that sich dieselbe auf, und ein Weltgeistlicher mit einer Lampe

in der Hand wurde sichtbar. Es bedurfte nur wenige Worte der Verständigung, so erheiterte sich das Angesicht des Mannes. Er sagte den Fremden einige verbindliche Worte und lud sie ein, ihm zu folgen.

Nachdem wir unsere Reisegesellschaft unter so sichere Obhut gebracht, dürfen wir die Aufklärung über den Ort, wo sie sich befindet, nicht länger schuldig bleiben.

Wenige von unsern Lesern mögen jemals den Namen Spalatro nennen gehört oder ihn schwerlich behalten haben. Und in der That ist es auch ein so unbedeutender Ort, der ihn führt, daß die ganze Schönheit der Küstengegend, deren Mittelpunkt er bildet, nicht hingereicht haben würde, ihn der Obscurität einer kleinen Provinzialstadt zu entreißen, wenn er nicht eine Periode von Glanz und Herrlichkeit gehabt hätte, von der noch sehr bedeutende Reste auf uns gekommen sind.

Kaiser Diocletian scheint sich nur darum aus den allerniedrigsten Verhältnissen auf den Thron der Welt emporgeschwungen zu haben, um das Unbefriedigende der höchsten äußerlichen Größe tief zu fühlen und der Welt zu offenbaren. Hier, in seinem dalmazischen Vaterland, nahe der alten Stadt Salona, hatte er einen herrlichen Landsitz gebaut, in den er sich nach zwanzig Jahren einer ruhmvollen Regierung zurückzog, um sich ausschließend dem stillen Genusse des Landlebens zu widmen. Und so wenig bereute er den Tausch der Weltherrschaft gegen die Ruhe des Privatstandes, daß er jeder Versuchung widerstand, in die volle Ausübung derselben zurückzukehren. Als ihm sein vor-

maliger Mitherrscher, Maximin, den Antrag machen ließ, die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen, erwiederte er dessen Abgeordneten mit einem mitleidigen Lächeln: „Wenn ich Deinem Gebieter die Kohlfelder zeigen könnte, die ich gepflanzt habe, würde er mir schwerlich zumuthen, meine ländliche Ruhe für die Freuden der Herrschaft hinzugeben.“ — Aber zum Troste der Herrscher, welche die Vorsehung auf diese Freuden angewiesen, wollen wir gerne glauben, daß Diocletian nur den niedrigen Werth einer Macht ausgesprochen, welcher die Sorge für ihre Selbsterhaltung keinen Gedanken an die Beglückung der ihr anvertrauten Völker übrig gelassen.

Durch das sogenannte goldene Thor dieses Palastes sind unsre Reisenden eingezogen, und die Wohnung des Geistlichen, in der sie ihr Unterkommen gefunden, bildet nur einen kleinen Theil seiner ungeheuren Reste. Die sämmtlichen Häuser der 12,000 Einwohner von Spalatro sind aus den Trümmern desselben aufgeführt, und die Hälfte steht auf seinem Boden. Außer dem großen Säulengang haben sich mehrere Tempel durch ihre Verwandlung in christliche Kirchen erhalten. Leicht mag auch die Wohnung des Geistlichen und seines Nachbars, des Apothekers, spätern Bedürfnissen Platz gemacht haben; doch sprechen alle Reisende noch immer mit Bewunderung von der Größe und Schönheit dieser Reste des Alterthums.

Obgleich der Anzug des Wirthes keinen Zweifel über seinen Stand gestattet, so scheint ihn doch seine Figur

und ſein ganzes Weſen eher zu der Beſtimmung des Soldaten zu eignen, als zu dem ehrwürdigen Amte des Friedens, welches er bekleidet. Eine hohe Geſtalt, athletiſche Schultern, ein länglichtes, ſchwarzgelbes Geſicht, ein breites Kinn und eine ſpitzige Naſe — das ganze Bild, welches von einem ſeiner ſlaviſchen Nachbarn entworfen worden iſt, paßt auch auf dieſen Mann; und da es, wie wir aus der Unterredung der Soldaten ſchon vernommen, und unſere Reiſenden noch genauer von ihrem Führer erfahren, an dem Orte nicht an Kriegsleuten aller Nationen fehlt, ſo iſt es ihnen wohl zu verzeihen, wenn ſie auch in ihrem Wirthe nur einen jener militäriſchen Abenteurer zu erblicken glaubten, wie man ſolchen dazumal in den meiſten Staaten begegnete, und die, zu jedem Dienſte bereit, auch keine Verkleidung ſcheuten, welche derſelbe nöthig machte.

Indeß verräth die ganze Einrichtung des Hauſes den unverheiratheten Mann und den Geiſtlichen. Nur eine Frau von ſehr hohem Alter ſcheint daſſelbe mit ihm zu bewohnen. Sie ſitzt mit geſenktem Haupte neben dem großen Kamin der Hausflur, welche nach der Sitte des Landes zu Küche und Wohnzimmer dient, und iſt ſo tief verſunken in die Betrachtung eines Todtenſchädels, der in ihrem Schoße liegt, daß ſie gar keinen Antheil an Allem nimmt, was um ſie vorgeht, und ſelbſt nicht einmal die Begrüßung der Eintretenden erwiedert. Der Wirth iſt genöthigt, ſeinen Gäſten die erſten Dienſte ſelber zu leiſten, und tritt ſodann vor die Thüre der Wohnung, um mit einem gewaltigen Ruf in die Nacht

hinaus eine Nachbarin herbeizuholen. Wenigstens läßt sich nicht anders glauben, als daß die junge, rüstige Frau, welche nach einer Weile eintritt und mit der ganzen Wirthschaft des Hauses vollkommen bekannt scheint, auf seinen Ruf gekommen sey. In Kurzem ist auch Alles so gut bestellt, als man von den beschränkten Verhältnissen eines niedrigen Weltgeistlichen erwarten kann, und wenn unsere Reisenden die Ruhe nicht finden, der sie nach den mannigfachen Bewegungen der letzten Tage bedürftig seyn müssen, so ist es wenigstens nicht die Schuld ihres Wirthes und seiner Schaffnerin.

Viertes Kapitel.

Unſere Leſer wiſſen aus dem Geſpräch der fremden Soldaten, daß ſich Renault gleichfalls in Spalatro befindet. Jaffier und ſeine Begleiterinnen haben dieß jedoch erſt von ihrem Wirth erfahren, welcher durch ſeinen vorigen Gaſt in die mancherlei Plane der herrenloſen Abenteurer eingeweiht war. Die kleine Stadt wimmelte von Menſchen der verſchiedenſten Sprachen und Nationalgeſichtszüge. Keiner verhehlte die äußerſte Unzufriedenheit mit der venetianiſchen Regierung, und die Meiſten erklärten ſich laut zu jeder Unternehmung bereit, welche dem Krämerſtaat ein Ende machen wollte. Es ſchien nur eine Ueberzeugung unter ihnen, daß nichts weniger gewagt, nichts gerechter und nichts belohnender ſeyn würde, als eine ſolche Unternehmung.

Wenn ſich unter einer Regierung, welche den Argwohn gegen jede ſelbſtſtändige Kraft der Bürger auf das äußerſte getrieben, und die Kunſt, die Köpfe in die von ihr gezogenen Kreiſe zu bannen, in der höchſten Meiſterſchaft ausgeübt hat, der Geiſt der Widerſpenſtigkeit in lauten Aeußerungen ergeht, ſo ſind ent-

weder die Ursachen derselben schwerer zu ertragen, als ihre Folgen, oder die Zahl der Unzufriedenen ist auf eine Höhe gestiegen, daß die Staatsgewalt den offenen Kampf mit ihr nicht mehr wagen zu können glaubt.

In einer solchen Lage mochte sich die venetianische Regierung um diese Zeit befinden. Im Besitze großer Landermassen, deren Bewohner sich nie mit ihrem Verwaltungssystem befreunden konnten, bedurfte sie an sich schon bedeutender militärischer Kräfte, welche der Mutterstaat selbst nicht zu liefern vermochte. Es waren meist Truppen, die man in den illyrischen und dalmazischen Provinzen ausgehoben und durch geworbene Abenteurer aller Völker und Religionen verstärkt hatte. In Kriegszeiten nahm man größere Massen solcher Söldlinge in Dienst, und kurz vor den Tagen unserer Ereignisse war dieß mit einem ganzen Corps von fünf bis sechstausend Mann geschehen, welche die Holländer der Republik Venedig zum Kampfe gegen die Spanier zugesandt hatten. Die niederländische Flotte, welche diese Hülfe trug, war der Wachsamkeit der Letztern glücklich entgangen, und die Gemeinschaft von Haß und Befürchtungen, die beide Staaten verband, gab ihrem Verhältniß eine solche Sicherheit, daß es in Zeiten, wo die Völkerschicksale noch größtentheils durch die Leidenschaften der Gewalthaber bestimmt wurden, leicht eine größere Wichtigkeit hätte gewinnen können.

Indeß hatte sich die Lage der Sachen bei der verspäteten Ankunft dieser Truppen bereits geändert. Man glaubte, derselben nicht mehr so dringend zu bedürfen,

und wechſelte damit alle übrige Anſichten von ihnen. In der That paßte der Geiſt dieſer Soldaten auch nicht für eine Regierung, welche grundſätzlich keine andere Richtung duldete, als die von ihr ſelber ausgegangen war. Der größte Theil von ihnen beſtand überdieß aus Proteſtanten, und die Verſchiedenheit der beiden Religionen bildete in jenen Tagen noch ein unüberſteigliches Hinderniß, um ſich gegenſeitig Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Indem ſich aber auch die Fremdlinge nicht in die klimatiſchen Verhältniſſe und die dadurch bedingten Lebensweiſen zu finden wußten, entſtanden Foderungen aller Art, welche man um ſo ſchnöder abwies, je weniger man geneigt war, auch nur das Schuldige zu gewähren. Da man ſie aber doch wegen ihrer Zahl fürchtete und bei dem Mangel an geeigneten Einrichtungen für die Aufnahme ſo vieler Truppen nicht ſo weit vertheilen konnte, um ſie durch Vereinzelung zu ſchwächen, ſo gab man ihren Anſprüchen manchmal zur Unzeit nach. Man gewann damit nur den Schein der Schwäche und weckte neue Anmaßungen.

Wie es ſchien, ſo wollte man ſich dieſer beſchwerlichen Gäſte durch die Auflöſung ihres militäriſchen Verbandes entledigen und hatte den Anfang damit in Provinzen gemacht, welche von dem Mittelpunkt des Staats am entfernteſten lagen und eine Anſteckung ihrer Bewohner weniger fürchten ließen. Ohne Zweifel würde dieſe Maßregel jetzt ſchon weiter ausgedehnt worden ſeyn, wenn die nächſten Folgen ihrer bisherigen Ausführung nicht Bedenklichkeiten erregt hätten. Statt ſich nach

ihrer Auflösung zu zerstreuen, hatten sich diese Fremdlinge von allen Seiten in Spalatro zusammengezogen. Sie fingen an, sich mit den Uschoken in Verbindung zu setzen und in heimliche Unterhandlungen mit den österreichischen Grenzbefehlshabern zu treten. Der Frieden war auch von dieser Seite immer nur ein halber Krieg geblieben, und da sich die Gerüchte von versteckten Rüstungen der Spanier zu Mailand und Neapel immer öfter wiederholten, und sogar Angaben bei den Staatsinquisitoren gemacht worden waren, welche glauben ließen, daß umfassendere Pläne gegen die Hauptstadt der Republik selbst im Werk wären, so mochte man es wohl für gefährlich halten, so viele heimathlose Wagehälse auf einmal ihrem Schicksal zu überlassen, und größere Sicherheit in ihrer Vereinigung unter militärischer Zucht und Ordnung finden. Mehrere Regimenter wurden sogar nach Venedig selbst, in das sogenannte Lazareth, verlegt, und den in den Provinzen Zerstreuten suchte man allmählich durch offene und heimliche, gelinde und gewaltsame Mittel beizukommen, um sie durch Vereinzelung oder Entfernung über die Grenzen für den Staat unschädlich zu machen.

In der That konnten die Plane des Vicekönigs von Neapel keinen günstigeren Boden finden, um die ersten Einverständnisse auf dem Gebiete der Republik anzuknüpfen, als diesen Winkel von Dalmatien, der, ziemlich weit entfernt von Zara, der Hauptstadt der ganzen Provinz und dem Sitze des venetianischen General-Statthalters, in den vielen Golfen und Inseln der

Küſte jede Bequemlichkeit für den heimlichen Verkehr mit dem Ausland und alle Mittel und Gelegenheiten zur Flucht darbot. Unſere Leſer werden ſich leicht davon überzeugen, wenn ſie ſich der hiſtoriſchen Erſcheinung erinnern wollen, deren wir noch eben gedacht haben. In dieſen Gewäſſern und beſonders in den Kanälen zwiſchen der Menge großer und kleiner Inſeln, womit die Küſte von Dalmatien gleichſam überſäet iſt, trotzte ein kleiner, auf ſchwachen Fahrzeugen ſchwimmender, Freiſtaat über ein Jahrhundert lang der ganzen Marine der Venetianer und Türken und fügte beider Schiffahrt und Handel größern Schaden zu, als die ganze Macht der Spanier, welche zu der Zeit für ihre Erbfeinde gelten konnten. Auch die Uſchoken waren urſprünglich ein Haufen heimathloſer Unglücklicher und hatten nur durch das Zuſtrömen der verzweifeltſten Abenteurer aller Länder und Völker Dauer und Stärke gewonnen. Wenn ſolche Räuberſchaaren in ihren flachen Küſtenbooten ſich den Venetianern und Türken ſo furchtbar machen konnten, um wie viel gefährlicher mußte in dieſen, dem Empörungskrieg ſo günſtigen, Gegenden ein Feind werden, der nichts zu verlieren, aber Alles zu gewinnen und in langer Kriegsübung jeden Vortheil benützen gelernt hatte, welchen die Verbindung mit einem mächtigen Nachbarſtaat und die Hülfsmittel mit einer feſtbegründeten politiſchen Macht nur immer gewähren konnten?

Jacques Pierre hatte Neapel auf dem Landwege verlaſſen, um ſeinem alten Gönner, dem Herzog von

Savoyen, aufzuwarten und sich von ihm Empfehlungsbriefe nach Venedig zu erbitten. Die Aufnahme, welche sie ihm verschafften, entsprach auch allerdings seinem ausgezeichneten Ruf als Seemann, sie verbarg aber doch nicht ganz das Mißtrauen gegen die wahre Absicht seines Dienstgesuchs. Spinelli hatte in seinen Depeschen die Wichtigkeit, welche der Gewinn dieses Mannes für die Marine der Republik haben müßte, wiederholt hervorgehoben. Wie er früher sein vertrautes Verhältniß zu dem Vicekönig im Zusammenhang mit dessen feindseligen Planen dargestellt, so berichtete er nun auf einmal von den Irrungen zwischen Beiden und sogar von der heimlichen Entweichung Jacques Pierre's aus dem neapolitanischen Dienste. Es geschah jedoch nicht ohne die Aeußerung des Gedankens, daß diese Flucht nur ein verabredetes Blendwerk seyn könnte, und die größte Vorsicht in der Sache nöthig wäre. Indeß erklärte er sein Mißtrauen bald darauf für übertrieben und meldete, mit welchem Geräusch der Vicekönig Jacques Pierre's Vermögen hatte in Beschlag nehmen, wie er dessen Familie mit Gewalt aus ihrer Wohnung wegführen und in ein Kloster einsperren lassen. Ja, er wünschte seinem Vaterland sogar zu Verlust und Gewinne Glück, zum Verlust, welchen sein Todfeind in der Entweichung dieses talentvollen Mannes erlitten, und zu dem Gewinn, welchen es in ihm für seinen Dienst machen könnte.

Während man in Venedig Jacques Pierre's Anstellung verzögerte, um das Urtheil über ihn und den Grad von Vertrauen, welches man ihm schenken dürfte,

feſtzuſetzen, benützte er den Vorwand, ſeine alten Schiffskameraden in Illyrien und Dalmatien zu beſuchen, um die größern Küſtenorte zu durchlaufen und die Hülfsmittel zu erforſchen, welche ſie ſeiner Unternehmung darboten. Er glaubte ſein gewöhnliches Glück in allen Unternehmungen zu erkennen, als er zufällig in Spalatro Zeuge der Auflöſung eines der holländiſchen Regimenter wurde. Sein ſchneller Blick faßte ſogleich den Vortheil auf, welcher für ſeine Plane daraus zu ziehen war. Er kehrte ungeſäumt nach Venedig zurück, verſah Renault, den er dort gelaſſen, mit Verhaltungsbefehlen und mit Geld und ſandte ihn nach Spalatro. Da die entlaſſenen Truppen größten Theils aus Deutſchen beſtanden, ſo meinte er, daß Niemand beſſer dazu taugte, ſie zu gewinnen, als ein Trunkenbold, wie ſein alter Freund.

Die Zahl der Weinhäuſer war ſehr beſchränkt in der kleinen Stadt, und Jaffier fand es nicht ſchwer, Renault aufzufinden. Er wurde ſeiner noch in den Morgenſtunden habhaft und führte ihn ſogleich zu den Frauen, welche die neueſten Nachrichten über Jacques Pierre von ihm erwarteten. In Neapel hatte der Vicekönig ihnen von Zeit zu Zeit Kunde von ihm geben laſſen; ſeit ihrer Abreiſe von dort waren ſie in völliger Unwiſſenheit über ihn geblieben.

„Beim Löwen von San Marco,“ ſprach Renault nach den erſten Begrüßungen zu Laura; „ich denke, Ihr werdet es Euch in Spalatro ſo gut gefallen laſſen können, als in Neapel. Lebt es ſich nicht beſſer hier, ſo trinkt es ſich doch wohlfeiler, und hat man auch nicht ſo viele

Wahl unter den Weinen, so bekömmt man dafür lauter unverfälschte Waare. Ihr glaubt nicht, welche Spitzbuben die Weinwirthe zu Neapel sind.“

„Desto beſſer für Euch,“ fiel Zoë ein; „dann iſt Euch der Abſchied nur um ſo leichter geworden.“

„Ihr kennt mich ſchlecht, Signora. Ich bin ein gar zu weichmüthiger Narr. Es iſt, als ob ich alles Waſſer, das mir im Wein beigebracht wird, durch die Augen wieder von mir geben müßte. Hätt' ich auch nicht vorher gewußt, daß Balſamo Wiegeſagt ſeine Fäſſer jeden Sonnabend taufte, ſo würd' ich es bei'm Abſchied wohl inne geworden ſeyn. Die Augen gingen mir über, wie einer alten Betſchweſter, und hätte mir der Schurke nicht noch einen Trunk vom Beſten auf den Weg gereicht, ich glaube, ich hätte Neapel verlaſſen, wie eine ambulirende Dachtraufe.“

„Dann müßt Ihr Euch wahrlich indeß auf Waſſer geſetzt haben,“ ſcherzte Zoë.

„Ihr meint wohl, weil ich mir jeden Augenblick die Augen wiſchen muß? Das iſt ein alter Fehler von mir. Als ich jung war, ſteckte ich die Naſe zu viel in die Bücher, und das müſſen die Augen gewöhnlich entgelten. Was hilft mir nun alle der Quark, den ſie mir in den Knabenjahren eingebläut? Mit meinem Latein würde mich doch Keiner von dieſen deutſchen Lümmeln verſtehen, denen ich die Seelen für den Vicekönig abkaufen ſoll. Dafür öffne ich ihnen das Verſtändniß deſto beſſer mit dem Safte des Bacchus, welchen ich ihnen zur Genüge einſchenken kann. Wäre der Capitän nur hier,

damit er einmal begreifen lernte, was es auf ſich hat, wenn man einen tüchtigen Trunk vertragen kann. Was wäre mit dieſen Burſchen auszurichten, hätte man ſich unter den Tiſch getrunken, bevor ſie begriffen, worauf es eigentlich ankömmt?“

„Aber Ihr ſagt uns ja nichts von dem Capitän,“ ſprach Zoë. „Habt Ihr ihn munter verlaſſen?“

„Bei'm Löwen von San Marco, er hat gut munter ſeyn! Es iſt keine Kleinigkeit, Jahre lang den Strick um den Hals zu fühlen, und ſeiner auf einmal ledig zu werden.“

„Ich verſteh' Euch nicht.“ —

„Wie? Iſt man nicht ſchon mit einem Fuß auf der Galgenleiter, wenn man eine Frau in der Fremde und eine andere zu Hauſe hat? Madame Jacques Pierre brauchte nur einmal rappelköpfiſch zu werden, und die übrigen Sproſſen waren bald erſtiegen.“

„Was ſchwatzt Ihr von Madame Jacques Pierre?“ fragte Zoë auffahrend. —

Laura, welche bisher beinahe gar keinen Antheil an dem Geſpräch genommen hatte, wurde nun erſt aufmerkſam.

„Und Ihr wiſſet es nicht?“ erwiederte Renault. „Nun dann vergeſſet, was ich geſagt habe. — Aber wozu es verbergen? Bei'm Löwen von San Marco, ich meine, es könnte Niemand lieber ſeyn, als Euch, daß das Feld geräumt iſt. War Madame Jacques Pierre auch ein altes Weib, ſo war ſie dem Capitän doch in aller Form angetraut; und wer ſich einmal von einer

Frau im Netz der Ehe fangen lassen, kommt ohne den Tod des Fischers nicht mehr heraus." —

Die Frauen machten bei dieser Gelegenheit eine Entdeckung über Jacques Pierre's frühere Verhältnisse, die für unsere Leser nicht neu ist. Ihr Eindruck auf dieselben war sehr verschieden. Zoë's Liebe zu dem Capitän war ohnedieß nie sehr feurig gewesen und hatte durch die wenigen Monate Trennung von ihm und die Gewohnheit des Umgangs mit Jaffier ihre meiste Kraft verloren. Desto grausamer schnitten Renault's Worte in Laura's Herz ein. Auf einmal war ihr nun der Widerwille erklärt, den Jacques Pierre von Anfang an gegen eine kirchliche Verbindung mit ihr an den Tag gelegt hatte. Aber es war auch ein Gedanke, der sie fast zernichtete, als ihr einfiel, daß er sich erst von ihr getrennt, nachdem der Tod seiner Gattin das Hinderniß derselben gehoben. Für ein unsittliches, von Gott und den Menschen verdammtes Verhältniß war sie ihm gut genug gewesen; für eine ehrenvolle Verbindung vor der Welt hatte er eine andere vorgezogen. Wie tief sank die unglückliche Frau auf einmal in ihren eigenen Augen, als die letzte Täuschung verschwunden war, durch welche sie die Schmach einer Concubine vor sich selbst verborgen!

Bis dahin hatte sie noch Stunden gehabt, in welchen sie einen Blick in die Vergangenheit zurückwerfen mochte; geschah es auch nur, um sich mit dem Gedanken zu trösten, daß sie bei der Vertheilung der menschlichen Glückseligkeit nicht ganz leer ausgegangen sey. Eine Reihe von Jahren hindurch hatte Jacques Pierre mit

einer grenzenloſen Hingebung an ihr gehangen, und in ihrem Beſitze das höchſte Glück gefunden. Wie ſchwer auch die Gegenwart auf ihr laſtete, ſie hatte doch eine beſſere Vergangenheit gehabt. Bei manchen Erinnerungen konnte ſie ſogar mit einer ſüßen Wehmuth verweilen.

Auch dieſes Schatzes der Vergangenheit ging ſie nun auf einmal verluſtig. Es war zur Gewißheit für ſie geworden, daß ſie ſich von Anfang an in Jacques Pierre's Liebe getäuſcht hatte. Er war nie aufrichtig, er war nie wahr gegen ſie geweſen. Im Hintergrunde ſeiner Seele hatte er andere Gedanken, andere Plane gehegt. Er hatte ſie nie geliebt; er hatte ſie nicht einmal geachtet. Er hatte nur ihre Jugend mitgenommen, weil ſie an ſeinem Wege lag. Die Zeit, wo er ſie wieder wegwerfen wollte, war zum Voraus von ihm berechnet.

Wir wollen den Wirkungen nicht vorgreifen, welche ſo ſchwere Kränkungen der Liebe und des Stolzes in einem hochgeſinnten, leidenſchaftlichen, weiblichen Charakter hervorbringen müſſen. Jedoch der nächſte Jammer, dem ſie verfiel, war ganz anderer Art; er kam ihr von der Religion anſtatt des Troſtes, den ſie noch allein von da erwarten konnte. Die ſpäteren Ereigniſſe machen es nothwendig, alle Tiefen des Unglücks dieſer Frau zu ergründen, und ſo müſſen wir den religiöſen Richtungen derſelben eine nähere Beachtung widmen.

Der Ernſt, welcher die Grundlage ihres geiſtigen Weſens bildete, war dieſen Richtungen ſehr günſtig geweſen. Unſere Leſer erinnern ſich vielleicht noch, wie

die Schwester Orsola in ihr den besondern Beruf für das Klosterleben und selbst für eine höhere Wirksamkeit in demselben erkannte. Von der heftigsten Leidenschaft hingerissen, hatte Laura Jacques Pierre's Vaterland, Tugend und guten Namen aufgeopfert; aber der erste Sturm derselben war auch kaum vorüber, so begann das unsittliche Verhältniß, worin sie mit ihm lebte, ihr Gewissen zu beunruhigen. Zu stolz, von ihm zu fodern, was sie von seinem Ehrgefühl, wie von seiner Liebe, erwarten durfte, suchte sie zuerst in ihren heimlichen Künsten die Mittel, das Bedürfniß einer gesetzlichen Verbindung durch die Segnungen der Kirche in ihm selber zu wecken. Als dieß ohne Erfolg war, bot sie Gebet, Gelübde, Opfer und schwere Bußübungen auf, um von des Himmels Barmherzigkeit zu erlangen, was ihr die Liebe schuldig geblieben. Mit jedem Jahr wurde das Gefühl dieses sündhaften Verhältnisses drückender für sie. Es zerstörte die geringe Anlage für Heiterkeit und Frohsinn allmählich vollends in ihr, und ließ sie Alles, was ihr Schlimmes begegnete, auf diesen Makel ihres Lebens beziehen. Der unglückliche Tod ihres neugebornen Sohnes erschien ihr als die natürliche Folge einer Verbindung, der die Weihe vor dem Altar fehlte. Sie hatte selbst Stimmungen, in welchen sie eine Art von Trost in diesem Unglück fand, und den Himmel durch ein so großes Opfer für ihr sündhaftes Leben versöhnt zu haben glaubte. Donna Orsola, an die sie sich mit großem Vertrauen angeschlossen, hatte diese Ansicht nicht unbedingt bestätigt, und sogar manchmal den

Zweifel geäußert, ob die Vergebung der Kirche Kraft haben könne, wo der Menſch hartnäckig in der Sünde verharre. Es lag ihr zu viel daran, die unglückliche Frau durch ihre Gewiſſensangſt in einer Abhängigkeit von ſich zu erhalten, die, wie ſie feſt vertraute, früher oder ſpäter den Augenblick herbeiführen mußte, wo Laura durch die Ablegung der Gelübde Ruhe für ihr geängſtigtes Gemüth zu gewinnen ſuchte.

Die Berechnung der frommen Matrone würde ſich auch ohne Zweifel gerechtfertigt haben, wäre nicht Alles in den Zuſtänden der beiden Frauen plötzlich anders geworden. Laura's Verhältniß zu Jacques Pierre löste ſich auf eine Weiſe, die ihr Gemüth und ihren Stolz auf das Tiefſte verletzte. Gleichzeitig widerfuhr ihr die grauſame Kränkung der heiligſten Gefühle durch den hartnäckigen Widerwillen ihrer Tochter gegen ſie, und deren entſchiedenen Neigung für die Zerſtörerin ihres ganzen Glückes. Das tückiſchſte Schickſal konnte unmöglich tiefer einſchneiden in ein weibliches Herz, welches das Bedürfniß nach Liebe und öffentlicher Achtung ſo tief fühlte, und Beider auch im Grunde ſo würdig war. Alles erſcheint hier, wie eine gänzliche Störung der Naturgeſetze, die über den heiligſten Beziehungen der Menſchen unter einander walten. Wär' es nicht ein Frevel, die kurze Exiſtenz eines menſchlichen Weſens mit der Weltordnung zu vergleichen, von der es einen ſo kleinen Theil ausmacht, ſo könnte man ſich bei einem ſolchen Seelenzuſtand jener ungeheuern Möglichkeit erinnern, daß die Centralſonne auf einmal aus ihrer Axe

gesprengt, und in Trümmern auf die Bahnen der Planeten geschleudert würde.

In dergleichen Lagen erscheinen die gewaltigsten Erschütterungen anderer Art, besonders wenn sie mehr den physischen Menschen angreifen, als eine Wohlthat für den Unglücklichen; denn wo es auf schnelle Wirkungen ankömmt, ist der Körper immer mächtiger, als der Geist. Laura's Irregehen mit Jaffier auf dem Vesuv, und die Krankheit, welche die Folge einer, durch Kälte, Näße und Müdigkeit auf jede Weise erschöpften, Natur war, können in ihren nächsten Wirkungen als ein Glück für sie betrachtet werden. Offenbar übte die plötzliche Entfernung von Menschen, deren bloser Anblick schon so schmerzlich für sie war, und die ausschließende Umgebung von Andern, deren Wohlwollen für sie keine Mißdeutung zuließ, eine lindernde Kraft aus, welcher sie nicht widerstehen konnte. Es scheint unzweifelhaft, daß Einsamkeit und Nachdenken gewisse Ansichten in ihr zur Reife brachten, die Jacques Pierre's Verlust als eine Strafe Gottes für das langjährige Vergessen seiner Gebote hinnahmen, und den Gewinn der Liebe ihres Kindes für sie zur Aufgabe eines neuen Lebens machten.

Von da an finden wir die unglückliche Frau wirklich in einer Fassung, die sich kaum anders erklären läßt. Ihr einziges Bestreben ist auf dieses Ziel gerichtet. Die Gewohnheit an Jaffiers Gesellschaft und Dienstleistung bildet sich dabei immer weiter aus, und sie zeigt sich allmählich in einer Weichheit, welche sie für die Eindrücke des waldensischen Gottesdienstes besonders em-

pfänglich macht. Ihre religiösen Gefühle werden tief aufgeregt und auf die Tugend der Resignation hingewiesen. Aber ein Christenthum wie dieses, ist eine zu überraschende, zu schnell vorübergehende Erscheinung, als daß sie solche mit Klarheit in sich aufnehmen und mit Erfolg festhalten konnte. Der verwandte Zustand, von dessen Heilung sie Zeugin gewesen ist, läßt nur die Vergleichung mit der Hoffnungslosigkeit des eigenen zurück, und als diese kurz darauf durch die Rettung Zoë's aus den Fluthen bestätiget, und selbst Jaffiers Neigung, die ihr noch allein übrig geblieben schien, zweifelhaft wird, verwirrt sich Alles in ihrem Innern mehr, als jemals, und es wird uns immer banger vor der Entwicklung eines Schicksals, das wir zu seinem Ziele zu begleiten berufen sind.

In der That fürchten wir nur zu sehr, daß wir Schlimmes zu berichten haben werden. Der Entschluß der unglücklichen Frau auf der Ueberfahrt von Italien nach der dalmazischen Küste, die ganze Schiffsgesellschaft mit sich in den Wellen zu begraben, kann nicht allein aus dem Ekel an einer hoffnungslosen Zukunft, sondern muß aus dem Durst nach Rache hervorgegangen seyn. Aber es ist einmal ihr Schicksal, daß das Unglück nicht auf ihren Ruf erscheint, und das Glück sich nur einstellt, um sie für Schlimmeres zu retten. Renault's Aufschluß über Jacques Pierre's Vergangenheit scheint recht eigentlich dazu bestimmt, das Maaß ihres Jammers voll zu machen; auch der letzte Trost, den ihr die Religion gewährte, wird ihr damit entrissen.

Nun kömmt ihr die Bedenklichkeit in Erinnerung, welche die Schwester Orsola so oft gegen die Absolution von einer Sünde geäußert, von der sie sich nicht loszumachen die Kraft hat. Aber welche Gültigkeit kann sie haben, wo sie in einer falschen Voraussetzung, für ein unsittliches Verhältniß überhaupt und nicht für die schwere Sünde des Ehebruchs ertheilt ist? Mit, oder ohne ihre Schuld, der Himmel war einmal betrogen, eines der heiligsten Sakramente war entweiht. Zum zeitlichen Verderben, in welches sie Jacques Pierre gestürzt, gesellt sich auch das ewige Verderben, und damit ihr jeder Ausgang aus diesem Labyrinthe von Beängstigungen aller Art verschlossen bleibe, sucht sie Rath und Hülfe bei einem Priester, dessen Geist und Bildung einer kasuistischen Frage von solcher Bedeutung nicht gewachsen sind.

Der Pfarrer Wukuschin, in dessen Hause die Reisenden ihr Unterkommen gefunden, stand bei den Bewohnern der kleinen Stadt in großem Ansehn. Unermüdet in seinen priesterlichen Geschäften, verrichtete er solche mit einer gewissen Heftigkeit, die in den Augen der Menge für einen Beweis seiner großen Frömmigkeit galt. Während des Aufenthalts so vieler Fremden war er ihnen noch besonders nützlich geworden. Seine stattliche Gestalt, seine gewaltige Stimme und seine soldatischen Manieren paßten ganz vorzüglich für den Verkehr mit Kriegsleuten, und da er im Nothfall seinen Mann beim Becher, auf der Jagd und bei allen Gelegenheiten, wo es auf Körperstärke, Muth und Waffengebrauch

ankam, ſo gut, als Einer, ſtellte, und er bei der Vermittlung zwiſchen den Einwohnern und ihren Gäſten den Grundſatz feſthielt, daß man es mit Kriegsleuten ſo genau nicht nehmen dürfe, ſo war er auch bei dieſen ſehr beliebt, und hatte manche böſe Geſchichte beigelegt, die ohne ihn die Ruhe und Sicherheit der ganzen Stadt gefährdet haben würde.

Dieſer Mann hatte Laura's Vertrauen durch die zarte und unermüdete Aufmerkſamkeit gewonnen, mit der er ſeine Mutter behandelte. Es war die alte Frau, welche bei dem Eintritt unſerer Reiſenden in ſein Haus am Kamin geſeſſen, und daſſelbe, wie ſie bald gewahr wurden, allein mit ihrem Sohn bewohnte. Faſt ohne Theilnahme für Alles, was um ſie vorging, und blos mit dem Menſchenſchädel beſchäftiget, der ihr im Schoße lag, ließ ſie ſich die wenigen Dienſtleiſtungen, deren ſie bedurfte, von Niemand, als von ihm gefallen; auch erwies er ihr ſolche mit einer Geduld, welche das gewöhnliche Maaß kindlicher Liebe bald erſchöpft haben würde.

Laura wendete ſich an ihren Wirth, um Beruhigung für ihr Gewiſſen zu erlangen, und der Beichtſtuhl löste ſchnell ihre Zurückhaltung. Aber welch ein Jammer für die unglückliche Frau, als Wukaſchin, nachdem er ſich über ihr Verhältniß zu Jacques Pierre genau unterrichtet, den Ausſpruch that, nicht nur, daß jegliche, während deſſelben gewonnene, Abſolution nichtig, ſondern daß ſie auch durch die mangelhafte Beichte in eine Todſünde verfallen wäre, für welche die Kirche keine Ver-

gebung habe. Umsonst wiederholte sie ihm, daß sie unmöglich eine Schuld beichten können, von der sie keine Ahnung gehabt. Er gestand, daß sie in menschlichen Augen allerdings Mitleiden verdiene; allein sie habe einmal die Sünde des Ehebruchs mit Jacques Pierre getheilt, und würde derselben sicherlich entgangen seyn, wenn sie von Anfang an auf einer ehelichen Verbindung mit ihm bestanden. „Das ist der größte Fluch der Sünde," schloß er, „daß sie immer neue Sünden erzeugt, bis das Maaß für das ewige Verderben voll ist."

Der Eindruck, welchen diese trostlose Erklärung auf die unglückliche Frau machte, war fast zernichtend. Sie versank in eine tiefe Schwermuth, und riß sich ganz von dem Umgang mit Andern los. Alle Bestrebungen Jaffiers, sie zur Theilnahme an den wenigen Zerstreuungen zu bewegen, welche die kleine Stadt darbot, waren vergeblich. Sie schloß sich mit einer wunderlichen Hartnäckigkeit an die Mutter ihres Wirthes an, und nahm von den übrigen Hausgenossen und selbst von ihrer Tochter keine Kunde weiter.

In dem Maaß, in welchem Laura sichtbarlich unterging in ihrem Schmerz, wuchs die Zufriedenheit und der Frohsinn von Zoë'n. Alle frühere Ungleichheit ihrer Laune war verschwunden, und ihre sanfte Heiterkeit wich nur zuweilen, um einer anmuthigen Fröhlichkeit Raum zu lassen, die sich bald in Erzählungen lustiger und trauriger Ereignisse, bald in lieblichen Gesängen und reizenden Nationaltänzen Luft machte. Niemand war glücklicher, als Lauretta. Alle Künste, welche sie früher

von ihrer franzöſiſchen Erzieherin gelernt, wachten auf einmal wieder auf in dem lebhaften Mädchen, und bildſam wie ſie war, hatte ſie ſich ſchnell die griechiſchen Melodien und Tänze zu eigen gemacht. Der Pfarrer, auf deſſen Unterhaltung Alles abgeſehen ſchien, holte ſeine lang vergeſſene Laute hervor, und bezog ſie mit neuen Saiten, um Geſang und Tanz ſeiner Gäſte mit ihrem Spiele zu begleiten. Unvermerkt ſah ſich Jaſſier in den Kreis dieſer Zerſtreuungen hineingezogen, und ſeine Jugend und Nationalität mußten ſich nothwendig darin gefallen. Aber mit ſeiner Theilnahme ſchien auch der Reichthum von Zoë's anmuthigen Talenten zu wachſen, und der Pfarrer, der ſeines Standes und ſeiner Strenge gegen Laura ſchnell vergeſſend, ſich allmählich mit dem Gedanken zu ſchmeicheln begann, das Ziel ihrer Beſtrebungen zu ſeyn, erkannte bald, daß er ſich entweder getäuſcht, oder von Jaſſier aus dem Sattel gehoben worden war. Mit dem beſten Anſtand ergab er ſich in ſeine Zurückſetzung, und ſuchte die Entſchädigung auf anderem Wege.

Der Zufall begünſtigte ihn auf eine unerwartete Weiſe. Der Apotheker, deſſen Gewölbe nach den Sitten der Zeit den Bewohnern von Spalatro den Dienſt eines heutigen Kaffeehauſes leiſtete, führte ihm eine Fremde zu, die nur mit einer weiblichen Bedienung angekommen war, und darum nirgends mit beſſerem Anſtand unterzukommen meinte, als bei einem Geiſtlichen. Sie ſchien eine Frau von Stande zu ſeyn, und befand ſich auf jenem Höhepunkt der weiblichen Schönheit, wo

die üppige Fülle das erste Sinken derselben unter den verführerischsten Reizen verbirgt. Ihr ungezwungenes Wesen und ihr einnehmendes Betragen paßten ganz zu dem heitern Leben, welches in dem Hause des Pfarrers seinen Sitz aufgeschlagen. Da es Raum genug hatte, und der neue Gast sein eigenes Bettgeräthe mit sich führte, so stand Wukaschin keinen Augenblick an, die vortheilhaften Bedingungen einzugehen, die ihm angeboten wurden.

Mit dem Eintritt dieser Frau veränderte sich Alles in dem Hause des Pfarrers. Sie legte es sichtbarlich darauf an, die sämmtlichen Bewohner desselben zu gewinnen, und es gelang ihr auch bei den Meisten über die Maßen. Zoë's Beweglichkeit und Lust am Neuen war ihr auf der Schwelle schon entgegengekommen, und als die ersten Begrüßungen ergaben, daß die Fremde den nämlichen Namen mit ihr trug, frohlockte die reizende, junge Frau über den anmuthigen Zufall, wie über ein Schicksalszeichen, daß sie zur Freundschaft für einander bestimmt wären. Lauretta wollte zuerst nicht begreifen, daß es noch eine andere Zoë geben könne außer der ihrigen; aber die neue Zoë wußte das Kind mit so verständiger Freundlichkeit zu behandeln, daß es schon nach den ersten Stunden alle Scheu vor ihr ablegte, und bald keinen Unterschied mehr zwischen beiden Frauen machte. Der Pfarrer wurde recht eigentlich von seinem neuen Gaste bezaubert, und auch Jaffier konnte der geselligen Gewandtheit der schönen Frau nicht widerstehen, besonders als er sie mit seiner Muttersprache

vollkommen vertraut fand, und die munterſten Lieder ſeines Vaterlands mit einer Reinheit der Ausſprache und einer Richtigkeit des Tones ſingen hörte, daß ſie gar wohl für eine Tochter deſſelben hätte gelten können. Nur mit der alten Frau und mit Laura'n mißlang ihr erſter Verſuch gleich ſo vollkommen, daß ſie jede Luſt verlor, ihn zu wiederholen. Bei der erſten Begegnung hatte die Letzte wahrhaft zuſammen geſchaudert, und auch die Fremde ſchien von einem ſehr unangenehmen Eindruck ergriffen, welchen ſie jedoch eben ſo ſchnell mit der ganzen Selbſtbeherrſchung ungewöhnlicher Lebensgewandtheit bemeiſterte. Nicht ſo leicht faßte ſie ſich, als die Alte, nachdem ſie ihr eine Weile feſt in die Augen geſehn, ſich mit einem wahren Abſcheu wegwendend in die Worte ausbrach: „Wehe, wehe, mein Sohn! Du haſt einen Vampyr über Deine Schwelle gelaſſen.“ —

Aber ſo feſt war der Pfarrer bereits umſtrickt von der Fremden, daß die Warnung, hätte ſie auch Grund gehabt, zu ſpät gekommen wäre. In den erſten Tagen ſchon bemächtigte ſie ſich durch ihre Dienerin der ganzen Wirthſchaft, und beſchränkte die Nachbarin, welche ſolche bisher geführt, auf die niedrigſten Dienſte der Herbeiſchaffung von Lebensmitteln, von Waſſer und Holz. Wukaſchin war vollkommen blind für die große Aenderung, die in ſeinem Hauſe vorging und bemerkte nicht einmal die Nachläßigkeit, womit ſeine Mutter und Laura in ihren wenigen Bedürfniſſen verſorgt wurden, ob ſie gleich einen Grad erreichte, der die Abſichtlichkeit gar nicht verkennen ließ. Verſäumte er doch ſelber allmählich

die mancherlei kleinen Dienſtleiſtungen, an welche die alte Frau von ihm gewöhnt war, und bekümmerte ſich am Ende gar nichts mehr um ſie, nachdem er einmal ihre wiederholten Warnungen vor der unheilvollen Fremden in einem unehrerbietigen Ton erwiedert, und ſie jede ſeiner Annäherungen mit Verachtung von ſich gewieſen. Laura war unvermerkt an ſeine Stelle getreten, ſo daß ſeine Mutter die Aenderung kaum bemerkte.

Was hatte die alte Frau denn ſo Anziehendes, fragen unſere Leſer, daß Laura ihre Geſellſchaft ſogar der Geſellſchaft von Jaffier vorzog, der ihr ſo viele Beweiſe von Anhänglichkeit, ja von Liebe gegeben? — In der That konnte der Umgang mit einer ſiebenzigjährigen Frau, welche vom Morgen bis zum Abend mit einem Todtenkopf im Schoß am Kamin ſaß, und meiſt Tage lang kein Wort ſprach, unmöglich angenehm ſeyn. Die Alte lebte nur in einem Gedanken des Schmerzens und der Rache. Kukawitza nannte ſie ſich ſelber, und Kukawitza hieß in der Sage ihres Vaterlands die Jungfrau, welche ſich ſo lang abhärmte über den Tod ihres Bruders, bis ſie in einen Kukuk verwandelt wurde. Der Schädel war der Schädel ihres Gatten, den ein Statthalter des Landes vor mehr als zwanzig Jahren hatte hinrichten laſſen. In ihren Augen war die Gerechtigkeit Rache, und ſie lebte nur in der Hoffnung, Gerechtigkeit zu finden gegen den Mörder, wie ſie jenen Venetianer nannte, der um dieſe Zeit die höchſten Staatsämter der Republik erreicht hatte. Jedes Jahr ging ſie zu dem

Feſte von Mariä Verkündigung nach Venedig, und warf ſich dem Doge mit dem Ruf um Gerechtigkeit zu Füßen. Kukawitza war unglücklich; wenn unglücklich genannt werden darf, weſſen ganzes Leben ſich um Eine Hoffnung dreht: ſie war unglücklich in Laura's Augen, weil ſie ſelber nicht an irdiſche Gerechtigkeit glaubte. Laura war hoffnungslos unglücklich, und das Unglück war das Band, welches ſie mit der alten Frau vereinigte.

Indeß wurde es immer lebendiger in dem Hauſe des Pfarrers. Die Ankunft der drei Frauen, von denen Jede in ihrer Art die Aufmerkſamkeit der Männer feſſeln konnte, war bald in der kleinen Stadt bekannt geworden. Die müßigen Abenteurer, welche den größten Theil des Tages unter den Säulengängen des Kaiſerpalaſtes zubrachten, machten dem Pfarrer ihre Beſuche nun viel fleißiger als jemals. Die beiden Zoë'n gefielen ſich auf das beſte in den manichfachen Bewerbungen, die um ſie entſtanden, und wenn die Eine gleich Jaffiern zuweilen auf die auffallendſte Weiſe den Vorzug vor allen übrigen gab, und die Andere den Pfarrer wenigſtens bei guter Laune zu erhalten verſtand, ſo benahmen ſie doch Keinem der Bewerber die Hoffnung, noch größere Fortſchritte zu machen in ihrer Gunſt.

Laura und die Alte entzogen ſich dieſer lärmenden Geſellſchaft gänzlich, und waren gewiß auch völlig von ihr vergeſſen worden, könnten Haß und Liebe jemals vergeſſen. Jaffier wurde nicht müde in den Verſuchen,

mit Laura'n auf den alten Fuß zurückzukehren. Noch öfters vielleicht, wie wenig sie es auch merken ließ, gedachte die zweite Zoë der Einsamen. Daß Laura's Nähe für sie etwas besonders Unangenehmes haben mußte, ist durch Beider erste Begegnung verrathen worden. Aber man brauchte auch nur in ihr Auge voll Stolz und Leidenschaft zu blicken, um gewiß zu seyn, daß sie der alten Frau ihren Empfang nicht verziehen.

Dennoch möchte man glauben, daß ihr Haß vorzüglich der Ersten gegolten. Wenigstens verbarg sie ihre Bemühungen, den Sohn gegen seine Mutter einzunehmen, unter der Beschuldigung, daß die alte Frau durch Laura's Einfluß in ihren Abneigungen geleitet und beherrscht würde. Vorzüglich benützte sie die Scene im Schiff während des Sturmes auf der Ueberfahrt von der italienischen nach der dalmatischen Küste, welche sie von Zoë'n erfahren, um ihm die unglückliche Frau als eine Person darzustellen, die mit den bösen Mächten im Verkehr stände und überall, wo sie erschiene, das Unglück mitbrächte. War nun die Alte von ihr bezaubert, oder theilte sie den unheimlichen Verkehr aus früherer Gewohnheit; wie die Schlaue die Vermuthung nicht undeutlich merken ließ: immer war es der Pfarrer sich selbst und noch mehr seinem Stande schuldig, die unheilbringende Nähe nicht zu dulden. Beide mußten dem Strafgericht des Himmels früher oder später verfallen. „Welche Schmach für einen Geistlichen," schloß sie, „wenn der Hexenprozeß losbricht, während sie noch Euer Haus bewohnen! Aber welcher Ruhm auch, wenn

es geschieht, nachdem Ihr sie von Euch gestoßen! — Freilich wär' es am besten, könnte man die Jüngere allein austreiben. Aber würde das Haus dadurch gereiniget? Wäre die Alte dem Einfluß der Unholdin entzogen? So unheimliche Verhältnisse können nicht schnell genug zur Reife gebracht werden. Ist die Alte nur die Verführte, so mag ihre Seele noch zu retten seyn; ist ihr Verkehr mit der Hölle schon alt, so hilft die Verzögerung ohnedieß nichts, und ist es eine Wohlthat für sie, daß die Bahn des Verderbens, auf der sie wandelt, nach Möglichkeit abgekürzt wird." —

Der Pfarrer war unrettbar unterjocht von der schönen Frau; dennoch schrak er zusammen, als sie mit dem Rathe schloß, seine Mutter ungesäumt aus dem Hause zu stoßen, und im nämlichen Augenblick fiel ihm auch der Letzten Warnung vor dem Vampyr ein, den er über seine Schwelle gelassen. Allein sie hatte dieses Gespräch so schlau vorbereitet durch die leisesten Uebergänge, daß ihn nur das Ungeheure überraschen konnte, welches in dem Gedanken so ruchloser Undankbarkeit des Sohnes gegen seine Mutter liegt. Drang sie nun auch schon nicht sogleich weiter in ihn, so kam sie doch so oft auf ihren Vorschlag zurück, und brachte ihn unter so manichfachen Formen und in so verschiedenen Stimmungen des Bethörten vor, daß er allmählich an denselben gewöhnt wurde. Das ist ja die Kunst der Hölle, daß sie im Angriff auf den Menschen nie ermüdet, und ihre Anstrengungen beharrlich gegen den nämlichen Punkt gerichtet sind. Ein Dichter des Alterthums hat

dieß in dem Bilde des Waſſertropfens ausgedrückt, deſſen wiederholter Fall am Ende den Felſen durchbohrt, und ein neuerer Dichter uns umſonſt mit dieſer Wahrheit zu verſöhnen geſucht, indem er die Gewohnheit einen Teufel und einen Engel genannt hat, weil ſie Beiden, der Tugend und dem Laſter, ein bequemes Kleid anlegen könne.

Es war ein harter Entſchluß für den Pfarrer; dennoch mußte er gefaßt werden, wenn er nicht in den Augen der ſchönen Frau, zu der ihn die Liebe plötzlich, wie ein Wirbel, ergriffen, auf das tiefſte ſinken wollte. Seine erſte Rede richtete ſich an Laura, und es geſchah mit der ganzen Scheu und Unſicherheit einer ſchlechten Sache. Die Unglückliche war ſo ſehr überraſcht, daß ſie ihn nicht gleich verſtand; indeß faßte ſie ſich ſchnell, und fragte ihn, ob nicht ein Frauenkloſter in der Stadt ſey, in welchem ſie vorläufig ein Unterkommen finden könnte. Er erwiederte ihr, daß ſich das Kloſter der Karmelitinnen ſchwerlich für ſie öffnen würde, und gab ihr auch keine größere Hoffnung, als ſie ihm deutlich genug zu verſtehen gab, daß ſie ihren Aufenthalt zu bezahlen gemeint ſey. Die Alte, welche bei dieſem Geſpräch zugegen war, hatte im Anfang gar keine Kunde von ihrem Sohne genommen, und ward erſt aufmerkſam, als Laura denſelben bat, ihr wenigſtens eine Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Venedig zu verſchaffen.

„Es könnt' Euch nichts helfen, wenn ich bei allen Schiffspatronen am ganzen Hafen umherliefe. Keiner würd' Euch an Bord nehmen," war ſeine Antwort.

„Und warum nicht?“ fragte Laura mit neuem Befremden.

„Aus dem nämlichen Grunde, warum ich Euch nicht länger unter meinem Dache behalten kann. Das ganze Volk spricht böse Dinge von Euch. Mögen sie wahr seyn oder nicht, so könnt' Ihr doch keine Nacht mehr in meinem Hause weilen.“

„Was ist das?“ wandte sich die Alte fragend an Laura, als ob sie ihrem Sohne kein Wort gönnen möchte.

„Ich soll Euch verlassen, gute Mutter.“

„Wer zwingt Euch dazu?“ —

Laura hatte nicht den Muth, ihre Frage zu beantworten, sondern richtete nur den schweren Blick auf Wukaschin. Dieser las den Ausdruck des verachtenden Vorwurfes darin, und erboste nur um so heftiger, je lauter die innere Stimme sprach, daß er ihn verdiene.

„Und was ist's denn?“ rief er. „Die ganze Stadt will sie nicht mehr in ihren Mauern dulden, und ich sollte sie unter meinem Dache behalten? Habt Ihr mit der Hölle Gemeinschaft gemacht, so müßt Ihr Euch nicht wundern, wenn Euch die Menschen aus der ihrigen stoßen!“

„Höret nicht auf ihn,“ sagte die alte Frau. „Es ist Alles eitel Thorheit und Feigheit in ihm. Könnte sein Vater noch ungerächt seyn, wenn er nicht eine Zwiebel statt eines Herzens im Leibe hätte? Pfui über ihn! In diesem langen Rocke steckt nicht einmal ein Weib, geschweige denn ein Mann.“

„Und wer hat mich in diesen Pfaffenrock gesteckt?“ brach der Pfarrer mit der äußersten Heftigkeit los. „Mein Kopf war für den Helm, und nicht für die Priestermütze, diese Faust für das Schlachtschwert und nicht für den Rosenkranz bestimmt. Aber als Du im Frieden warst mit der Kirche, hast Du mich der Kirche geopfert, und nun Du mit der Hölle im Bunde bist, möchtest Du mich mit Dir zur Hölle ziehen. Fort aus meinem Hause, Rabenmutter! Fort mit Dir griechisches Zauberweib, welches nie über meine Schwelle hätte kommen sollen! Fort mit Euch Beiden, ehe das Strafgericht des Himmels losbricht über Euren Häuptern!“

„Sagt' ich es Euch nicht?“ sprach die Alte mit Ruhe. „Er hat einen Vampyr über seine Schwelle gelassen, und der Vampyr hat ihm das Herzblut ausgesogen. Kommt,“ setzte sie gegen Laura hinzu; „fort aus diesem Grabe! Er ist nicht mehr zu retten aus den Klauen des Vampyrs! Wehe, Wehe!“ rief sie mit Abscheu; „der Vampyr hat ihn zu einer lebendigen Leiche gemacht, und bald wird er auch eine todte Leiche seyn!“ —

Mit diesen Worten nahm die Alte den Schädel, von dem sie sich nie zu trennen pflegte, unter den Arm, und verließ das Haus. Laura folgte ihr, halbbetäubt von den Worten, die sie gehört, und kam erst zum Gefühl ihrer Lage, als sie sich plötzlich unter einer Menge von Menschen sah, welche scheu vor den Frauen zurückwichen. Gewohnt, sich nie anders als auf das Anständigste außer dem Hause zu zeigen, wollte sie das

Geſicht nach der Sitte der Zeit unter dem Schleier verbergen. Da bemerkte ſie mit Entſetzen, daß ſie ſolchen in dem Hauſe des Pfarrers zurückgelaſſen. Ihre Verlegenheit ſtieg immer höher, und vielleicht durfte man ihr dazu Glück wünſchen; wurde ſie doch wenigſtens auf einige Augenblicke dem vollen Bewußtſeyn ihres Elends entzogen und ganz jenem Zuſtand von innerer Verworrenheit hingegeben, der in einer Lage, wie die ihrige, faſt als eine Wohlthat anzuſehen iſt.

Die Augen zur Erde geſenkt, wandelte ſie einher neben der alten Frau, ohne auf den Weg zu achten, welchen ſie nahm. Erſt als ſich ihre Führerin nach geraumer Zeit vor einer niedrigen, runden Mauer auf die Knie niederließ und ſie dem Beiſpiel derſelben gefolgt war, erhob ſie den Blick; aber man denke ſich ihr Entſetzen, als ſie einen Galgen vor ſich ſah, an welchem die Trümmer von zwei menſchlichen Gerippen an Ketten hingen. Wenig fehlte, daß die unglückliche Frau umgeſunken wäre; und in der That ſchien ſich auch Alles zu vereinigen, um ihr die ganze Außenwelt von der troſtloſeſten Seite zu zeigen. Sie erblickte nichts vor ſich, als eine nackte, felſigte Anhöhe, und das furchtbare Gerüſte der ſtrafenden Gerechtigkeit war der einzige Gegenſtand, welcher die ſtarre Oede unterbrach. Furcht und Entſetzen feſſelten ſchnell ihre Augen wieder an den Boden; wohin hätte ſie auch ſolche richten mögen in der völlig unbekannten Gegend? Das laute Gebet der Alten flößte ihr wieder einigen Muth ein. Sie nahm ihren Roſenkranz in die Hand, um gleichfalls zu beten.

Aber es war ihr unmöglich, sich in Andacht zu erheben über ihren Zustand. Umsonst senkte sie den Blick, um die entsetzlichen Gerippe nicht mehr zu sehen. Sie schienen ihr nur um so näher zu kommen, wenn der Wind sie schüttelte, daß die Knochen klappernd an einander schlugen. Der Angstschweiß rann ihr von der Stirne; sie begann zu zittern und war nahe daran, das Bewußtseyn zu verlieren, als die Alte sich erhob. Welch ein Trost für die unglückliche Frau, da sie umwendend eine kleine Kapelle vor sich liegen sah! Sie folgte ihrer Begleiterin nach derselben, und Beide nahmen Platz auf dem steinernen Sitz der Vorhalle.

Sie hatten eine gute Weile schweigend hier gesessen, als sich die Thüre der Kapelle von Innen öffnete, und ein Geistlicher, dem der weiße Bart beinah auf die Füße niederfloß, heraustrat. Er war tief gebeugt von der Jahre Last, und schleppte sich mit Mühe fort an seinem dicken Stocke. Die Frauen schien er gar nicht zu bemerken, und war im Begriff, an ihnen vorüberzugehen, als die Alte sich ihm näherte, seine Hand faßte und küßte.

„Was wollt Ihr hier?“ fragte er Diese nach einigen Augenblicken Besinnung in einem Tone des Vorwurfs, während er das Haupt langsam von dem gekrümmten Rücken erhob.

„Wie, Vater? Kennet Ihr die alte Kukawitza nicht mehr?“

„Weil ich Euch kenne, wundert es mich, Euch hier zu wissen. Ihr habt vergessen, was Ihr dem Todten

ſchuldig ſeyd, und fürchtet, daß Euch der Lebende daran erinnern könnte."

„Ich fürchte Eure Erinnerung nicht, und brauche ſie auch nicht, ſo lange mich Dieſer erinnern kann," erwiederte ſie, indem ſie mit Heftigkeit auf den Schädel ſchlug, den ſie in der Hand hielt. „Auch bin ich darum nicht zu Euch gekommen. Ich ſuche ein Obdach für mich und meine Unglücksſchweſter."

„Ein Obdach?" fragte der Greis mit Verwunderung. „Wollt Ihr ein anderes Obdach, als Dieſer?" ſetzte er in dem Tone des Vorwurfs hinzu, während er den Arm erhob und mit der Hand auf eine Vorſtellung der Kreuzigung zeigte, welche mit grobem Pinſel auf die Mauer der Vorhalle gemalt war. „Haben ihm Sonne und Wolken zwanzig Jahre lang zum Obdach genügt, könnet Ihr es Euch wohl auch die Paar Jahre noch gefallen laſſen, die Euch umſonſt für die Rache vergönnt ſind."

„Umſonſt? Wann wird Kukawitza müde werden, um Rache zu ſchreien zu Gott und zu dem Doge? Was kann der ſchwache Arm eines verlaſſenen Weibes mehr? Einen Sohn hatt' ich, und Tag und Nacht trieb ich ihn zur Rache. Ich hab' ihn nicht mehr; der Vampyr hat ihm das Bischen Herzblut ausgeſogen. Um meine Stimme nicht mehr zu hören, hat er mich aus dem Hauſe geſtoßen, mich und Dieſe hier. Ihr müßt uns Obdach geben, ſonſt gehen wir zu Grunde, bevor die Rache vollbracht iſt."

„Wer iſt Eure Begleiterin?" fragte der Greis.

„Eine Unglückliche, die nach Rache dürstet, wie Ihr und ich.“

„Dann soll sie mir willkommen seyn. Tretet ein in die Kapelle und harret im Gebet, bis ich Fürsorge für Euch getroffen.“ —

Der Greis, der, wie unsere Leser vielleicht schon bemerkt haben, blind war, schleppte sich durch die Kapelle fort nach dem kleinen Hause hinter derselben. Nach geraumer Zeit kehrte er zurück zu den Frauen und führte sie in seine Wohnung.

Da der Aufenthalt Laura's bei diesem Mann nicht ohne Einfluß auf die nächsten Ereignisse blieb, so wollen wir das Wichtigste davon in Kürze berichten.

Das Leben der drei Personen, welche das Schicksal hier vereiniget hatte, konnte nicht einförmiger seyn. Im Grunde bestand es blos im Wechsel des Gebets zwischen der Kapelle und vor der runden Mauer, auf welcher der Galgen stand. Wie unglücklich auch Laura seyn mochte, dem drückenden Gefühl der Einförmigkeit eines solchen Zustands konnte sie nicht entgehen. In dergleichen Lagen sucht der Mensch seinen Trost in der Vergangenheit oder in der Zukunft, und so heftete sich ihr Herz an die Erinnerungen des waldensischen Gottesdienstes, als die einzigen Bilder ihres frühern Lebens, welche nichts Schmerzliches für sie hatten. Wirklich trat auch das Gefühl ihrer übrigen Leiden einigermaßen in den Hintergrund ihrer Seele zurück, je länger sich ihr Nachdenken mit jener Erscheinung beschäftigte. Es wurde ihr immer klarer, daß ein praktisches Christen-

thum, wie dieſes, mehr Troſt gewähre, als die mechaniſche Ausübung ſinnlicher Bräuche und die unermüdete Wiederholung gedankenloſer Gebete. Eine ſolche Uebereinſtimmung aller Gemüther in der innigſten Erhebung zu Gott und im Flehen für die Seelenleiden Anderer gewann in den Augen der unglücklichen Frau allmählich eine Macht, der kein Zuſtand, wie verzweifelt er auch ſeyn mochte, widerſtehen konnte. War doch der Durſt nach Rache ſo innig vereinigten Gebeten gewichen, und ſelbſt die unheilbarſte Entzweiung der Ehegatten durch ſie in das ſchönſte Glück verwandelt worden. Sollte dieſes Chriſtenthum nicht auch ein Heilmittel haben für ihr Elend?

Mehrere Tage lang beſchäftigte ſie dieſer Gedanke, ohne daß ihr darum deutlicher wurde, wie ſie darin die Hülfe für ihren eigenen Zuſtand ſuchen müßte. Da entſchloß ſie ſich endlich, ihre Hoffnung und ihren Zweifel dem alten Geiſtlichen im Beichtſtuhl vorzutragen. Dieſer Mann hatte jedoch ſo wenige Begriffe von der Möglichkeit anderer religiöſer Anſichten, als der gröbſten Vorſtellungen von chriſtlicher Ketzerei und türkiſchem Heidenthum, daß er Laura'n lange gar nicht verſtand, und ihm erſt ein Licht aufzugehen ſchien, als ſie den Zuſammenhang der Waldenſiſchen Verſammlung mit den grauſamen Verfolgungen berührte, die uns aus Fabrizio's Erzählung bekannt ſind. Nachdem ſie ihm auf ſein Verlangen Alles genau wiederholt, erklärte er die ganze Erſcheinung für eine Fantasmagorie der Hölle, und fand es unbegreiflich, daß ſie ſich nur einen Augenblick

durch ein so grobes Blendwerk täuschen lassen. „Wie konnte Euch unbemerkt bleiben," schloß er, „daß der Teufel hier den Triumph über den Abfall eines Verwandten des heiligen Vaters zu Rom von der alleinseligmachenden Kirche gefeiert? Wenn anders auch diese Geschichte nicht eine höllische Erfindung war, um Euch durch Vorspiegelung der Unmacht des Statthalters Gottes auf Erden desto stärker mit ketzerischen Irrthümern zu umstricken."

Es ist die gewöhnliche Wirkung großen Unglücks, daß die wichtigsten Ueberzeugungen des Menschen dadurch wankend werden, und so fand es auch der Greis nicht schwer, der unglücklichen Frau den Glauben beizubringen, daß Alles, was sie bei den Waldensern gesehen, ein Gaukelspiel der Hölle gewesen. Er sprach seine Ansicht mit jener energischen Entschiedenheit aus, die in Glaubenssachen besonders mächtig ist, und erklärte es schon für eine große Sünde, daß sie sich nicht nur dem Glauben an die Wirklichkeit dieses Blendwerks hingegeben, sondern sogar Gefallen daran gefunden und den teuflischen Greuel als eine schöne Erinnerung in ihrer Seele getragen. Er legte ihr eine harte Buße dafür auf, und behielt sich neben derselben vor, ihr die Absolution erst dann zu ertheilen, wenn er die Ueberzeugung gewonnen, daß keine Spur der schweren Verirrung in ihrer Seele zurückgeblieben.

In diesen Gesprächen über den Zustand ihres Innern war denn auch das Verhältniß zu Jacques Pierre zur Sprache gekommen, und Laura bekannte jammernd,

wie ihr voriger Beichtvater in demſelben einen ſo hohen Grad von Sündhaftigkeit erblickt, daß er ſie nicht habe abſolviren wollen. Nachdem ſie dem Greiſe den ganzen Zuſammenhang umſtändlich entwickelt, verſicherte er ihr, daß er die nämliche Anſicht habe. Der Himmel, meinte er gleichfalls, ſey Jahre lang von ihr im Beichtſtuhl betrogen worden, und ſie trage die Schuld davon wenigſtens in ſo fern, als die ſchwere Sünde ohne das unſittliche Verhältniß gar nicht möglich geweſen wäre. Selbſt der Biſchof, ſetzte er hinzu, würde ſie nicht abſolviren können; ob der Pabſt wollen möchte, ſey ihm ſehr zweifelhaft.

Indem in dieſer Unterhaltung Laura's Haß gegen Jacques Pierre und beſonders gegen Zoë'n hervorbrach, war es eine Art von Genugthuung für ſie, daß der Greis ſie in demſelben beſtätigte. Schon bei ihrer Erzählung von der Geneſung des Rachekranken bei den Waldenſern hatte er zweifelhaft den Kopf geſchüttelt und am Ende die ganze Geſchichte für ein Mährchen erklärt. Es ſchien ihm wahrhaft abgeſchmackt, daß ein Rachekranker durch Gebet und nicht durch den Anblick des Bluts ſeines Feindes geſunden ſollte. „Blut verlangt Blut," ſprach er, „und der Herr ſelbſt hat ſich den Rächer genannt. Erklärt die Kirche auch den Mord der Rache für eine Sünde, ſo hat ſie doch für keine Sünde leichter Vergebung, als für dieſe." —

Der Geiſtliche ſetzte ſeine Anſichten in den übrigen Geſprächen fort, die er mit den Frauen führte, und fand natürlich bei der Alten die entſchiedenſte Zuſtimmung.

da ihr ganzes Leben nur ein Rachegedanke war. Beide waren überhaupt in diesem Punkte nicht nur einverstanden, sondern ihre Rache hatte auch ein gemeinschaftliches Ziel. Sein einziger Bruder war ein Opfer des nämlichen Urtheils geworden, welches den Gatten von Kukuwitza getroffen. Die Reste der beiden Gerippe an dem Galgen waren die Ueberbleibsel der Hingerichteten. Durch Alter, Blindheit und Gicht aller Hoffnung beraubt, die Rache selbst an dem Venetianer zu vollziehen, hatte er den Gedanken derselben desto tiefer in die Seele der alten Frau gepflanzt, desto sorgfältiger ihn genährt und sie jedes Jahr nach Venedig getrieben, um von dem Doge Rache zu fodern.

„Gerechtigkeit, nicht Rache, werden unsere Leser sagen. — Aber in den Augen jedes Ungebildeten, wie in der Vorstellung der Völker von niedriger Civilisation ist kein Unterschied zwischen Gerechtigkeit und Rache. Das Bedürfniß nach Rache findet sich überall, wo es keine Gesetze gibt, oder die Gesetze ohne Macht sind. Es verschwindet mit der höhern Civilisation, weil mit ihr das Ansehn der Gesetze steigt; das Christenthum aber beurkundet seinen Beruf für die höchste Entwicklung der Civilisation durch nichts so herrlich, wie durch seine Lehre, daß wir auch unsern Feinden verzeihen müssen.

Fünftes Kapitel.

Renault ließ ſich ſein Werbegeſchäft ſehr angelegen ſeyn. Da er es ſo gut mit ſeinen beiden Leidenſchaften für Wein und Spiel vereinigen konnte, darf man ſich über ſeinen Eifer nicht wundern. Gewöhnt an das Leben in Lagern und Winterquartieren waren Schenken und Garküchen die einzigen Zufluchtsorte der Abenteurer, welchen ſeine Bemühungen galten. Renault hatte nichts anderes zu thun, als von einem dieſer Häuſer in das andere zu gehen, den Gaſten, die er fand oder mitbrachte, tüchtig einſchenken zu laſſen, einem Jeden ſeine Stimmung, ſeine Lage und ſeine Plane für die Zukunft zwiſchen den Bechern abzulauern und den richtigen Augenblick zu faſſen, um ihm Vorſchläge zur Theilnahme an einer Unternehmung zu machen, bei welcher in der kürzeſten Friſt die größten Reichthümer zu erwerben ſeyn ſollten. Weiter ſchloß er ſich ihnen vorerſt nicht auf; da er aber auf eine geheimnißvolle Art von der nahen Ankunft eines Anführers ſprach, ſo zerbrachen ſich die Leichtſinnigen die Köpfe nicht lange darüber. Ohne Zweifel meinten ſie, es wohl darauf ankommen laſſen

zu können, was aus der Sache würde, so lange sie die Zeche nicht zu bezahlen brauchten. Wirklich ging es auch überall auf Renaults Rechnung; ja, Dieser hatte seinen Charakter so sehr geändert, daß er nur noch mit falschen Würfeln spielte, wo er es mit Leuten zu thun hatte, die sich auf seine Unternehmung nicht einlassen wollten. Im Anfang kostete ihn eine solche Haltung viele Mühe; indeß wurde sie ihm durch den Begleiter erleichtert, welchen ihm Jacques Pierre mitgegeben, um ihn, wo es nöthig war, an seine Verhaltungsbefehle zu erinnern, die Kasse für ihn zu führen und überhaupt eine gewisse Ordnung in das ganze Werbegeschäft zu bringen. Allmählich gewann er aber auch selber Geschmack an diesem neuen Leben; ja, er empfand sogar eine Art von innerer Genugthuung, seit er das wüste Treiben, an das er gewohnt war, mit einem höhern Zweck vereinigen konnte. Die Größe des Verbrechens, welches das Ziel aller dieser Umtriebe war, schien diesen Menschen wirklich einigermaßen über sich selbst zu erheben. Es war, als ob er schon einen Theil des Erfolges voraus nehmen wollte, welcher dergleichen Thaten den Stempel des Ruhms, wenn auch nicht der Ehre aufzudrücken pflegt.

Er glaubte allmählich die meisten Soldaten des aufgelösten Regiments und sogar mehrere französische und italienische Offiziere gewonnen zu haben. Es waren jedoch lauter Männer ohne Rang, von schlechtem Ruf und selbst von der äußersten Verworfenheit. An die höhern Offiziere hatte sich Renault gar nicht gewagt.

Wahrscheinlich war es im Gefühle seiner niedrigen socialen Gewohnheiten geschehen; gewiß fiel es ihm nicht schwer, hierin Jacques Pierre's Anweisungen zu folgen, wenn Dieser, wie uns höchst wahrscheinlich däucht, sein deßfallsiges Benehmen bestimmt haben sollte. Desto nöthiger wurde es aber nun, diese Männer in das Interesse zu ziehen; war es auch nur, um sicherer auf die übrige Mannschaft rechnen zu können, die an Mehreren von ihnen mit besonderem Vertrauen hing und gewiß vor keinem Wagstück zurückschrack, sobald jene an der Spitze standen.

Jacques Pierre's plötzliche Erscheinung zu Spalatro hing ohne Zweifel mit diesem Gegenstande zusammen, wenn sie sich auch gleich aus Gründen, die unsern Lesern wohl bekannt sind, zur Genüge erklären läßt. Renault hatte ihm seinen Vertrauten nach Venedig geschickt, um ihm mündlichen Bericht über den Gang der Angelegenheiten abzustatten und ihm die Nothwendigkeit vorzustellen, nunmehr auch die höhern Offiziere zu gewinnen. Wenigstens kam dieser Gegenstand in der ersten Unterredung zwischen Beiden zur Sprache.

„Du siehst, Capitan," sprach Renault, „ich habe das Meinige gethan, daß wir schnell mit dem Löwen von San Marco fertig werden können. Ist es Dir in Venedig eben so gut gelungen, so weiß ich nicht, warum wir nicht morgen schon Ernst machen. Ich sage Dir, die Bursche sind nicht mehr lange zusammen zu halten. Der gute Wein hat sie nur noch durstiger nach Geld und Blut gemacht. Wenn ich sie nicht bald loslassen

darf; sind sie im Stande, allein aufzubrechen und an einem schönen Morgen den Dogen mit seinen Staatsinquisitoren und seinem ganzen Senat in den großen Kanal zu werfen. Und was bliebe dann für uns übrig? Dieser Nassau sieht jetzt schon so hochmüthig in die Welt hinein, als ob er bereits Herzog von Venedig wäre, und ist er einmal Meister vom Arsenal und vom Marcusplatze, bekümmert er sich so wenig um Dein Horoscop, als ich mich um eine leere Flasche. Auf den Hauptmann Montcassin können wir freilich rechnen, so lang Alles von uns ausgeht. Hat aber der Nassau das Heft in der Hand, so hält er sich lieber zu Diesem. Der Schurke hat es auf die Münze abgesehn und weiß wohl, daß ihm der Spaß besser mit dem Nassau gelingt, als mit uns. Dieser Nassau ist überhaupt ein Thor, wie man sie nur unter den dummen Deutschen antrifft; er denkt an Alles eher, als an Geld und Gut. Es ist ein Wassertrinker, wie ich Dir schon gesagt habe, und solche Leute richten nichts Kluges aus, weder für sich noch für Andere."

„Wer genießt denn sonst noch das meiste Ansehen bei der Mannschaft?"

„Wer anders, als ich?"

„Nun ja, ich will es glauben; besonders wenn es wahr ist, was sie sagen, daß Du Deine falschen Würfel nur gegen Diejenigen brauchest, mit denen Du nichts Besseres anzufangen weißt. Aber ich spreche nicht von Dir, sondern von den Offizieren des aufgelösten Regiments."

„Bei'm Löwen von San Marco, ich verſtehe Dich. Da iſt der Oldenkopp — "

„Was iſt er für ein Landsmann?"

„Es iſt ein Holländer, der ſeinen Mann hinter der Flaſche ſtellt, ſo gut als Einer. Der Ballavicini von Genua, ein ſchlechter Trinker, aber ein gewaltiger Weiberläufer. Den Bredouillet aus Rheims hab' ich Dir im Vorbeigehn gezeigt. Kein Wein will ihm hier zu Lande ſchmecken. Es iſt ein Zierbengel, aber ein Soldat, der ſich nicht vor Teufel und Hölle fürchtet. Der — aber Du denkſt nicht, daß mein Magen noch nüchtern iſt; wie ſollen mir alle dieſe Namen einfallen? Und fielen ſie mir auch ein, ſo könnte ich die Halfte dann doch nicht ausſprechen."

„Behalte die Franzoſen und die Italiener bis auf Weiteres in Deinem nüchternen Magen und nenne mir Diejenigen, die am meiſten bei dem Grafen von Naſſau gelten."

„Hohle der T..... den Grafen von Naſſau und Alle, die etwas bei ihm gelten! Eigentlich iſt es nur Einer. Er iſt noch nicht einmal Hauptmann, aber ſie machen mehr aus ihm, als aus manchem Obriſten. Und im Grunde iſt es ein abgeſchmackter Pedant, der Alles beſſer wiſſen will, als Andere."

„Nun, und ſein Name?"

„Mit den Namen mußt Du mich verſchonen, Capitän. Laſſen ſie ſich doch kaum über die Zunge bringen, wenn ſie mit dem beſten Cyprier geſchmiert iſt. Du wirſt ihn ſchon kennen lernen, wenn Du mit dem Naſſau zuſammen

thuingt. Er ist sein Schatten, und ich will mich acht Tage auf Wasser setzen lassen, wenn Dir der Kerl nicht bei'm ersten Blick so widerwärtig erscheint, als mir."

„Laß' es darauf nicht ankommen, Renault. Du weißt wohl, unser Geschmack ist verschieden; ich bin auch ein halber Wassertrinker. Aber wie sind diese Männer gegen die Venetianer gesinnt?"

„Wie anders, als schlecht? Ueber die Maßen schlecht. Und ist's ein Wunder?"

„Haben sie sich gegen Dich darüber geäußert?"

„Was braucht's das? Weiß ich doch, wie es ihnen die Venezianer gemacht haben. Erst versprachen sie ihnen goldene Berge, daß sie kommen sollten, und nun sie ein Paar hundert Meilen von ihrer Heimath sind, sagt man ihnen, man brauche sie nicht." —

„Ob sie Klage darüber führen, das möcht' ich wissen. Hätten sie keine Ursache dazu, könnte gar nicht die Rede davon seyn."

„Was liegt daran? Wenn sie nicht laut klagen, sind sie um so giftiger in ihrem Innern."

„Es liegt sehr viel daran. Das Geringste ist, daß alsdann das Eis um so schneller gebrochen wäre zwischen mir und ihnen. Aber man hat ihnen vielleicht Versprechungen gemacht, um sie zu beruhigen?"

„Bei'm Löwen von San Marco, dann wären sie auch große Thoren, in dem kleinen Neste hier sitzen zu bleiben und ruhig abzuwarten, daß man ihnen nicht Wort hält. Wie sie gesinnt sind, kann man an der ganzen Mannschaft erkennen. Sie wollen ihre Leute

nicht verlaſſen, bis ſie anderswo verſorgt ſind; ſonſt hätten ſie längſt den Staub von ihren Stiefeln geſchüttelt und wären nach Hauſe gegangen. Man ſagt, ſie ſtehen in Unterhandlung mit den Kaiſerlichen — was willſt du mehr?“

„Es würde genügen, wenn man es gewiß wüßte.“

„Ich ſage Dir, es iſt ſo gut, als gewiß. Es ſoll ein Geheimniß ſeyn, aber jedes Kind ſpricht davon.“

„Der Naſſau wäre alſo nicht mit Geld zu gewinnen, meinſt Du?“

„Wer iſt nicht mit Geld zu gewinnen, wenn man ihm genug bieten kann? Das ſage mir einmal, Capitän. Ein Heiliger ſelbſt widerſteht einem Haufen Goldes nicht, und wär' es auch nur, um allen armen Teufeln in der Welt neue Schuhe machen zu laſſen. — Aber wenn Du länger auf mich willſt rechnen können, ſo mußt Du meinen Lebensgeiſtern mit einer guten Flaſche zu Hülfe kommen. Bei'm Löwen von San Marco, ich bin im Traume nie ſo durſtig geweſen, als in dieſem Augenblick, plagt mich auch gleich nichts ſo oft im Schlafe, wie der Durſt. Wir ſind hier nur ein Paar Schritte von Meiſter Stephanowitſch. Vielleicht finden wir den Naſſau bei ihm; dann iſt Dir und mir geholfen. Er kommt manchmal des Vormittags dahin, um eine Herzſtärkung zu nehmen. Sie ſagen, er leide am Magen, und am Ende iſt es nur, weil er zu viel Waſſer trinkt. Wie könnt' es anders ſeyn?“

Jacques Pierre ließ ſich gefallen, Renault zu dem Apotheker zu folgen. Sie fanden ihn allein, und der

Capitän mußte sich entschließen, zu warten, bis sein Begleiter eine Flasche Cyprier geleert hatte. Glücklicherweise bedurfte Dieser nicht viele Zeit dazu, und so setzten sich Beide wieder in Bewegung, um in dem Säulengange spazieren zu gehen, welcher in den Vormittagsstunden der gewöhnliche Aufenthaltsort derjenigen Soldaten war, die das wüste Leben noch nicht so weit in der Uebung hatten, um gleich Morgens mit dem Trinken zu beginnen.

Da sie den Offizier, dessen Bekanntschaft Jacques Pierre so schnell als möglich zu machen wünschte, auch nicht unter dem Säulengange fanden, und Renault schon wieder durstig war, so schlug Dieser dem Capitän vor, einen Gang durch die Schenken der Stadt zu machen. „Finden wir ihn auch nicht gleich," setzte er hinzu, „so weiß ich doch nicht, wo er anders zu suchen wäre. In jedem Falle lernst Du Mehrere von der Mannschaft kennen. Es wird eine Freude für Dich seyn, zu sehen, was es für handfeste Bursche sind." —

Renault hatte bei seinem Vorschlag einen Nebenzweck, den unsere scharfsinnigen Leser vielleicht schon errathen haben. Er brauchte bei diesem Gange doch keinen Durst zu leiden. Wo sie auch hinkamen, mußten sie wenigstens so lange verweilen, um eine Flasche zu leeren, und am Ende war es doch für den Capitän selber die bequemste Weise, die Mannschaft unbemerkt zu mustern. Dessenungeachtet erregte Jacques Pierre's Erscheinung überall Aufsehen. Man erkannte in Renault's Betragen gegen ihn, wie vertraulich es auch war, doch

einen Grad von Unterordnung, der an dem frechen Wüstling, welchem nichts heilig zu seyn schien, doppelt auffiel, und Mancher von den Soldaten zweifelte gar nicht, daß sein Begleiter der Führer der großen Unternehmung sey, dessen nahe Ankunft Renault so oft verkündigt hatte.

Wie Dieser erwartet, so fanden sie den Grafen von Nassau in keinem der Häuser, welche sie durchliefen. Er schlug dem Capitän daher vor, sein Mittagessen in einer Garküche zu nehmen, welche nur von Officieren besucht wurde. Jacques Pierre entschoß sich ungern dazu, die Gesellschaft der Frauen zu verlassen; inzwischen war er ein Mann, der, wo es einem höhern Zwecke galt, seine Neigungen unterzuordnen verstand, und so folgte er seinem Führer nach der kleinen Pforte, durch welche sie erst in die große Küche selbst und von dieser in einen Garten gelangten, welcher ganz von einem Rebendach überschattet war. Eine sehr angenehme Kühlung herrschte hier und wurde durch einen starken Wasserstrahl unterhalten, der sich aus einer Oeffnung der Wasserleitung ergoß, die über die Einfassungsmauer des Gartens hinlief. Neben dem großen Bassin stand der Tisch, und einige Gäste hatten bereits Platz daran genommen.

Jacques Pierre glaubte zu bemerken, daß seine und Renault's Erscheinung hier nicht angenehm war. Denn Beider Gruß wurde mit Kälte erwiedert, und ihre Versuche, ein Gespräch anzuknüpfen, blieben ohne Erfolg. Er überzeugte sich jedoch bald, daß die Mißstimmung

der Anwesenden seinem Begleiter allein galt, und wurde so unmuthig darüber, daß er bei einem unbedeutenden Anlaß seinen Aerger gegen Renault ausließ und Diesen, als er ihm mit einer derben Vertraulichkeit antwortete, mit der äußersten Verachtung in seine Schranken zurückwies. Das Benehmen des Capitäns schien den Officieren zu gefallen, sie wichen seiner Annäherung nicht länger aus, und als sich Renault auf einen Wink von ihm unter dem Vorwand entfernte, daß ihn seine Geschäfte anderswohin riefen, ließen sie ihre Zurückhaltung gänzlich fahren und äußerten sich gegen ihn mit der vollen Freimüthigkeit, welche tapfern Männern so wohl ansteht.

Allmählich füllte sich der Tisch, und Jacques Pierre gewann die Gewißheit, daß der Obrist von Nassau unter den zuletzt Angekommenen war.

Einer von Diesen hatte sich kaum niedergelassen, als er die Frage an die Gesellschaft richtete: ob sie dem nichtswürdigen Spieler, dem er auf der Hausflur begegnet sey, die Thüre gewiesen?

„Der fremde Kavalier hier," antwortete einer der Officiere, welche zuerst da gewesen waren, „hat uns diese Mühe erspart. Wir sind Euch dafür wahrhaft verpflichtet," setzte er, gegen Jacques Pierre gerichtet, hinzu. „In dem Treiben dieses Menschen ist etwas Unerklärliches. Der hartnäckigste und betrügerischste Spieler, der alle seine Spielverluste schuldig bleibt, ob er gleich mit falschen Würfeln spielt, hat doch immer Geld, um für Andere die Zeche zu bezahlen. Fürwahr,

ich möchte ihn manche Woche nicht mit zwanzig Dukaten aushalten, die er nur für Wein aufgehen laßt."

„Was wird es seyn?" sprach ein Anderer. „Sie haben Angst vor uns in Venedig, drum schickt die Staatsinquisition diesen Schuft hieher, um unsere Gespräche zu beherchen und unsere Absichten auszukundschaften."

„Die weisen Herren kennen den schönen Spruch: in vino veritas," fiel ein Dritter ein. „Müssen sie einmal spioniren lassen, so ist dieß immer noch die höflichste Manier. Wie könnte die Staatsinquisition ihr Geld zweckmäßiger anwenden, als daß sie unsern durstigen Burschen die Kehlen netzt?"

„Ihr seyd im Irrthum," sprach der Vierte. „Die Staatsinquisition hat bessere Kundschafter, wenn sie erfahren will, was hier vorgeht. Auch kann sie sie wohlfeiler haben, da die Neigung zu diesem Fache so verbreitet ist. Offenbar stammt Renaults Aufenthalt aus einer andern Quelle und hat andere Zwecke, als Ihr glaubt."

„Ihr meint doch den thörichten Plan nicht, welchen man dem Vicekönig von Neapel beimißt?" fiel der Nächste ein.

„Thöricht möcht' ich diesen Plan nicht nennen," sprach Einer, der bisher geschwiegen hatte, „wohl aber kühn. Und vielleicht würde er auch dieses nicht mehr scheinen, wenn er ausgeführt wäre."

„Die Ausführung ist es eben, auf die Alles ankommt. Bedenket einmal, Hauptmann, was es heißen will, einen

ſo mächtigen Staat mitten in ſeiner großen, reichen, von Menſchen wimmelnden Hauptſtadt anzugreifen, und ſeine Regierung mit einigen tauſend Mann umzuwerfen. Man muß das Fieber haben, um ſo etwas nur zu träumen, und vollkommen toll ſeyn, um es wachend zur Wirklichkeit machen zu wollen."

„Wiederhold hat ganz Recht," ſprach der Obriſt von Naſſau. „Es iſt eine von jenen Unternehmungen, denen wir nicht zu oft in der Geſchichte begegnen. Sie ſcheinen als Gedanken unmöglich und als vollbrachte Thaten die leichteſten von der Welt. Wohl mag daraus das ſchöne Wort entſtanden ſeyn, welches ſich der Soldat nicht tief genug einprägen kann, daß der kühnſte Entſchluß auch der klügſte ſey."

„Dann wählt man aber andere Leute zur Ausführung, als ſolche Schurken, die für nichts Sinn haben, als für Spiel und Wein."

„Wer ſo große Dinge unternimmt," erwiederte der Hauptmann Wiederhold, „der weiß auch ſeine Leute zu wählen. Dieſe Dinge ſind nur groß, wenn ſie ausgeführt ſind; vorher erſcheinen ſie als die halsbrechendſten Wageſtücke, und wer ſich dazu brauchen läßt, muß ſich für den Galgen nicht zu gut achten. Wer weiß, ob Oſſuna den beſoffenen Spieler nicht abſichtlich gewählt hat, um den Auswurf dieſer Küſtenbewohner durch eine verwandte Natur anzuziehen? Er erreichte damit wenigſtens mehr als einen Zweck. Die Welt würde gewiß wie unſere Kameraden urtheilen, die nicht an eine Unternehmung der Art glauben wollen, weil ſie nur

verworfene Menſchen dafür thätig ſehen. Ein kluger Mann denkt überdieß bei Allem, was er unternimmt, daß es fehlſchlagen könnte. Da er nur öffentlich auftreten kann, wenn ſein Plan gelungen, ſo muß ihm Alles daran gelegen ſeyn, verborgen zu bleiben, wenn er mißlungen iſt. Solches wird aber nur möglich, wenn er Leute wirken läßt, mit denen er ſich blos durch die zweite oder dritte Hand einzulaſſen braucht."

„Auf meine Ehre, es ſollte mich ſehr freuen, wenn die Sache ihre Richtigkeit hätte," ſprach ein franzöſiſcher Hauptmann, der Langraud hieß, wie Jacques Pierre nachher erfuhr. „Ich möchte den Untergang dieſer ſtolzen Krämerſtadt gar zu gerne mit anſehen."

„Ihr wäret wohl im Stande, ſelbſt Hand anzulegen?" fragte ihn der Hauptmann Wiederhold.

„Warum nicht?" lautete die Antwort. „Mein Eid iſt gelöst, und nachdem mir Venedig den Dienſt ſelber aufgekündigt, ſeh' ich nicht ein, warum ich ihn nicht dem Vicekönig von Neapel widmen ſollte."

„Für offenen Dienſt und Kampf ohne Bedenken," fiel der Graf von Naſſau ein, „aber dieſes heimliche Treiben zu ſeinem Untergang kommt mir nicht beſſer vor, als wie wenn ich meinem Feind im Dunkeln auflauerte und ihm den Dolch von hinten her in die Bruſt ſtieße."

„Wie wollt Ihr Euch anders helfen gegen einen Feind, der mächtiger iſt?" ſprach ein italieniſcher Officier. „Das ſagt mir einmal! Nach Euren Anſichten könnte ſich Niemand an einer Regierung rächen, wie weh ſie

ihm auch gethan, er müßte denn eine Armee zu seinen Befehlen haben."

„Ich möchte doch wissen, was Euch die Regierung von Venedig zu Leid gethan," fragte der Obrist von Nassau. „Ich sollte denken, Euer Sold wär' Euch nicht nur bis auf den Tag der Entlassung von den Fahnen bezahlt worden, sondern auch zween Monate drüber, wie es in der mit uns geschlossenen Capitulation bestimmt war. Können wir weiter verlangen, als daß man uns Wort halte?"

„Nein, aber wir können verlangen, daß man uns nicht zum Narren habe. Was ist es anders, wenn man uns von Holland hieher kommen läßt, um uns von einem alten Nest in das andere zu stoßen, und ohne daß wir einen Feind gesehen, uns wieder nach Hause schickt. Euch selber, Herr Obrist, glaube ich, fragen zu dürfen, ob Ihr hieher gegangen wäret, wenn Ihr diesen Ausgang vorausgesehn?

„Gewiß nicht," erwiederte Nassau, „aber ich sehe auch nicht ein, wie ich es den Venetianern zum Vorwurfe machen kann, wenn ich mich nicht besser vorgesehn, als ich Dienste bei ihnen nahm."

„Ich weiß nicht, ob Euch alle Vorsicht etwas hätte helfen können," fiel Wiederhold ein. „Nimmt eine Regierung Truppen in Sold, so versteht es sich von selbst, daß sie ihnen den Abschied gibt, sobald sie sie nicht mehr braucht. Wann dieser Zeitpunkt eintreten werde, vermag sie in den wenigsten Fällen selber vorauszusehn. Aber unter keinen Umständen kann ich einem von uns

das Recht einräumen, gegen einen Staat zu conſpiriren deſſen Schutz wir noch genießen."

„Wie, Hauptmann? Habt Ihr das deſpotiſche Regiment dieſer Staatsinquiſitoren ſchon vergeſſen?" fragte Langraud.

„Was geht mich dieſes Regiment an?" erwiederte der Vorige. „Bin ich nicht ein Fremder in dieſem Staat, und kann ich ihn nicht jeden Tag verlaſſen, wenn mir die Art, wie er regiert wird, nicht mehr gefällt? Selbſt wenn ich Venedig nicht verlaſſen könnte, ſelbſt wenn ich ein Bürger deſſelben wäre, würde ich nicht das Recht zu haben glauben, mich gegen ſeine Regierung aufzulehnen. Was ſollte auch aus dem Staat werden, wär' es Jedem, der eine Beſchwerde gegen ſeine Regierung zu haben meint, geſtattet, die ganze Ordnung der Dinge zu ſtören, bei der ſich ſeine Mitbürger wohl befinden?"

„Ihr müßt geſtehen, Hauptmann Wiederhold," ſprach der Obriſt von Naſſau, „Eure Anſicht läuft im Grund auf den Satz hinaus: daß der Staat eine Anſtalt ſey, in der man ſich, ſobald man einmal in dieſelbe hineingerathen iſt, das Fell über die Ohren ziehen laſſen müſſe, wenn es den Machthabern ſo gefalle."

„Ihr nehmet einen Fall an, Herr Obriſt, der nicht exiſtirt. Dem freien Willen des Einzelnen, wie der größten Macht der Staaten wohnt ein gewiſſes natürliches Maß inne, das ſie unwillkürlich achten müſſen. Wird dieſes Maß auch hie und da überſchritten, ſo iſt es immer eine Ausnahme, und wie viel ſich eine Regierung erlauben möge, ſchon in ihrem bloſen Be-

ſtande liegt ein ſo groſſer Reichthum anderer Segnungen, von Schutz und Förderung jeder Kraft und Thätigkeit, daß jene Störungen gar nicht in Anſchlag kommen können gegen das allgemeine Unglück, welches jeder Aufruhr über ein Land bringt. Wir würden vielleicht am beſten thun, ſo oft wir in unſern Staatsverhältniſſen etwas Drückendes finden, unſern Blick auf die menſchlichen Schickſale im Allgemeinen zu richten. Wie häufig brechen nicht die Naturkräfte in wilder Zerſtörung durch Stürme, durch Seuchen, durch Erdbeben u. dgl. über die Menſchen los. Der Einzelne leidet auf das härteſte dadurch, aber es gehört zum Leben der Erde, daß es ſo geſchieht. Ohne Zweifel würde bald Alles in träge, ja todte Ruhe verſinken, hälfe ſich die Natur nicht durch jene gewaltſamen Erſchütterungen; und ſo mag es auch in der moraliſchen Welt ein Bedürfniß ſeyn, daß der Menſch von Zeit zu Zeit durch freche Willkür in ſeinem Innern aufgeregt werde, um nicht in eine Schlaffheit zu verfallen, in der ihm zuletzt für das übrige Glück und Unglück des Lebens weder eine Kraft noch ſelbſt ein Gefühl übrig bleibt."

„Chansons! Chansons!" ſang der franzöſiſche Hauptmann leiſe zwiſchen den Zähnen, ſo daß nur Jacques Pierre, welcher neben ihm ſaß, es hören konnte. Dieſer ergriff die Gelegenheit, ſeinen Nachbar in der gemeinſchaftlichen Mutterſprache anzureden und ſich zu der unverhofften Begegnung eines Landsmanns Glück zu wünſchen. Da er ihm auf die Frage nach ſeinem Geburtsort die kleine Stadt Orange nannte, in der er

zufälliger Weiſe ſelber bekannt war, ſo knüpfte ſich zwiſchen Beiden ein Geſpräch an, das von Seiten Langraubs ſehr lebhaft wurde und den Capitän in den Stand ſetzte, während er ſich das Anſehen gab, ihm aufmerkſam zuzuhören, deſto angeſtrengter auf Alles zu achten, was am ganzen Tiſche vorging.

Seine Aufmerkſamkeit war vorzüglich auf den Obriſten und auf den Hauptmann Wiederhold gerichtet. Er hatte ſich in Kurzem überzeugt, daß dieſe beiden Männer die wichtigſten für ſeine Plane waren, indem ſämmtliche Truppen mit Enthuſiasmus an dem Obriſten hingen, und Dieſer dem Hauptmann den größten Einfluß auf ſich zu geſtatten ſchien. Die Beobachtungen des Capitäns waren auch ſeinen Wünſchen nicht ungünſtig. Er glaubte in den Aeußerungen des Erſten einen Mangel an Feſtigkeit der Anſichten und Grundſätze zu bemerken, welcher ſeinem Plan, ihn für die Unternehmung gegen Venedig zu gewinnen, den beſten Erfolg verſprach. In der That ſchien dieſer Edelmann auch die Eigenthümlichkeit der lebhaften Köpfe aus den höchſten Ständen zu theilen, leicht von einer Seite der Dinge befangen, von einem einzelnen Fall zu einem allgemeinen Grundſatz beſtimmt zu werden, und ſich in behaglicher Gutmüthigkeit Anſichten hinzugeben, die er nicht feſthalten konnte, theils weil ihn, wenn es zum Handeln kam, das gute Naturell davon zurückrief, theils weil er ſie bei ruhiger Ueberlegung nicht mit den unabweislichen Foderungen ſeiner Standesverhältniſſe zu vereinigen vermochte.

Deſto geringer war ſeine Hoffnung, daß es ihm eben ſo gut mit dem Hauptmann gelingen werde. Dieſer Mann hatte ſchon in ſeinem Aeußern einen Ausdruck von Klarheit, Feſtigkeit und Beſonnenheit, daß man, ohne ein großer Phyſiognomiker zu ſeyn, auf den erſten Blick wußte, wie man mit ihm daran war. Und in der That lebt auch Wiederholds Name mit beſonderem Glanz in der Geſchichte des deutſchen Staates fort, welchem er ſpäterhin ſeine Dienſte gewidmet. Die Vertheidigung der kleinen Bergveſtung Hohentwiel läßt ſich in Rückſicht auf die Tapferkeit und Entſchloſſenheit ihres Kommandanten und den Reichthum von Hülfsmitteln aller Art, die er während ihrer langen Dauer entwickelte, mit den größten Waffenthaten des Vertheidigungskriegs meſſen. Er erhielt ſeinem Fürſten dieſen letzten und einzigen Beſitz in ſeinem Lande ſelbſt gegen deſſen eigene Befehle zur Uebergabe und rettete dadurch vielleicht die Selbſtſtändigkeit des ehemaligen Herzogthums Würtemberg mit allen ſeinen Anlagen zu den großen Verdienſten um Deutſchlands geiſtige und vielleicht ſelbſt um ſeine politiſche Bildung.

Langraud ſtellte den Capitän dem Obriſten nach Tiſche noch beſonders vor. Naſſau, dem die franzöſiſche Sprache vollkommen geläufig war, kam Jacques Pierre's Wunſch, ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen, auf das freundlichſte mit der Einladung entgegen, ihn auf dem Spaziergang zu begleiten, den er um dieſe Zeit unter dem Säulengange von Diocletians Palaſt zu machen pflegte. Der Capitän ſuchte dieſe Gelegenheit ſogleich

zu benützen, um den Obriſten über ſeine Geneigtheit auszuforſchen, an dem Plane gegen Venedig Theil zu nehmen.

Er begann damit, ihm zu der Anhänglichkeit der Truppen Glück zu wünſchen, und gab ihm zu verſtehen, daß er überzeugt ſey, Naſſau werde dieß zu benützen wiſſen. „Wir leben in Zeiten," ſprach er, „in denen Alles ſo ungewiß und unſicher geworden iſt, daß die Menſchen überall nach den Männern umherſehn, an welche ſie ſich mit Vertrauen anſchließen können, um Schutz und Schirm von ihnen zu erhalten. So ſelten ſind die Eigenſchaften geworden, die es bedarf, daß ſie nichts weiter, als dieſe, von ihnen verlangen. Haben ſie einen ſolchen Mann einmal gefunden, ſo iſt auch alles Uebrige mit ihm und für ihn gewonnen. Das Vertrauen womit ſich Jeder an ihn anlehnt, macht ihn zu ihrem Herrn, und die Kunſt, ſie für ſeine Zwecke zu brauchen, erhebt ihn zu einer Macht. Ehe die Welt daran denkt, iſt nicht nur ein neues Fürſtengeſchlecht, ſondern auch ein neues Fürſtenthum für daſſelbe fertig. Wenn dieſe Erſcheinung in unſerer abgelebten Zeit nicht öfters vorkommt, ſo iſt es nur, weil die Männer, die für ein ſolches Glück geboren ſind, zu viel Unbekümmerniß um ihre eigene Größe haben. Sie brauchen ſich den Wünſchen ihres Zeitalters nur in den Weg zu ſtellen, um augenblicklich für die von der Natur Berufenen erkannt und ſelbſt ohne weiteres Zuthun zu ihrer Größe erhoben zu werden."

„Ihr habt Recht, Herr Capitän," erwiederte der

Obrist; „die Herrschergaben fehlen in unserer Zeit gerade da, wo sie am nöthigsten wären, nur zu sehr. Wie weit man umherblickt, auf den größten und herrlichsten Thronen sieht man nur Prinzen, welchen die Haupteigenschaften für ihren hohen Beruf gänzlich fehlen. Was könnte Spanien, was könnte Frankreich, was könnten selbst diese italiemischen Staaten seyn, wenn ihren Regenten die Gabe verliehen wäre, die großen Mittel, die in ihre Hände gelegt sind, zu gebrauchen?“

„Wie ist zu helfen, Herr Obrist?“

„Gott allein weiß es, wenn er dem Einen wieder einen Richelieu und dem Andern einen Ximenes erwecken will.“

„Sollen die Völker warten, bis es geschieht? Ist es der Völker würdig, sich von Fürsten regieren zu lassen, welche nichts Besseres thun können, als die Zügel der Herrschaft in Anderer Hände zu legen?“

„Was wollt Ihr, daß die Völker machen sollen?“

„Was anders, als Demjenigen, den sie für den Tüchtigsten halten, den Scepter reichen?“

„Glaubt Ihr, daß die Völker leichter einen Richelieu finden werden, als die Fürsten?“

„Das glaub' ich nicht; aber sie werden eher einen Carl den Fünften, einen Franz den Ersten finden. Nur müssen sie ihn nicht auf den Thronen suchen wollen.“

„Was sagt Ihr?“ fragte der Obrist, indem er erstaunt zurücktrat.

Jacques Pierre nahm diese Bewegung desselben in einem ihm günstigen Sinn und fuhr fort:

„Ich denke mir, daß es in Deutschland nicht besser sey, als überall. Ja, ich stelle mir vor, daß es dort am schlechtesten bestellt ist, da unter der großen Anzahl von Fürsten, die es hat, nur desto mehr unfähige seyn müssen. Wenn ich nun meiner Einbildungskraft den freisten Lauf lasse, so kann ich mir denken, daß es einem Mann, der ein aufgelöstes Regiment zu seiner Verfügung hat, wohl einfallen dürfte, sich an seine Spitze zu stellen, in Deutschland einzurücken und irgend eine Provinz, die ihm wohl ansteht, in Besitz zu nehmen. Wer wird es ihm wehren, Herr Obrist?"

„Ihr habt Recht; mit einem Regiment tüchtiger Soldaten ist in unserer Zeit viel auszurichten. Man ist nirgends gerüstet, als wo man den Feind vor sich sieht, und wer rasch handelt, findet Jedermann unvorbereitet."

„Der Mann, den ich meine, wird sich nur zu zeigen brauchen, so müde sind die Völker überall dieser wurmstichigen Throne. Ich will den Fall setzen, Herr Obrist, es fiele Euch ein, die braven Soldaten, welche hier müßig am Markte stehen und nichts so sehnlich wünschen, als unter Euren Fahnen ins Feld zu ziehn, gegen wen es auch seyn möchte; gesetzt, es fiele Euch ein, den braven Jungen zu sagen: kommt und lasset uns ein Fürstenthum erobern — "

„Endiget nicht, Herr Capitän," rief der Obrist mit dem wahren Ausdruck des Entsetzens.

„Ihr seht ja, daß ich nur scherze," erwiederte Jacques Pierre lachend. „Wie könnte ich auch in vollem

Ernste von Deutschland reden, das ich nicht kenne? Und in der That ist Euer Vaterland das Land, dem es nie an Tapferkeit und Weisheit gefehlt hat. Nur zu gern glaub' ich, daß es solcher Radikalkur nicht bedürfe. Aber sehet mir diese Republik Venedig an. Hieß' es ihr nicht einen wahren Dienst leisten, wenn man diesen Dogenhut in eine Herzogskrone verwandelte und einen tüchtigen Kopf suchte, der sie zu tragen verstände, wär' es auch der Kopf eines Ausländers? Genug, wär' es nur ein Mann von großen Eigenschaften — wer würde lange darnach fragen, ob er ein Venetianer, ein Franzose, ein Spanier oder ein Deutscher wäre?"

„Ich wüßte nicht, daß den Venetianern mit einer solchen Veränderung ein wahrer Gefallen geschähe," antwortete der Obrist. „Auch seh' ich nicht ein, was sie bei derselben gewinnen könnten. Der Staat ist reich und mächtig, seine Bürger sind zufrieden, ja glücklich — was will man mehr verlangen?"

„Diese Staatsinquisition — "

„Ist nichts als ein heilsamer Zügel für den Adel," unterbrach Nassau den Capitän. „Das Volk selbst kennt sie nur durch den Schutz, welchen sie ihm gewährt, und die Meisten wissen gar nichts von ihr."

„Ihr werdet aber doch zugeben, daß der Sturz von Venedig der Vortheil aller übriger Staaten seyn würde?"

„Nicht aller, Herr Capitän. Spaniens, ja, vielleicht selbst des Pabstes; denn nirgends versteht man die An-

maßungen Roms so gut zu zügeln, wie in Venedig. Ich sehe aber nicht ab, was damit gewonnen wäre, wenn Spaniens Macht durch Venedigs Fall gehoben würde. Die Welt bedarf vielmehr gerade solcher Zwischenstaaten am nöthigsten, die nicht stark genug sind, um an Eroberungen denken zu können, aber doch Recht und Macht genug besitzen, um sich den Anmaßungen der großen Reiche mit Erfolg zu widersetzen. Italien selbst könnte kein größeres Unglück widerfahren, als der Sturz von Venedig wäre. So lange diese Republik in ihrer vollen Kraft ist, wird es keiner andern Macht gelingen, die übrigen Staaten zu unterjochen."

„In der That, Herr Obriſter, dieſe Republik hat einen Vertheidiger, von dem ſie ſich gewiß nichts träumen läßt, und um den ſie es ſo wenig verdient hat, daß man es ſchwerlich in Venedig glauben würde, wollte man dieſes Verdienſt dort von ihm rühmen."

„Wer möcht' es auch ein Verdienſt nennen? Bis vor Kurzem ſtand ich im Solde der Republik, um ſie mit Kopf und Arm zu vertheidigen, und werde nun wohl nicht aufhören, meine Ueberzeugung für ſie auszuſprechen, weil ſie aufgehört hat, mich zu bezahlen. Zudem genieße ich noch den Schutz dieſes Staats und ſeiner Geſetze; würde mir es wohl anſtehen, meine Gedanken mit der Möglichkeit ſeines Umſturzes zu beſchäftigen?" —

Jacques Pierre verließ den Obriſten nicht in der fröhlichſten Stimmung, wie gut er ſie auch zu heucheln verſtand. Die Maske, die er vorgenommen, hielt indeß

nicht lange, ſie fiel auf der Schwelle von Wukaſchins Wohnung ab. Zoë, der er allerhand werthvolle Geſchenke von Venedig mitgebracht, empfing ihn mit einer nicht gewöhnlichen Zärtlichkeit, und war ſehr betroffen, als er ſolche mit Kälte, ja faſt mit Unmuth erwiederte und ſich ſogleich an Jaffiern wandte, den er, Seiner wartend, bei ihr antraf. Er nahm ihn auf die Seite und fragte ihn, wie es komme, daß er Laura'n nicht mehr in ihrer Geſellſchaft gefunden. Er wiſſe doch, ſetzte er hinzu, daß ſie Neapel mit einander verlaſſen.

Jaffier verſicherte ihm, daß Alles für ihn ſelbſt ein Räthſel wäre. Und in der That wußte er auch nicht, wie Laura aus dem Hauſe gekommen, noch was aus ihr geworden war. Unſere Leſer kennen die Gefühle, welche der junge Mann für die unglückliche Frau hegte, und werden ſelbſt ermeſſen, was er empfunden als er ſie auf einmal nicht mehr in dem Hauſe des Pfarrers fand, Jedermann in demſelben ihren Namen auszuſprechen vermied, und eine, ſeiner Liebe nur zu natürliche Scheu ihn zurückhielt, nach ihr zu fragen. Jacques Pierre machte ihm ernſtliche Vorwürfe deßhalb und wandte ſich an den Wirth des Hauſes ſelber.

Der Pfarrer gab ihm nicht nur keine befriedigende Antwort, ſondern es geſchah auch mit einer gewiſſen Verlegenheit, welche ſich vergebens unter einem Ausdruck von übler Laune und ſelbſt von Trotz verbarg. Der Capitän gab dieſem Zeichen von böſem Gewiſſen eine ganz andere Deutung, und begann zu argwohnen,

daß Laura'n irgend ein Unglück widerfahren sey, welches man ihm zu verbergen Ursache hätte. Daß Wukaschin in ihr nur an sein schändliches Betragen gegen seine Mutter erinnert wurde, daß es ihm beschwerlich war, über eine Sache Rede zu stehen, bei der er dieselbe fast unvermeidlich nennen mußte, konnte dem Capitän unmöglich bekannt seyn, und so standen die beiden Männer einander in einem sonderbaren Mißverständniß gegenüber, welches Jacques Pierre wohl ahnte, über das er aber nicht mit sich zur Klarheit zu kommen vermochte.

Während dieser Unterredung war die zweite Zoë eingetreten, und der Pfarrer gewann auf einmal eine zuversichtliche Fassung. Er gestand nun, daß er die unglückliche Frau nicht länger unter seinem Dache behalten können, ohne seinen Ruf als Geistlicher in Gefahr zu setzen, und selbst der strengen Censur des Bischoffs zu verfallen. Die ganze Stadt war voll von den entsetzlichsten Zaubergeschichten, welche sie getrieben. Jeden Tag stand die Eröffnung des Hexenprozesses gegen sie zu erwarten. Nur zu lang hatte er sie unter seinem Dache geduldet. „Hätt' ich früher gethan, was Pflicht und Klugheit geboten," schloß er, „so wäre mir wenigstens die Mutter erhalten, so hat die Zauberin sie erst mit ihren höllischen Künsten verblendet, und sie dann auf eine Weise umstrickt, daß die schwache, alte Frau sich nicht mehr von ihr loszureißen vermochte. Wo sie beide hingerathen sind, weiß ich nicht; wollte Gott, daß ich wenigstens vergessen könnte, auf welchen Wegen meine Mutter wandelt. Ich gäbe sie gerne für dieses Leben

verloren, vermöchte ich sie wenigstens für das zukünftige zu retten."—

Laura's Beschäftigung mit den magischen Künsten war Jacques Pierre'n immer anstößig gewesen. Er hatte ihnen Manches beigemessen, was störend auf ihr Leben eingewirkt, und konnte sich die böse Stimmung wohl erklären, die in der ganzen Stadt gegen sie herrschte. Darum gedachte er jedoch die unglückliche Frau nicht aufzugeben und sie ihrem Schicksal zu überlassen. Noch sprach eine leise Stimme für sie in seinem Herzen. Vielleicht hatte die lange Trennung ihn auch ein wenig gegen Zoë'n erkaltet, und ihm mindestens Besonnenheit genug zur Vergleichung gegeben. Die Tiefe von Laura's Gemüth, die Höhe ihrer Gesinnung, die grenzenlose Hingebung gegen ihn — Alles war ihm in einem neuen, schönen Licht erschienen. Zoë's Reiz in Zärtlichkeit und Unmuth blieb ohne Wirkung. Er fand keine Ruhe, bis er den Aufenthalt der unglücklichen Frau ausfindig gemacht hatte.

In dem kleinen Orte mußten Nachforschungen der Art ohnedieß schnell zum Ziele führen; sie wurden aber auch noch durch einen Zufall begünstigt. Die Kapelle, neben welcher Laura bei dem blinden Geistlichen wohnte, war der heiligen Jungfrau Succurre miseris geweiht, und wurde jedes Jahr in feierlicher Procession von der Brüderschaft der Schwarzen besucht, die es sich zum besondern Geschäft gemacht hatte, die Verbrecher zur Richtstätte zu begleiten. Diese Feier trat in den ersten Tagen nach des Capitäns Ankunft in Spalatro ein.

Die Mehrzahl der Bewohner nahm Theil an derselben. Das starre, einsame Gebirgsthal wimmelte nun auf einmal von Tausenden von Menschen. Da der alte Geistliche in diesem Gedränge einen besondern Beistand nöthig hatte, und Kukawitza dazu nicht tauglich war, so konnte Laura nicht vermeiden, ihm den ganzen Tag über zur Seite zu bleiben. Nur mit großer Mühe überwand sie ihren Widerwillen, sich dermaßen den öffentlichen Blicken auszusetzen; es war, als ob sie die Folgen geahnt hätte. Wie tief sie auch verschleiert war, ihre hohe, königliche Gestalt mußte die allgemeinste Aufmerksamkeit erregen; sie konnte unmöglich unerkannt bleiben, wenn Jemand, der sie früher gesehen, an der Feier Theil nahm. Und so geschah es auch, daß Jaffiers Blick die Verlorene sogleich erspäht hatte. Er theilte Jacques Pierre'n seine Entdeckung mit, und Beide gemeinschaftlich nahmen den nächsten, günstigen Augenblick wahr, sich ihr zu nähern, und sie um Nachricht über ihren Aufenthaltsort zu bitten. Laura schien erst jede Erklärung umgehen, und nachdem sie ihnen nur kurz Rede gestanden, ihre weitere Begegnung vermeiden zu wollen. Indeß behielten Beide sie so fest in den Augen, daß sie, als sie ihnen eben in das Häuschen des Geistlichen zu entschlüpfen gedachte, unmittelbar hinter ihr eintraten, und es ihr unmöglich machten, länger den Fragen über ihre Lage auszuweichen.

Sie fanden sie einer Aenderung minder abgeneigt, als manchen unserer Leser bedünken dürfte, die vielleicht vergessen, wie wenig sich der Mensch, auch bei allen

Leiden der Seele, von den Gewohnheiten einer behaglichen, äußern Existenz loszumachen vermag. Die unreinliche Wirthschaft in dem kleinen Hause des blinden Mannes, das einförmige Leben in demselben, welches keinen Wechsel, als den der Gebete zwischen der Kapelle und dem Hochgericht gestattete, der enge Gesichtskreis seiner Bewohner Alles — dieß konnte die Wirkung auf Laura nicht verfehlen. Selbst das einzige Lebensinteresse der beiden Alten, die Rache, hatte etwas so Starres und Gemüthloses, daß es der unglücklichen Frau, die, ohne sich dessen bewußt zu seyn, selber nur noch in dem Gedanken der Rache lebte, widerlich wurde. Sie ließ sich gerne gefallen, ihren jetzigen Aufenthalt zu verlassen, nur erklärte sie den entschiedensten Widerwillen, in die Wohnung des Pfarrers zurückzukehren, und sich von seiner Mutter zu trennen. Jacques Pierre war weit entfernt, es anders von ihr zu verlangen, vielmehr freute er sich, daß sie doch Jemand gefunden, an den sie sich gern anschloß. Er versprach, ihr eine angenehme Wohnung zu verschaffen, und sie mit Jaffiern abzuholen, sobald er sie gefunden.

Der Capitän kehrte von diesem Ausfluge mit einer Heiterkeit des Gemüths zurück, wie sie ihm bisher in Spalatro noch nicht zu Theil geworden. Er ließ sich daher die Einladung Renaults, den er auf dem Heimweg mit mehreren Soldaten an einem Tisch im Freien vor einer ländlichen Schenke sitzend fand, gefallen, und nahm Platz unter ihnen. Renault wollte ihm gern eine Probe von seiner Geschicklichkeit zeigen, auf die Ge-

müther dieſer Leute zu wirken, und glaubte, daß es ihm nirgends beſſer gelingen würde, als zwiſchen den Bechern.

„Ihr möget mir einſchenken ſo viel Ihr wollet,“ ſprach einer der Soldaten, welchem Renault zu gutem Anfang den Becher eben wieder aufs Neue füllte, „Ihr werdet mich doch das edle Deutſchland nicht vergeſſen machen.“

„Leeret den Becher und denket an was Ihr wollet,“ ſprach Renault, „aber warum Ihr Deutſchland vor allen andern das Edle nennt, bei'm Löwen von San Marco, das möcht' ich wohl wiſſen?“

„Kennet Ihr ein edleres Land,“ ſprach der Soldat, „ſo nennet es mir, und überzeugt Ihr mich, daß es ein ſolches gibt, ſo will ich mich um einen andern Titel für mein edles Vaterland umſehen.“

„Wenn es nur auf die Menge der Edelleute ankömmt,“ erwiederte Renault, „ſo könnt Ihr Italien eben ſo gut das edle Italien nennen.“

„Ihr habt Recht,“ entgegnete der Vorige, „an Edelleuten fehlt es nicht in dieſem Land, aber ſie ſind auch darnach.“

„Was haſt Du an den italieniſchen Edelleuten auszuſetzen,“ fiel ein anderer Soldat ein, den ſie den Barcaruolo nannten, „das möcht' ich wiſſen?“

„Weiter nichts,“ ſprach der Deutſche, „als daß ſie Alle von Kaufleuten ſtammen, die ſich durch ſchmutzige Knauſerei bereichert, oder von Pfaffen, welche ſich die Taſchen mit dem Raub der Kirche gefüllt haben. Vom Degen allein ſtammt der wahre Adel.“

„Bei'm Löwen von San Marco," rief Renault, „der Deutsche hat Recht, darum findet man auch den besten Adel in Frankreich. Sind die Franzosen nicht das kriegerischste Volk auf Erden?"

„Das meuterischste gewiß," antwortete der Vorige. „Herr, Ihr wißt nicht, was Ihr saget, noch wem Ihr es saget," unterbrach ihn Renault.

„Ich sage das meuterischste, und weil Meuterei gewöhnlich zum Krieg führt, so ist es auch das kriegerischste. Hab' ich Recht oder nicht?"

„Bei Sanct Yves, so ist's, wie der Deutsche sagt," fiel ein französischer Soldat ein. „War nicht der ganze Adel von Frankreich gegen den guten Heinrich verschworen? Und bin ich es nicht auch gewesen? Eine Krone ist schon eine Messe werth, sprach er, und bei Sanct Yves, er ging als ketzerischer Prinz Habenichts in die Kirche, und kam als rechtglaubiger König von Frankreich wieder heraus."

„Was ist denn das für ein Heiliger, bei dem der Bourbon schwört?" fragte ein anderer Soldat. „In Cöln haben wir die Heiligen doch auch von allen Sorten, aber diesen habe ich nie nennen hören."

„Wie? Kennst Du den Patron der Advokaten nicht?" erwiederte der Vorige. „Wenn Du einmal am neunten Mai in der Kirche gewesen bist, so hörtest Du auch die Worte singen:

Sanctus Yvus erat Breto,
Procurator et non latro."

„Dann hätt' er auch Latein verstehen müssen," fiel

der erſte Deutſche ein. „Wie kannſt Du das von ihm verlangen? Iſt er doch nicht einmal getauft.“

„Was iſt er denn?“ fragte der Bourbon. „Er wird doch nicht beſchnitten ſeyn wie ein Jude, oder gar wie ein Türke?“

„Das mußt Du ihn ſelber fragen. Ich weiß nur, daß er nicht getauft iſt. Er wird es Dir ſo wenig verhehlen, als er es mir verhehlt hat.“

„Und Ihr laſſet Euch das ſo ruhig nachſagen?“ ſprach Renault zu dem zweiten Deutſchen, von dem die Rede war. „Beim Löwen von San Marco, Ihr ſehet mir aus wie jeder andere Chriſt, und einen guten Trunk könnet Ihr auch vertragen. Das vermag kein Jud' und kein Türke. Was wollt Ihr weiter?“

„Ein Jude bin ich nicht,“ erwiederte der Soldat, „und ein Türke bin ich nicht, aber getauft bin ich auch nicht. Kann ein braver Soldat nicht ohne Taufe zur Hölle fahren?“

„Alſo iſt es wirklich ſo?“ fielen mehrere von der Geſellſchaft mit dem Ausdruck der höchſten Verwunderung ein. „Warum laſſet Ihr Euch denn nicht noch taufen?“

„Was will ich machen? Es iſt einmal mein Schickſal ſo. Als mich mein Vater taufen laſſen wollte, konnte er keine Pathen für mich finden, und nun ich mich ſelber taufen laſſen will, kann ich keinen Geiſtlichen finden, der mir glaubt, daß ich noch nicht getauft bin.“

„Ein dummes Schickſal,“ bemerkte der Bourbon,

„bei Sanct Yves, ein dummes Schicksal! Und wie kam es, daß Euer Vater keinen Pathen finden konnte?“

„Das rathet einmal!“

„Ihr rathet es nicht,“ fiel der erste Deutsche ein. „Sein Vater war Henker zu Cöln, drum wollte Niemand mit ihm in geistliche Verwandtschaft treten.“

„Und das geschah in dem edlen Deutschland?“ fragte Renault spottend. „Beim Löwen von San Marco,“ fügte er hinzu, indem er seinen Becher leerte, „in Eurem edlen Deutschland müssen die Köpfe verdammt schwach auf den Schultern sitzen, wenn man so bange vor dem Henker ist.“

„Ihr irrt Euch, wenn Ihr glaubt, man wolle aus Angst nichts mit dem Henker zu thun haben. Hält man bessere Freundschaft mit ihm in Eurem Vaterland, so wundert es mich nicht. Wer kann wissen, ob er nicht heut oder morgen gehangen wird? Aber auch am Galgen will der Franzose eine gute Figur machen, drum sucht er sich den Henker zum Freunde zu halten.“

„Bei'm Löwen von San Marco, für einen Deutschen habt Ihr eine verteufelt spitzige Zunge. Dem ungeachtet möcht' ich wissen, warum Ihr Euer Vaterland immer das edle Deutschland nennet. Hat das Wort edel einen besondern Sinn bei Euch, so lasset es mich wenigstens wissen.“

„Mit Vergnügen will ich es Euch sagen. So wisset denn, wenn ich ein Land ein edles Land nenne, so versteh' ich darunter, daß es von einem Volke bewohnt sey, tapfer und treu, großmüthig und mäßig, besonnen im Glück und unverzagt im Unglück.“ —

„Und mit Junkern angefüllt," ſetzte der Bourbon hinzu.

„Allerdings," fuhr der Vorige fort, „kann es dem edlen Deutſchland mit dieſen Tugenden nicht an Edelleuten fehlen, welche ſich beſonders verpflichtet fühlen, ſolche zu üben. Wahre Väter des Volks, wohnen ſie mitten unter ihnen. An Alter und Reinheit der Geſchlechter kommt dem deutſchen Adel kein anderer bei." —

Jacques Pierre, welcher dem Geſpräch bisher ſchweigend zugehört, konnte ſich nicht enthalten, dem Sprecher zu erwiedern: „Ihr werdet ſo gut ſeyn, in Gegenwart von franzöſiſchen Edelleuten wenigſtens den franzöſiſchen Adel auszunehmen, wollet Ihr es auch nicht zur Steuer der Wahrheit thun."

„Beim Löwen von San Marco," ſetzte Renault hinzu, „wer mag an Deutſchland denken, wenn die Rede von Frankreich iſt?"

„Ihr habt Recht," fiel ein anderer Franzoſe ein, der bisher gleichfalls geſchwiegen. „Man kann Deutſchland nicht einmal eine Macht nennen. Mit allen ſeinen Kurfürſten, Herzogen und Grafen iſt es doch kein Königreich, wie das ſchöne Frankreich, hat es auch einen Kaiſer, der mehr ſeyn will, als ein König von Frankreich. So viele Städte, ſo viele Herren. Es iſt zum Lachen, wenn das vielköpfige Ungeheuer für eine politiſche Macht gelten will. Betrachtet dagegen das ſchöne Frankreich! Kraft iſt Einheit, und alle Kraft des Landes iſt dem König unterthan. Von einem Ende des großen Reichs bis zum andern iſt nur ein Frankreich, und

von einem andern Herrn als dem König, weiß man nirgends."

„Um diesen Vorzug wird Euch Keiner von uns beneiden," erwiederte der erste deutsche Soldat, „vielmehr finden wir gerade darin unsern Ruhm und unsern Vortheil, daß unser edles Vaterland so viele Fürsten hat. Einst war es auch nicht anders in Eurem Frankreich; aber die Fürsten vermochten nicht, sich gegen die Gewalt der Könige zu behaupten, und der Könige Dichten und Trachten ging auf nichts anderes, als die Fürsten zu unterjochen. In dem edlen Deutschland ist der Würdigste Kaiser; darum wird er gewählt von den Fürsten des Reichs. Jeder Fürst, wie klein oder groß er seyn mag, ist ein König in seinem Land, und viele Edelleute sind Könige in ihren Schlössern. Neben ihnen stehen die freien Städte des Reichs, welche Niemand Gehorsam schuldig sind, als dem Kaiser. Und auch der Kaiser kann ihnen nur befehlen, was im Reiche Gesetz und Ordnung ist. Wenn Ihr die vielen, schönen, reichen und blühenden Städte gesehen, mit allen den Tausenden von fleißigen, zufriedenen und fröhlichen Bürgern, und zwischen ihnen zerstreut die zahllosen Burgen, wie sie herab lächeln von den Bergen in die fruchtbaren Thäler, in welchen der fleißige Landmann unter ihrem Schutze dem fruchtbaren Boden alle seine Schätze abgewinnt, bei'm Himmel, dann würdet Ihr begreifen, welches Glück in solcher Vielherrschaft ist. Habt Ihr einen weisen König und Volksbeglücker, so haben wir sie zu Dutzenden, und nie kann es bei uns

ſo ſchlimm werden, daß uns die Guten ganz aufgingen. Wem es unter dem einen Herrn nicht gefällt, der geht in das Land des Andern, und ſteht einem die Fürſtengewalt nicht an, ſo zieht er in eine der freien Städte, oder er ſucht ſich ſeinen Herrn unter den Biſchöfen und Aebten." —

„Und dieſer thut am beſten," unterbrach der Cölner den Redner. „Unter dem Krummſtab iſt gut wohnen, ſagt ein altes Sprüchwort."

„Beſonders wenn man den Henker zum Vater hat," ſetzte Renault hinzu. „Aber warum ſeyd Ihr denn nicht zu Hauſe geblieben, ſtatt Eure Seele an die Venetianer zu verkaufen, die ein treues Gemüth, wie das Eurige, gar nicht zu ſchätzen wiſſen? Bei'm Löwen von San Marco, ich meine, Ihr habt es wohl erfahren, was venetianiſches Regiment heißen will. Ihr werdet das Experiment ſchwerlich zum zweitenmal machen wollen."

„Das würden wir wohl bleiben laſſen," ſprach ein anderer deutſcher Soldat. „Solltet Ihr es glauben, daß es in der großen und reichen Stadt Venedig nicht einmal eine Schneiderherberge gibt?"

„Was iſt an der Schneiderherberge gelegen?" fiel ein Dritter ein. „Gibt es ja nicht einmal einen Rathskeller in Venedig, und doch wollen ſie einen großen und einen kleinen Rath haben."

„Das Beſte, was ſie in Venedig haben, iſt der Galgen," ſagte der Cölner. „Bei Sanct Melchior, es kann einen ordentlich gelüſten, zwiſchen den zwei ſchönen Säulen auf dem Marcusplatze zu hängen."

„Bei Sanct Yves, man muß der Sohn eines Henkers seyn, um von solchen Gelüsten geplagt zu werden. Aber wie kommst Du zu dem Heiligen, da Du nicht getauft bist?“

„Wenn er zu dem Heiligen gekommen ist,“ sprach der erste deutsche Soldat,“ so ist der Heilige darum nicht zu ihm gekommen. Es ist eine müßige Redensart, die er sich angewöhnt, weil man einmal etwas haben muß, wobei man schwören kann.“

„Ihr habt Recht; es geht mir mit dem Löwen von San Marco nicht anders. Was kann mir auch an einem Heiligen liegen, der die Krämerstadt beschützen soll, geschweige denn an seinem Löwen? Im Grunde gebe ich keinen Pfifferling für die ganze Macht von Venedig. Das sollt Ihr bald inne werden, und ich denke, es wird nicht Euer Schaden seyn, wenn Ihr mit Hand anlegen wollt. In einer Nacht sind wir Herren von Venedig.“

„Und am andern Morgen sind wir wieder so arme Teufel, als am Abend zuvor; wenn der Traum anders bis zum Morgen hält.“

„Ich spreche im Ernst und nicht im Scherz,“ sagte Renault, indem er seinen Becher faßte und ihn mit einem Zug ausleerte.

„Das ist ein Andres,“ erwiederte der Deutsche trocken. „Ihr seyd also noch immer der Meinung, daß sich der Republik Venedig der Hals so leicht brechen lasse, wie einer Weinflasche? Bei meiner armen Seele, ich hab' es bis jetzt als einen Einfall angesehn, der

Euch mit den vollen Bechern zu kommen und mit den leeren wieder zu gehen pflege."

„Bei'm Löwen von San Marco, es würd' Euch nichts ſchaden, wenn Ihr Scherz und Ernſt beſſer unterſcheiden lerntet. Leicht könntet Ihr ſonſt einmal an Jemand gerathen, der Euch den Unterſchied auf eine Weiſe begreiflich machte, daß Ihr länger, als Euch lieb ſeyn möchte, an dem Lehrgeld zu bezahlen hättet."

„Ich bin dieſes Lehrers gewärtig, und erkläre mich bereit, ihm das Schulgeld vorauszuzahlen. Solltet Ihr Euch dieſer Mühe vielleicht ſelber unterziehen wollen, ſo möget Ihr zuvor erfahren, welche Begriffe von Scherz und Ernſt ich habe. Hochverrath z. B. iſt in meinen Augen Ernſt und nicht Scherz, und wenn ich Euch verſichere, daß ein braver Soldat Eure Rodomontaden vom Umſturze Venedigs nur mit Ehren anhören kann, wenn er Alles für Scherz nimmt, ſo iſt dieß mein voller Ernſt. Trink' ich mit Euch, ſo geſchieht es zum Scherz, wollt' ich aber gemeinſchaftliche Sache mit Euch machen in einer Unternehmung, die in meinen Augen nicht nur eine Thorheit, ſondern ein Verbrechen iſt, ſo wär' es kein Scherz, ſondern ein Ernſt, der Euch und mir, wie billig, die Halſe koſten würde. Sehet, das ſind meine Begriffe von Scherz und Ernſt, und ſo auch unterſcheiden die neunhundert tapfern Soldaten aus meinem edlen Vaterland, die noch in Spalatro ſind. Darum rathe ich Euch, einen andern Boden, als dieſen, aufzuſuchen, wenn Ihr Verrath

und Meuterei säen, und einige Hoffnung haben wollt, daß Euer Samen aufgehen werde.“ —

Mit diesen Worten stand der Deutsche auf und entfernte sich mit einer leichten Begrüßung gegen Jacques Pierre. Die übrigen Soldaten erhoben sich mit ihm und ließen Diesen mit Renault allein zurück.

„Bei meiner Ehre,“ begann der Capitän nach einer kleinen Pause, in der Renault mehrere Becher stumm hinuntergestürzt hatte; „bei meiner Ehre, Du hast gute Arbeit hier gemacht.“

„Wie ich Dir sagte; es ist auf den größten Theil des Regiments zu rechnen,“ war des Letzten Antwort. „Du mußt Dich nicht an das Geschwätze dieser Bursche kehren. Es sind gerade die Verkehrtesten von Allen, unter die Du gerathen bist. In den Köpfen der Uebrigen sieht es ganz anders aus.“

„Und dennoch dürfen diese heimathlosen Schufte eine solche Sprache gegen Dich führen? Gegen Dich, der ihnen die Gläser vom Morgen bis zum Abend voll hält? Bei meiner Ehre,“ setzte der Capitän hinzu, indem er aufstand; „mit allem Geld des Vicekönigs hast Du es gerade so weit gebracht, daß diese Bursche nicht einmal ihre Verachtung gegen Dich verbergen. Weiß man in Venedig noch nicht, was Du hier treibst, so ist es fürwahr nur dem einzigen Verdienst, welches Du besitzest, beizumessen, Dich so gründlich verächtlich zu machen, daß man es gar nicht der Mühe werth achtet, deines unsinnigen Betragens in den Berichten an die Staatsinquisitoren zu erwähnen.“ —

Renault wollte dem Capitän antworten; Dieſer hatte jedoch, von irgend einem Gedanken ergriffen, ihm nach ſeiner Weiſe plötzlich den Rücken gekehrt und war mit einer Haſt davon gerannt, daß Jener ihm nicht zu folgen vermochte. Da blieb er ſtehen und ſah dem Eilenden nach. „Es iſt immer noch der alte Thor, der er von jeher geweſen iſt," ſprach er, nachdem er ihn aus den Augen verloren. „Könnt' ich mir die Plünderung der Münze ſo leicht aus dem Sinne ſchlagen, ich machte mich heute noch auf den Weg nach Venedig und verriethe den Staatsinquiſitoren, mit welchen Dingen der hochmüthige Narr ſchwanger geht! Und wer weiß, ob nicht ein eben ſo guter Gewinn damit zu machen wäre, als mit dieſem halsbrechenden Anſchlag? Ein ſichererer gewiß; und bei'm Löwen von San Marco, ich ſehe nicht ein, warum ich nicht das Gewiſſe dem Ungewiſſen vorziehen ſollte, beſonders wenn ich meinen Hals nicht daran zu wagen brauche?"

Sechstes Kapitel.

Jacques Pierre hatte nichts weiter bedurft, um gewiß zu werden, daß auf die verabschiedete Mannschaft des holländischen Truppenkorps nicht zu rechnen war. Es gehörte die Gesinnung des alten Trunkenboldes dazu, der kein höheres Motiv, als das Geld, und keinen bessern Gebrauch desselben kannte, als für Wein und Würfelspiel, um nicht voraus zu sehen, daß die Meisten zurücktreten würden, sobald sie erführen, worauf es eigentlich abgesehen sey. Nur wenn beliebte Anführer sich in Verrath einlassen, folgt ihnen der Soldat zuweilen nach. Schon die Gewohnheit des Gehorsams ist sehr mächtig, aber die Massen prüfen auch die Rechtlichkeit eines Unternehmens nicht, wenn Charaktere, denen sie vertrauen, an der Spitze stehen. Ahnen sie etwas Unheimliches, so beruhigen sie sich mit dem Gedanken, daß man sich wohl erlauben dürfe, wobei solche Männer kein Bedenken fänden.

Die Ueberzeugungen, welche Jacques Pierre am ersten Tage seines Aufenthaltes in Spalatro gewonnen, konnten nur unangenehm auf seine ganze Stimmung

wirken. Nach Renaults Berichten hatte er völlig auf dieſe Soldaten gerechnet. Tauſend Mann erprobter Krieger ſchienen ihm hier gewiß, und ſein Plan, ſie ohne Aufſehen nach Venedig zu bringen, war ziemlich ſicher berechnet. Die ganze Mannſchaft ſollte ſich über die vielen Inſeln der Küſte vertheilen, ſich auf den flachen Booten einſchiffen, welche der Hauptſtadt ihre täglichen Bedürfniſſe, das Waſſer nicht ausgenommen, zuführten, und in Venedig ſelbſt der weitern Befehle gewärtig ſeyn, die er ihnen durch ihre Offiziere ertheilen laſſen wollte. Mit dem Scheitern dieſes Planes hatten ſich auch die warnenden Stimmen gegen die ganze Unternehmung wieder in ſeiner Bruſt erhoben. Es überfiel ihn eine Muthloſigkeit, deren Anwandlungen ſeinem frühern thätigen Leben unbekannt geblieben und ihn erſt heimzuſuchen angefangen, nachdem er ſich in eine Unternehmung eingelaſſen, die im Grunde nur eine Verrätherei im größten Maßſtabe war. Seine Mittel kamen ihm ſo gering vor, die Macht, die er damit umſtürzen ſollte, erſchien ſo groß, daß es ihm faſt ein Wahnſinn dauchte, ſich ſolcher Dinge zu vermeſſen. Der Widerſpruch mit ſich ſelbſt, in dem er ſich von Anfang an verwickelt gefühlt, wurde wahrhaft drückend für ihn. Gewiß würde er gleich den Entſchluß gefaßt haben, zurückzutreten, wenn er nicht ſchon ſo bedeutende Summen für den Vicekönig ausgegeben und ſo viele Menſchen in die Sache hineingezogen hätte, von denen er fürchtete, daß die getäuſchte Erwartung ſie zu Verräthern des ganzen Planes machen könnte. Aber in

dem Maß, in welchem sich ihm Alles schwieriger darstellte, hob sich auch in seiner Seele die Besorgniß empor, daß die Theilnehmer desselben den sichern Lohn lieber durch Verrath würden gewinnen, als ihren Kopf an eine Unternehmung setzen wollen, deren Gefahren für den Einzelnen kaum geringer schienen, wenn sie gelang, als wenn sie fehlschlug.

Indem er nun, von diesen Gedanken erfüllt, nach Hause kam, vermochte er die Stimmung nicht zu verbergen, in der er sich befand. Niemand schien solche jedoch zu bemerken; sämmtliche Hausgenossen waren in dem lebhaftesten Gespräche begriffen. Ein Adler hatte in der vergangenen Nacht seine Ruhestelle auf dem Dache der Wohnung des Pfarrers genommen und sie geraume Zeit nach Sonnenaufgang erst verlassen. Viele Bewohner der Stadt waren Augenzeugen der seltenen Erscheinung gewesen. Man wollte einen Vogel von ungewöhnlicher Größe gesehen haben. Nachdem er sich endlich zum Flug erhoben, hatte der Adler die Zinne des Hauses dreimal langsam umkreist und sich alsdann den Blicken der Beobachter auf einmal mit solcher Schnelligkeit entzogen, daß die Meisten schworen, er sey nicht fortgeflogen, sondern verschwunden.

„Und was ist es denn," fragte Zoë, „wenn sich einmal ein Adler von den Gebirgen herab verirrt und auf dem höchsten Haus einer so öden Stadt niederläßt? Es muß ihm immer noch ein niedriger Standpunkt vorkommen gegen die erhabensten Gebirgsfirnen, auf denen er zu horsten pflegt. Bei uns, zu Canea, ist es

nichts Seltenes, daß ein ſolcher Gaſt ſich in die Niederungen verirrt."

„Auch hier zu Lande hat man es ſchon erlebt," erwiederte der Pfarrer. „Aber es gehört zu den Seltenheiten. Ich weiß nur einen einzigen ähnlichen Fall, von dem die Chroniken erzählen. Es war der Seeheld Lorenzo Celſi, der nach ſeinem Sieg über die Genueſer zum Doge gewählt wurde. Er befand ſich am Tage ſeiner Wahl gerade hier mit ſeiner Flotte, und dachte an nichts weniger, als an das Glück, welches ihm zu Theil geworden. Da geſchah es, daß ſich ein mächtiger Adler auf die Zinnen des Kaſtells nieder ließ, während er in demſelben ſein Mittagsmahl einnahm. Man ſagte dazumal, es habe ihm ſeine Erhebung bedeutet, und er ſelber ſoll es nie bezweifelt haben."

„Ich möchte dieſen Glauben nicht beſtreiten," fiel Jaffier ein. „Wenigſtens iſt er ſehr alt, und die Römer ſchon hielten es für eine Vorbedeutung ähnlicher Glücksereigniſſe für Denjenigen, auf deſſen Haus ſich ein Adler geſetzt hatte." —

Ueber dieſen Worten trat der Apotheker ein, welcher unſern Leſern bekannt iſt. Er ſchien in großer Bewegung und unterbrach das Geſpräch ſogleich mit der Frage an den Pfarrer: „Ob er die große Neuigkeit ſchon gehört habe?"

„Wie ſollt' ich nicht?" antwortete Wukaſchin ſcherzend. „Hoffentlich wird es eintreffen, wie das vorigemal, als ſich ein Adler auf unſere Stadt niederließ. Da der Glücksvogel dießmal die Zinne meines Hauſes dazu ge-

wählt, ſo werden ſie mich ohne Zweifel zu Venedig zum Doge machen.“

„Wie möget Ihr bei ſo ernſten Ereigniſſen ſpaßen, ehrwürdiger Vater?“ ſprach Meiſter Stephanowitſch; „alſo wiſſet Ihr es ſchon? So muß es nur um ſo gewiſſer ſeyn.“

„Wer weiß es nicht in Spalatro?“ erwiederte der Pfarrer. „Was Jeder am hellen Morgen ein Paar Stunden lang mit eigenen Augen ſehen kann, bleibt kein Geheimniß.“

„Ich verſtehe Euch nicht — “

„Nun? Habt Ihr nicht von dem Adler gehört?“

„Freilich wohl; aber dieſes Zuſammentreffen — “

„Jetzt verſteh' ich Euch auch nicht — “

Der Apotheker winkte dem Pfarrer, daß er mit ihm in das Nebengemach treten möchte, und begann, als Beide allein waren:

„Es iſt nicht rathſam, von deraleichen Neuigkeiten zu reden, ſo lange ſie noch nicht ganz gewiß ſind, und unter den Fremden, welche der Wind uns zuführt, befinden ſich manchmal Leute, denen man nicht trauen darf.“ —

„So erkläret Euch doch, Meiſter,“ unterbrach ihn der Andere; „wir ſind ja hier allein.“

„Allerdings ſind wir allein, oder es ſcheint wenigſtens ſo; denn wo von ſo wichtigen Dingen die Rede iſt, haben die Wände manchmal Ohren.“

„Ihr braucht hier nicht bange zu ſeyn,“ ſprach der Pfarrer. „Kaiſer Diocletian hat alle Mauern ſeines

Palastes so dick machen lassen, daß man hinter ihnen
vor den Horchern so sicher ist, als im Beichtstuhl."

„Also wisset Ihr es nicht?"

„Gewiß weiß ich es."

„Ihr wolltet es nur vor den Andern nicht sagen?
Ich begreife — "

„Warum nicht? Sprachen wir doch gerade davon,
als Ihr eintratet; und, wie gesagt, es läßt sich nicht
verbergen. Warum sollte man es auch verbergen?"

„Freilich; in Kurzem wird es Jedermann wissen.
Aber wenn es eine Freude ist, solche Neuigkeiten zuerst
zu erfahren, so ist es doch nicht rathsam, zuerst davon
zu reden."

„Ich sage Euch, die ganze Stadt weiß es und spricht
von nichts Anderem."

„Dann müßte man aber auch die Trauerflagge schon
von der Spitze des Kastells wehen sehen."

„Die Trauerflagge?" fragte der Pfarrer verwundert;
die Trauerflagge wegen eines Glückszeichens?"

„Gott sey mit uns! Also ist es gewiß, da Ihr es
ein Glück nennt? — Denn wenn er noch lebte, würdet
Ihr Euch nicht unterstehen, seinen Tod ein Glück zu
nennen."

„Haben sie ihn wirklich schon erlegt? Das war ein
Schuß, wie er nicht alle Tage vorkömmt! Wer war
der Glückliche, der ihn gethan?"

„Wovon reden wir denn?"

„Ich spreche von dem Adler — "

„Und ich von dem Doge — "

„Was haben denn der Doge und der Adler gemein, wenn es nicht ein Scherz ist? Sollt' ich mir im Ernst einfallen lassen, daß sie mich zum Dogen wählen würden? Erst müßte der Doge todt sey, und dann hat der Senat auch nie einen Geistlichen gewählt."

„Der Doge ist ja todt; das ist die Neuigkeit, von der ich rede."

„Der Doge todt, sagt Ihr?"

„Also wisset Ihr es nicht? Dann will ich es auch nicht gesagt haben. Wenigstens müsset Ihr es mir nicht nachsagen, obgleich nicht daran zu zweifeln ist. Eine Feluke, die vor einer halben Stunde unmittelbar von Venedig eingelaufen ist, brachte die Nachricht. Der Spargnapani hat den Capitän gesehen, der mit der Depeche auf das Kastell eilte. Er sprach einen Augenblick bei mir ein, um eine Herzstärkung zu sich zu nehmen, und von ihm weiß ich es. Wie könnte noch ein Zweifel seyn? Die Depeche hatte ja ein schwarzes Siegel."

„Der Doge todt?" wiederholte der Pfarrer, indem er seine Worte in dem Ausdruck des höchsten Erstaunens dehnte. „Und der Adler sitzt am nämlichen Morgen, da die Nachricht ankömmt, auf meinem Hause? Bei'm heiligen Marino, Meister Stephanowitsch, nun kommt mir die Sache selbst auch nicht mehr wie ein Scherz vor."

„Es ist mir überhaupt ein Räthsel, ehrwürdiger Vater, Euch hier von Scherzen reden zu hören. Wie auch das Regiment des Doge Bembo gewesen seyn mag, ein Scherz ist es doch nicht, wenn der Republik das Haupt abfällt."

„Zuvor war es freilich ein Scherz, als ich ſagte, daß mir der Adler die Wahl zum Doge bedeuten könnte; aber nun, da die Erſcheinung des Vogels mit der Nachricht vom Tode des Doge zuſammentrifft, däucht mir freilich Alles anders.“

„Was hat denn der Adler damit zu ſchaffen?“

„Wiſſet Ihr denn nicht, daß es dem Mann, auf deſſen Haus ſich ein Adler niederläßt, ein großes Glück bedeutet?“

„Es iſt das erſte Wort, das ich vernehme.“

„Und Ihr habt auch nie gehört, daß dieſe Vordeutung bei dem Doge Lorenzo Celſi eingetroffen iſt, als er im Kaſtell bei'm Feſtmahle ſaß, und ſich ein Adler auf die Zinne deſſelben ſetzte? — Am nämlichen Tag — wer weiß — in der nämlichen Stunde wählten ſie ihn zu Venedig.“

„Nun, dann gratuliere ich,“ ſagte der Apotheker ſpöttiſch.

„Ihr braucht nicht zu ſpotten, Nachbar. Auf den Adel kommt hier Alles an, und der meinige iſt älter, als der Adel der Bembo's, der Zeno's, der Cornaro's und Anderer mehr, die im Grunde doch alle nur Kaufleute ſind und von Kaufleuten ſtammen. Die Wukaſchins gehören zu den älteſten Gneſenfamilien des Landes, und, ſo weit ich meinen Stamm zurückzählen kann, iſt Keiner meiner Vorfahren auf dem Krankenbette geſtorben. Wer nicht in den Schlachten gegen die Türken fiel, ſtarb wenigſtens auf dem Rade. Die Wukaſchins konnten ſich nie ruhig halten. Hatten ſie keinen Krieg, ſo legten

ſie ſich auf die Straßen und raubten Kaufleute und Juden aus.“

„Nun, meinetwegen — aber wenn der Adler wirklich ein Verkündiger ſolcher Dinge iſt, ſo weiß ich doch nicht, warum das Vorzeichen nicht eben ſo gut einem der Fremden gelten könnte, die unter Eurem Dache ſind. War doch der Doge Lorenzo Celſi auch fremd hier, als ihm der Adler ſein Glück verkündigte.“ —

Dem Pfarrer ſchien es ordentlich wie Schuppen von den Augen zu fallen, als der Apotheker dieſes ſagte.

„Ihr habt Recht,“ begann er plötzlich. „Wie konnt' ich auch ein ſolcher Thor ſeyn? Es iſt ſonnenklar. Die Vorbedeutung gilt dem Fremden, welchen ſie den Capitän nennen. Er kam geſtern Abend an. Es war die erſte Nacht, die er unter meinem Dach zubrachte. In dieſer Nacht ſtellte ſich der Adler ein. — O es iſt kein Zweifel! Er wirft ja das Gold weg, wie wenn es Spreu wäre. Und die Andern beugen ſich vor ihm, als wüßten ſie ſchon, was das Glück mit ihm vor hat. Ihr hättet nur den alten Trunkenbold ſehen ſollen, deſſen Mund ſich ſonſt nur zum Fluchen und Trinken öffnet, wie er ſo nüchtern vor ihm ſtand. Freilich duzte er ihn; aber es war, als ob es nur zum Schein geſchähe: ſo wenig paßte ſolche Vertraulichkeit zwiſchen Beiden. Das war ein Fragen nach Wind und Wetter auf ſeiner Reiſe; es wollte kein Ende nehmen. Und als ſie durch den Säulengang wandelten, ſah ihnen Jedermann nach. — Ja, ja, es iſt kein Zweifel, das Glückszeichen gilt dem Capitän oder Dem, den ſie

alſo nennen. Kommet, Meiſter Stephanowitſch, ich will mir die Ehre nicht nehmen laſſen, ihm zu ſeiner Erhebung Glück zu wünſchen; bin ich doch der Erſte, welcher das Vorzeichen derſelben bemerkt hat."

„Nehmt mir nicht übel, ehrwürdiger Vater," erwiederte der Apotheker; „aber darin ſeyd Ihr im Irrthum. Ihr müßt Euch doch erinnern, daß ich Euch zuerſt darauf aufmerkſam gemacht habe, das Glückszeichen könnte den Fremden gelten, die unter Eurem Dache ſeyen."

„Nun ja, aber Ihr ſprachet davon, nachdem ich zuvor das Glückszeichen erklärt hatte. Welcher gemeint war von den Beiden, das habe ich zuerſt erkannt. Möget Ihr es leugnen?" —

Mit dieſen Worten eilte der Pfarrer hinaus zu der übrigen Geſellſchaft und brachte ſeine Glückwünſche bei Jacques Pierre in hochtrabenden Worten an. Es wäre nicht länger möglich, ſein Incognito zu behaupten, ſagte er; auch ſey es unnöthig, da die Sache doch in dieſem Augenblick zu Venedig bereits entſchieden ſeyn müſſe. Der Thron der Republik könne nicht lang unbeſetzt bleiben; der große Rath wiſſe den Würdigſten zu finden, wenn er auch noch ſo weit entfernt wäre. —

Jacques Pierre, der von dem ganzen Geſpräch gar keine Kunde genommen, ſondern verdrießlich in dem Gemach auf- und niedergegangen war, verſtand den Pfarrer nicht und achtete im Anfang auch wenig auf ſeine Reden. Er ward erſt aufmerkſam, als ſich Jaffier in das Geſpräch miſchte und die Glücksbedeutung der

Erscheinung des Adlers durch den schon im Alterthum verbreiteten Glauben bestätigte. Nun heiterte sich mit einemmal seine Stirne auf. Er dankte dem Pfarrer mit einem Lächeln, in welchem die Zufriedenheit unverkennbar war, ihn auf einer, wenn auch falschen Spur von Glücksereignissen zu sehen, die seinen Wünschen so sehr entsprachen. „Was es mir auch bedeuten mag," war seine Antwort, „das Glückszeichen soll willkommen seyn. Bringt es mir mehr, als das Gewöhnliche, so wird es nicht ohne Nutzen bleiben für das Haus, in welchem es mir geworden ist." —

Der Apotheker, der im Anfang Alles für eine Thorheit hielt und den Spott über des Pfarrers Hoffnungen nicht unterdrückte, gewann nun auch Glauben, besonders nachdem Jaffier das Vorzeichen durch die Versicherung, daß die Alten solches schon gekannt, bestätiget hatte. Sein erstes Gefühl war die Freude, daß das Glück nicht dem Pfarrer gelten sollte; denn so mächtig waltete der Neid in seiner Seele, daß er alle Herrlichkeit lieber einem Manne gönnte, den er heute zum erstenmal sah, als einem Nachbar, mit dem er aufgewachsen war und in gegenseitigem Verhältniß täglicher nachbarlicher Gewohnheiten stand. Er näherte sich dem Capitän mit einer besondern Ehrfurcht, empfahl sich ihm zu jedem Dienst und entfernte sich dann mit einem Ausdruck, als ob er fühlte, daß ein längeres Verweilen vor so hohen Personen nicht ohne deren besondern Befehl schicklich wäre.

Jacques Pierre hatte nun auf einmal alle Zweifel vergessen, die seine Stimmung noch vor Kurzem so

ſehr bewölkten. Er ging in die heiterſte Laune über und ſcherzte mit Zoë'n über die ſchöne Figur, welche ſie als Dogharesſa machen würde, wenn der große Rath zu Venedig in ſeiner Weisheit das Glückszeichen beſtätigte und ihn zum Doge wählte. Indem ihm aber plötzlich der Gedanke durch den Kopf ſchoß, daß er Jaffier'n doch auch hören müßte, welcher viele von den Offizieren des aufgelösten Regiments kennen gelernt hatte, faßte er Dieſen bei dem Arme und zog ihn mit ſich fort, ohne weiter auf die Uebrigen zu achten.

So blieben die beiden Zoë'n allein zurück mit dem Pfarrer. Aber auch Wukaſchin entfernte ſich gleich nachher auf einen Wink, den ihm die ältere Zoë gab, und der allerdings ein ſehr vertrautes Verhältniß zwiſchen Beiden zu verrathen ſchien. Die Jüngere hatte es jedoch nicht bemerkt, und da die Andere zugleich von den glänzenden Vergnügungen Venedigs zu ſprechen begann, welches die angenehmſte Unterhaltung für die ſchöne junge Frau war, ſo hatte ſie plötzlich alles Andere vergeſſen und hörte die Erzählung von jenen Herrlichkeiten mit einem Antheil, der die Hoffnung, ſolche bald ſelbſt zu genießen, nur zu deutlich verrieth.

„Wenn Ihr aber Venedig in ſeiner größten Herrlichkeit ſchauen wollt, ſo müßt' Ihr eine Regata ſehen," ſprach ſie.

„Was iſt das, eine Regata?" fragte die Andere.

„Was es iſt, läßt ſich ſchwer ſagen. Im Grunde ſoll es eine Wettfahrt der Gondolieri nach einem gemeinſchaftlichen Ziele ſeyn um den Kampfpreis einer

seidenen Fahne. Aber es ist ein allgemeines Volksfest geworden, an dem Jedermann Theil nimmt, Alt und Jung, Reich und Arm. Gewöhnlich wird die Regata mit irgend einem Kirchenfeste verbunden, und dann umfaßt sie Alles, was sich von Festlichkeit, von Glanz und Jubel nur ersinnen läßt."

„Fürwahr, Ihr machet mich sehr begierig auf eine solche Regata."

„Wie würdet Ihr es erst seyn, hättet Ihr die prächtige Stadt gesehen, welche gleichsam zum Schauplatz solcher Feste geschaffen ist? Denn im Grunde kann man ganz Venedig als ihren Schauplatz betrachten. Gibt es einen herrlichern Anblick in der Welt, als den großen Kanal von Venedig? Aber herrlicher erscheint er nie, als am Tag einer Regata, wenn ihn die wettfahrenden Nachen Blitzen gleich durchschneiden. Viele tausend Fahrzeuge jeder Form und Größe bedecken die ungeheure Wasserstraße, um die sich Palast an Palast und Dom an Dom drängen, ihre ungeheuren Massen in dem klaren Elemente zu spiegeln. Alle Ufer sind mit Gerüsten, alle Gerüste mit Orchestern und Zuschauern bedeckt. Von den zahllosen Fenstern der Paläste flattern bunte Teppiche, von jeder Zinne wehen edle Flaggen in den reichsten Farben. Bis auf die Dächer hinauf ist Alles mit Menschen übersäet. Wer vermöchte das Auge wegzuwenden von dem Gewimmel von Pracht und Freude, die sich auf dem Kanale selber bewegen? Wer könnte die Fahrzeuge zählen, welche den Spiegel des herrlichen Gewässers bedecken? Wer die Mannigfaltigkeit

ihrer Form, den Reichthum ihrer Verzierungen, die Verschiedenartigkeit ihrer Bemannung schildern? Hier durchfurchen den Kanal die Peoten der Zünfte in alter, schwerfälliger Pracht, beladen mit mancher lächerlicher Rüstung alten Reichthums und alten Verdienstes um die Republik. Zwischen ihnen wogen langsamer, stolzer strahlend in jährlich neuem und wechselndem Glanze die Peoten der großen Familien einher, deren Alter bis zur Wiege der Stadt, um tausend Jahre höher hinaufsteigt, als die Namen der ältesten Königshäuser der Welt. Da seht Ihr die Dandolo's, die Michieli's, die Badoër — "

„Uh!" — unterbrach die jüngere Zoë die Erzählerin mit einem Ausrufe des Schmerzens und Entsetzens.

„Was habt Ihr?" fragte Diese verwundert.

„Es ist nichts; ich bitt' Euch, fahret fort."

„Und allen diesen Familien genügt es nicht, sich blos in ihren Feiergewändern zu zeigen. Nein, jede eifert sich, die andern in Wahl und Sinnigkeit der Darstellung eines wohlberechneten Prachtaufzuges zu übertreffen. Da sehet Ihr das Schiff der Argonauten auf siegreicher Heimkehr mit dem goldenen Vließ, und neben ihm Ulysses Fahrzeug, wie er, freiwillig an den Mastbaum gebunden, mitten unter den Malgheroten, die mit den reizenden Frauen gefüllt sind, wie zwischen der Scylla und Charybdis der Verführung von Schönheiten aller Art in Gestalt und Tönen, durchsteuert. Es war Angelo Badoër — "

„Ich beschwöre Euch, geliebte Zoë, sprechet den Namen nicht mehr aus — "

„Was ist's denn, wenn ein schöner Mann den reizenden Frauen von Venedig diese Huldigung darbringt? Wissen sie doch, wie sie gemeint ist, und daß er sich nur zu gerne verführen läßt! Als ich die letzte Regata sah, war dieß die Peote, welche das größte Aufsehen erregte. Jedermann sprach von dem sinnreichen Einfall und der Schönheit dessen, der ihn gehabt und ausgeführt. Und fürwahr, wenn ich ein Mann gewesen wäre, ich hätte mich auch an den Mastbaum binden lassen, um dem Zauber der Königin Cleopatra zu widerstehen, die auf der mächtigsten Peote, umgeben von einem wahren Himmel der lieblichsten Jungfrauen, und dennoch alle überstrahlend durch Reiz und Anmuth, einherzog. Mit einem Ausruf des freudigsten Erstaunens bebten alle Fahrzeuge zurück vor dieser Erscheinung —"

„Bei Sanct Spiridion, der Einfall war auch herrlich! Cleopatra auf ihrem Schiffe, wie sie dem Antonius entgegen fährt — ja, ja, ein solches Fahrzeug muß mir der Capitän auch anschaffen, und ein glänzenderes soll man in Venedig nie gesehen haben. Ihr müßt mich alsdann begleiten, theuerste Freundin; Alles, was Ihr von Putz und Juwelen dazu wünschen möget, werd' ich Euch schenken. Wie sollt' ich nicht, gebiet ich alsdann doch über ganz Venedig?"

„Gewiß," versetzte die Andere lächelnd; „Ihr braucht nur über ganz Venedig zu gebieten, um reicher zu seyn an Gold und Juwelen, als alle Königinnen der Erde zusammen. Aber wie wollet Ihr es angreifen, um zu solcher Herrschaft zu gelangen?" —

„Sey's!“ begann die junge Frau nach einer Weile Beſinnung. „Ihr ſeyd meine Freundin, Ihr traget meinen Namen, Ihr liebt mich, Ihr ſollt Alles mitgenießen; warum dürft' ich Euch nicht das Glück vertrauen, welches mich erwartet?“ —

Und nun erzählte ſie Alles, was ſie von Jacques Pierre's Verhältniß zu dem Vicekönig von Neapel wußte, von deſſen Planen auf Venedig, von der großen Rolle, die dem Capitän bei der Ausführung angewieſen, von dem glanzenden Lohn, der ihm dafür verſprochen war. Schon früh hatte ein Horoſcop ihm ein Herzogthum verkündigt; Zeichen aller Art ließen keinen Zweifel, daß das Herzogthum Venedig damit gemeint ſey. Sie ſelbſt gedachte als Herzogin in einem Glanz aufzutreten, der ſolch großen Glückes würdig wäre, und alle ihre Freunde zu demſelben emporzuheben. Sie ſchloß dieſe Ergießungen, indem ſie die Freundin aufforderte, in der Erzählung von dem ſchönen Feſte fortzufahren.

Die ältere Zoë hatte der reizenden jungen Frau mit einem Antheil zugehört, der ſich auf ihrem Geſicht in einem ſonderbaren Gemiſche von Ausdruck der Ueberraſchung, der Hoffnung und ſelbſt der Schadenfreude darſtellte. Mehreremale wechſelte die höchſte Glut ihrer Wangen mit einer bleifarbigen Blaſſe; ihr Auge ſtrahlte in einem wilden Feuer, und ſelbſt auf ihrer Stirne lagerte ſich eine bräunliche Röthe als Verrätherin ihres innern Jubels, aber auch der längſt verſchwundenen Jugendblüthen. Dennoch fuhr ſie mit ſchneller Faſſung fort:

„Man stritt sich damals noch lange nachher in Venedig, ob er schöner gewesen auf seiner Peote, als Ulysses an dem Mastbaum gebunden, oder auf dem Vordertheil seiner Bissona knieend, mit dem silbernen Bogen in der Hand, seinem Gondolier, der um den Kampfpreis der Regata rang, die Bahn öffnend.“

„Von wem redet Ihr?“ fragte Zoë.

„Von Angelo Badoër — “

„Ich beschwöre Euch, lasset mich diesen Namen nicht mehr hören, so Ihr meine Freundin bleiben wollet.“

„Was hat Euch dieser Name gethan? Ist es doch einer der ältesten von Venedig, und das Haus, welches ihn trägt, vielleicht das reichste.“

„O ich will es klein, ich will es arm machen, dieses alte Haus. Lasset mich nur einmal im Besitze der Gewalt seyn — “

„Leicht vergißt sich ein Name, aber er haftet desto fester, wenn er sich an ein bedeutendes Ereigniß knüpft. Und etwas der Art muß doch Eurem Hasse gegen diesen Namen zu Grunde liegen. Schließet mir Euer Herz auf, liebliches Weibchen.“ —

Mit diesen Worten faßte die schöne Frau die reizende Freundin sanft bei den Ohren und küßte sie auf die Augen.

Da rief Diese jubelnd aus: „Das ist die Sitte meines schönen Vaterlands! Meine Neigung zu Euch hat mich nicht getäuscht; ja, Ihr gehöret auch dem unglücklichen Land an, das in seiner Erniedrigung noch so schön ist. Wer weiß, welches Unrecht Ihr von seinen Tyrannen erlitten? So wisset denn — “

Und nun begann Zoë die brutale Mißhandlung zu erzählen, welche sie in ihrer frühen Jugend von dem Provveditore Angelo Badoër erfahren, und wir oben angedeutet. In der Heftigkeit dieser demüthigenden Erinnerungen brach sie in Thränen aus und verfiel in einen so gewaltigen Schmerz, daß es ihrer Freundin bang um sie geworden seyn würde, wäre sie nicht an ähnliche Auftritte gewöhnt gewesen. Freilich muß diese Stimmung nicht gar zu tief gewurzelt haben. Mitten unter ihren Thränen richtete sie die Frage an die Andere: „Also einen silbernen Bogen trug der Abscheuliche? Und was machte er denn mit dem silbernen Bogen?“

„Er schoß vergoldete Kugeln damit nach den Führern der übrigen Fahrzeuge, welche das Wasser bedeckten, damit sie dem leichten Nachen seines Gondoliers Raum machten. Es ist einer der Bräuche dieser Feste, daß der Gebieter den Nachen seines Gondoliers beschützt und um dessen Ruhm, wie für seinen eigenen, Sorge trägt.“

„Meinet Ihr nicht auch, daß sich der Steuermann Jaffier gut ausnehmen würde, kniend auf einem solchen Fahrzeug — wie nanntet Ihr es doch?“

„Bissona nennt man es. So heißt eine große Schlange, und wohl gebührt ihm der Name. Es ist ein langer spitziger Nachen, der, von acht Ruderern getrieben, wie ein Aal durch das dichteste Gedränge von Fahrzeugen jeder Größe durchschlüpft.“

„Und einen silbernen Bogen in der Hand, sagtet Ihr? Zu Cleopatra's Schiff paßt er freilich nicht zum

Beſten. Cleopatra fuhr dem Antonius entgegen, und Antonius kam gewiß nicht auf einem Nachen, um von Egypten Beſitz zu nehmen. Kniend — das ſteht beſſer. Wie zeigte ſich denn die Dogharesſa bei dieſen Feſten?"

„Ich glaube nicht, daß Venedig je eine Dogharesſa in Euren Jahren gehabt hat, wenn es nicht die ſchöne Falieri geweſen iſt. Die Dogen, die ich erlebt, waren wenigſtens alle Wittwer. Es iſt auch leicht zu begreifen; ſie können die Stufe der höchſten Ehren nur in hohem Alter erreichen. Aber was will der häßliche Schwarze hier? Er ſcheint ſich ordentlich ein Geſchäft in unſerer Nähe zu machen."

„Ihr könnt ruhig ſeyn; er hört nichts. Wär' er aber auch nicht taub, könnte er wenigſtens nicht weiter erzählen, was er gehört hätte, weil er ſtumm iſt."

„Wozu nützt Euch ein Geſchöpf, das die Natur ſo ſehr verwahrlost hat?"

„Es iſt eine Schwachheit des Capitäns. Er behauptet, daß ihm der Neger das Leben gerettet." —

Unſere Leſer haben vielleicht bereits in dem Schwarzen, der während des Geſprächs der beiden Frauen mehreremale aus- und eingegangen war und ſich Verſchiedenes in dem Zimmer zu thun gemacht hatte, den taubſtummen Neger erkannt, welchen ſie zuerſt an dem Sterbebette des portugieſiſchen Aſtrologen, Manſio Cuerdos, gefunden. Er hatte den Capitän nach ſeiner Trennung von den Frauen zu Neapel auf ſeinen Streifzügen bis nach Spalatro begleitet, und Jacques Pierre war ſo wohl mit ſeinen Dienſtleiſtungen zufrieden, daß er ihn

gar nicht mehr entbehren konnte. Wie er ihm zu Neapel das Leben gerettet, als er ihn im Augenblick, da ein fallender Balken ihn zerschmettern wollte, auf die Seite gerissen, so hatte er in Venedig den Arm eines Mörders gefaßt, wie er sich eben erhoben, um den Dolch in seine Brust zu senken. Der Capitän wußte nicht genug von der wundersamen Gabe zu erzählen, womit dieser Mensch ausgestattet war, um alle Unannehmlichkeiten und selbst Gefahren, die ihm drohten, vorauszusehen und abzuwenden. Die großen Mängel seines Wesens, die ihn zu jeder Dienstleistung für Andere unfähig machten, waren gleichsam durch andere höhere Sinne ersetzt, welche nur für seinen Gebieter thätig zu seyn und auch keine andere Bestimmung zu haben schienen.

„Ich denke, das schwarze Gesicht soll unter dem Gefolge der Königin Cleopatra keine üble Figur machen," sprach Zoë.

„Gewiß nicht," erwiederte die Andere mit einem leichten Zuge von Spott um die Winkel der schwellenden Lippen. „Diese häßlichen Schwarzen sind ja in Afrika zu Haus, und Egypten gehört zu Afrika. Aber wisset Ihr, was Ihr noch haben müßtet, schöne Freundin, um alle echte und nachgemachte Cleopatren zu überstrahlen?" setzte sie hinzu, während es ihre großen, schwarzen Augen wie ein Blitz durchzuckte.

„Und was wäre das? Ist es für Gold zu haben, so verschafft es mir der Capitan auch."

„Viel mag ihm gelingen; ob auch Dieses, ist eine Frage. Wer sich im Besitze des Kleinods befindet und

seinen Werth kennt, dem ist es um alles Gold der Erde nicht feil."

„Bei Euren und meinen Augen, geliebte Freundin, Ihr reizet meine Neugierde mehr, als billig ist. Was wäre dieß denn für ein Kleinod?"

„Habt Ihr je von dem Gürtel der Venus gehört?"

„Wie sollt' ich nicht? Bin ich doch am Fuße des Ida zu Hause. Auf dem Ida aber ist Jupiter geboren, und Venus war sein liebstes Kind. Die Letzte, die ihn besaß, war Lais zu Corinth, vor deren Thüre ganz Griechenland liebeseufzend lag. Die Heiligen allein wissen, was aus ihm geworden ist."

„Er mag auch wahrlich durch viele Hände gegangen seyn, bis er Euch so nahe kam, wie er es gewesen. Solltet Ihr ihn wirklich nie gesehen haben? Die, so ihn besitzt, lebte doch so lange mit Euch unter einem Dache."

„Von wem redet Ihr?"

„Wußtet Ihr wirklich nicht, daß das Zauberweib, das ich im Hause hier gefunden, im Besitze dieses unschätzbaren Kleinods ist?" —

Zoë brach in ein lautes Gelächter aus. Eine hohe Röthe überflog das Gesicht der Andern, indem sie sprach: „Ich meine, daß ich eher über Euch lachen könnte, weil Ihr die Gelegenheit, Euch des köstlichsten Kleinods zu bemächtigen, so leicht aus den Händen gelassen." —

Zoë wurde ernsthaft und erwiederte mit Unmuth: „Wie konnt' ich glauben, daß das finstere, einsylbige, hochfahrende Weib ein Kleinod besitze, welches Derjenigen,

die es trägt, einen Liebreiz verleiht, dem kein Mann widersteht? Warum brauchte sie diese Waffe nicht, um Denjenigen festzuhalten, dessen Herz und Hand sie so ungern verloren?"

„Desto besser für Euch."

„Ich versteh' Euch wieder nicht."

„Es ist mir ein Zeichen, daß sie den Werth des Kleinods nicht kennt. Um so leichter wird es werden, solches von ihr zu erhalten."

„Bei Sanct Spiridion, man kann nicht klüger seyn, als meine schöne Namensschwester." —

Unter diesen Worten faßte Zoë die Andere mit beiden Händen bei den Ohren und drückte ihr die heißesten Küsse auf die Augen.

„Aber was hilft mir all' Eure Klugheit?" setzte sie hinzu, indem sie in ihren Unmuth zurückfiel, „weiß ich doch nicht, was aus dem Weibe geworden ist."

„Das wird zu erfahren seyn. Wer sich in den Kopf gesetzt hat, sich der Herrschaft von Venedig zu bemächtigen, dem können auch die Mittel nicht fehlen, ein verstoßenes Weib auszukundschaften, die noch vor wenigen Tagen in diesem Hause gewesen ist. Wo sie auch seyn mag, durch die Luft ist sie nicht dahin geflogen." —

Kurz, der Schluß der Unterredung beider Frauen war, daß die Jüngere dem Capitän, als er nach Hause kam, mit der größten Zärtlichkeit um den Hals fiel und ihn beschwor, ihr auf das schnellste Nachricht von Laura'n zu verschaffen. Er maß diese Dringlichkeit der Reue über ihr Betragen bei und versicherte lächelnd, daß er

ſich im Stand befinde, ſie jeden Augenblick zu ihr zu führen, nur müßte ſie verſprechen, hübſch artig gegen ſie zu ſeyn.

Zoë, die nun in die heiterſte Laune und Liebenswürdigkeit überging, verſprach, Alles wieder gut zu machen. Für ſeine Begleitung jedoch dankte ſie ihm. „Wenn Frauen unter einander Frieden ſchließen wollen,“ ſprach ſie, „brauchen ſie keinen Mann dazu.“ —

Laura bedurfte ihrer ganzen Gewalt über ſich ſelbſt, als ihre tiefe Einſamkeit durch Zoë'n unterbrochen wurde, die mit Lauretta'n an der Hand plötzlich bei ihr eintrat. Es war zu ſpät, um ſich dem verhaßten Beſuche zu entziehen; vielleicht übte auch die Gegenwart ihres Kindes eine Macht über ſie, der ſie nicht zu widerſtehen vermochte. Lauretta war dießmal wirklich zutraulicher gegen ihre Mutter als früher. Zoë hatte ſich mehrere Stunden damit beſchäftiget, ſie für dieſen Beſuch vorzubereiten, und ihr Unterricht ſchlug um ſo beſſer an, da die beiden Frauen ſeit einiger Zeit bemüht geweſen waren, dem Kind eine gewiſſe Abrichtung zu allen kleinen Künſten der Gefallſucht zu geben, wozu ſeine frühſte Erziehung ſchon einen guten Grund gelegt hatte. Lauretta befand ſich gerad' in der beſten Laune und zeigte bei dieſer Gelegenheit eine Probe von Gelehrigkeit, die auch eine Andere täuſchen konnte, als eine Mutter, welche der Liebe ſo ſehr bedurfte.

Die wohlthätige Wirkung auf Laura ließ ſich nicht verkennen. Sie war minder ſchroff gegen Zoë'n als ſonſt und ſchien die Verſicherung, daß ſie ſich ungerne

von ihr getrennt und sich viele Sorge um sie gemacht habe, gut aufzunehmen. Die reizende junge Frau erschöpfte sich wahrhaft in Betheurungen der Freude, sie in einer so angenehmen Wohnung zu finden, und bat um die Erlaubniß, ihren Besuch öfters zu wiederholen. „Gerne schlüg' ich Euch vor," setzte sie hinzu, „wieder unter unserm Dache fürlieb zu nehmen, könnt' ich Euren Widerwillen gegen meine Namensschwester zu überwinden hoffen. Mit den thörichten Grillen des Pfarrers würde der Capitän schon fertig werden." —

Nachdem sie mit einer großen Fülle ähnlicher Redensarten ihren Besuch verlängert, erhob sie sich, um wegzugehn. In der Hausflur kehrte sie jedoch um und trat wieder ein, indem sie versicherte, daß Lauretta sie gebeten, ihren Besuch zu verlängern, weil es ihr so gut hier gefiele. Das Kind wiederholte die Worte, die ihm Zoë vorgesagt, auch ziemlich natürlich, und die unglückliche Frau wurde vielleicht wirklich befangen. Sie führte das Kind in den Garten, machte ihm ein seinem Alter angemessenes Spiel zurecht und kehrte, als es, sich diesem ganz hingebend, keine Kunde mehr von ihr zu nehmen schien, in das anstoßende Gemach zurück, wo sie Zoën gelassen.

Nach verschiedenen Gesprächen, denen sie umsonst die Richtung auf den Zweck ihres Besuches zu geben versucht, brach sie endlich geradezu mit der Frage los: ob sie jemals von dem Gürtel der Venus gehört habe? „Man erzählt Wunderdinge davon," setzte sie hinzu, „an die ich so wenig glauben kann, als daß es überhaupt einen solchen Gürtel gibt." —

Eine hohe Blässe verbreitete sich bei dieser Frage über Laura's Antlitz. Es war, als ob sie Zeit bedürfte, sich zu fassen; denn sie erwiederte erst nach einer guten Weile:

„Es gibt allerdings ein Kleinod, das unter diesem Namen aus dem grauen Alterthum kömmt. Wie mächtig es ist, könnet Ihr in dem Schicksal Derjenigen erkennen, die in seinem Besitz ist.“

Zoë stellte sich, als hätte sie Laura's nicht verstanden. Da blitzte es auf in dem Auge der Letztern, wie ein kühner Entschluß, und sie erhob sich. „Ihr habt Alles, was mich glücklich gemacht hat,“ sprach sie und nahm ein mit Gold beschlagenes Kästchen von Perlenmutter aus einem Schranke. „Warum sollte ich Euch vorenthalten, was mir Alles hätte erhalten müssen, wäre mir sein Zauber nicht untreu geworden?“

Damit öffnete sie das Kästchen und nahm einen schweren Gürtel von Golde heraus. Er bestand aus den feinsten venetianischen Kettengewinden, welche von beiden Seiten in einer Art von Laubwerk zusammenliefen, das einen halbrunden Schild einfaßte. Den Mittelpunkt des Letztern bildete ein großer, brillantirt geschliffener Stein von so lebhaftem Feuer, daß er kaum für einen Amethysten zu halten war, ob es gleich der Farbe nach kein anderer Stein seyn konnte.

Das Schloß des Gürtels war auf eine Weise gearbeitet, daß er sich jedem Wuchs leicht anpaßte. Zoë hatte ihn sogleich angelegt und bedauerte nur, nachdem sie sich überall vergebens darnach umgesehen, daß sie

keinen Spiegel hatte, um sich zuerst selber in dem köstlichen Geschmeide zu bewundern.

„Und Ihr wolltet mir den Gürtel wirklich abtreten, geliebte Donna Laura?“ rief sie. „Fodert, was Ihr wollet, dafür!“

„Ihr wäret im Stande, mir den Capitän dafür wieder zu geben?“ fragte Laura, bitter lächelnd.

„Gewiß, wenn Ihr glücklich mit ihm seyn könntet.“

„Ihr habt Recht, ich kann es nicht mehr. Aber für Euren guten Willen geb' ich Euch noch einen Rath dazu.“

„Er soll gewiß befolgt werden, da er von Euch kommt.“

„Es mag Euch gelingen, einen Mann anzuziehen mit diesem Kleinod,“ fuhr Laura fort, „aber Ihr werdet Ihn nicht damit festhalten. Ich weiß ein sichereres Mittel.“

„Und das wäre?“

„Ihr müßt Euch dem Manne, dessen Ihr gewiß seyn wollet, nie ganz hingeben, sondern ihn in beständiger Ungewißheit lassen, ob er geliebt sey oder nicht.“

„Das ist auch Zoe's Meinung von den Männern.“ — Laura konnte die Bewegung nicht verbergen, welche dieser Name in ihr hervorbrachte. Die junge Frau schien es nicht zu bemerken und setzte hinzu: „Ihr besitzet gewiß noch manche Künste, durch die Ihr bewirken könnet, was Andern unmöglich ist.“

„Was hätten sie mir geholfen, wenn ich sie auch besäße?“

„Ihr wolltet sie nicht benützen, wie Ihr des Gürtels Wirkung verschmähtet. Ich würde sie besser zu brauchen wissen.“ —

„Ihr kennet sie nicht, drum urtheilt Ihr also. Sie haben allerdings so wenig Werth für mich als dieser Gürtel; aber was hälf' es, sie Euch mitzutheilen?“

„Lasset es immer darauf ankommen.“ —

„Ihr seyd viel zu flüchtig für diese Künste,“ erwiederte Laura. „Wer sie üben will, bedarf einer so scharf gehaltenen Aufmerksamkeit auf die mannigfaltigsten Bedingungen der Zeit, des Orts, der Dinge, zugleich an Euch selbst, an Andern, an Sonne, Mond und Sternen und an den Wechseln des Thierkreises, daß man sich von Jugend auf darin geübt haben muß, wenn man auch von der Natur die reichste Gabe von Ruhe, Gleichheit und Festigkeit des Geistes für sie erhalten.“

„Wie? Und auch die Mittel, die Schönheit zu erhalten, sollten so schwer anzuwenden seyn? Gewiß sind sie Euch gleichfalls bekannt.“

„Wenigstens die untrüglichsten.“

„Ich bitt' Euch, beste Donna Laura“ —

„Sie sind sehr einfach; dennoch habe ich noch keine Frau gekannt, welche sie anzuwenden verstanden hätte.“

„Ich beschwör' Euch, theilet mir sie mit.“

„Ihr brauchet nur Wein und Gewürze, Wärme in Speise, Trank und Bade zu vermeiden, Gesicht, Arme und Busen, statt mit Wasser zu waschen, mit grobem Flanelle zu reiben, wenige Zeit dem Schlafe zu widmen, vor Allem aber Euch vor jeder Leidenschaft zu hüten.“

„Bei Sanct Spiridion, das ist gar zu viel, um nicht die Hälfte zu vergessen. Ich dachte, Ihr wüßtet irgend ein wunderbares Wasser, sich damit zu waschen, eine Salbe für die Augenlieder, um den Glanz der Augen zu erhöhen — "

„Von Salben weiß ich nur eine, aber sie ist auch das sicherste und wohlthätigste Mittel von allen, die ich kenne. Wie schlimm eine Wunde seyn mag, behutsam angewendet, heilt die Salbe sie gewiß."

„Gott bewahre mich vor solchen Dingen! Ich kann keine Wunde sehen, geschweige denn sie heilen" —

„Als Gattin eines Mannes, der so vielen Gefahren ausgesetzt ist, wie ein Seemann, würdet Ihr sie wohl brauchen können" —

„Es ekelt mir schon, wenn ich nur daran denke." —

Ein heftiger Schrei aus dem Garten unterbrach das Gespräch der Frauen. Bestürzt sprangen sie auf und eilten hinaus, um nach Lauretta'n zu sehen. Fast außer sich vor Schmerz und Weinen stürzte das Kind in Zoë's Schoß. Es schüttelte seine Hand, als wenn es etwas davon wegschütteln wollte, und doch war nichts zu sehen. Da bemerkte Laura einen großen Scorpion am Boden, und damit war auch das Räthsel des Unglücks gelöst, welches hier geschehen.

Ohne ein Wort zu sprechen, faßte sie das Thier mit Vorsicht und trug es in das Haus. Der Schmerz des Kindes aber schien immer mehr zu wachsen. Wie ein Wurm wand es sich auf Zoë's Schoß, und die Krämpfe schienen nicht ferne. Zoë wußte sich gar nicht zu helfen

und rief einmal über das andere: „Donna Laura! Donna Laura!“ —

Nach einer kurzen Weile erschien Diese wieder mit einer kleinen marmornen Schale in der Hand, in welcher sie eben, wie man sah, eine braune Salbe angerieben.

Sie wollte die Hand des Kindes fassen, um die Salbe auf die Wunde zu legen; aber es gebärdete sich so unbändig gegen sie, daß sein alter Widerwillen in doppelter Kraft erwacht schien. Es wollte nur Hülfe von Zoë'n, und Diese behauptete, daß sie keine Salbe anrühren könne.

Es war ein erschütternder Anblick, die unglückliche Frau auf einmal in den ganzen Abgrund ihres Elends zurückgestürzt zu sehn. Der Schmerz überwand jedoch auf eine Weile alles andere Gefühl. Eine große Thräne brach aus ihrem rechten Aug' und fiel in die Schale nieder, welche die Salbe enthielt. Damit schien ihr die nöthige Kraft wiedergekehrt zu seyn. Ohne den Widerstand des Kindes weiter zu beachten, faßte sie seine Hand mit Gewalt. Der Stich des Thieres hatte die Weiche getroffen, und die Stelle war bereits stark aufgeschwollen. Mit den Fingern rieb sie die Salbe in die Wunde und legte dann ein seidenes Tuch um die Hand. Fast in dem nämlichen Augenblick hörte der Schmerz des Kindes auf. Es erhob sich und sprach zu Zoë'n: „Laß uns gehen! Ich sagte Dir ja, als Du in der Hausflur wieder umkehren wolltest, daß es mir hier nicht gefiele. Du hast es nicht glauben wollen. Da siehst Du es nun!“ —

Mit diesen Worten ging das Kind fort, ohne weiter auf Zoë's Zureden zu achten, noch seiner Mutter auch nur einen Blick zu gönnen. Zoë, die ihren Zweck erreicht hatte, war froh, ihm folgen zu können, und verließ Laura'n in einem Seelenzustand, den wir vergebens zu beschreiben versuchen würden.

Als Zoë nach Hause kam, war sie nicht wenig verwundert, ihre Freundin mit Einpacken beschäftiget zu finden. Ehe sie jedoch nach der Erklärung fragte, wollte sie den Triumph über das Gelingen des Besuchs bei Laura'n genießen. Sie zeigte ihrer Namensschwester das zierliche Kästchen, weigerte sich jedoch in anmuthiger Neckerei, dasselbe zu öffnen. Eine glühende Röthe flog über Wangen und Kinn der Letztern bei diesem Anblick. Schnell jedoch sich fassend, fuhr sie mit dem Schein der Gleichgültigkeit fort in ihrem Geschäfte. Nun erst holte Zoë den kleinen silbernen Schlüssel hervor und schloß den verborgenen Schatz auf. Aber es wäre ein Meisterstück der Darstellungskunst, das blitzschnelle Spiel von Eindrücken und Entschließungen zu schildern, das bei'm Anblick des köstlichen Geschmeides in den Augen und Zügen der Andern bemerkbar wurde. Nur ein Lichtstrahl, der wie ein Blitz über ihr ganzes Gesicht hinzuckte, ließ sich vielleicht als der freudige Schrecken über einen Gedanken deuten, welcher plötzlich mit dem Versprechen eines großen Glückes in ihrer Seele aufgestiegen war.

Jetzt erst kam es zur Erklärung zwischen den beiden Frauen, und Zoë wurde durch die unangenehme Neuigkeit überrascht, daß ihre Freundin durch ein, vor einer

halben Stunde angekommenes Eilschiff Nachrichten erhalten, welche sie zwangen, ohne den geringsten Verzug nach Venedig unter Segel zu gehen. Unter diesen Erklärungen und den mancherlei Zurüstungen für die schnelle Abreise trat der Pfarrer mit der Meldung ein, daß das Schiff zur Abfahrt bereit sey. Er war selbst auch reisefertig und versicherte, daß er es nicht verantworten könnte, seinen Gast, dessen Dienerin krank lag, die Reise allein antreten zu lassen. Er wollte sie bis Venedig begleiten und dann sogleich wieder zurückkehren. Der Mohr mußte das schwere Kästchen, welches das kostbarste Eigenthum der Reisenden zu enthalten schien, auf die Schultern nehmen; das übrige Gepäck wurde den beiden Seeleuten aufgeladen, die außen gewartet hatten.

Sämmtliche Hausgenossen begleiteten die Reisende an den Strand, und Zoë wandelte traurig einher neben der Freundin, von der sie sich, war es auch nur auf kurze Zeit, trennen sollte. Diese hatte eine solche Ungeduld, an Bord zu kommen, daß sie dem Fahrzeug, welches wenige Schritte vor dem gemauerten Kai lag, gar nicht Zeit ließ, ihr ein Boot entgegen zu senden. Nach einem flüchtigen Abschied von ihren Begleitern betrat sie die schmalen Planken, die über verschiedene Fahrzeuge hinweg bis zu dem äußersten Schiffe gelegt waren, welches unter Segel gehen sollte. Der Pfarrer war ihr vorgetreten; unmittelbar hinter ihr folgte der Mohr mit ihrem schweren Kästchen.

Schon hatte sie die äußerste Planke erreicht, welche

die beiden letztern Fahrzeuge über einen Zwischenraum von zween Schritten verband. Der Pfarrer war eben in das Schiff getreten und wandte sich um, der Nahenden die Hand zu reichen, als der Mohr, trotz der schweren Last, die er trug, ihr durch einen Sprung zuvorzukommen suchte. Es gelang ihm auch, jedoch auf ihre Kosten. Er streifte mit seiner Last so hart vorbei an ihr, daß sie das Gleichgewicht verlor und mit einem Schrei des Schmerzens und des Schreckens in die See stürzte. Gleichzeitig hatte der Mohr das Kästchen fallen lassen; es war im Augenblick mit seiner Besitzerin unter dem Wasser verschwunden.

Aber eben so schnell suchte der Mohr auch das Unglück wieder gut zu machen, indem er sich der Gefallenen nachstürzte und in die Tiefe tauchte, um sie zu retten. Alles dieß war so rasch hinter einander gefolgt, daß die Meisten kaum wußten, wie es geschehen, und die Seeleute, statt an Hülfe zu denken, sich zu streiten begannen, was sie denn eigentlich gesehen. Einige behaupteten, der Mohr sey vor der Dame auf dem Brett gewesen und habe keine Schuld an ihrem Unglück; Andere meinten, er habe das Kästchen, das ihm zu schwer geworden seyn müsse, fallen lassen und in der raschen Bewegung, dasselbe noch zu fassen, die Wandelnde angestoßen. Einer schwor sogar, der Mohr sey vor der Reisenden von der Planke heruntergestürzt, wie wenn er einen Stoß von ihr erhalten. Kurz, Jeder hatte etwas Anderes gesehen, Jeder wollte richtig gesehen haben, und an Hülfe dachte Keiner.

Da warf Jacques Pierre seinen kurzen Mantel von sich, um dem Mohren nachzustürzen. Als Zoë dieß sah, fiel sie ihm weinend um den Hals und beschwor ihn, sie nicht zur Wittwe zu machen. Vergebens suchte er sich von ihr loszureißen, sie hielt ihn so fest umschlungen, daß er unmöglich in's Wasser springen konnte, ohne sie mit sich fortzuziehen.

Da wandte er sich in den stärksten seemännischen Ausdrücken an die umstehenden Schiffleute und versprach Demjenigen, welcher die Gefallene retten würde, eine so ansehnliche Belohnung, daß sogleich einer von ihnen hervortrat und sich in die See stürzte. Er verschwand im nämlichen Augenblick in dem Wasser, und die Anwesenden, deren Zahl sich bereits sehr vermehrt hatte, blickten erwartungsvoll nach dem blauen Spiegel, unter dem er sich in die Tiefe verloren.

Es dauerte eine gute Weile, bevor eine Spur von ihm wieder sichtbar wurde. Endlich zeigte sich eine Bewegung im Wasser, im nächsten Augenblick tauchte der Seemann auf und faßte mit der einen Hand das nächste Boot. Mit dem Arme der andern hielt er die Verunglückte um den Leib gefaßt. Mehrere sprangen hinzu, um sie in das Boot hineinzuheben. Sie hatte das Bewußtseyn verloren und wurde für todt an das Land getragen.

„Wo ist der schwarze Teufel?“ rief der Seemann, welcher sie gerettet, indem er den festen Boden betrat und das Wasser von seinen Kleidern schüttelte. „Wär' ich nicht gekommen, er hinge noch mit ihr unten zwischen

den Ankertauen, wie der Krebs in der Reuse. Er konnte sie nicht retten und wollte mich doch sie nicht retten lassen, der schwarze Teufel!“ —

Es war jetzt keine Zeit zu Erklärungen, und man trug die Lebloſe in das nächste Haus.

Nachdem der Seemann sein Geld empfangen, kam er noch einmal auf den schwarzen Teufel zurück, wie er den Mohren nicht anders nannte. Es könne mit demselben nicht richtig seyn, meinte er. Er habe die Frau festgehalten, ohne doch mit ihr aufzutauchen; ja, es sey nicht anders gewesen, als hätt' er zugleich das Ankertau gefaßt, welches in der Tiefe gelegen. „Entweder hat er selbst mehr von der Salzlacke zu sich genommen, als er vertragen konnte,“ schloß er, „und hatte in der letzten Nöth das Tau zur Rettung ergriffen, oder der schwarze Teufel wollte die Arme festhalten, bis sie so viel Wasser geschluckt, daß sie für heut' und morgen genug hat.“ —

Der Capitän zweifelte gar nicht, daß der Mohr sich in die Ankertaue verwickelt und gleichfalls verunglückt war. Dennoch foderte er den Seemann auf, einen Versuch zu seiner Rettung zu machen. Dieser konnte sich nicht entschließen, noch einmal in die Tiefe zu tauchen, und von den Andern wollte es auch Keiner wagen, als sie ihren Kameraden so räthselhaft von dem schwarzen Teufel sprechen hörten. Eben so wenig war Einer zu bewegen, das gefallene Kästchen heraufzuholen. Zoë rieß den Capitän mit sich fort, als er aufs Neue Luſt zeigte, die Zaghaften durch sein Beispiel zu beschämen. Er

glaubte, nicht besser thun zu können, als den Pfarrer aufzusuchen, welcher viele Gewalt über diese Leute besaß. Aber Wukaschin befand sich nicht mehr in dem Hause, in welchem man die Verunglückte einstweilen untergebracht und der Sorge mehrerer Frauen anvertraut hatte. Er war in die Stadt gerannt, wie sich nachher zeigte, um seinen Nachbar, den Apotheker, zu holen, und Jacques Pierre erfuhr wenigstens zu seinem Troste, daß die Bewußtlose die Augen wieder geöffnet.

Ueber alles Dieses verging so viele Zeit, daß man nicht mehr hoffen konnte, den Mohren, wenn man ihn auch fand, wieder zum Leben zu bringen. Zudem waren indeß mehrere Schiffe unter Segel gegangen, und die zurückgebliebenen hatten sämmtlich ihre Ankerplätze verändert, so daß sich auch die Stelle nicht mehr genau bestimmen ließ, wo das Kästchen in der Tiefe liegen mußte. Dennoch wurde der Versuch jetzt von mehreren Schiffern gemacht, welche der Pfarrer mit Mühe dazu beredet. Alles blieb umsonst; sie tauchten wieder auf, ohne etwas gefunden zu haben.

Die Gerettete befand sich in einer solchen Erschöpfung, daß sie das Haupt nicht zu erheben vermochte. Mit fast erloschener Stimme fragte sie nach ihrem Kästchen und verlor das Bewußtseyn aufs Neue, als Zoë die Unklugheit beging, ihr die Wahrheit zu sagen. In diesem Zustand trug man sie in die Wohnung des Pfarrers. Hier kam sie nach einer guten Weile wieder zu sich, und ihr erstes Wort war aufs Neue die Frage nach ihrem Kästchen. Als man ihr nicht sogleich

Antwort gab, fiel sie in fieberhafte Fantasien, welche mehrere Tage anhielten und nur durch längere oder kürzere Pausen der äußersten Erschöpfung unterbrochen wurden.

Manche von unsern gütigen Leserinnen mögen erwarten, daß die unglückliche Frau eine treue Wärterin an Zoë'n gefunden. Wenn aber auch Menschen, die Alles auf sich selber zu beziehen gewohnt sind, einer solchen Aufopferungskraft fähig wären, so hätte die junge Frau doch ein Maß von Großmuth bedurft, wie wir es bis jetzt nicht von ihr zu erwarten berechtiget sind. Kaum war die erste Bewegung der Vorfälle, die wir geschildert, vorüber, so eilte sie, ihre Augen an dem Kleinod zu laben, das sie von Laura erhalten. Wie groß, wie unangenehm war ihre Ueberraschung, als sie das zierliche Kästchen öffnete und es leer fand!

Der Verlust eines theuern Eigenthums trifft den Menschen nicht in den ersten Augenblicken am schwersten. Die Gewohnheit des Besitzes übt noch gleichsam einige Macht über ihn, er bedarf Zeit zur Ueberzeugung, daß er wirklich verloren, was er besessen. Zudem war hier noch Hoffnung übrig, daß das Kleinod wieder zu finden sey. Zoë hatte den kostbaren Schmuck mehr als einmal angelegt und das weitläufige Haus damit jubelnd und tanzend durchlaufen. Leicht konnte der Gürtel irgendwo liegen geblieben seyn. Aber indem sie hastig suchend das Gemach ihrer Namensschwester betrat, und Alles in dem Zustand von Leere und Unordnung sah, worin

Abreisende ihre Wohnungen zurückzulassen pflegen, schoß ihr plötzlich der Argwohn gegen die Unglückliche durch die Seele. Und in der That gewann er nur zu viele Wahrscheinlichkeit, indem sie sich verschiedene Umstände, die ihrer Abreise vorangegangen waren, in das Gedächtniß zurückrief. Jetzt schien die Ungeduld erklärt, womit die Treulose an Bord ihres Schiffes geeilt war, um ihren Raub so schnell als möglich in Sicherheit zu bringen. Offenbar hatte sie die Reise früher schon vorbereitet für den Fall, daß der Gürtel von Laura gewonnen würde. Dazu kam der hohe Werth, den sie auf das verlorene Kistchen legte. Wie konnte man zweifeln, daß sie das kostbare Kleinod darin verborgen? Die erste und letzte Frage der Rückkehr zu Bewußtseyn und Besinnung war ja nach diesem Kistchen gewesen.

Zoë scheute sich nicht, die Beschuldigung auszusprechen, und that es in den maßlosesten Ausdrücken gegen die Kranke, welche bewußtlos vor ihr lag. Sie weinte und lachte durcheinander, bald den unersetzlichen Verlust beklagend, den sie erlitten, bald in Schadenfreude gegen die Unglückliche frohlockend, deren Treulosigkeit die Strafe so schnell ereilt hatte. Der Pfarrer, welcher darüber eintrat, wußte nicht gleich, wem diese Vorwürfe gelten, noch was ihr Gegenstand war. In der Meinung, daß Zoë irgend ein Geschmeide vermisse, das sich wohl wieder finden werde, suchte er sie in allgemeinen Ausdrücken zu beruhigen. Sie wurde dadurch nur um so mehr gereizt und beschuldigte ihn geradezu der Theilnahme an dem schändlichen Diebstahl, welcher an ihr begangen worden.

Da brach die ganze Stärke seines energischen Charakters in brutaler Wuth los. Er verhehlte seine Leidenschaft für die Kranke gar nicht mehr und war so nahe daran, sich persönlich an Zoë'n zu vergreifen, daß Jacques Pierre den Degen ziehen mußte, um sie gegen grobe Mißhandlung zu schützen. Die ganze Scene endigte damit, daß Beide sich um eine andere Wohnung umsahen und die schnell gefundene noch am nämlichen Tage bezogen.

Ueber diesen Bewegungen war die Nacht herabgesunken, ohne daß sie jedoch Zoë'n die geringste Beruhigung gebracht hätte. Vielmehr überschritt der Schmerz und Unmuth der schönen jungen Frau jedes Maß von Vernunft und zarter Weiblichkeit, als Jacques Pierre nicht auf ihr Verlangen einging, noch in der Dunkelheit der Nacht neue Versuche machen zu lassen, um das Kistchen von dem Meeresgrunde herauf zu holen. Vergebens stellte er ihr vor, daß die See noch am Tage hoch zu gehen angefangen, und der heftige Südwest indeß immer stärker geworden sey. Zudem lasse sich kein Geschäft der Art bei Nacht verrichten, könnte sich auch wirklich Jemand entschließen, der unvermeidlichen Gefahr zu trotzen, von dem sturmbewegten Element gegen die Felsen geschleudert zu werden. Aber Zoë wollte nun einmal ihren Gürtel wieder haben und meinte, daß für ein so kostbares Kleinod Alles zu wagen wäre.

Da verlor Jacques Pierre am Ende die Geduld und brach heraus in seinem Unmuth: „Du ließest Dir wohl

gefallen, wenn ich selber mein Leben daran setzte, um aus der Tiefe zu holen, was ich zu jeder Stunde auf der Rialtobrücke kaufen kann?" —

Der Capitän hatte schwerlich unrichtig in Zoë's Seele gelesen; wenigstens erwiederte sie nichts auf seine Frage, sondern fuhr fort, ihren Verlust auf das unmäßigste zu bejammern.

„O Laura! Laura!" rief er endlich aus und rannte in den Vorsaal, um ihren Klagen zu entgehen.

Indem er hier bei der schwachen Beleuchtung einer einzigen Lampe heftig auf und nieder wandelte, strahlten ihm plötzlich die glühenden Augen des Mohren aus einer dunkeln Ecke entgegen. Erschrocken trat er einen Schritt zurück; aber augenblicklich sich fassend, näherte er sich der unerwarteten Erscheinung.

Der Schwarze stand, die Arme über die Brust gekreuzt, mit ehrerbietig gesenktem Haupt in der Stellung, in der er des Capitäns Befehle zu erwarten gewohnt war.

„Woher kömmst Du, Unglücklicher?" rief Dieser.

Der Mohr zeigte mit der Hand nach verschiedenen Gegenständen, die auf einem Tisch aufgehäuft waren. Der Capitän erkannte darunter mehrere Päcke mit werthvollen Gegenständen, die er aus dem Hause des Pfarrers mitzunehmen vergessen. —

„Ist das Kistchen der Dame darunter?" fragte er mit Hastigkeit.

Der Mohr deutete durch ein Zeichen die unergründliche Tiefe an, in der es liege, setzte aber auch in derselben Art und gleich verständlich mit dankend zum

Himmel gerichteten Blicken hinzu, daß dieſer Verluſt ein Glück ſey.

Und nun entſtand zwiſchen Beiden ein Geſpräch, welches von der einen Seite nur in Zeichen geführt, für Jacques Pierre jedoch vollkommen klar war. Trotz ſeiner Taubheit ſchien der Neger ſeinen Herrn gleichfalls zu verſtehen.

Bald blieb kein Zweifel mehr für den Capitän übrig, daß ſein Diener die Frau abſichtlich in die See geſtürzt hatte. Ja, er fand ſogar den Argwohn des Seemanns beſtätiget, welcher ſie gerettet, daß er entſchloſſen geweſen, ſie ſo lang unter dem Waſſer zu halten, bis ſie ertrunken ſeyn würde.

Die Pantomime, womit ſie der Neger bezeichnete, verrieth ein ſo tiefes Gefühl des Haſſes, ja des Abſcheu's, daß es die That wohl erklärte. Die Hand an das Herz gehalten, wendete er ſich mit einem unbeſchreiblichen Blick des Abſcheu's oder vielmehr des ſittlichen Ekels auf die Seite. Es war der entſchiedenſte Gegenſatz des mimiſchen Zeichens, welches er für Laura gebraucht. Die eine Hand an das Herz und die andere an die Stirne gelegt, ſah er mit einem Blicke wahrer Verklärung, der ſein ganzes Weſen veränderte, zum Himmel. Wenn er Zoë'ns gedachte, berührte er die Stirne nur flüchtig, und indem er mitleidig lächelte, blies er über die flache Hand weg, zum Zeichen der Leichtigkeit ihres Gehaltes in Geiſt und in Herz.

Der Capitän war ein Franzoſe und glaubte ſich zum Beſchützer jeder ſchönen Frau berufen; auch hatte

die Fremde ſeine ſchwachen Seiten mit groſser Menſchenkenntniſs zu faſſen verſtanden. Gereizt durch Zoë's Benehmen, deren Argwohn er ohnedieſs nicht theilte, war er für jede leidenſchaftliche Aufregung doppelt empfänglich, und es mag vielleicht nur der Bilderſprache des Negers, der ihn mit den unerwarteſten Aufſchlüſſen überraſchte, beizumeſſen ſeyn, daſs er nicht ſchneller gegen Dieſen losbrach. Um ſo heftiger wurde er aber auch, als Derſelbe gleichſam über ſeine That zu triumphiren ſchien. Er bedeckte ihn mit Vorwürfen und drohte, ihn der Gerechtigkeit auszuliefern. Der Unglückliche ſuchte ſich zu rechtfertigen, indem er immer Entſetzlicheres von dem Charakter der Verabſcheuten mittheilte, und entwickelte eine Reihe mimiſcher Darſtellungen von Verbrechen der ſchauderhafteſten Art, daſs es faſt unmöglich ſchien, ſie dem zarten Geſchlecht, und noch viel weniger einer einzigen Perſon deſſelben, zuzutrauen. Der Capitän wurde wahrhaft empört durch den Reichthum der boshaften Erfindungen, die er zu ſehen glaubte, und überſchüttete den Neger mit den ſchwerſten Schmähungen. Die leidenſchaftliche Bemühung, ſich zu rechtfertigen, verſetzte Dieſen in eine ſo convulſiviſche Heftigkeit der Bewegungen, daſs ſich ſeine mimiſchen Zeichen gleichſam in einander verwirrten. Es war ein grauſhafter Anblick, mit welcher Kraft er das wilde Gewirr zu bekämpfen ſtrebte. Wie in elektriſchen Funken ſchien die Flamme ſeines Innern aus den rollenden Augen herauszuſchlagen, und ſelbſt das dunkle Schwarz ſeiner Wangen ſich, einer Kohle gleich, zu rother Glut zu entzünden. In groſsen

Tropfen fiel der Schweiß von seiner Stirne, der Schaum stand auf seinen Lippen, und indem er für das Ungeheure, das er darzustellen suchte, weder Sinn noch Zeichen mehr zu finden wußte, stürzte er plötzlich, wie von einer unsichtbaren Gewalt geschleudert, zu Boden und stellte das Bild epileptischer Zuckungen in einem so furchtbaren Grade dar, daß der Capitän den Anblick nicht zu ertragen vermochte.

Er ließ den Unglücklichen liegen und eilte fort, hinaus in das Freie. Der Wind blies mit stärkerer Heftigkeit, als zuvor, und jagte die Wolken an dem wonderhellten Himmel hin, daß die Trümmerstadt in schnellem Wechsel von der vollen Herrlichkeit des freundlichen Gestirns bestrahlt und in große Schatten gehüllt lag. Es wurde seiner Seemannsnatur recht eigentlich wohl in dieser stürmischen Bewegung, und in gleichem Maß beruhigte sich auch sein Inneres. Allmahlich rief er sich die Scenen, welche der Neger ihm gezeigt, in die Seele zurück, und er fand bald einen so engen Zusammenhang in denselben und ein so scharfes Gepräge innerer Wahrheit in den Darstellungen des Unglücklichen, daß er sich kaum seiner oft erprobten Treue zu erinnern brauchte, um ihm Glauben beizumessen. Jetzt trat ihm aber auch das Bild der gefahrlichen Frau selbst vor die Seele und mit ihm die Warnung, die er bei ihrem ersten Anblick gleich empfunden. Diese Stetigkeit des glühenden Auges verrieth eine Heftigkeit und zugleich eine Tücke der Leidenschaften, dieses üppig schwellende Lippenpaar einen unerlöschlichen Durst nach sinnlicher Lust,

und der feste Mundwinkel eine Stärke der Willenskraft, die vor keinem Mittel, sie zu befriedigen, zurückschreckt. Wer ist sie? fragte er sich selbst. Da fiel ihm ein, daß Zoë, bei aller Innigkeit des Verhältnisses, worin er beide Frauen bei seiner Ankunft gefunden, keine Antwort für diese Frage gehabt hatte. Während er so das Aeußere der Unbekannten in Gedanken musterte, um den Aufschluß für das Räthsel ihres Lebens zu finden, fiel ihm plötzlich eine so entschiedene Aehnlichkeit derselben mit Laura'n auf, daß er wahrhaft betroffen wurde durch die späte Entdeckung. Vergebens suchte er sich Rechenschaft zu geben von diesem Gedanken; er vermochte nichts herauszubringen, worin die Aehnlichkeit bestände. Obgleich von mehr als mittlerer Größe, reichte sie doch bei Weitem nicht an Laura's hohe, königliche Gestalt, und einen noch größern Abstand bildete die schwerfällige Beweglichkeit derselben gegen die edle Haltung der Letzten. Die Eine stellte das Bild der sinnlichen Fülle in so üppigem Schwellen dar, daß es sich gleichsam unter der eigenen Last zu beugen schien; die Andere zeigte das vollkommenste Ebenmaß von Kraft, von Würde und Schönheit. Es war unverkennbar, daß beide Frauen auf die Männer einen gewissen Zauber ausübten, der, indem er zurückstieß, doch noch mächtiger anzog. Aber er war bei der Einen jener Gewalt der Schlangen ähnlich, die mit einem Blicke das Thier festhalten, welches sie verschlingen wollen; bei Laura'n konnte man ihn nur den wunderbaren Geheimnissen vergleichen, die in den Tiefen der klaren Bergseen zu wohnen scheinen.

Man weiß, daß sie nicht zu ergründen sind, und kann das Auge doch nicht von ihnen wenden.

Indem sich der Capitän die Aehnlichkeit zwischen den beiden Frauen vergebens zu erklären suchte, verweilten seine Gedanken zuletzt allein bei Laura, um ihm die schönen Stunden, die er mit ihr verlebt, zurückzurufen. Wie die Vergangenheit aber ihren Maßstab immer von der Gegenwart borgt, so blieb auch die Vergleichung nicht aus zwischen ihr und Zoë'n. Unmöglich konnte sie zum Vortheil der Letzten ausfallen; der Reiz der launenhaften Beweglichkeit, in welchem das Geheimniß ihrer Schönheit lag, hat seine volle Gewalt nur in der Gegenwart und erscheint in der Entfernung leicht wie thörichte Unstetigkeit und gedankenarme Gemüthlosigkeit. Laura's würdevolle Ruhe dagegen, ihre Besonnenheit, ihre Gewandtheit, ihr tiefes Gefühl, ihre grenzenlose Hingebung waren so ganz verschieden von Zoë's Wesen, daß dem Capitän die maßlose Selbstsucht der Letztern, welche Alles auf sich allein bezog, neben ihrer flatterhaften Unbeständigkeit wie ein Räthsel vorkam, dessen Lösung er fürchtete, weil sie ihren Werth in seinen Augen zernichten mußte.

Unter diesen Gedanken wurde die Erinnerung an die Frau, die er so frevelhaft von sich gestoßen, immer lebhafter und heftete sich nach der Männer Weise allmählich an die sinnlichen Reize derselben. Eine glühende Sehnsucht nach ihr bemächtigte sich seiner, und Mäßigung und Besonnenheit und Anstand waren völlig vergessen, als er auf einmal die kleine Wohnung vor sich liegen

sah, wo er sie mit Jaffier'n untergebracht hatte. Er stürzte in die offen stehende Thüre, tappte die Treppen hinauf, ohne zu pochen, in den Vorsaal der stillen Behausung.

Eine einzige Lampe, die auf dem großen Kamin stand, verbreitete nur ein schwaches Licht in dem geräumigen Gemache. Dennoch erkannte Jacques Pierre die Bewohnerin sogleich in den großartigen Umrissen der Schattengestalt, die, ihm den Rücken zugewandt, vor dem offenen Balkonfenster saß. Sie blieb unbeweglich und schien ganz in die Betrachtung des Monds versunken. Wie er ohne Ueberlegung hieher gekommen war, so faßte ihn nun eine wahre Furcht, sich ihr zu nähern. Endlich trat er leise vorwärts und stellte sich an den Kamin neben die Lampe. Die Augen unverrückt auf die Sitzende geheftet, war er froh, Zeit zu gewinnen, um sich zu fassen. Er fühlte wohl, daß er nicht an seiner Stelle war; sein Gewissen sagte ihm, daß er keinen guten Empfang verdiente. Wie konnte er ihn auch erwarten?

So hatte er eine gute Weile geharrt, da erhob sich die Sitzende. Sie trat ganz in das Fenster und lehnte sich auf das Geländer des Balkons. Der Augenblick ihres Aufstehens hatte den Capitän wahrhaft erschreckt; denn er schien das Räthsel ihres Benehmens lösen zu sollen. Daß er noch einmal Zeit gewann, gab ihm Muth und Raum zu besserer Besinnung. Er erinnerte sich, wie sie von jeher dieses stille Anschau'n des Mondes geliebt, wie sie sich dabei oft lang in wundersame Träume

verloren und, durch seine liebevolle Annäherung gleichsam geweckt, jedesmal mit einer, ihr ungewöhnlichen Milde und Weichheit zum Bewußtsein ihrer nächsten Verhältnisse zurückgekehrt war. Mit einem raschen Entschlusse trat er plötzlich neben sie in das Fenster und legte mit alter Vertraulichkeit den Arm um ihren Leib.

„Lasset das, Steuermann Jaffier," sprach Laura, indem sie sich von dem Capitän losmachte und zurücktrat.

In dem nämlichen Augenblick erkannte sie ihren Irrthum und fuhr sogleich gefaßt fort: „Ihr irret Euch in Person und Zeit — "

„Auf welcher Seite ist der Irrthum, schöne Freundin?" erwiederte Jacques Pierre, kühn geworden durch den Blick, den er in ihr Verhältniß zu Jaffier'n gewonnen zu haben glaubte. „Aber warum ihn so schnell abkürzen? — Nein, es ist kein Irrthum! Es ist die Rückkehr einer Vergangenheit, die ich nicht vergessen kann — ach, Laura, einer Vergangenheit, nach der ich mich öfter sehne, als für meine Ruhe gut ist!" —

Mit diesen Worten ergriff er die Hand der immer mehr Ueberraschten und fuhr fort: „Wie konnten wir einander jemals so fremd werden? Bei meiner Ehre, ich begreif' es selber nicht! Es war eine unselige Verblendung, die mich befangen. Aber sie ist vorüber. Ich fühle tief, wie viel ich verloren, und — "

er zögerte einen Augenblick, bevor er es vollends aussprach: —

„wie wenig ich gewonnen." —

„Laura, meine Laura,“ begann er aufs Neue, als sie stille schwieg, und faßte auch ihre andere Hand; „warum sollten wir den Traum unserer Jugend nicht wieder aufnehmen und ihn forträumen, so lang' es möglich ist?“ —

„Ja, es war ein Traum,“ erwiederte sie endlich. „Ihr habt es ganz richtig bezeichnet. Es war ein schwerer Traum, und ich bin nicht sanft daraus geweckt worden. Aber Träume sind nicht, wie die Gelüste der Männer, die mit der Gelegenheit des Augenblicks kommen und mit seiner Sattigung wieder gehen. Lasset mich los, Capitän Jacques Pierre; es ist genug, daß Ihr mich zum Werkzeug eines Ehebruchs mißbrauchtet. Es geschah ohne meine Schuld; zum zweiten soll es nicht durch meine Schuld geschehen.“

„Kann ich mein Unrecht gegen Dich anders wieder gut machen? Ist es doch einmal die Laune meines Schicksals, daß ich die Liebe nur da finden und genießen soll, wo sie ohne Fesseln ist. Du glaubst nicht, Geliebte, wie schnell der Reiz der gefesselten Liebe verschwindet. In den ersten Tagen schon bricht der Liebesgott seine Bande; nur die Ketten bleiben nach seiner Flucht zurück. War es nicht anders, war es nicht schöner in den leichten Rosenbanden unserer Liebe? Wie lange haben wir sie froh und glücklich getragen! Wär' es nicht schön, wenn sie uns aufs Neue umschlängen?“ —

Laura's Wange glühte. Sie sah den Capitän mit einem ihrer großen Blicke an und schwieg. Aber das

Verständniß derselben war ihm verloren gegangen, und er fuhr wärmer, als zuvor, fort. Sie trat einen Schritt zurück, und eine große Thräne rann über ihre Wange. Es däuchte ihm der Schmerz um seine Untreue, der Vorbote ihrer Vergebung. Er ward immer dringender und vergaß zuletzt die zarte Schranke, welche Natur und Sitte um ihr Geschlecht gezogen. Mit einem Schrei des Entsetzens, dessen ganzen Ausdruck er eben so wenig verstand, fuhr sie zurück und flüchtete sich in die dunkle Ecke, wo die alte Kukuwitza bisher unbemerkt von ihm gesessen. Im nämlichen Augenblick trat Diese hervor und hielt ihm den Schädel, von dem sie sich nie trennte, wie eine Waffe entgegen.

Die unerwartete, wahrhaft Grausen erregende Erscheinung brach die lüsterne Aufregung, worin sich der Capitän befand. Entsetzt wich er zurück vor ihr, doch erkannte er sogleich die alte Frau, welche Laura'n gefolgt war, als er sie mit Jaffier'n wieder nach der Stadt gebracht hatte. Sein Blick suchte Diese, um ihre Vergebung zu erflehen, aber sie war bereits in das Nebengemach verschwunden. Er sah sich allein mit der Alten, die ihm mit einigen, ihm unverständlichen Worten in der Mundart des Landes die Thür' öffnete.

Wir müssen Laura'n ihrer Einsamkeit überlassen. Es würde auch ein zu kühnes Beginnen seyn, wollten wir den Seelenjammer schildern, in welchen sie diese neue Mißhandlung des Mannes, den sie einst so sehr geliebt, gestürzt hatte. Schwerlich gibt es eine grausamere Verletzung des weiblichen Herzens, als wenn eine un-

treue Liebe, statt reuevoll die Liebe um Vergebung anzuflehen, sich an die Sinne wendet und den Gegenstand ihrer frühern Verehrung tief unter sich selber niederzuziehen sucht.

Sechstes Buch.

Erſtes Kapitel.

Die Morgenſonne durchbrach das graue Dunſtgewölk des öſtlichen Horizontes. In der heiterſten Beleuchtung hoben ſich die Zinnen der herrlichen Stadt empor über den natürlichen Damm des Lido, welcher die venetianiſchen Lagunen gegen das wilde Meer ſchützt. Ein friſcher Oſtwind ſchwellte die Segel der leichten Tartane, daß ſie wie ein Pfeil dahin flog auf der purpurnen Lichtbahn, welche ſich feſtlich vor ihr ausbreitete bis zu der ſtolzen Beherrſcherin dieſer Länder und Gewäſſer. Auf allen Seiten belebten Schiffe der verſchiedenſten Form und Größe den ſaphirnen Meeresſpiegel. Ein Geſchwader von levantiſchen Kauffahrern eilte mit vollen Segeln der Mündung des Hafens von Malamocco zu, während die mächtige Galeere, die daſſelbe begleitete, neue Schützlinge zu ſuchen, wieder auf die hohe See auslief. Hunderte von Trabacoli, zu zwei und drei Maſten, beladen mit den Erzeugniſſen von Iſtrien und Dalmatien, wetteiferten in Segeln und Rudern, welcher zuerſt den reichen Markt erreiche. Zahlloſe Fiſcherbarken eilten ihnen zuvor und ſpotteten der langſamen Süßwaſſer-

schiffe, deren Rand sich kaum über die ruhige Fläche hob. Nah und fern umkreisten die Seevögel die lustigen Fahrzeuge, bald in höherem, bald in niedrigerem Fluge sich wiegend, bis sie plötzlich auf ihren Raub niederschossen und ihn eben so schnell in die Luft entführten. Erstaunt sah das Auge, welches ihnen folgen wollte, purpurne Lichter in dem silberhellen Himmel entstehen und verschwinden, und fragte man die Seeleute nach dem Grunde solch wunderbarer Erscheinung, so stutzten sie über die Frage, als ob ihnen, was sie so oft gesehen, keiner Ursache zu bedürfen schiene. Daß Alles nur die augenblickliche Wirkung des rosigen Morgenlichts auf dem weißen Gefieder der Seevögel war, würden sie vielleicht nicht einmal geglaubt haben.

Für einen alten Seemann, wie Jacques Pierre, war die Erscheinung nicht neu; dennoch überraschte sie ihn angenehm. Er stand mit übergeschlagenen Armen an den großen Mastbaum gelehnt, verloren in den Anblick der mächtigen Stadt, wie sie bei der raschen Bewegung des Schiffs immer höher emporstieg hinter dem niedrigen Damme der Lagunen, und das sanfte Rosenroth allmählich in strahlenden Purpur und zuletzt in ein heiteres, helles, glänzendes Licht überging. Der Gedanke seiner Unternehmung schwebte in voller Größe vor seiner Seele; aber es hob ihm mächtig den Muth, als sich die meteorischen Lichter wiederholten und immer helleren Glanz gewannen. Es schien ihm Glück zu bedeuten; doch besann er sich nicht gleich, warum. Da fiel ihm ein, wie der Sieg sich einst wieder zu Haireddin

gewendet, als ihm auf dem Rückzuge von Tunis ein Schwarm von Pfeilen mit Purpurfedern von dem See zum Himmel aufsteigend erschienen. Es war ein Zug von Flamingo's, deren rosenfarbenes Gefieder, von der Sonne bestrahlt, eines der Wunder bildete, die nur in Ländern möglich sind, wo sich die Natur der eigennützigen Herrschaft der Menschen noch nicht unterworfen.

Der Capitän machte die Reise auf einer jener leichten Tartanen, mit denen die Bewohner von Chioggia das adriatische Meer bis nach Ragusa hin zum Fischfange durchziehen. Er hatte eine besondere Vorliebe für diese Seeleute wegen der Kühnheit und Munterkeit, die sie auszeichnet und sich in ihrem Aeußern schon auf das Angenehmste darstellte. Selten zu Hause, betrachten sie die See als ihre eigentliche Heimath, und wär' es nicht um Weiber und Kinder und Messe, würde man sie nicht leicht am Lande sehen. Arbeit und Gesang wechseln bei ihnen, wie Gefahr und Scherz, und mitten in dem hartnäckigsten Kampfe gegen das empörte Element lassen sie nicht von Scherz und Gesange. Mit einem Geschwader, bemannt mit Seeleuten von Chioggia, meinte Jacques Pierre, wäre nicht leicht ein Wagestück zu groß.

Der Druck der venetianischen Herrschaft war wenig sichtbar und lastete nur um so schwerer. Die Unzufriedenheit verbarg sich und wurde desto gefährlicher. Jacques Pierre hatte wahrscheinlich früher schon Einverständnisse in Chioggia angeknüpft. In jedem Fall

war der Patron des Schiffs ein alter Bekannter von ihm, und es geschah wohl nur in Verabredung mit Diesem, als er einen kleinen Trabacolo anrief, der, mit frischen Gemüßen beladen, an ihnen vorüberfliegen wollte, aber sogleich herbeikam und sich der Tartane zur Seite legte. Ob diese nicht bis Venedig gehen konnte, oder ob Jacques Pierre verbergen wollte, woher er kam, kurz, man war nach wenigen Worten einig. Er weckte Zoë'n und Lauretta'n, welche beide den schönsten Theil des Morgens verschlafen hatten und, ehe sie recht wach geworden, in das kleine Fahrzeug hinüber gehoben wurden. Daß das Gepäck auf der Tartane blieb, bestätigt die Vermuthung der guten Bekanntschaft des Capitäns mit dem Patron der Tartane. Unangehalten durchflog der Trabacolo die Mündung der Lagunen an der nordöstlichen Spitze des Lido und veränderte darauf seine Richtung nach Westen. Die Segel wurden eingenommen, und die Mannschaft griff zu den Rudern. Die langsame Bewegung des Schiffs gestattete den behaglichen Genuß des Blicks auf die vielen Inseln mit ihrem üppigen Anbau und reichen Wechsel von Klöstern und Kirchen, von Landhäusern und Befestigungen. Während Zoë's Auge mit den kühnsten Hoffnungen künftiger Größe an den Zinnen der nahen Wunderstadt hing, achtete Lauretta auf jede Thätigkeit in der Nähe und betrachtete die Arbeit der Fischer, welche gerade neben dem Schiff das lange Netz zu heben bemüht waren. Auch die junge Frau wurde bald durch die Fragen des Kindes aus jenen Träumen

geweckt; und wie der Mensch, wenn ihm wichtige Entscheidungen bevorstehen, alle Erscheinungen um ihn her auf sich selber zu beziehen und als Bürgen der Zukunft zu benützen sucht, so gedachte sie in dem Fischzug eine Vorbedeutung der Erfüllung jener Hoffnungen zu gewinnen und rief den Fischern den Wunsch zu, daß sie einen reichen Fang machen möchten. Mit Erstaunen und zu ihrer nicht geringen Kränkung erhielt sie rohe Schmähungen und derbe Flüche zur Antwort; aber sie fühlte sich doppelt verletzt, als Jacques Pierre die Aeußerungen ihrer Empfindlichkeit mit einem lauten Gelächter aufnahm. Mit glühenden Augen foderte sie, daß er die Unverschämten züchtigen sollte, und brach in Thränen aus, als ihr Verlangen seine gute Laune nur noch zu vermehren schien. „Weißt Du denn nicht," sprach er begütigend, „daß der Glückwunsch vor dem Fange dem Fischer Unglück bringt? Du mußt Dich einmal in Seemannsbrauch und Seemannsglauben zu finden suchen!"

„Mein Wunsch hätt' ihnen Glück gebracht," erwiederte Zoë, „wenn sie ihn nur zu schätzen verstanden."

„Die Signora behauptet, daß ihr Wunsch Euch Glück bringen würde," rief der Capitän den Fischern zu.

„Solches Glück geben wir wohlfeil, sobald wir den Thoren finden, der es kaufen will," entgegnete der Aelteste von ihnen.

„Ihr habt ihn gefunden. Hier sind zwei Zecchinen; Euer Fang ist mein!"

„Was thut Ihr?“ warnte der Patron des Trabacolo. „Ihr lenket das Steuer wie der älteste Seemann und solltet nicht wissen, daß der helle Morgen des Fisches Freund und des Fischers Feind ist?“

„Immer auf mein Glück!“ rief Jacques Pierre; „hier sind noch zwei Zechinen!“ —

Schmunzelnd näherte sich der alte Fischer in dem leichten Nachen, und sein Blick war nicht ohne Spott, als er die schönen Goldstücke aus des Capitäns Hand empfing. „Vor solchem Glück muß man Respect haben,“ sprach er, indem er schwach die Mütze lüftete; „hoffentlich wird es Euch nicht im Angesicht von San Marco verlassen.“ —

Die Mannschaft des Trabacolo zog die Ruder ein, und die Fischer gingen rüstig an die Arbeit, als ihnen der Alte zurief: „Ein guter Fang ist gemacht, Jungen, nun frisch an den andern!“ —

Die Augen der Seeleute hefteten sich abwechselnd auf den Capitän und die Fischer, bei den Jüngern mit dem unverkennbaren Ausdruck der Ehrfurcht vor einem Mann, der so viel Geld wegzuwerfen hatte, und bei den Aeltern nicht ohne Hohn über den thörichten Handel. Aber bald wendete sich kein Blick mehr von den Fischern, als diesen die Arbeit allmählich schwerer zu werden schien. Nur mit der äußersten Anstrengung drehten sie endlich die Netze aus der Tiefe herauf; man konnte nicht zweifeln, daß ein großes Gewicht sie erfüllte.

„Bei Sanct Christophorus von Arbe,“ sprach der Patron zu Jacques Pierre; „wären wir näher bei dem

Kanal Orfano, so würd' ich sagen, sie haben einen Sack der .... im Netz. Und sind wir nicht nahe genug, da die Insel San Clemente gerade vor uns liegt? Hat doch das stürmische Wetter der letzten Tage zween solcher Säcke bis an das Lido geworfen." —

Der Patron hatte diese Worte mit gedämpfter Stimme gesprochen und, indem er seine Vermuthung mit aufgehobenen drei Fingern und ehrfurchtsvoll zum Boden gesenktem Blick andeutete, den Inhalt der Netze als Opfer jener geheimen und willkürlichen Gewalt bezeichnet, deren Häupter man nur die „drei Obern" nannte, wenn man sich einmal erkühnte, des furchtbaren Tribunals der Staatsinquisition im Gespräch anders, als mit jener Pantomime zu gedenken. Die Venetianer selbst pflegten zu sagen, daß in ihrer Stadt die Mauern Ohren und Zungen hätten, und zitterten bei dem bloßen Gedanken an die drei Richter, welche kein Gesetz, sondern Gott allein über sich habend — qui non habent ultorem, nisi deum — Jeden, den ihr Verdacht oder ihr Haß traf, mitten aus der Verwaltung der höchsten Staatsämter, von der Brust von Gattin und Kindern hinweg, aus der heiligsten Freistätte selbst herausrissen und in die entsetzlichsten Kerker warfen. Ohne daß er erfuhr, was er verbrochen, zwang ihn die Folter zum Geständniß von Nebenumständen, deren Bedeutung er nicht begriff, und, ohne ihm eine Vertheidigung zu gestatten, brach man den Stab über ihn. Kein Lebewohl an Verwandte und Freunde wurde gestattet; heimlicher Tod, im Gefängniß, oder in einen Sack gesteckt, oder mit

einem Stein am Hals um Mitternacht in den Kanal Orfano geworfen — das war das Ende der Unglücklichen, welche den Zorn oder den Argwohn der Staatsinquisition gereizt hatten.

Ohne Zweifel theilten sämmtliche Anwesende die Vermuthung des Patrons, daß das Netz einen solchen Leichnam enthalte; wenigstens lag ein unverkennbarer Ausdruck erwartungsvoller Scheu in der Stille, womit die Fischer ihr Geschäft verrichteten, und die Mannschaft des Trabacolo dasselbe mit den Augen begleitete. Um so größer war aber auch die Ueberraschung der Zuschauer, als die Fischer auf einmal in ein lautes Geschrei der freudigen Verwunderung ausbrachen. Das Netz hob sich, und, schweren Silberklumpen ähnlich, strahlten die Schuppen der Fische durch seine Maschen. So groß war ihre Menge, daß die Fischer die Last nicht allein in ihr Boot zu heben vermochten. Eiligst löste der Patron das Trabacolo seinen Nachen ab und kam ihnen mit mehreren seiner Leute zu Hülfe. Weithin schallte der Jubel, als der Fang in das Fischerboot ausgeschüttet wurde, und vor aller Augen eine solche Zahl der größten und geschätztesten Fische dieser Gewässer lag, wie der glücklichste Netzzug sie nur selten lieferte.

„Bei Sanct Christophorus von Arbe," sprach der Patron; „da kann man wohl sagen, prophezeihe dir Glück, und es wird dir werden. (Augurati bene, e bene avrai.) Aber wisset Ihr denn auch, daß Ihr es nur dem Glücksnamen meines Schiffes verdanket?" setzte er lachend hinzu.

„Dann wundert es mich, daß der Glaube daran so spät in Euch mächtig geworden ist," erwiederte der Capitän. „Als ich das Glück herausfoderte, habt Ihr weislich stille geschwiegen. Jedoch lasset hören, wie lautet dieser Glücksname?"

„Was wollt Ihr, Herr? Nach der That ist Niemand klüger als ich. Mein Schiff aber heißt der Bucintoro — "

„Ihr scherzet — "

„Das heißt, der kleine Bucintoro. Ihr habt doch die großen schwarzen Buchstaben an seinem Hintertheil gesehen, als Ihr mich angerufen? Wer lesen kann, weiß auch, wie das Schiff heißt, und wer es nicht kann, dem sag' ich es, so er darnach fragt."

„Wunderbar! Bei meiner Ehre, sehr wunderbar!" murmelte der Capitän zwischen den Zähnen.

Er konnte sich nicht enthalten, Zoë'n den Zufall bemerklich zu machen, welcher ihnen die Einfahrt in Venedig auf einem Fahrzeug bereitet, das gleichen Namen mit dem berühmten Staatsschiffe trug, worauf der Doge von Venedig jedes Jahr die stolze Feier venetianischer Macht und Herrschaft in symbolischer Vermählung mit dem adriatischen Meere vollzog.

Hatte er nun zuvor schon in dem Glück, welches ihn bei dem Fischzug so ganz gegen alle Regel und Erfahrung begünstigt, einen Schicksalswink erkannt, der ihm den Erfolg seiner großen Unternehmung gegen Venedig verkündigte, so erhob ihn dieses neue Zeichen zu einer Zuversicht, wie er solche niemals früher empfunden. Während er aber schweigend, den Blick

strahlend in den kühnsten Hoffnungen auf die Zinne des Thurmes von San Marco heftete, vermochte Zoë nicht länger, dem innern Jubel zu gebieten, der sie erfüllte.

„Auf daß nichts dieser Glücksstunde fehle!“ rief sie und schleuderte den goldenen Trauring, den sie sich vom Finger gerissen, weit hinaus in die See.

In diesem Augenblick hatte sich die kleine Barke dem Trabacolo zur Seite gelegt, und der alte Fischer fragte den Capitän, was er mit den Fischen beginnen solle.

„Das Unwahrscheinliche muß heute wahr werden,“ erwiederte die schöne Frau an Jacques Pierre's Stelle. „Der Fang ist Euer!“ —

„Der höchste Freudenausb[illegible]“ erfüllte die Gesichter der jungen Fischer. Sie ergr[illegible] die Ruder und hefteten die Augen auf den Alten, von welchem sie abzuhängen schienen.

Dieser theilte ihre Freude nicht. Er betrachtete die Fische eine gute Weile mit stummem Ernste, dann begann er:

„Es war Gott versucht! Solcher Gewinn bringt keinen Segen. Machet mit den Fischen, was Ihr wollet; ich mag sie nicht.“

„Hat man je einen Thoren gesehen, wie Diesen?“ sprach Zoë zu dem Capitän.

Jacques Pierre hatte von Allem keine Kunde genommen. Es schien ihm unangenehm, in seinen Gedanken unterbrochen zu werden. „Was hat mein Glück

mit dem Glück dieſer Leute zu ſchaffen?“ ſprach er finſter. „Werfet die Fiſche in's Meer!“ —

Es war, als ob der Alte dieſes Wort erwartet; denn Jacques Pierre hatte noch nicht ausgeſprochen, ſo ging er bereits an das Werk. Seine Genoſſen machten ſaure Geſichter, indem ſie zögernd und läſſig ſeinem Beiſpiel folgten. Die Mannſchaft des Trabacolo wußte gar nicht, was ſie denken ſollte; doch ahnete Jeder, daß hier ein gutes Trinkgeld zu hoffen ſey. Raſch griffen ſie in die Ruder, und in wenigen Augenblicken befand ſich das Fahrzeug zwiſchen der Inſel von San Giorgio Maggiore und Riva degli Schiavoni.

Die Italiener ſagen: in Roms Bau habe ſich der Menſch, im Bau von Venedig Gott ſelber verherrlicht. Man muß die einzige Stadt von dem eben angegebenen Punkt aus, wo ſich der Blick gleichſam auf vier Städte öffnet, betrachten, um ſich mit der Vermeſſenheit dieſes Wortes zu verſöhnen. Es gibt andere Städte genug, welche ſich in ungleich größern Maſſen an Meeresküſten oder Flußufern hinbreiten: überall iſt das Land ihre Heimath, ihr Grund, ihre Feſtigkeit, und Fluß und See ſind ihnen befreundete Nachbarn, doch können ſie nie mit voller Sicherheit auf ihre Freundſchaft rechnen. Wie ganz anders in Venedig! Unmittelbar aus des Meeres Tiefe, deſſen Tochter ſie zu ſeyn ſcheint, ſteigt die herrliche Stadt empor. Es iſt kein Bund zwiſchen Stadt und Meer; Meer und Stadt ſind hier nur Eines; ein Neues, ein Seltenes, ein Einziges iſt aus Beiden geworden, halb Schiff, halb Stadt, ein unge-

heures Schiff, von lauter Paläſten gebaut, wiegt es ſich auf dem glatten Spiegel. Wer möchte glauben, daß Menſchenhände dieſes Wunder hervorgebracht?

Auf dem ſchmalen Schnabel ſeiner Gondel ſchwebend durchſchneidet der venetianiſche Barkarolo hundertmal des Tags dieſe einzige Waſſerſtraße; aber jedesmal leuchten ihm Stolz und Entzücken aufs Neue von Stirn und Augen, und nie kann er ſich ſatt ſehen an dem Glanze der Stadt, von der er ſich als einen Theil betrachtet. Was mußte erſt Zoë empfinden, vor der ſich zum erſtenmal in ihrem Leben dieſe Herrlichkeit an einem der ſchönſten Frühlingsmorgen ausbreitete, während der Gedanke, daß hier Alles umher ſich in Kurzem vor ihr als Fürſtin beugen werde, ihre ganze Seele mit der Schnellkraft des Glaubens an die ſeltenſte Folge von Glückszeichen füllte? Fürwahr, ein ſolches Hochgefühl wäre mit dem Schmerz völlig getäuſchter Hoffnungen kaum zu theuer gekauft!

Der Trabacolo näherte ſich dem Ufer, wo der Markusplatz gerad' auf den Kanal ausläuft, um Jacques Pierre'n und die Seinigen an das Land zu ſetzen. Alles war hier auf eine andere Weiſe belebt, als ſonſt. Kleine Hügel friſcher Erde lagen am Ufer hin, und eine lange Reihe breiter Fahrzeuge, gleichfalls mit Erde gefüllt, befand ſich in Ausladung. Hunderte von Arbeitern wandelten mit ſchweren Körben zwiſchen Ufer und Schiffen hin und her und ſchütteten ihren Inhalt von der Höhe der Erdhügel herab, um ihnen einen breiten Fuß zu gewinnen. Viele Andere luden die Erde

auf Schubkarren und fuhren sie auf entferntere Stellen des Platzes, wo das Pflaster aufgerissen war, und die großen, viereckigten Marmorplatten desselben in unordentlichen Haufen umherlagen. Zwischen dem Gewimmel der Arbeiter wogte die Menge in behaglicher Gafferei und lärmender Geschäftigkeit und stellte das merkwürdige Schauspiel der verschiedenartigsten und buntesten Trachten von Ständen und Völkern dar, wie man es vielleicht nirgends in der Welt finden mochte, als auf dem Markusplatze von Venedig in diesen Glanztagen seiner Freiheit und Selbstständigkeit. Erstaunt fragte Jacques Pierre, was hier vorgehe, und es bedurfte kaum eines Wortes zur Verständigung. Man war beschäftigt, den Boden des Kai's und des ganzen Platzes überhaupt um mehrere Fuß zu erhöhen. In verschiedenen Zeiten sind solche Arbeiten wiederholt worden, um die Stadt gegen das Eindringen der Sturmfluthen zu sichern. Je mehr sich die Kanäle mit Sande füllen, desto häufiger werden diese Ueberschwemmungen. Umsonst suchte man der Versandung durch große, periodische Reinigungsarbeiten zu begegnen. Das Uebel wurde nur verzögert, nicht gehoben und wird unfehlbar damit endigen, daß die Lagunen zum festen Land und die Kanäle der Stadt zu Straßen werden. Dann freilich wird auch der Wunderanblick von Venedig, wie ihn unsere Zeit noch gesehen, zu einer Sage geworden seyn, die nicht bei Jedermann Glauben findet.

Für die landenden Gondeln war nur ein schmaler Raum am Ufer freigeblieben. Der Trabacolo konnte

sich daher nicht ganz nähern, und die kleine Gesellschaft sah sich genöthigt, auf einem Nachen an das Land zu gehen. Die ausgeladene Erde ließ hier einen engen Durchgang offen, der auf die beiden Granitsäulen, welche der Doge Sebastian Zani in frühern Jahrhunderten aus Griechenland gebracht hat, auslief und zwischen ihnen durchführte. Trotz dem Gedräng auf dem Platze war der Raum hier ganz leer, und Zoë wunderte sich über die Lust der Venetianer, lieber über die lockern Erdhaufen weg zu klettern, als den Weg zwischen den beiden Säulen hindurch zu nehmen. Sie hatte solche bereits mit Lauretta'n hinter sich, und Jacques Pierre wollte so eben folgen, als er sich plötzlich bei'm Arm ergriffen und auf den schmalen Pfad gerissen fühlte, der hinter der nächsten Säule wegführte. Zorn und Erstaunen kämpften mächtig in ihm, als er erkannte, wer ihn so unsanft gefaßt hatte. Es war der taubstumme Neger, welcher nun ehrfurchtsvoll gebückt vor ihm stand, die eine Hand an das Herz gelegt, und mit der andern auf jenen schmalen Pfad weisend. Mit einem Wuthblick auf den Unglücklichen, dessen Handlung von vielen Vorübergehenden bemerkt, besprochen und mitunter belacht wurde, trat er zurück und folgte den Fußstapfen der Seinigen. Guardati dall' intercolunnio! rief es jetzt von allen Seiten, und ein schallendes Gelächter begleitete die zu späte Warnung.

Vielleicht erinnern sich unsere aufmerksamen Leser einer Unterredung des Capitäns mit dem Herzog von Ossuna, in welcher ihn Dieser durch seine Kenntniß

von Venedig überraschen wollte und namentlich jene Worte angeführt hatte. Ihr Sinn ist: „Hüte Dich vor dem Raum zwischen den Säulen.“ Man kann nicht leicht einige Tage in Venedig seyn, ohne die Bedeutung derselben kennen zu lernen. Zwischen diesen Säulen werden nicht nur die öffentlichen Todesurtheile vollzogen, sondern auch häufig die Leichname der in den Gefängnissen hingerichteten Verbrecher mit verhülltem Gesicht und mit der Warnungstafel auf der Brust: „So bestraft die Republik den Ungehorsam gegen ihre Gesetze,“ aufgehangen. Es brauchte nichts weiter, um das Volk von dieser Stelle zurückzuschrecken; der Venetianer jeder Klasse macht auch lieber den größten Umweg, als daß er sich entschlösse, sie zu betreten. Wahrscheinlich jedoch hat diese Furcht ihren Ursprung in der Sage, welche das tragische Schicksal des Doge Falieri mit dem Durchgang zwischen den Säulen verbindet. In Ruhm und Ehren aller Art grau geworden, hatte man ihn, während er sich im Dienste der Republik auswärts befand, zum Doge gewählt. Als er nun, mit dem einzigen Glanze, der ihm noch gefehlt, zurückkehrend, seinen feierlichen Einzug in die Stadt halten sollte, war der größte Theil des Marcusplatzes vom Meer überschwemmt, und nur der schmale Raum zwischen den Säulen trocken geblieben. Der Zug konnte keine andere Richtung nehmen; aber man sah es gleich, nachdem es geschehen, für ein Unglückszeichen an, und die Erfüllung ließ nicht lang auf sich warten. Zwei niedrige Säulen in einer andern Ecke des Marcusplatzes, die

im dreizehnten Jahrhundert aus dem gelobten Lande nach Venedig gekommen sind, bewahren das Gedächtniß derselben. Zwischen ihnen wurde der Doge Falieri enthauptet, weil er die Beschimpfung seiner jugendlichen Gemahlin mit dem Umsturz der Verfassung seines Vaterlands hatte rächen wollen. Von da an gewann die Warnung: „Hüte dich vor dem Raume zwischen den Säulen," eine Bedeutung, welche der Bestätigung durch die gewöhnlichen Hinrichtungen nicht bedurfte.

Jacques Pierre hatte kaum den höhnenden Ruf vernommen, so fiel ihm auch der ganze Sinn desselben ein. Der Aerger über den Neger kehrte sich nun gegen ihn selber, und in seinem Unmuth fand er keine Antwort für Zoë's Frage nach der Erklärung des allgemeinen Aufsehens, das ihre Erscheinung, wie sie nicht zweifeln konnte, hier erregte. Ein Bettler, der verstümmelt auf dem Boden lag, flehte sie um ein Almosen. Die Freude über so viele Glückszeichen, die der schönen Frau heute geworden, hatte ihr Herz dem Mitleiden geöffnet, und sie warf ihm einen Zechin in den hingehaltenen Hut. „Möge der heilige Marcus alle Eure Wünsche erfüllen, Signora Dogharessa!" dankte der Unglückliche. Sie nahm dieses Wort, womit der Bettler jede Frau, die ihn reichlich beschenkte, als Gemahlin des Doge zu begrüßen pflegte, wie ein neues Glückszeichen auf. Auch die Stirne des Capitäns erheiterte sich bei dem Danke des Bettlers. Er fühlte sich wahrhaft erleichtert, daß die Vordeutung des unglücklichen Wortes durch ein glückliches gehoben war. So führte er die Seinigen in

die nahe Marcuskirche, um dem Himmel für das Glück ihrer Reise zu danken und seinen Beistand für sein Unternehmen zu erflehen. Der Unglückliche war weit entfernt, das Spiel zu ahnen, welches die Hölle mit ihm trieb, um ihn in's Verderben zu stürzen.

Wir können ihn und die Seinigen einem Gebet überlassen, welches hoffentlich ohne Erhörung bleiben wird, da es nur den Umsturz der Freiheit und Selbstständigkeit eines Staats zum Ziele hat, unter dessen Schutz ihm bisher nichts als Gutes geworden. Dafür kehren wir zu den übrigen Personen zurück, deren Schicksal so eng mit dem seinigen verflochten ist.

Wir haben unsere Leser wiederholt auf den Seelenzustand aufmerksam gemacht, in welchen Laura durch die seltsamste Reihe der grausamsten Verletzungen ihres Gemüthslebens gestürzt wurde. Bei unserem letzten Versuch, ihr Inneres zu ergründen, verließen wir sie in einer Stimmung, wo der Gedanke der Rache den Menschen noch allein vor der Verzweiflung zu retten im Stand ist. Sie hatte eben die letzte Möglichkeit verloren, sich an dem Stabe der Religion wieder aufzurichten, und sich dem ausschließlichen Umgange mit der alten Kukuwitza hingegeben, die ohnedieß nur noch in den Hoffnungen der Rache lebte. Dazu kam der einsame Aufenthalt bei dem Pfarrer der Madonna succurro miseris, der solche mit der Religion selbst vermischt hatte. Glücklicherweise jedoch trug die Rachsucht dieser Personen einen Charakter von starrer Hartnäckigkeit und zäher Gemüthlosigkeit, der eine so leidenschaftliche

und hochgesinnte Frau bald zurückstoßen mußte. Wie gerne mag man sich der Hoffnung hingeben, daß sich das Herz der Unglücklichen nach ihrer Rückkehr in die Stadt und unter freundlichern und anständigeren Umgebungen auch milderen Gefühlen wieder geöffnet. Gewiß ist, daß Jaffier von da an eine so freundliche Behandlung bei ihr fand, als sie ihm nur jemals früher geworden. Die Kälte, welche sie seit der Rettung Zoë's aus dem Strom und unter dem unverkennbaren Bestreben der reizenden Frau, ihren Retter zu gewinnen, angenommen, war völlig verschwunden, und es ist vielleicht nur der Tiefe seiner Leidenschaft für sie beizumessen, wenn diese Veränderung ihm nicht eine größere Kühnheit in der Annäherung zu ihr einflößte. Das ist ja der Charakter der wahren Liebe, daß sie der Hoffnung immer weniger vertraut, je mehr ihr Lächeln sie zu ermuntern scheint.

Dergleichen gespannte Verhältnisse kommen häufig durch die unabsichtlichste Einmischung anderer Personen zum Durchbruch; und so geschah es auch, daß die Scene von Zudringlichkeit, nach der wir uns am Schlusse des vorigen Buchs von dem Capitän getrennt haben, die Verständigung zwischen Beiden herbeiführte. Jacques Pierre war sich seines Unrechts gegen Laura zu tief bewußt, als daß der Unmuth über die schnöde Abfertigung, die er von ihr erfahren, nicht schnell der Freude über ein Verhältniß Platz machte, welches der grausam Gekränkten doch eine Entschädigung für ihr verlorenes Glück versprach. Ungeduldig erwartete er den nächsten Morgen,

um Jaffier'n zu seiner Eroberung Glück zu wünschen. Erst lachte er, als ihn dieser nicht verstand, dann machte er ihm Vorwürfe über seine Verschlossenheit. Jaffier wiederholte seine Betheurungen, und der Capitän, gereizt durch die vermeintliche Verstellung, erzählte die Scene, die er am Abend zuvor mit Laura gehabt hatte. Das Wort, welches ihr entschlüpft war, traf den jungen Mann' stärker, als der Andere erwarten mochte. Auf einmal war ihm klar geworden, wie viel er wagen durfte. Seine Hoffnungen wurden kühner, als sie jemals gewesen. Bei dem nächsten Besuch überwand er seine Schüchternheit; er gestand ihr seine Gefühle und bat sie mit allem Feuer einer lange genährten Leidenschaft um ihre Erwiederung.

Seine furchtsame Liebe fand sich wahrhaft erleichtert durch die Ruhe, womit Laura sein Bekenntniß aufnahm. Sie antwortete ihm mit einer Besonnenheit, die einem minder Befangenen gewiß aufgefallen wäre. Nachdem sie zuerst den ganzen Umfang seiner Rechte an ihre Dankbarkeit anerkannt, ging sie auf eine ruhige Prüfung ihrer gegenseitigen Lage über. Vor allem Andern berührte sie die Verschiedenheit ihres Alters und verhehlte die Besorgniß nicht, daß seine Leidenschaft vielleicht kaum die Prüfung des Augenblickes erreichen möchte, da er den Abstand ihrer Jahre gewahr würde. Sie erklärte, daß sie ihr Lebensglück nicht zum zweitenmal von der Unbeständigkeit eines Mannes abhängig machen und nur durch ein feierliches Bündniß vor dem Altar die Seinige werden könnte. —

Als Jaffier sie bei diesen Worten mit der leidenschaftlichsten Versicherung unterbrach, daß er es anders nie gewünscht und gehofft, gab sie ihm zu bedenken, ob ihm auch für die Dauer ein Herz genügen könnte, dessen Blüthen in einer frühern Liebe gebrochen, und ob ihn die Freundschaft, die ihr vielleicht allein noch übrig geblieben, befriedigen würde. Je mehr sie selbst hoffte, daß aus der Freundschaft für ihn noch ein innigeres Verhältniß hervorgehen möchte, desto behutsamer müßte sie seyn, ihm solches zu versprechen, und indem sie so viel für ihn und für sich von der Zukunft zu erwarten hätte, bedürfte sie derselben auch zu einer nähern Prüfung ihrer gegenseitigen Gesinnungen. Sie müßte daher ihrer Entscheidung noch Anstand geben, und das Beste, was sein Herz verlangte, und das ihrige so gern ihm zugestehen möchte, der Zeit anheim stellen. Vorerst sollte daher nichts in ihrem Verhältniß geändert werden; die Gewohnheit des täglichen Umgangs habe ja bereits so viel Wurzel zwischen ihnen gefaßt, daß an ihrem Wachsthum nicht zu zweifeln wäre. Ihr genüge das jetzige Maß derselben vollkommen, aber es würde für sie eine Bürgschaft der Festigkeit seiner Neigung seyn, wenn er darin gleichfalls schon seine Zufriedenheit fände.

Was der liebende junge Mann hierauf erwiederte, kann uns keinen Augenblick zweifelhaft seyn. Er versicherte, daß ihn schon die Hoffnung beglücke, die sie ihm in die Zukunft eröffnet, und daß er ruhig und ergeben ihrer Erfüllung entgegen sehen würde. Nur setzte er hinzu, daß er mit ihr nach Neapel zurückzukehren oder

irgend einen andern Aufenthaltsort von ihr gewählt wünſchte, wo er der Beſtimmung, ſie glücklich zu machen, ganz allein leben könnte.

Ein leiſes Lächeln, deſſen eigenthümlichen Ausdruck er ſchwerlich verſtand, unterbrach Jaffiers feurige Beredtſamkeit. Es ſchien die Erklärung einzuleiten, daß ſie wahrſcheinlich Beide über ihre gegenſeitigen Vermögenszuſtände im Irrthum wären, und ſie ihn wenigſtens über die ihrigen nicht im Dunkeln laſſen durfte. Wie er vielleicht wiſſe, habe ſie das väterliche Haus heimlich verlaſſen und dem Capitän nichts als ein Herz zugebracht, das nach ſeiner Verſicherung alle Schätze der Welt aufgewogen. Bei ihrer Trennung habe ſie jegliches Erbieten von ihm zurückgewieſen, ſie durch eine anſehnliche Summe in eine unabhängige Lage zu verſetzen. Ihr Stolz habe dieß verlangt, und ihr Plan, ſich dem Kloſterleben zu widmen, ſolches möglich gemacht. Er müßte alſo reich ſeyn, wenn er den Gedanken haben könnte, ſich mit ihr in ein unthätiges Leben zurückzuziehen, ſie wolle ihm aber nicht verhehlen, daß ſie es nicht mehr über ſich gewinnen könnte, einem Manne ſo viel zu verdanken. Vermöchte ſie ihre Zukunft noch einmal an das Leben unter den Menſchen zu wagen, ſo dürfte es nur geſchehen, um dem Augenblick entgegen zu harren, der ſich früher oder ſpäter einſtellen müßte, wo der Capitän ſelber wünſchen würde, daß ſie bei ihrer Tochter in alle Mutterrechte wieder einträte. Alsdann könnte ſie auch ohne Erröthen die Mittel zu ihrem anſtändigen Unterhalte von ihm annehmen. „Uebrigens,“ ſchloß ſie,

„befindet Ihr Euch in einem Alter, wo die Zurückgezogenheit von der Welt ohnedieß noch nicht zum Glück führt. Für Euch und mich muß ich wünschen, daß Ihr in die umfassendste Thätigkeit eintreten möchtet. Nur indem ich mich allen Wechseln und Gefahren des bewegtesten Lebens mit Euch unterzöge, würde ich mich entschließen können, auch seinen Lohn zu theilen. Die Freundschaft des Capitäns eröffnet Euch den reichsten Spielraum, den sich ein Mann von Muth und Kraft nur wünschen mag. Ihr müsset Euch auf das engste mit seinen Planen verbinden; dadurch allein wird auch mir der Vortheil, Euch meine Freundschaft durch ein großes Opfer zu beweisen. Denn ein Opfer wird es für mich seyn und ein Opfer, das mein Stolz nicht hoch genug anschlagen kann, wenn ich mich entschließe, Eure und meine Zukunft an die Nähe, ja an die Abhängigkeit von einem Manne zu knüpfe den ich aus der tiefsten Tiefe meiner Seele hassen muß." —

Jaffier, der in der Heftigkeit, womit Laura diese Worte ausgesprochen, nur den Widerwillen erkannte, den sie in dem Gedanken empfand, daß er seine Verhältnisse nicht von den Planen des Capitäns zu trennen vermöchte, freute sich, sie mit der Versicherung zu beruhigen, daß er sich in dieser Beziehung vollkommen unabhängig fühlte. Er dürfe sich nicht nur getrauen, sezte er hinzu, überall eine ehrenvolle Stellung zu finden, sondern würde sie auch überall lieber finden. Die Plane des Capitäns seyen von der Art, daß er zur Mitwirkung an denselben weder geneigt, noch geeignet wäre. Wie

viel auch damit gewonnen werden solle, immer müsse noch mehr auf das Spiel gesetzt werden, und je gewisser die Opfer wären, desto ungewisser bliebe der Gewinn. Schon seit geraumer Zeit stände sein Entschluß fest, die Nähe eines Mannes zu verlassen, der ein so gefährliches Spiel spielte, und es würde bereits geschehen seyn, wenn er nicht noch auf einige Monate durch förmliche Verpflichtungen an den venetianischen Dienst gebunden wäre. In jedem Falle sey er entschlossen, sich aller Theilnahme an einer Unternehmung zu enthalten, deren Erfolg durch den schwärzesten Verrath erkauft, und deren Mißlingen mit dem schimpflichsten Tode bezahlt werden müßte.

Diese Aeußerung des jungen Mannes kam Laura'n sichtbarlich ganz unerwartet. Sie schien die Antwort nicht gleich finden zu können, sondern erwiederte nach einiger Besinnung und mit auffallender Kälte, daß er wenig Vertrauen zu dem Glückssterne des Capitäns zu haben schiene, wie erprobt auch seine Gunst, und wie unverkennbar die große Zukunft des Letztern durch Vorbedeutungen und Prophezeihungen angekündiget wäre. Er möchte bedenken, ob er es nicht später zu bereuen haben würde, wenn er den Capitan gerad' in den Tagen verließe, in welchen er des Beistands bewährter Freunde dringender als je bedürfte. Hielte er bei ihm aus, so hätte er doch nur der alten Gewohnheit einer vereinigten Thätigkeit zu folgen; indem sie selbst aber die Nähe eines Mannes theilte, der sie so schwer verletzt, glaubte sie seinem Glück ein Opfer zu bringen, das sie ihm nur darum nicht als das höchste anschlagen dürfte, weil sie

die Kraft dazu vielleicht einzig und allein in dem Gedanken an ihr Kind und in der Hoffnung finden könnte, seine Liebe wieder zu gewinnen.

Laura hatte dieſe Worte mit einer Unſicherheit des Tones vorgebracht, die ganz ungewohnt an ihr war. Da ihre Geſichtsfarbe überdieß, während ſie ſprach, von der tiefſten Bläſſe zum glühendſten Roth überging, ſo glaubte Jaffier nicht anders, als daß ſie durch ſeine Weigerung ſchwer gekränkt ſey. Er eilte daher, Alles wieder gut zu machen; er verſprach, treu bei dem Capitän auszuharren, und trennte ſich von der geliebten Frau mit einer Stimmung, die ſich nicht geſtehen mochte, wie viel noch zu ſeinem Glück fehlte.

In der That haftete die Abneigung des jungen Mannes gegen Jacques Pierre's heimliches Treiben tiefer, als man nach dem Schluß ſeiner Unterredung mit Laura glauben ſollte. So oft von dieſen Dingen die Rede geworden, hatte ſich jedesmal die Unverdorbenheit ſeines Charakters und ſeiner Geſinnungen dagegen geſträubt, und wenn ſein Widerwillen nicht früher laut wurde, ſo lag es nur in der vieljährigen Unterordnung unter den Capitän während ſeiner ganzen ſeemänniſchen Laufbahn. Eine ſolche Gewohnheit der Abhängigkeit von einem ältern Mann und Beſchützer erzeugt einen hohen Grad von Unbekümmerniß um alles Zukünftige, ſo daß es ganz beſonderer Störungen der gegenſeitigen Verhältniſſe bedarf, wenn ſich die Nothwendigkeit ſelbſtſtändiger Entſchließungen geltend machen ſoll. Seit Jacques Pierre's Erſcheinung in Spalatro war Mehreres der Art vor-

gefallen, doch Alles erst durch eine Unterredung, welche kurz vor der Erklärung Jaffiers mit Laura zwischen beiden Männern Statt gefunden, auf die Spitze getrieben worden. Der Capitän hatte sich zum erstenmal über den ganzen Umfang der Unternehmung, die Mittel, so er für sie vorbereitet, die Nähe der Ausführung und die wichtige Rolle, die er ihm selbst dabei zugedacht, eröffnet. Die ganze Größe und Frevelhaftigkeit des Wagstücks war damit gleichsam auf einmal über den jungen Mann gefallen und erschütterte ihn dermaßen, daß er eine gute Weile die Worte nicht für den Eindruck fand, welchen die Mittheilung des Capitäns auf ihn machte. Desto stärker brach daher endlich sein voller Abscheu gegen den Verrath los, der die Grundlage des ganzen Planes bildete. Es waren Reden ohne Maß, die um so verletzender wurden, je tiefer sie die Seele eines Mannes trafen, den die eigene Stimme seines Innern so oft gewarnt hatte. Die Scene von Heftigkeit, welche hierauf erfolgte, mußte das bisherige Verhältniß zwischen Beiden unheilbar verändern. Zwar legte sich die Bewegung des jungen Mannes mit der zunehmenden Leidenschaftlichkeit des Capitäns. Er bat, er beschwor diesen, seine bisherige ruhmvolle Laufbahn nicht durch Thaten des Hochverraths zu schänden, und berührte zuletzt sogar die Pflicht, die ihm sein Eid gegen die Republik auflegte, solche Plane des Verderbens ihrer Regierung zu entdecken. Dieses Wort schien auf einmal die wilde Heftigkeit Jacques Pierre's zu beschwören. Mit einem Blick auf Jaffier, dessen Bedeutung wir nicht zu erklären

wagen, wandte er sich und rannte fort, ohne ihm ein Wort weiter zu gönnen.

Nach einer solchen Scene mag es unsern Lesern sehr auffallend vorkommen, wenn sie Jaffier'n seine Ansicht so schnell theilen sehen. Wirklich eilte er unmittelbar von Laura hinweg zu Jacques Pierre'n, um Alles, was er ihm gesagt, zurückzunehmen. Aber war es Zufall oder Widerwillen, mit ihm zusammen zu treffen, er fand Niemand zu Haus und erfuhr am andern Morgen, als er seinen Besuch wiederholte, daß der Capitän Abends zuvor mit den Seinigen nach Venedig unter Segel gegangen war.

Jaffier durfte nun nicht länger säumen, seinen Dienst in der Hauptstadt anzutreten, und benützte die nächste Gelegenheit, um sich mit Laura'n dahin einzuschiffen. Rukuwitza, welche der Letzten auf jedem Schritte zu folgen pflegte, ohne zu fragen, wohin es ging, trennte sich auch jetzt nicht von ihr, und wandelte, ihren Schädel in der Schürze tragend, neben ihr her. Indem sie in das Boot traten, welches sie nach dem entfernter liegenden Schiffe bringen sollte, geriethen die Seeleute in Zank mit einer alten Frau, die darauf bestand, gleichfalls einzusteigen, ob sie gleich wiederholt auf das derbste zurückgewiesen worden war. Laura erkannte in ihr die unglückliche Alte, der sie ihre Rettung aus der Räuberburg in den Gebirgen von Abruzzo verdankten, und fragte sie, ob sie mit nach Venedig zu gehen wünschte. Sie antwortete in der Mundart ihres Landes, welche Niemand von den Anwesenden verstand, und nahm ohne

Umstände Platz in dem Boote. Jaffier beruhigte die Seeleute mit dem Versprechen, daß er die Ueberfahrt für sie bezahlen würde.

Das Schiff, welches die kleine Gesellschaft aufnahm, war eine ragusische Polake, die, mit apulischem Oel beladen, von Manfredonia gekommen und durch das schlimme Wetter in Spalatro einzulaufen gezwungen worden war. Der Wind begünstigte jetzt ihre Fahrt um so mehr, und wir könnten unsere Reisenden mit ein Paar Worten in Venedig anlangen lassen, hätten sie auf dem Schiffe nicht einen Begleiter gefunden, welcher Jaffier'n bald durch die Gespanntheit auffiel, mit der seine Blicke sich auf Laura'n hefteten. Es war eine kleine, schmächtige Gestalt mit einem gelben, spitzigen Gesicht und jenem unsteten Auge, wie es häufig Männern eigen ist, die ihre besten Jahre in subalternen Posten der Polizei und Diplomatie zugebracht haben. Auf ein Verhältniß der letzten Art ließ die zwecklose Beweglichkeit dieses Reisenden und auf seine kümmerliche Lage die abgetragene Kleidung schließen, die in einem schwarzen Leibrock mit einem Mantel von gleicher Farbe bestand. Jaffier, dem die Zudringlichkeit, womit er sich in Laura's Nähe drängte, lästig wurde, fragte ihn endlich nach dem Grunde des besondern Interesse's, das er an seiner Reisegefährtin zu nehmen scheine.

„Fürwahr," erwiederte der Mann, „Ihr beschämet mich durch die Güte, womit Ihr meinem Wunsch entgegen kommet, über meinen Antheil an Eurer Be-

gleiterin aufgeklärt zu werden. Glücklicherweise kann ich ganz offen sprechen. Diese Dame hat eine so große Aehnlichkeit mit einer Frau von meiner Bekanntschaft, daß ich Beide für Schwestern halten müßte, glaubte ich nicht gewiß zu seyn, daß die Letzte die einzige Tochter ihres Vaters ist. Indeß, wer weiß es? Es gibt in jeder Familie Geheimnisse, die es auch manchmal für die nächsten Bekannten sind und bleiben."

„Meist will es nicht viel bedeuten mit dergleichen Familienähnlichkeiten," entgegnete Jaffier. „Ich habe das auffallendste Beispiel noch kürzlich an der nämlichen Dame erlebt, die Eure Aufmerksamkeit so sehr angezogen. Jedermann fand eine wunderbare Aehnlichkeit zwischen ihr und einer Reisenden, mit der wir in Spalatro zusammengetroffen sind. Man brauchte Beide nur einmal zu sehen, um dadurch überrascht zu werden. Dennoch vermochte Niemand anzugeben, worin die Aehnlichkeit bestand; wer aber den Charakter dieser Frauen kannte, mußte jeden Gedanken von Aehnlichkeit und Verwandtschaft von sich stoßen. Wie wär' auch nur eine Spur des zernichtenden Stolzes und der verzehrenden Sinnlichkeit, welche das ganze Wesen jener Fremden ausmachten, in dieser hohen, edeln, ruhigen Gestalt zu erkennen?"

„Zernichtender Stolz — verzehrende Sinnlichkeit —" sagte der Andere, die Worte langsam wiederholend und gleichsam auf der Zunge wägend; „ja, ja, das ist die richtige Bezeichnung Derjenigen, die ich meine! Es ist unmöglich, diesen frechen Hochmuth, diese unersättliche

Wolluſt treffender zu bezeichnen! Und der Schwachkopf, dem es zur Schmach iſt, ſah nichts oder wollte nichts ſehen; ſo ſehr war er mit Blindheit geſchlagen oder von Furcht und Knechtſchaft gefeſſelt! Und dieſes Weib war' in Spalatro?"

„Die ich meine, befindet ſich dort, und Ihr möget ihr vielleicht bald in Venedig begegnen, wenn es anders die nämliche iſt, die Ihr meinet. Sie wird ihre völlige Geneſung ſchwerlich abwarten, um die Reiſe dahin mit dem Pfarrer Wukaſchin anzutreten."

„Iſt Euch ihr Name bekannt?"

„Was könnt' er Euch helfen? Zudem hab' ich ſie nie anders als Zoë nennen hören. Auch ſcheint ſie eine Griechin zu ſeyn, wie dieſer Name ſchon verräth."

„Alles zutreffend, vollkommen zutreffend! — Wiſſet Ihr nicht woher ſie kam, als ſie in Spalatro anlangte?"

„Wenn ich nicht irre, hatte ſie die Ueberfahrt von Ankona gemacht, und war zu Lande von Neapel dahin gekommen."

„Ja, ja, ſie iſt es! Es iſt die Spinelli," rief der Fremde in wildem Jubel der Schadenfreude." Sie kommt, um den Schwachkopf, welchen ſie an den Rand des Verderbens gebracht, durch ihre Buhlerkünſte zu retten. Warte nur, hochmüthige Buhlerin, es ſoll Dir nicht gelingen!" —

So wären wir denn jenem armſeligen Schreiber wieder begegnet, der das Haus des venezianiſchen Reſidenten zu Neapel in dem Augenblick verlaſſen, da Jacques Pierre in daſſelbe eingetreten war. Wir wiſſen

aber auch, daß Zoë, welche das Herz des Pfarrers zu Spalatro so schnell gefesselt, die nämliche ist, gegen die der Capitän so ominöse Warnungen erhalten, und der Verdacht der Entwendung jenes wunderbaren Gürtels erhoben worden. Da der Schreiber gleich merkte, daß seine neuen Bekannten die Frau, die er so tief haßte, in einem nichts weniger als befreundeten Verhältniß verlassen, so hielt er nicht länger zurück, sondern erzählte Dinge von ihr, die sich mit Allem messen konnten, was die Geschichte von Messalinen, und der Aberglauben der Alten von den Lamien berichtet. Mit Erstaunen bemerkte Jaffier den gewaltigen Eindruck, den die Worte des Fremden auf Laura'n machten; doch völlig unbegreiflich war es ihm, daß sie das Gespräch abzukürzen suchte, und seine Mittheilung mit keinem Wort erwiederte. Er konnte kaum zweifeln, daß hier ein furchtbares Geheimniß verborgen war, und fand nun erst Bedeutung in der entschiedenen Abneigung, welche Laura im ersten Augenblick ihrer Ankunft in dem Hause des Pfarrers gegen jene Frau geäußert.

„Hab' ich nicht Wehe gerufen über ihn, als er den Vampyr über seine Schwelle gelassen?“ fiel Rukuwitza ein. Erstaunt wandte sich Jaffier um gegen die alte Frau, die gar keinen Antheil an seiner Erzählung genommen zu haben geschienen. Sie war schon wieder in ihr gewöhnliches dumpfes Schweigen zurückgesunken. Indem er aber den Abscheu, womit sie die erste Begrüßung der Ankommenden zurückgestoßen, seinem Gedächtniß vergegenwärtigte, stellte sich ihm die wundersame

Aehnlichkeit und Verschiedenheit der beiden Frauen mit der größten Lebendigkeit vor die Seele. Es war ihm wahrhaft peinlich, daß er nicht einmal zu entscheiden vermochte, welche von Beiden größer war als die Andere.

In der ersten Freude seiner Entdeckung verhehlte der Schreiber nicht, daß er nur nach Venedig reiste, um den Residenten Spinelli zu Neapel, welcher nach den Gesetzen der Republik für das Betragen seiner Gattin verantwortlich war, zu stürzen. „Es wird aber auch dessen nicht einmal bedürfen," sprach er. „Ich weiß mehr von ihm, als ihm lieb ist, und die Staatsinquisition wird mir wohl Gehör schenken, wenn ich die Gefahren entdecke von denen die Republik durch die Nachlässigkeit und Kurzsichtigkeit dieses Mannes bedroht ist. Hat er sich doch von ihrem größten Feind auf eine Weise einschläfern lassen, daß man seine Blindheit nicht anders als durch Bestechung erklären kann. Es ist fürwahr das schaamloseste Spiel von Argliſt und Unredlichkeit, wenn der gefährlichste Gegner offen von seinen Planen zum Verderben von Venedig spricht, und der Mann, welcher darüber wachen soll, ne respublica detrimentum capiat, in allen solchen Reden nur lächerliche Rodomontaden erkennen, und recht eigentlich vor dem Wald die Bäume nicht sehen will. Wozu denn diese ungeheuren Rüstungen, wenn sie nicht gegen Venedig bestimmt sind?" —

In ähnlicher Weise ließ sich der Schreiber noch weiter aus, und Jaffier traute seinen Ohren kaum, als er sogar

Jacques Pierre'n nennen, und deſſen Flucht von Neapel für ein Gaukelſpiel erklären hörte, welches zwiſchen ihm und dem Vicekönig verabredet worden ſey, um die Venezianer über die Geſinnungen eines Mannes zu täuſchen, der nur in ihre Dienſte treten ſollte, um die Macht der Republik in ihrer Wurzel zu zerſtören. „Ihr könnet Euch wohl vorſtellen," ſchloß er, „daß mir zum Dank für ſo wichtige Entdeckungen der Poſten nicht entgehen kann, welchen dieſer Spinelli ſo unwürdig bekleidet!" —

Dieſe Aeußerungen machten einen ſo ſtarken Eindruck auf Jaffier'n daß er kein Wort zu erwiedern und ſeine Verlegenheit oder vielmehr ſeine Angſt um den Capitän gar nicht zu verbergen vermochte. Unter einem ſchlecht erſonnenen Vorwand trat er auf die andere Seite des Schiffs und blickte ſtarr hinaus in die See, verloren im Nachſinnen, was er beginnen müſſe, um denſelben ſchnell genug von der äußerſten Gefahr zu benachrichtigen, die ihn bedrohte. Aber im nächſten Augenblick ſtand ihm der gefährliche Reiſegefährte ſchon wieder an der Seite, und der Ton, den er jezt anſtimmte, bewies nur zu deutlich, wie wenig ihm Jaffiers Antheil an Jacques Pierre entgangen war. „Ich glaube gar," begann er, Ihr nehmet, was ich im Scherze geſagt, für baare Münze. Seht Ihr jene Lichtpunkte am fernſten Horizont? Es ſind die Zinnen der mächtigſten Stadt in der Welt. Ihr ſeyd wohl ſchwerlich je in Venedig geweſen, ſonſt könntet Ihr es nicht für möglich halten, daß ein ſo kluger Herr, wie

der Vicekönig von Neapel, an ſolche Thorheiten denken. oder gar ein Mann, der nur einen Funken geſunden Menſchenverſtands hat, ſich zum Werkzeug dabei brauchen laſſen möchte. Fürwahr, der Herzog von Oſſuna hat andere Dinge im Kopf als dergleichen Hirngeſpinnſte. Weiß doch die ganze Welt, daß es mit ſeiner Herrlichkeit zu Ende geht. Nun will er mit einem gewaltigen Schlag gegen die Türken endigen, um mit deſto beſſerem Erfolge den vielen Feinden und noch mehreren Neidern entgegen zu treten, die ihn am Hofe von Madrid erwarten. Zu guter Letzt ſchafft er ſich die Abenteurer vom Halſe, die ihn ſo viel Geld gekoſtet, und preßt ihnen vorher den Saft aus, den ſie in ſeinem Dienſte gewonnen. Es iſt gar kein Zweifel, daß er das ganze Vermögen des reichen Corſaren in Beſchlag genommen. Der Capitän Jacques Pierre iſt federleicht in Venedig eingezogen; das dürft Ihr mir glauben. Aber laſſet nur meine gnädigen Herren von San Marco ſorgen, ſie werden ihm den leeren Beutel ſchon wieder füllen. Dafür iſt mir nicht bange! Wo tüchtige Seeleute zu gewinnen ſind, pflegen ſie nicht zu knauſern. Bei der nächſten Gelegenheit ſchlagen ſie doch wieder gegen die Spanier los, und dann können ſie ihm die Sorge ſelbſt überlaſſen, ſich für das zu entſchädigen, was ihm der Herzog von Oſſuna abgenommen.“ —

Dieſe ſchnell veränderte Sprache konnte Jaffier'n nicht beruhigen; vielmehr mußte ſie ſeine Beſorgniſſe nur vergrößern. Wie fröhlich daher auch der günſtigſte Wind die Segel ſchwellte, ſo war ihm der Lauf des

Schiffes doch viel zu langsam. Mit Entsetzen dachte er an die Schwierigkeit, den Capitän schnell genug in der großen Stadt aufzufinden, um ihn vor der nahen Gefahr zu warnen. Da fiel ihm ein, daß er dem verdächtigen Reisegefährten vielleicht zuvorkommen könnte, wenn er das Schiff verließe, das die Einfahrt in die Lagunen bei Chioggia wählte und ihm in einem Boote nach Venedig voraneilte. Wie gerne hätt' er sich über Alles dieses gegen Laura ausgesprochen, um ihren Rath zu erhalten! Aber der Schreiber verließ ihn keinen Augenblick, und suchte ihn durch alle möglichen Wendungen der schlausten Reden zu überzeugen, daß seine ersten Mittheilungen entweder ein Scherz, oder im schlimmsten Fall ein Versuch gewesen wären, wie die Staatspolizei von Venedig sie bei den meisten Fremden machen ließe, um sie über ihre Gesinnungen und Absichten auszuholen.

Das Schiff erreichte Chioggia erst nach Sonnenuntergang, und der Capitän erklärte, daß er die Fahrt in den seichten Gewässern der Lagunen mit seiner schweren Ladung in der Dunkelheit nicht fortsetzen könnte. Jaffier ließ sich dieß gerne gefallen, weil er hier eine bessere Gelegenheit zu finden hoffte, noch während der Nacht nach Venedig überzuschiffen. Glücklicher Weise trennte sich nun der Schreiber von ihnen, indem er versicherte, daß er ein Geschäft in Chioggia habe, und Jaffier gewann Raum, Laura'n von Jacques Pierre's Gefahr zu unterrichten. Sie schien seinen Verdacht gegen den Fremden nicht zu theilen, und meinte, daß dieser für eine Neuigkeit, die schon vor sechs Monaten

im Umlaufe gewesen, wenig Dank gewinnen würde. „Gerade daß der Capitän es gewagt hat," schloß sie, „trotz der Gerüchte, welche man über ihn verbreitet, in Venedig selber Diemte zu suchen, hat ihm das größte Vertrauen gewinnen müssen. Ihr würdet ihm daher nichts nützen, wolltet Ihr uns diese Nacht verlassen, mich aber deste größern Verlegenheiten aussetzen, wenn ich Morgen mit den beiden wunderlichen Frauen, die sich an mich angeschlossen, allein in der großen Stadt einträfe, und irgend einer der hundert Zufälle, die bei solchen Gelegenheiten thatig sind, es Euch unmöglich machte, uns bei der Ausschiffung in Empfang zu nehmen." —

Diese Besorgniß der geliebten Frau war für Jaffier entscheidend, ob ihn gleich, was sie ihm sagte, nicht völlig beruhigte. Und so finden wir ihn denn am andern Morgen mit Laura'n auf dem Verdecke stehend, Beide mit sehr verschiedener Stimmung ihres Innern, den Blick auf die herrliche Stadt gerichtet, welche vor ihnen lag. Rings umher wogte schon das mannigfaltige Gewühl von Fahrzeugen jeder Form und Größe, wie es in den Morgenstunden die Umgebungen dieses einzigen Orts belebt, welcher gleichsam auf dem Meere schwimmend, sich alle seine Bedürfnisse, selbst das gute Trinkwasser vom Lande zuführen lassen muß. Auf einmal befand sich das Fahrzeug mitten unter dem Gedräng der Schiffer, die an dem Kai der Sklavonen anzulegen suchten. Die Seeleute hatten die Kisten und Mantelsäcke der Reisenden unter dem Verdecke hervorgeholt, und der alte

Matrose, welcher Jaffiern und seiner Gesellschaft auf der ganzen Ueberfahrt seine besondern Dienste gewidmet, schlug ihm vor, die Barke eines seiner Bekannten, welche der Polake schon zur Seite lag, zu besteigen, um schneller an's Land zu kommen. Alles Gepäck war eingeladen, die Frauen hatten Platz genommen und Jaffier wollte so eben gleichfalls in das Boot treten, da fühlte er einen schwachen Schlag auf die Schulter. Zugleich bat ihn eine wohlbekannte Nasenstimme um die Erlaubniß, die Gelegenheit an das Land zu kommen, mit ihnen zu benützen. Er traute seinen Ohren kaum, aber er blieb keinen Augenblick in Ungewißheit. Der Mann, von dem die Bitte kam, hatte seine Antwort nicht abgewartet und war ohne Umstände in die Barke getreten.

Wir brauchen schwerlich hinzuzusetzen, daß es der lästige Reisegefährte der beiden letzten Tage war, der sich nun sogleich anbot, den Fremden zum Führer zu dienen, die, wie er meinte, zum erstenmal nach Venedig kamen. Umsonst versicherte ihm Jaffier, daß er in der Stadt wohl bekannt sey; der Schreiber hatte seine Richtung gleichfalls nach dem Arsenale zu nehmen. Aber bald erschien ihm dessen Begleitung als ein ganz besonderes Glück. Denn die Barke hatte kaum in einen der kleinen Kanäle eingelenkt, welche dahin führten, so wurde sie von einer bewaffneten Schaluppe angehalten, welche nach dem Steuermann Jaffier fragte, und diesem als er sogleich vortrat, erklärte, daß er ihr Gefangener sey. Jaffier vergaß über der Sorge um Laura die eigene Gefahr, und es war ein Trost für ihn, als er

ſeinen verdächtigen Begleiter bei der plözlichen Erſcheinung des Miſſer Grande, des Hauptmanns der Stadtpolizei, welcher in der Schaluppe war, in den größten Schrecken gerathen ſah. Er faßte nun eben ſo viel Vertrauen zu ihm, als er zuvor Mißtrauen gegen ihn gehegt, und empfahl Laura'n ſeinem Schuz auf eine Weiſe, die Niemand bezweifeln ließ, daß ſie ſeine Gemahlin ſey, oder es wenigſtens werden ſolle.

Zweites Kapitel.

In dem Kanale von San Pietro, welcher die Insel Castello von den östlichen Theilen der Stadt trennt, ist heut' ein wahres Gewühl von Schiffen aller Formen und Größen. Die Häuser auf den Kais sind mit bunten Teppichen behangen; Flaggen jeder Farbe wehen von den Zinnen der Häuser und den Spitzen der Maste, und die lange Brücke, welche beide Ufer verbindet, ist mit koloſſalen Oleanderstauden und Orangenbäumen, wie mit einer Waldkrone, bedeckt. Jene lachen in der ganzen Pracht ihrer rosenfarbenen Blüthen; die bescheidenere Blüthe der Letztern würde kaum bemerkt werden neben den goldenen Früchten, verbreitete nicht der heitere Morgenwind beider Düfte unter die festlich gekleidete Menge, welche die Fahrzeuge füllt. Diese scheint im Genuß der herrlichen Atmosphäre zu schwelgen; denn alle Ruder rasten, und die vielen Tausende, welche der Eröffnung des festlichen Gepränges entgegen harren, drücken ein ruhiges Gefühl von Behaglichkeit aus, wie es unter solchen Umständen nicht gewöhnlich ist. Nur zwei Barken durchschneiden mit vereinter Kraft von

Segeln und Rudern das wogende Gewimmel mit einer Zuversicht, die bei ihrem schmucklosen Aeußern in Mitte der vielen Prunkschiffe um so auffallender erscheint, da auch die glänzendsten unter ihnen schnell und willig Platz machen. Sie legen an dem Kai an, wo das Gedränge vor dem Portal der Kirche der Augustinernonnen von Santa Maria delle Vergini am größten ist, und sind noch nicht an den Stiegen seiner Mauer fest gelegt, so nahern sich mehrere festlich gekleidete Mädchen mit weißen Körben, und reichen sie den Schiffern in den beiden Barken. Sie erhalten solche augenblicklich zurück, gefüllt mit den Feldblumen aller Art, welche die ganze Ladung der Fahrzeuge ausmachen. So eilen sie mit ihrer Last auf den Häuptern nach der Kirche und beginnen den Boden mit Blumen zu bestreuen. Aus den wiederholt gefüllten Körben werden allmählich Treppe und Vorplatz der Kirche, ja zuletzt der ganze Kai vor derselben in bedeutender Länge auf- und abwärts bedeckt. Wohin die Mädchen sich wenden in dem heitern Tempeldienste, weicht die Menge zurück, und kein Fuß wagt sich mehr vorwärts, wo sie mit ihrem Geschäft geweilt haben. Dafür wird die Ungeduld der Erwartung allmählich bemerklicher. Nur Einer der Anwesenden scheint so beschäftiget mit dem Gegenwärtigen, als ob ihm vollkommen genügte, was er sieht. Es ist ein junger Mann mit langen, braunen Locken, der nur von Zeit zu Zeit den schwärmerischen Blick von der Zeichnung erhebt, die ihn beschäftigt. Im Vorbeigehn wirft ihm eines jener Mädchen eine Handvoll Blumen

auf das Papier. Ohne Zweifel geschieht es zur Strafe der Kühnheit, mit der er sie zuvor, als sie mit dem Blumenkorb auf dem Haupt die Treppe hinaufgestiegen war, ins Auge gefaßt hatte. Und in der That ist sie auch die Lieblichste unter den Choëphoren des heutigen Festes, dessen Dienerinnen unter der Blüthe der venetianischen Jungfrauen erkoren sind. Die Hand des Künstlers wagt die duftende Gabe nicht von dem Papier zu entfernen; sie ruht mit dem Stifte, der sich noch eben an den Umrissen des stolzesten Halses und Nackens versucht hatte; während sein strahlendes Aug die anmuthige Gestalt durch alle Bewegungen ihres heitern Geschäftes verfolgt, ohne daß er der Muthwilligen noch einen einzigen Blick abzugewinnen vermag. Plötzlich verschwindet sie in der Menge; aber im nämlichen Augenblick beginnt das freudige Geschmetter der Posaunen und Trompeten. Schuß auf Schuß folgt aus den Kanonen des nahen Arsenals, und die Schiffe im Kanal wogen unruhig durcheinander. Ehe man sich besonnen, was es ist, hat sich eine breite Straße aufgethan in dem Gewimmel. Mehrere Peoten, mit Musikchören beladen, werden an ihrem äußersten Ende sichtbar und eröffnen den Festzug, der so eben in den Kanal einbiegt. Fahrzeuge um Fahrzeuge, eines prunkhafter ausgeschmückt als das andere, folgen in langer Reihe und ordnen sich an dem Landungsplatze vor dem Portal der Kirche auf eine Weise, daß der prächtigen, großen Peote, auf welcher sich der Doge befindet, und den glänzenden Schiffen, die sein Gefolge tragen, Raum

bleibt, sich hart an die Treppe des Kai's zu legen und den vornehmsten Personen der Republik alle Bequemlichkeit gewähren, an das Land zu steigen.

So wie ein Fahrzeug geleert ist, entfernt es sich schnell vom Land und ein anderes nimmt seine Stelle. So ordnen sich die Aussteigenden, wie von selbst, in den Zug, in welchem der Doge langsam feierlichen Schrittes einherwandelt. Unter dem Thor der Kirche empfängt ihn die zahlreiche Geistlichkeit, mit dem Patriarchen an ihrer Spitze, und geleitet ihn in das Innere des Gebäudes bis zu seinem Thronsitze zur Rechten des Hochaltares. Die tiefe Stille, welche nun eine Weile herrscht, ist nur durch das Rauschen der Prachtgewänder so vieler erlauchter Personen unterbrochen, die allmählich in die Kirche eintreten und sich im Halbkreis vor dem Hochaltar reihen. Plötzlich durchbricht ein wahrer Freudensturm von Musik das dreifache Schiff der großen Kirche; das Hochamt beginnt, und wir gewinnen Zeit, um unsern Lesern die Scene zu erklären, in deren Mitte wir sie gestellt haben.

Bis zum Umsturz aller seiner alten Einrichtungen und mehr als tausendjährigen Selbstständigkeit feierte man jedes Jahr zu Venedig den ersten Mai durch ein Fest, welches das Gepräge des höchsten Alterthums trug. Von den vornehmsten Personen des Freistaats begleitet, erhob sich der Doge in früher Morgenstunde aus dem Palaste von San Marco, und begab sich in feierlichem Zuge nach dem Kloster der Augustinernonnen von Santa Maria delle Vergini, um der Aebtissin, die ihm oder

seinem Vorgänger bei'm Antritt ihrer Würde durch Ansteckung des Rings vermählt worden war, einen Besuch abzustatten. Nachdem er dem Hochamt in der Kirche beigewohnt, verfügte er sich in das Sprachzimmer des Klosters, wo die Aebtissin, mit einem langen weißen Mantel und einem weißen und schwarzen Schleier angethan, umgeben von allen ihren Schwestern, vor ihn trat und ihm einen Blumenstrauß überreichte. Indem er diesen dankend aus ihrer Hand nahm, erkundigte er sich nach ihren und ihrer Schwestern Wünschen, ließ sich die Mädchen, welche zur Erziehung im Kloster waren, vorstellen, und ertheilte mancherlei Freundlichkeiten und Aufmunterungen in Worten und in Werken, je nach den Bedürfnissen des Hauses, der Stimmung des Augenblicks und der Lebensgewandtheit überhaupt, die ihm für die glückliche Behandlung eines so eigenthümlichen Verhältnisses beiwohnte.

Diesen Besuch hat der Doge so eben geendigt. Er erscheint unter dem Thore der Kirche und entläßt die Geistlichkeit, die ihn bis auf die Schwelle begleitet. Mit freundlichem Ernst in seinem Blicke steigt er die Stufen des Portals nieder, und die Menge, die ihn erwartet, drängt sich von selbst auf beiden Seiten des Kai's ehrerbietig zurück, um dem Zuge Raum zu lassen bis zur Wassertreppe, an der die herzogliche Peote liegt. Als der Doge die Mitte des offenen Raums erreicht hat, durchbricht eine alte Frau mit fliegenden, weißen Haaren, die dichten Reihen, welche denselben von der einen Seite einschließen, und stürzt ihm zu Füßen.

„Rache, Vater, Rache für diesen, den sie unschuldig ermordet!“ ruft sie halb heulend, und hebt die zitternden Hände vor ihm empor mit dem Todtenschädel, den sie darin hält. Ueberrascht, ja erschrocken durch die fremdartige Erscheinung ist der Doge mehrere Schritte zurückgetaumelt, und besorgt, daß er fallen möchte, wird er von den Nächsten seines Gefolges unter den Armen gefaßt. Aber schnell sich ermannend im Gefühl seiner Würde und seiner Gewalt, wirft er einen befehlenden Blick auf sie, und ruft dem Messir Grande zu, der in seiner Nähe ist und ihn fest im Auge behalten hat: „Man schaffe mir die alte Thörin vom Halse?“ —

Kaum ist das Wort gesprochen, so nähern sich auf einen Wink des Polizeihauptmanns einige Schergen und greifen die Kniende unsanft bei den Schultern. Ein lauter Schrei des Mitleids und des Grausens ertönt aus dem Munde der leicht beweglichen Menge, und die Massen zu beiden Seiten des Zugs scheinen sich aufzulösen und ihn einzuhüllen. Fast fliehend stürzt der Doge die Wassertreppe hinunter und erreicht glücklich seine Peote, bevor der Sturm der aufgeregten Affekte ganz losgebrochen ist unter dem Volk. Aber als der Messir Grande, sobald er den Doge in Sicherheit weiß, sich gegen die Andrangenden umwendet und den goldenen Stab drohend über seinem Haupte schwingt, ergreift der Schrecken vor den Gewalten, deren Zügel sie gewohnt sind, die feigen Haufen. Sie stäuben auseinander, wie Spreu, den der Wind gefaßt hat, und nach wenigen Augenblicken steht die alte Kukuwitza mit

ihrem Todtenschädel allein auf dem Kai. Zween Diener des Messir Grande fassen sie bei den Armen und führen sie fort. Keine Stimme erhebt sich für die Unglückliche; vielmehr wendet sich jedes Auge weg, selbst von Denen, die sich schon in ihren Fahrzeugen entfernen. Ja, als die Diener der Gewalt sie in die nächste Gondel hineinstoßen und diese sogleich mit ihnen davon eilt, weichen selbst die glänzendsten Fahrzeuge scheu vor ihr zurück, als trügen sie einen Pestkranken, dessen Nähe schon Tod bringt.

In Kurzem liegt der Platz vor der Kirche ganz verödet. Von dem festlichen Gepränge sind nur die zertretenen Blumen auf dem Boden übrig geblieben. Gegen Mittag erscheint der Capitän Jacques Pierre zwischen den Säulen des Portals. Er bleibt stehen und richtet den Blick nach verschiedenen Seiten in die Ferne, als ob er Jemands Ankunft erwartete. Nicht lange, so biegt auch eine Gondel um die Spitze der Insel San Pietro herum. Sie steuert gerad' auf den Punkt des Kai's hin, wo der Capitän steht, und ein Offizier von mittleren Jahren steigt ans Land.

„Bei meiner Ehre, Freund Langlaud," spricht der Capitän nach kurzer Begrüßung, „ich habe wohl einen Boten von Euch erwartet, aber nicht Euch selber."

„Ich denke, Herr Capitän," erwiedert der Andere; in solchen Dingen ist man am sichersten sein eigener Bote. Ich wenigstens, traue Niemand besser, als dem Hauptmann Langlaud."

„Bedenkt Ihr denn nicht, daß hundert Augen in

Venedig auf Jeden gerichtet sind, der vom alten Lazareth kommt?"

„Nichts ist gewisser; darum eben thut es mir leid, daß ich zu spät gekommen bin, um das Possenspiel mit anzusehen, welches die Pantalon's heute der gaffenden Menge zum Besten gegeben."

„Seyd Ihr toll, Hauptmann Langlaud?"

„Gewiß bin ich es, sobald es Tollheit ist, das Gefährlichste zu wählen, weil es das Klügste ist."

„Ich sollte meinen, unser Vorhaben wäre für den Scherz zu ernst —"

„Bei meiner armen Seele, es ist mir so ernst, daß ich schwören kann, ich würde meinen Platz so nah' als möglich bei dem Doge genommen haben."

„Ihr wolltet es dem Messir Grande recht bequem machen, Euch bei'm Kopf zu fassen. Er war auch wirklich nahe genug, um Eurem guten Vorhaben schuldigermaßen entgegen zu kommen."

„Ich wäre nirgends sicherer gewesen, als an seiner Seite. Dergleichen Bursche suchen Jeden nur da, wo sie in seiner Lage selbst seyn würden, und Ihr dürft mir glauben, in meiner Haut würde der Schergenhauptmann seinen Platz nicht genommen haben, wo er ihn in der seinigen nehmen mußte."

„Nun, meinetwegen; er ist wenigstens spindeldeinig genug, um noch feiger als beschränkt zu seyn."

„Ja, ja, ich kenne ihn; er ist in Sanct Malo gewesen."

„Habt Ihr dieses Wort auch in Mantes?" erwiederte der Capitän lachend. —

Wir müssen das Gespräch einige Augenblicke unterbrechen, um unsern Lesern diese Redensart und die fröhliche Stimmung zu erklären, in welche sie den Redner versetzte. Il a été à Saint-Malo, sagte man ehemals, und vielleicht jetzt noch, in Frankreich von Jedem, den die Natur in den Waden gar zu stiefmütterlich bedacht hat, und erzählte vom Ursprung dieser Bezeichnung, daß die kleine Hafenstadt Sanct Malo in alten Zeiten ohne Mauern gewesen, und der Schutz derselben bei Nacht der Wachsamkeit von fünfzehn großen Hunden anvertraut worden sey. Die vierbeinigen Wächter wurden immer gegen Sonnenuntergang losgelassen, nachdem man den Einwohnern zuvor durch eine Glocke das Zeichen gegeben, sich in ihre Häuser zu verschließen. Manchem, der der Warnung nicht schnell genug folgte, soll es schlimm bekommen seyn. Wen die wilden Bestien in der Straße trafen, der hatte von Glück zu sagen, wenn er mit dem Verluste seiner Waden davon kam. —

„Aber Scherz bei Seite, wie stehen die Sachen drüben?“ fragte der Capitän.

„Auf das Allerbeste,“ war die Antwort des Hauptmanns. „Die braven Bursche gefallen sich so wohl in der Rebellion, als hätten sie bereits die Rialtobrücke geplündert.“

„Glaubt Ihr, daß wir durchaus auf sie zählen können?“

„Auf Alle, mit Ausnahme von ein Paar Dutzend Deutschen, die von der ganzen Sache nichts hören wollen. Sie haben sich in einem einzeln stehenden

Hause so gut wie verschanzt, und wir halten sie blokirt, damit sie nicht mit Venedig kommuniziren können."

„Dieses Volk scheint wahrhaft zur Mißhandlung geboren. Von dem ganzen deutschen Regiment in Spalatro hat Renault nicht einen Einzigen gewinnen können. Und doch haben die Venetianer sie mit Füßen getreten, wie die holländischen Regimenter alle. Ihr seyd doch noch sattsam mit Lebensmitteln versehen, um Euch bis zum Himmelfahrtstage zu halten? Früher können wir unmöglich losschlagen."

„Es wäre besser, wenn bald geschähe, was geschehen muß. In solchen Dingen wird der Erfolg durch jede Zögerung gefährdet."

„Ihr habt Recht, Hauptmann; aber wir brauchen Hülfe aus der Ferne, die nicht früher da seyn kann. Und dann müssen wir auch einen Tag wählen, wo Niemand in Venedig einen andern Gedanken hat, als an Lust und Freude."

„Ich dächte, daß wir für Das, was zuerst geschehen muß, und doch die Hauptsache ist, in hinlänglicher Stärke sind. Mit meinen fünfhundert Wallonen und der Mannschaft, die Ihr in der Stadt habt, sind wir im Stand', uns Meister von dem Marcusplatze zu machen und die übrigen Quartiere in Brand zu stecken. Was braucht es weiter, um die Macht von Venedig zu brechen?"

„Bei meiner Ehre, man sollte glauben, Ihr hättet das heutige Fest mit angesehen. Es kann nichts Feigeres geben, als diese Venetianer, vom Doge an bis zum

letzten Gondolier herab. Der spindelbeinige Geselle mit dem goldenen Stäbchen war hinlänglich, das ganze Volk im Zaum zu halten, ob es gleich einen Augenblick seine Ketten furchtbar schüttelte."

„Was brauchen wir weiter Zeugniß? Wagen sie uns doch nicht einmal auf unserer Insel auszuhungern. Nichts wäre leichter. Ein halbes Dutzend Galeeren reichte hin, um uns alle Zufuhr abzuschneiden. Und bei hungrigem Magen hat es mit dem Rebelliren schnell ein Ende. Die Meisten von den wilden Bestien, die wir unter unsern Fahnen haben, sind ohnedieß nicht anders, als durch Freß- und Saufgelage zusammenzuhalten. Ich sag' Euch, Capitän, wenn Ihr es möglich machen könnet, so lasset uns schneller losschlagen."

„Es ist unmöglich, Freund Langlaud. Ich habe die Sachen im Arsenal noch nicht auf dem Punkte, wo sie seyn müssen, damit wir im nämlichen Augenblick Meister davon sind, in welchem der Palast von San Marco erstürmt wird. Es ist der wichtigste Punkt in Venedig. Ich kann ihn Niemand anvertrauen, auf den ich nicht, wie auf mich selbst, zählen kann. Ihr kennet den Steuermann Jaffier, den ich dazu bestimmt hatte. Seit einem Jahre war er von mir vorbereitet worden und durch Bande an mich gekettet, welche sonst die stärksten sind. Aber siehe da, wie ich das letzte Eis mit ihm brechen will, wandelt ihn eine Grille von Treue an, wie er es nennt, und damit die Grille des Verraths nicht dazu kommt, ist mir nichts Anderes übrig ge-

blieben, als ihn durch ein Taſchenſpielerſtückchen unter die Bleidächer zu ſchicken, bis Alles vorüber iſt. Ihr müßt Euch ſchon gefallen laſſen, die wenigen Tage noch ruhig zuzuwarten. Damit es Euch leichter wird, Eure braven Burſche bei gutem Muth zu erhalten, habe ich tauſend Zecchinen mitgebracht. Sie ſind in meiner Gondel, und es kommt nur darauf an, wie wir das Paket unbemerkt in die Eurige bringen. Meinem Gondolier kann ich nur bis auf einen gewiſſen Punkt trauen; daß der Geldſack für die aufrühreriſchen Holländer im alten Lazareth beſtimmt iſt, möcht' ich ihn nicht merken laſſen."

„Wiſſet Ihr was, Capitän? Wenn Ihr heut Abend zu Hauſe ſeyn wollet, ſo ſchick ich Euch Jemand, auf den ich mich vollkommen verlaſſen kann, und dem Ihr das Geld mit Sicherheit anvertrauen dürft. Nur müßt Ihr Euch nicht daran ſtoßen, wenn dieſer Jemand mit einer Schürze angethan vor Euch erſcheint. Dafür ſollen ſeine Augen deſto ſchwärzer und feuriger ſeyn."

„Ach, ich verſteh' Euch, Hauptmann. Aber ich gebe Euch zu bedenken, daß in Venedig nicht nur die Mauern Ohren und Zungen haben, ſondern daß es auch den Herren Zehnern nicht an Spionen fehlt, welche Schürzen tragen und feurige Augen haben."

„Verlaſſet Euch darauf, daß mein Bote nicht in ihrem Dienſte iſt. Vielleicht gefällt Euch ſein ehrliches Geſicht beſſer, als mir lieb ſeyn kann."

„Nun denn, wenn Ihr es auf meine Kunſt ankommen laſſen wollet, das Innere des Menſchen in

seinem Gesichte zu lesen, so sendet Eure Schöne nur heute Abend zwei Stunden nach Sonnenuntergang zu mir. Aber woran soll ich erkennen, daß sie von Euch geschickt ist?"

„Besehet Euch diesen Stein —" sprach der Hauptmann Langlaud, indem er einen Ring mit einem Jaspis vom Finger nahm und ihn dem Capitän reichte.

„Gut," sprach Dieser; „eine Hand, die einen Dolch gefaßt hat. Und die Unterschrift — es ist nicht Französisch —"

„Nein; es ist lateinisch und heißt: dextra mihi deus», oder: ich habe Alles auf meinen Degen gestellt!"

„Das Symbolum ist nicht übel," erwiederte der Capitän, indem er dem Andern den Ring zurückgab. „Es paßt ganz zu unserer Unternehmung, und wer mir den Ring zeigt, soll mir gut genug seyn, um ihm tausend Zecchinen anzuvertrauen." —

Wir haben unsern Lesern in dieser Unterredung einen Blick in das Treiben des Capitäns nach seiner Rückkehr in Venedig eröffnet. Die Vorbereitungen zu seiner Unternehmung sind offenbar glücklicher vorgerückt, als es in Spalatro den Anschein hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach kann er auf die fünfhundert Wallonen rechnen, die, von einem entlassenen Regiment des holländischen Hülfskorps zurückgeblieben, sich auf der kleinen Insel, das alte Lazareth genannt, im Angesicht der Stadt in erklärtem Aufstande gegen ihre Regierung befinden. Langlaud, einer der französischen Abenteurer, von denen Italien dazumal wimmelte, ist von Jacques

Pierre geworben, und hat die Unzufriedenheit des heimathloſen Haufens benützt, um die Sachen zum offenen Bruche zu treiben. Und in der That gibt es auch kein ſichereres Mittel, Andere in halsbrechende Unternehmungen zu ſtürzen, als daß man ihre bisherigen Verhältniſſe völlig zerreißt, und ſie in eine unheilbare Stellung gegen die ganze übrige Welt verſetzt. Die Beſſern ſelbſt widerſtehen hier nicht immer. Die offene Feindſeligkeit gilt ihnen für Nothwehr, und ſcheint jede Anſtrengung zum Verderben der Gegner zu rechtfertigen.

Um unſern Leſern jedoch mit Einemmale die Hauptfäden des Gewebes offen zu legen, mit denen Venedig bereits umſponnen iſt, oder noch umſponnen werden ſoll, wollen wir ſie mit Allem bekannt machen, was wir darüber gefunden. Ohnedieß iſt unſere Darſtellung auch nur den Schickſalen einiger Perſonen gewidmet, die in dieſer Unternehmung eine Hauptrolle geſpielt haben, und ſo erſcheint es am zweckmäßigſten, die äußern Zuſtände, welche mehr oder weniger durch ſie beſtimmt werden, wenigſtens in eine kurze Skizze zuſammen zu faſſen, um uns nachher deſto ungeſtörter der Beobachtung der Leidenſchaften überlaſſen zu können, welche hier ſo thätig ſind, und ſchwerlich in erfreulichen Entwicklungen endigen werden.

Wir haben früher ſchon bemerkt, daß das holländiſche Hülfscorps, welches der Graf Johann von Naſſau nach Venedig geführt hatte, durch den Abſchluß des Friedens mit Spanien und Oeſterreich überflüſſig geworden war. Dieſe Truppen, welche großentheils aus Deutſchen be-

ſtanden, glaubten ſich von der venezianiſchen Regierung vernachläßigt und verhehlten ihre Unzufriedenheit darüber nicht im geringſten. Schwerlich waren ihre Klagen ganz ungegründet, aber eben ſo gewiß iſt es auch, daß ſie durch ihr Betragen Anlaß genug zur Mißſtimmung gegeben hatten. Der Sprache, der Sitten und der Lebensweiſen des Landes unkundig, trotzig der Nothwendigkeit, ſich in das Unvermeidliche zu finden, widerſtrebend und überhaupt nicht an eine ſtrenge Disciplin gewöhnt, welche ſie vielleicht nicht einmal ertragen hätten, konnte es an Unordnungen aller Art nicht fehlen, die um ſo weniger Nachſicht fanden, je größern Anſtoß die Religion dieſer Fremdlinge von Anfang an gegeben. Wie ſchlecht aber auch ihre Stimmung gegen eine Regierung ſeyn mochte, die noch kürzlich ſo vielen Werth auf ihre Dienſte zu ſetzen geſchienen und ſie nun auf einmal ihre Entbehrlichkeit auf eine ſo verletzende Weiſe fühlen ließ, ſo zweifeln wir doch, daß ſie in ſolchem Umfang für die Plane der Verſchwornen gewonnen ſind, wie von verſchiedenen Seiten berichtet wird. Nach Einigen kann Jacques Pierre in den Provinzen allein auf 2000 Mann Truppen zählen, nach Andern hätte er ſich ſelbſt gerühmt, daß ihm 3500 Mann unter dem Grafen von Lievenſtein, womit wahrſcheinlich ein Löwenſtein gemeint iſt, zur Verfügung wären. Wir glauben weder an die eine, noch an die andere Angabe. In dem Verlauf der Ereigniſſe zeigt ſich keine Spur von einem Symptome, welches zum Schluß auf eine ſo weite Verzweigung berechtigte. Auch verlangt

man beſſere Zeugniſſe, als ſie für den ganzen Gang dieſer Geſchichte angeführt werden können, um unſer Volk und Männer aus dem hohen Adel von Deutſchland ſo ſchweren Verraths fähig, geſchweige ſchuldig zu glauben. Wahrſcheinlich beſchränkt ſich die ganze Theilnahme, welche Jacques Pierre von dem holländiſchen Corps hoffen darf, auf die fünfhundert Mann, die in dem alten Lazareth liegen und ſich im offenen Aufſtand gegen die venetianiſche Regierung befinden. Dieſer Aufſtand iſt eine unzweifelhafte Thatſache, und der Gedanke, die Aufrührer für ſeinen Plan zum Umſturz der Macht von Venedig zu gewinnen, mußte eben ſo natürlich in dem Kopfe des Capitans entſtanden ſeyn, als willig die Hoffnung, ſich auf ſolche Weiſe an dem Freiſtaat zu rächen, von den Truppen ergriffen wurde.

Gleichermaßen ſcheint es gewiß, daß von den übrigen holländiſchen Regimentern eine nicht unanſehnliche Zahl von Soldaten und Offizieren durch Jacques Pierre und ſeine Vertrauten mit mehr oder weniger Aufſchluß über ſeine Plane gewonnen worden iſt. In ſolchen Dingen fallen die Haupteröffnungen gewöhnlich in die letzten Stunden vor der Ausführung, und eine Verſchwörung, die nicht zum Ausbruch gekommen iſt, läßt immer die größte Zahl ihrer Theilnehmer im Dunkeln.

Wahrſcheinlich kann Jacques Pierre auf Bewegungen rechnen, die gleichzeitig mit der Erſtürmung der Hauptpunkte von Venedig ſelbſt auf den Grenzen des Mailändiſchen gegen die venetianiſchen Provinzen auf dem feſten Lande vor ſich gehen ſollen. In ſo fern aber der

ganze Plan auf dem Gedanken beruht, die Macht des Freistaats in seiner Hauptstadt zu brechen, muß vorzüglich auf Einverständnisse mit der Bemannung seiner Flotten und auf das Geschwader gerechnet werden, welches der Vicekönig von Neapel zu senden versprochen. An dem Ersten ist nicht zu zweifeln, der Umfang dieser Einverständnisse jedoch schwerlich mehr zu ergründen. Ossuna hat für den ersten Wurf zwei bis drei Galeeren versprochen, welche mit fünfhundert Mann der besten Landungstruppen bemannt, in einer Entfernung von sechzig Meilen von dem Lido kreuzen und ihre Ankunft durch eine Feluke verkündigen werden, deren Signale von dem Thurme von San Marco aus zu sehen sind. Jacques Pierre selbst will diese Galeeren zur Nachtzeit mit einem günstigen Wind in die Lagunen einführen und ihre Mannschaft mitten in Venedig an das Land setzen. Eine Flotte von zwanzig Segeln soll unverzüglich von Neapel nachfolgen, um das angefangene Werk fester zu begründen.

Ueberhaupt ist bei der ganzen Unternehmung viel auf jenen Thurm gerechnet. Wirklich eignet er sich auch eben so gut zur Wachsamkeit über Alles, was von Außen gegen Venedig unternommen werden kann, wie zur Verständigung durch Signale mit seinen Feinden in der größten Entfernung. Er steigt mitten auf dem Marcusplatz weit über dreihundert Fuß empor und beherrscht in dieser Höhe nicht nur die ganze Stadt, sondern auch die Lagunen, die zahllosen Inseln des Golfs in der Nähe und Ferne und das feste Land mit

seinen Gebirgen, die ihn in einem Halbkreis umschließen. Dieser Thurm ist gleichsam der Regulator aller öffentlichen Thatigkeit von Venedig. Das Geläute seiner verschiedenen Glocken, welche den Einwohnern nicht blos durch ihren eigenthümlichen Klang, sondern auch durch ihre besondern Namen bekannt sind, erinnert Jeden an seine Pflichten und ruft ihn zu seinen Geschaften. Die Sitzungen der höchsten Staatsgewalten und der Gerichtshöfe, der Wechsel der militärischen Wachen, der Anfang und Schluß der Arbeitsstunden für die Gewerbe, der Abgang der Posten und der Verkehrsschiffe mit dem festen Lande, die Eröffnung der Börse, so wie alle fröhliche und traurige Ereigniſſe, von der Aufmunterung zu den vielen heitern Festen der Stadt, bis zur Anzeige der öffentlichen Hinrichtungen — Alles wird durch diese Glocken verkündiget. Man darf wohl sagen, daß das Leben in Venedig stille stehen würde, verstummte plötzlich das Geläute von dem Marcusthurm, und daß sich die ganze Ordnung der Stadt in die wildeste Verwirrung auflösen müßte, wenn es auf einmal regellos durch einander stürmte.

Am Fuße dieses Thurmes steht die sogenannte Lozzetta, oder die kleine Loge, ein terrassenartiges Gebäude von vorzüglicher Architektur und würdigem Aufwand für dieselbe. Hier halt sich immer einer der vornehmsten Regierungsbeamten auf, um für jedes unerwartete Ereigniß schnell die ersten Maßregeln durch das Geläute von San Marco anzuordnen. Er hat eine Wache von Arsenalotten bei sich, welche hauptsächlich be-

ſtimmt iſt, den Zugang des Thurmes gegen jeden unbefugten Gebrauch ſeiner Glocken zu ſchützen. Dieſer Terraſſe ſich zu bemächtigen, iſt einem der Führer der Verſchwörung mit einem Detachement der entſchloſſenſten Abenteurer übertragen. Aber auch ſchon in der Zwiſchenzeit, bis zu ihrem Ausbruche, wird der Thurm täglich einigemale von den Vertrauten des Capitäns beſtiegen, um ihre Blicke hinauszurichten in die hohe See, wo die neapolitaniſche Flotte, oder wenigſtens ihr Vorläufer, ſichtbar werden muß.

Gleichzeitig mit der Beſetzung der Lozzetta und dem Sturmgeläute von allen Glocken des Thurmes ſoll die Hauptmacht der Verſchworenen, die in jenen fünfhundert Wallonen des alten Lazareths beſteht, von verſchiedenen Seiten auf dem Marcusplatze zuſammentreffen, den Palaſt des Doge erſtürmen und die Thüre vom Waffenſaale des Raths der Zehen durch Anlegung einer Petarde ſprengen. Dieſer Saal enthielt die vollſtändigſte Bewaffnung für mehrere tauſend Mann. Die Büchſen und Piſtolen wurden immer ſchußfertig gehalten und zu dieſem Zweck alle drei Monate losgeſchoſſen und neu geladen. Aus dieſen Vorräthen ſollen ſich die Verſchwornen bewaffnen und die Gewehre zuerſt gebrauchen, um Alles, was vom hohen Adel von Venedig und den höchſten Perſonen der Regierung überhaupt zu erreichen ſeyn wird, umzubringen.

Mit dieſen Operationen ſtehen zwei andere, nicht minder wichtige und ſchwierige Unternehmungen in Verbindung. Die eine iſt die Bewältigung des Arſenals in

Folge von Einverständnissen mit dem Hauptmann einer Compagnie der Capelletti, welche dermalen die einzige, blos militärische Besatzung desselben bildet. Auf diese Truppe, die aus Slavoniern, Albaniern und Ueberläufern aus den türkischen Grenzprovinzen bestand, war allerdings zu zählen, da sie ihrem albanischen Hauptmann blindlings zu gehorchen pflegte. Die andere Unternehmung ist die Eroberung des Münzgebäudes durch Sprengung seines Thors vermittelst einer Petarde. Jacques Pierre rechnete vollkommen richtig, daß der Verlust des Arsenals die Regierung plötzlich in dem Mittelpunkt ihrer militärischen Anstalten und großen Kriegsbedürfnisse für Armeen und Flotten lähmen würde. Die Erstürmung der Münze, welche die Reichthümer derselben der Plünderung der Soldaten Preis gab, war in seinen Augen gleichsam das Handgeld für die verrätherischen Dienste, die sie ihm zu leisten hatten. Vielleicht erinnern sich unsere Leser noch der Plane, welche Renault vom Anfang an auf dieses Gebäude gemacht hat; wahrscheinlich waren seine Schätze das Ziel der Wünsche noch vieler Anderer aus diesen raublustigen Rotten.

Unfehlbar mußte ein solcher Anfang allein schon die größte Verwirrung hervorbringen; man wollte es aber auch der venetianischen Regierung unmöglich machen, ihre Hülfsmittel zu sammeln und zu vereinigen, und die Ordnung wieder herzustellen. Zu solchem Zwecke sollte die Rialtobrücke, als der Hauptpunkt der Verbindung zwischen den wichtigsten Quartieren der Stadt,

durch ein starkes Corps besetzt, sollten die kleinen Brücken abgebrochen, und die Gondeln und Schiffe in den Kanälen in Brand gesteckt werden. Damit aber nichts zur höchsten Verwirrung und Noth fehlte, beschloß man, in jedem Quartier der Stadt ein Paar Häuser anzuzünden, und die Flamme zu gleicher Zeit auf allen Seiten emporlodern zu lassen.

Bei der ganzen Unternehmung muß nothwendig auf Einverständnisse mit den Bewohnern gerechnet werden. Jacques Pierre hat sie eingeleitet; doch wissen wir nicht, in welchem Umfang Solches geschehen ist. In jedem Falle darf er gewiß seyn, daß der Pöbel der großen Stadt die allgemeine Verwirrung durch Raub und Mord vermehren werde. In der That, wenn es möglich ist, daß der entworfene Plan in allen seinen Theilen geheim gehalten bleibt, so muß man für Venedig zittern. Das Gelingen hängt offenbar nicht von der Menge der Verschworenen ab, sondern von ihrem klugen, raschen und energischen Zusammenwirken.

Jacques Pierre hat die Gefahr der Mitwissenschaft so vieler Menschen, die, mit wenigen Ausnahmen, sämmtlich von der niedrigsten Gewinnsucht allein geleitet sind, wohl begriffen. Der Gedanke lag zu nahe, daß das Geheimniß schlecht gesichert sey, wo vielleicht mehr von der Dankbarkeit der geretteten Stadt, als von der Plünderung der eroberten zu erwarten stand, und auch der glücklichste Erfolg der Unternehmung das Verderben des Einzelnen nicht ausschloß. Er wußte wohl, daß er nicht ohne Bedenken in den Dienst der

Republik aufgenommen worden war; daß er scharf beobachtet sey, durfte er nicht zweifeln, und so kam für ihn Alles darauf an, nicht nur jeden neuen Verdacht ferne zu halten, sondern auch das kaum gewonnene Zutrauen stärker zu befestigen. Da die Gerüchte öffentlich von den Planen des Vicekönigs von Neapel sprachen so bezeichnete er selbst der Regierung einige Punkte in den Lagunen, welche der Befestigung bedürften, und um Jaffiern zuvorzukommen, gab er ihn der Staatsinquisition als einen Verdächtigen an. Damit dachte er es ihm schwer zu machen, Gehör, und vielleicht unmöglich, Glauben zu finden.

Von diesen beiden Kunstgriffen gelang keiner vollständig. Eine so argwöhnische Regierung, wie die venetianische, kommt nie ganz von dem Verdachte zurück, den sie einmal gefaßt hat, und schon ihre Schwächen zu kennen, ist in ihren Augen ein Verbrechen. Zudem war das Mittel, den Angeber dessen zu machen, von dem man verrathen zu werden fürchtet, zu abgenützt, als daß es nicht Mißtrauen hätte erregen müssen. Hier scheint es sogar Theilnahme für den Angegebenen erweckt zu haben; wenigstens läßt sich die Behandlung, welche Jaffier erfuhr, kaum anders erklären, muß man auch annehmen, daß ihr eine Berechnung anderer Art zu Grunde gelegen. Er wurde weder unter den Bleidächern des Marcuspalastes, noch in den sogenannten Pozzi untergebracht. Der Polizeibeamte, welcher sich bei der Wache befand, die ihn festgenommen, änderte sogleich den Ton, als er von seiner Reisegesellschaft getrennt war.

Er entließ die Wache, bestieg mit seinem Gefangenen eine Gondel und führte ihn in seine eigene Wohnung. „Ich weiß nicht, was unsere gebenedeite Mutter mit Euch vor hat," sprach er zu Jaffier'n, als sie in derselben angekommen waren; „aber etwas Schlimmes kann es nicht seyn. Ich habe den Befehl, Euch nichts mangeln zu lassen; blos das Ausgehen ist Euch verboten, und ich hoffe, es wird Euch so sehr nicht darnach gelüsten. Ihr brauchet nur zu bedenken, daß der Undank gegen die Gnade, die Euch zu Theil geworden, leicht einen Besuch in den Pozzi zur Folge haben könnte, von dem man selten wieder zurückkommt." —

Diese Pozzi sind die schlimmsten von allen venetianischen Kerkern. Sie befinden sich in einer Art von Kellergeschoß des Marcuspalastes gegen den Kanal zu und liegen so tief, daß sie immer halb mit Meerwasser angefüllt sind, vor dem sich der Gefangene in dem engen und niedrigen Raume durchaus nicht retten kann. Die Pozzi und die Bleidächer, wo Hitze und Kälte mit Qualen anderer Art wechseln, sind die gewöhnlichen Verwahrungsorte der Staatsgefangenen. Daß auch der stärkste Körper in kurzer Zeit dem Aufenthalt in den ersten unterliegen muß, ist ganz begreiflich; aber die Unmenschlichkeit, welche diese Kerker Jahrhunderte lang bestehen ließ, war des Grundsatzes der venetianischen Kriminaljustiz würdig, für welche der bloße Verdacht des Hochverraths allein schon zur Verurtheilung hinreichte. —

„Im Grunde kann sich Jeder dazu Glück wünschen, der in die Gefängnisse unserer gebenedeiten Mutter

kommt," fuhr Jaffiers neuer Wirth fort. „Entweder wird er wieder frei, und dann ist er gewiß so unschuldig, wie ein Kind im Mutterleibe; oder er ist es nicht, und dann kann er sich auch nicht über sein Schicksal beklagen. Aber schuldig sind sie Alle. Ich wenigstens habe noch Keinen wieder loskommen sehen, den ich unter den Bleidächern oder in den Pozzi untergebracht hatte. Wie könnt' es auch anders seyn, wo die Milde neben der Gerechtigkeit auf dem Throne sitzt?" —

Jaffier wußte nicht, was er sagen sollte; sein Wirth ersparte ihm aber auch die Mühe, den Mund zu öffnen, und sprach: „Die Gerechtigkeit unserer gebenedeiten Mutter ist mild gegen die Kleinen und streng gegen die Großen. Wo in der Welt wäre möglich, was man in Venedig erlebt hat? Der Doge Anton Venier konnte seinen eigenen Sohn nicht retten. Er mußte sterben im Gefängniß, und doch hatte er nur eine Unbesonnenheit begangen, die seinem jugendlichen Alter angemessen war. Noch schlimmer ging es dem Sohn des Doge Foscarini. Zweimalige Folter und lebenslängliche Verweisung traf den Verdacht einer ungesetzlichen Handlung. Als er todt war, soll seine Unschuld an den Tag gekommen seyn. So munkeln Diejenigen, die Alles besser wissen wollen, aber ich glaub' es nicht; warum hätte sie nicht früher an den Tag kommen können, wo es ihm noch zur Rettung gewesen wäre? Euch hat es unsere gebenedeite Mutter leicht gemacht, Eure Unschuld zu beweisen, wenn Ihr wirklich gefangen seyd, weil Ihr

etwas verbrochen habt," setzte der Mann hinzu. „Ihr könnet alle Eure Freunde von Eurer Gefangenschaft benachrichtigen. Ihr braucht mir nur die Liste derselben zu geben und Diejenigen anzustreichen, deren Besuch Ihr wünschet. Ihr sollt sehen, daß es eine Freude ist, mein Hausgefangener zu seyn. Was sag' ich, eine Freude? Eine Ehre, mußt' ich sagen; denn bei Sanct Marcus, es ist nichts Geringes, von unserer gebenedeiten Mutter so weit beachtet zu werden, daß sie es der Mühe werth findet, zwischen Euch und den übrigen Gefangenen einen Unterschied zu machen. Der Fall kommt selten genug vor; das dürfet Ihr mir glauben. Wisset Ihr denn auch, daß der Serenissimo ein Kreuz auf seiner herzoglichen Krone trägt?" —

Jaffier erklärte seine Unwissenheit in Betreff der Krone des Doge; denn Dieser ist unter dem Serenissimo gemeint.

„Dann könnet Ihr freilich auch nicht wissen, warum er das Kreuz trägt," fuhr der Sprecher fort. „Es ist eine schöne Geschichte, die unserer gebenedeiten Mutter die größte Ehre macht. Die Hauptperson in derselben ist der höchstselige Serenissimo, Lorenzo Celso; oder wenn Ihr lieber wollt, so ist es sein Vater. Denn dieser Vater war ein stolzer Herr; und warum sollte er auch nicht stolz seyn? Hatte er doch das Glück, seinen Sohn zum Serenissimo erhoben zu sehen. Das war es aber nicht; denn sonst hätte er das Haupt nur um so lieber vor ihm entblösen müssen. Und gerade dagegen fühlte er einen Widerwillen. Als Vater, meinte er,

gebühre ihm die Ehrfurcht zuerſt von ſeinem Sohne; aber als Unterthan wußte er auch, was er dem Sereniſſimo ſchuldig war, und wie meint Ihr, daß er ſich geholfen?“ —

„Ihr errathet es nicht,“ ſprach er, als Jaffier ihn fragend anblickte; „und doch war es das einzige Mittel, um dem Vater nichts zu vergeben und dem Sereniſſimo nichts ſchuldig zu bleiben. Er ging von da an nicht anders als barhaupt und vermied ſo die Verlegenheit, vor ſeinem Sohne zuerſt das Haupt entblöſen zu müſſen. War's möglich ſich beſſer aus der Verlegenheit zu ziehen?“ —

„Aber auch der Sereniſſimo wußte ſich zu helfen,“ fuhr ſein Wirth fort, als Jaffier Beifall nickte, „damit ſein Vater nicht Jahr aus Jahr ein den Schnupfen zu haben brauchte. Das brachte er mit dem Kreuze fertig, welches er auf der Herzogskrone anbringen ließ. Nun konnte der alte Herr ſeine Mütze wieder aufſetzen. Er vergab ſeiner väterlichen Würde nichts, wenn er das Haupt vor ſeinem Sohne entblöste; er entblöste es ja vor dem Kreuze, und dieſen Vorzug mußte ſich der Sereniſſimo ſchon gefallen laſſen. Aber am Ende war doch Alles nur zur Ehre unſerer gebenedeiten Mutter; evviva San Marco! Seyd Ihr nicht auch meiner Meinung?“ —

Wir haben Jaffiers geſprächigen Wirth reden laſſen, um unſern Leſern in ihm eine der eigenthümlichen Figuren von Venedig vorzuſtellen. Der Mann war ein Arſenalotte und gehörte ſomit zu jenen beſonders bevorzugten Familien,

welche das Quartier der Stadt zunächst am Arsenale bewohnten. Diese Klasse der Bürger von Venedig stand mit der Regierung in einer engern Verbindung als die übrigen Bewohner und wurde vorzüglich zu denjenigen Diensten der Republik gebraucht, bei welchen auf unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit gerechnet werden mußte. Man ließ es aber auch von Seiten der Regierung an nichts fehlen, um diese Gesinnungen zu pflanzen, zu hegen und zu stärken. So wie ein Knabe das zehente Jahr erreicht hatte, wurde er in die Register des Arsenals eingeschrieben. Er trat von da an in den Sold des Staats, wurde für seine künftige Bestimmung erzogen und ausgebildet und blieb im öffentlichen Dienste, bis Alter, Krankheit oder sonstiges Unglück ihn dafür unbrauchbar machte; wo er dann durch eine Pension auf Zeitlebens versorgt wurde. So groß war der Werth, der auf die Anhänglichkeit der Arsenalotten gesetzt wurde, daß ihnen der Doge selbst von Zeit zu Zeit ein Gastmahl gab, wobei die Glieder seiner Familie die aufmerksamsten Wirthe machten. Ueberdieß wurde jedem Gast eine Flasche griechischen Muskatweins mit einigen Schachteln Zuckerwerks und Gewürzen und einem Stück Geldes nach Hause geschickt. Und damit nicht genug; sie durften sogar alles Tafelgeräth mitnehmen und mußten sich dabei nur ihres Lieblingsrufs: evviva San Marco! Es lebe der heilige Marcus! enthalten.

Die Zahl dieser wahrhaft glücklichen Bürger ging über dreitausend, und ihre Anhänglichkeit an die Republik entsprach vollkommen so mannigfaltigen Begünstigungen.

Es ist nicht übertrieben, wenn eine Dame, welche diese und ähnliche Erinnerungen aus den Zeiten der Selbstständigkeit ihres Vaterlands mit einer, einer wahren Tochter von San Marco würdigen Liebe in einem schön geschriebenen Werke zusammengefaßt hat, versichert, daß die Anhänglichkeit der Arsenalotten an die Republik bis zur Leidenschaft ging. Sie nannten sie auch nie anders, als unsere gebenedeite Mutter, nostra benedetta madre, und hießen dafür ihre besonders geliebte Dienerschaft oder, hier wenigstens besser, Familie. Der Dienst der meisten war den verschiedenen Gewerben gewidmet, welche zu dem Arsenal, als dem großen Waffenplatz und Schiffswerfte des Staats, gehörten. Morgens und Abends, wenn sie ihre Werkstatten öffneten, geschah es mit dem Ruf: evviva San Marco! welchen die kleinsten Kinder dieser Familien nachstammelten. Uebrigens hatten sie nicht nur bei allen feierlichen Gelegenheiten die Ehrenwachen um die Person des Doge, sondern auch die Flotte und die wichtigsten Wachposten der Stadt waren durch sie besetzt. Ein Fähnchen von ihnen versah die Nachtwache an dem Schatze von San Marco, an der Münze und an der Bank. Insbesondere war das Arsenal ihrer Treue anvertraut. Zweihundert Mann stark machten sie darin die ganze Nacht hindurch die Runde; bei Feuersgefahr erschienen sie allein überall mit ihren Spritzen, und durften auch nur sie die Häuser niederreißen, wenn die Noth es foderte. Befehl und Ausführung war nur Eins bei ihnen; auf ihre Pünktlichkeit, Ordnung und

Treue glaubte man allein rechnen zu können, und nie soll man vergebens darauf gerechnet haben.

Jaffiers Gefangenschaft in dem Haus eines Mannes von dieser Klasse läßt auf den besondern Werth schließen, welchen man auf ihn setzte. Ihm selber war diese Behandlung um so auffallender, da er sich seine Gefangennehmung nur durch seine Verbindung mit dem Capitän erklären konnte; wo dann das Gefängniß unter den Bleidächern oder in den Pozzi der venetianischen Kriminaljustiz weit angemessener gewesen wäre. Indem ihm daher freigestellt wurde, wen er von seinen Bekannten bei sich sehen wollte, konnte er sich den Zweck dieser Freiheit nicht erklären, mußte er aber auch desto bedenklicher werden, seine Freunde durch eine Einladung in Verdacht zu bringen. Ein gewisses Zartgefühl hielt ihn schon zurück, sich den Besuch von Laura zu erbitten, die sein Herz freilich zuerst zu rufen versucht war; wie viel größer mußte seine Bedenklichkeit seyn, Jacques Pierre'n an die Spitze der Liste seiner Bekannten zu stellen? Lang' erwog er, was er thun sollte; aber am Ende wurde er mit sich einig, daß er dem Capitän nicht schaden konnte, wenn seine Plane verrathen waren; daß er ihm aber vielleicht nützlich wurde, wenn er noch unverdächtig war, und die Kenntniß der Regierung blos die Nebenfäden derselben erreicht hatte. Ja, auch im ersten Falle konnte es vielleicht für ein Zeichen von Beider Unschuld genommen werden, wenn er seine Bekanntschaft mit dem Capitän für so unverfänglich erklärte. Diese Ansicht hatte allerdings viel für sich; nur

war der Fall vergessen, daß die venetianische Regierung in der Person des Letztern bis jetzt den einzigen Theilnehmer oder Mitwisser eines im Finstern schleichenden staatsgefährlichen Planes kannte. Alsdann war es von ihr gewiß nicht unrichtig gerechnet, daß die Kenntniß aller Derjenigen, mit welchen er näher zusammenhinge, auf weitere Spuren führen müsse.

Warum sollte es aber nicht die großmüthige Regung des jungen Mannes gewesen seyn, welche sein Schicksal auch im Unglück nicht von dem des Freundes trennen wollte, nachdem er die Hoffnungen seiner Größe mit ihm getheilt? Und so nannte Jaffier den Capitän Jacques Pierre nun ohne Bedenken als Denjenigen, den er gerne sprechen möchte, wenn ihm Solches gestattet würde. Der Arsenalotte versprach ihm, von seinem Verlangen Meldung zu machen und ihm schnell Antwort zu bringen, ja vielleicht sogleich seinen Freund zuzuführen. Er hielt, was er versprochen; schon am andern Morgen that sich Jaffiers Thür' auf, und trat der Capitän ein.

Dem Wiedersehen Beider mangelte die alte Ungezwungenheit. Von Seiten des Capitäns mögen sich unsere Leser Solches leicht erklären; bei Jaffier war es die Verlegenheit, sich gegen Jenen zwischen vier Mauern einer Stadt aufzuschließen, von der man behauptete, daß die Wände in derselben Ohren hätten. Daß sein Wirth sich sogleich entfernte, konnte ihn nicht beruhigen, die Verlegenheit der beiden Manner wurde nur um so größer.

Indeß faßte ſich der Capitän zuerſt und ergriff den Anlaß, von der ſchönen Lage des Hauſes zu reden, indem er auf den offenen Balkon hinaustrat und einen Blick auf den großen Kanal warf, der in der herrlichſten Klarheit des heiterſten Frühlingstages da lag und von einer Menge Gondeln aller Art durchſchnitten wurde. Jaffier folgte ihm, und als er während des unverfänglichen Geſprächs, das Jener angefangen, ſich nach allen Seiten umgeſehen und die Sicherheit gewonnen hatte, daß ſie nicht beobachtet waren, begann er dem Capitän mit wenigen Worten zu erzählen, wie es ihm ſeit ihrer Trennung in Spalatro ergangen war. Er ſetzte hinzu, ungeachtet er die Theilnahme an ſeinen Planen bei ihrer letzten Unterredung abgelehnt, ſcheine er doch in Beziehung darauf feſtgenommen worden zu ſeyn. Wenigſtens könnte er ſich keinen andern Grund denken, und ſey er auch ſelber gar nicht gemeint, ſich für unſchuldig zu halten. Vielmehr wäre er entſchloſſen, jede Folge der Theilnahme über ſich zu nehmen, da es nur ein Zufall geweſen, daß er ihm die Veränderung ſeiner Anſicht nicht noch ſelber in Spalatro mitgetheilt und ſeine Bereitwilligkeit zu jeder Mitwirkung ausgedrückt habe. Am Morgen ſeiner Abreiſe von da habe er ihn aufgeſucht, um ſich deßhalb mit ihm zu verſtändigen. Er ſey auch jetzt noch zu Allem bereit, wenn er bald wieder frei käme, wie aus der gelinden Gefangenſchaft, in der er gehalten würde, zu ſchließen wäre. Wie gut auch die Behandlung ſey, die man ihm wiederfahren ließe, ſo könnte ſie nichts dazu beitragen,

seine Gesinnungen zu ändern; besonders wenn er bedachte, daß die gegen ihn ergriffene Maßregel auf keine Weise durch ihn veranlaßt worden. Gegen eine Regierung, welche sich Alles erlaube, sey auch Alles erlaubt, und er würde sich der venetianischen nicht im geringsten verpflichtet achten, wenn sie ihm seine Freiheit wieder gäbe, da ihm wohl bekannt sey, daß sie ihn auch unschuldig aufopfern würde, wenn ihre augenblicklichen Interessen Solches zu verlangen schienen.

Der Capitän kannte den jungen Mann zu gut, um an der Aufrichtigkeit seiner Erklärung zweifeln zu dürfen. Seine Verlegenheit wurde nicht dadurch vermindert. Jacques Pierre hatte wirklich eine aufrichtige Neigung zu Jaffier und ihr mehr in Uebereilung, als nach reifem Nachdenken entgegen gehandelt. Die Reue, ihn einem ungegründeten Argwohn aufgeopfert zu haben, stieg jetzt schon mit aller Gewalt in seiner Brust empor, und ohne ihm ein Wort erwiedern zu können, blickte er einige Augenblicke starr hinaus in die Ferne. Plötzlich faßte er dann die Hand des jungen Mannes, drückte sie mit Heftigkeit und lief fort, ohne auf die Bitte desselben zu achten, ihm doch zu rathen, wie er sich in den Verhören, die ihm ohne Zweifel bevorstanden, verhalten sollte.

Jaffier kannte seinen Mann zu gut, um in diesem Benehmen des Capitäns etwas Anderes zu sehen, als seine Gewohnheit, die einen rasch entstandenen Entschluß augenblicklich verfolgte und auf nichts weiter achtete. Er zweifelte nicht im geringsten, daß sich derselbe wieder

bei ihm einfinden würde, sobald er ein Hülfsmittel für ihre gegenseitige Lage gefunden. Er fühlte sich das Herz unendlich erleichtert, als zwischen ihm und seinem Gönner und Freund Alles, wie er meinte, wieder bei'm Alten war, und indem er so mit sich selbst im Reinen zu seyn glaubte, gewann der Wunsch, Laura'n wenigstens Nachricht von sich zu geben, nur um so größere Stärke.

Während er sich noch mit dem Gedanken beschäftigte, wie er dieß angreifen müßte, ohne die geliebte Frau in Verlegenheit zu setzen, wurde er durch den Eintritt seines Wirthes überrascht, welcher ihm meldete, daß ihn eine Dame zu sprechen wünsche, die, wenn er nicht sehr irre, mit ihm in der nämlichen Gondel gewesen, als er ihm die Befehle des Sereniſſimo habe verkündigen müſſen. „Wären wir in Venedig gewohnt, andere Königinnen zu sehen," setzte er hinzu, „als die Töchter von San Marco, so würde ich glauben, daß sie dieß wäre. Solcher Wuchs und solcher Hoheitsblick können kaum einer andern Frau, als die zu herrschen gewohnt ist, angehören." —

Jaffier errieth gleich, daß es Niemand anders als Laura seyn könnte, und bat, die Dame bei ihm einzuführen. Der Arsenalotte gab ihm aber die Unmöglichkeit zu erwägen, seinem Wunsche sogleich zu entsprechen. „Ihr wisset," sprach er, „wie gelinde die Gefangenschaft ist, die unsere gebenedeite Mutter in ihrer Weisheit über Euch verhängt hat; aber es ist Euch auch nicht unbekannt, daß Ihr Jedermann bei Euch sehen könnet,

für den die Erlaubniß unserer gnädigen Herren von mir eingeholt ist. Ich habe die Dame über das obwaltende Verhältniß belehrt; ich gehe sogleich, um die gehörige Meldung zu machen, und die Genehmigung der gnädigen Herrn zu dem Besuche zu erhalten, der Euch so angenehm zu seyn scheint. Hoffentlich wird sie mir nicht verweigert werden. Evviva San Marco!" —

Mit diesem Ausruf ging der Mann weg, und Jaffier hatte nun die schwere Geduldprobe zu bestehen, erst den Bescheid des Raths der Zehen und dann seinen Besuch zu erwarten. Jener blieb dießmal länger aus, denn der Arsenalotte kam mit der wenig tröstlichen Nachricht zurück, daß ihm die gnädigen Herren noch keine Antwort ertheilt, sondern ihn auf den nächsten Morgen beschieden hätten, um solche zu holen. Aber auch am andern Tag, als sein Mann bei guter Zeit erschien und ihm den günstigen Bescheid verkündigte, lagen doch noch mehrere Stunden zwischen dieser Nachricht und der Erscheinung der geliebten Frau.

Laura kam endlich in Begleitung der alten Rukuwitza. Jaffier stürzte ihr in der Freude des Wiedersehens und im Danke für ihre zuvorkommende Güte zu Füßen. „Stehet auf, Steuermann Jaffier," sprach sie in einem Tone, dessen große Heftigkeit freilich von einer andern Leidenschaft als der Liebe, und von einem andern Affect als dem der Freude, herzurühren schien. „Fasset Euch als ein Mann, und lasset uns ernstlich von Eurer Lage sprechen!" —

Jaffier versicherte ihr, daß seine Lage nur durch die

Trennung von ihr unangenehm sey und im Augenblick ihm nichts zu wünschen übrig lasse.

Laura unterbrach ihn mit dem vorigen Ernst, aber mit noch größerer Heftigkeit, indem sie die Frage an ihn richtete: ob er wisse, warum er gefangen sitze?

„Ich weiß es nicht mit Bestimmtheit," erwiederte der junge Mann, „doch kann ich mir keinen andern Grund denken, als die Theilnahme an des Capitäns Planen, wozu Ihr selber mir gerathen."

„Ich rathe jetzt nicht mehr dazu," sprach sie trocken. „Ich glaubte, alle Fehler des Mannes zu kennen, mit dem Ihr Euch eingelassen; er hat mich mit einem neuen überrascht, und der ist auf Euer Verderben gerichtet." —

Eine glühende Röthe unterbrach Laura's schönes Gesicht, indem sie dieses sagte, und ihre großen, schwarzen Augen funkelten in einem Feuer, welches Jaffiers Blick kaum auszuhalten vermochte.

„Ich will Euch sagen," fuhr sie fort, indem sich dieser Ausdruck der heftigsten Leidenschaft noch zu steigern schien, „ich will Euch sagen, warum Ihr gefangen seyd. Ihr seyd eines hochverrätherischen Einverständnisses mit dem Vicekönig von Neapel verdächtig, und der diesen Verdacht gegen Euch erregt hat, ist der Capitän Jacques Pierre." —

Dieser Aufschluß war so unerwartet für Jaffier'n und warf alle Begriffe von dem Capitän, die sich in einer langen Reihe von Jahren gebildet und befestiget hatten, dermaßen um, daß er ihm sogar aus Laura's Mund unglaublich däuchte. Er brauchte Zeit, sich zu

faſſen, während ihm die geliebte Frau ſo umſtändlich, als es in ihrer Lage und bei der Heftigkeit ihres Charakters möglich war, erzählte, wie ſie den ganzen Verlauf der Sache aus dem eigenen Munde des Capitäns erfahren.

Wirklich war es auch ſo geſchehen. Jacques Pierre'n hatte das Gefühl der Unwürdigkeit, die er gegen den jungen Mann begangen, tief ergriffen, wie wir bei ſeinem Beſuche deſſelben bemerken konnten. Reue und Beſchämung geſtatteten ihm nicht, ſich gegen Jaffier'n ſelber zu erklären. Und doch bedurfte er eines Herzens gegen das er ſich ausſprechen konnte, bedurfte er einer Perſon, zu deren Geſinnung und Verſtand er Zutrauen hatte, um ſich mit ihr über das, was zu thun war, zu berathen. Das innige Verhältniß zu Zoë'n hatte ihm nicht erſetzt, was er in dieſer Beziehung mit Laura'n beſeſſen. Gegen ſie hatte er keine ſeiner Schwächen zu verhehlen gebraucht, ſo lang ihre Liebe ungekränkt war. Zoë verhehlte ihm die grenzenloſe Selbſtſucht ſo wenig, daß es ihm unmöglich wurde, ſich ihr jemals mit völliger Offenheit hinzugeben. Schwerlich hatte ſie auch ſeine Reue verſtanden; verhehlte ſie ja doch bei keiner Gelegenheit ihre Ueberzeugung, daß der Verrath erlaubt ſey, wo man ſeiner zur eigenen Rettung bedürfe.

So war er gerade von Jaffier'n weg zu Laura geeilt und hatte ihr Alles, was ſeit ſeiner Abreiſe von Spalatro vorgegangen war, geſtanden. Mit Heftigkeit klagte er ſich des Verraths gegen den jungen Mann an und beſchwor ſie, auf Mittel zu ſinnen, wie die Sache für denſelben wieder gut zu machen ſey.

„Sie hörte ihn mit anscheinender Kälte an und erwiederte ihm endlich, das Beste wäre, seine Angabe wieder zurückzunehmen, wo er sie gemacht habe.

„Du kennst diese Regierung nicht," erwiederte ihr der Capitän. „In Venedig ist jede Angabe, die Jemand verdächtig machen kann, willkommen, und macht jede Angabe verdächtig, die Jemand als unschuldig bezeichnen will. Man verlangte keine Beweise, als ich den Unglücklichen für schuldig erklärte, man würde sie fodern, wenn ich ihn für unschuldig erklären wollte. Hier ist keine Rettung möglich, als daß ich mich selber zu Grunde richte."

„Und warum wolltet Ihr dieß nicht?" fragte Laura mit der vorigen Kälte.

„Ach, Laura, wie kannst Du so reden?" —

„Ich muthe Euch wenigstens nichts Unwürdiges zu. — Aber geht nur; ich habe das Mittel gefunden, Jaffiern zu retten. Ja, ich habe es gefunden!" rief sie, indem sich plötzlich ihr ganzes Wesen zu ändern schien, und ein tiefes Gefühl, oder vielmehr eine gewaltige Erschütterung ihres ganzen Wesens der Stimme derselben einen wunderbar schneidenden Klang gab. Sie stand auf und verließ den Capitän mit einem Blicke, den er schwerlich verstanden. Er fand Beruhigung in demselben, ohne sich einfallen zu lassen, wie wenig unter diesen Umständen eine Frau in Venedig vermochte, und wie Laura durchaus keine Ursache hatte, etwas für ihn zu thun. Sollte Jaffier wirklich zu retten seyn, ohne den Capitän in das Verderben zu stürzen?

Laura glaubte dieß nicht, wie der Schluß ihrer Unterredung mit dem jungen Manne beweist. Sie sagte ihm mit klaren Worten, daß er verloren sey, wenn er sich nicht auf Kosten Desjenigen rette, der ihn in diese Lage versetzt. „Ich habe ihm vorgeschlagen," sprach sie, „Euch zu retten, indem er sich selbst aufopferte; aber der Thor glaubt sich für zu hohe Dinge bestimmt, als daß ein anderes Menschenschicksal gegen das seinige in Betracht kommen könnte. Und Ihr wolltet sinnlos genug seyn, zu Grunde zu gehen, damit er noch einige Wochen einer Chimäre nachrennen kann, die ihm unfehlbar den Kopf kosten wird?" —

„Ach, was soll ich?" rief Jaffier in der äußersten Bewegung.

„Ihr sollt Den verrathen, der Euch verrathen, und statt sein Schicksal mit ihm auf Galgen oder Rad zu theilen, den Lohn erwerben, der Euch gewiß ist, wenn Ihr die schönste und reichste Stadt der Welt vom Verderben gerettet."

Drittes Kapitel.

Zoë hatte ſich ſpäter als gewöhnlich zur Ruhe begeben. Jacques Pierre war gegen ſeine Gewohnheit nicht nach Hauſe gekommen. Nachdem ſie ihn bis um Mitternacht erwartet, trieb ſie die Unbehaglichkeit des Alleinſeyns in der ſtürmiſchen Nacht auf ihr Lager. Der Wind traf die Fenſter des Gemachs mit aller Stärke, und ließ ſie lange nicht einſchlafen. Als ſie endlich in Schlummer fiel, war es ein unruhiger Schlaf, erfüllt von ängſtlichen Träumen. Die widerlichſten Bilder aller Art umgaukelten die einſame Ruheſtätte der reizenden jungen Frau und floſſen zuletzt in einen ungeheuren Löwen zuſammen, der ſie plötzlich mit ſeinen langen Krallen faßte und niederwarf. Sie verſuchte aufzuſtehn; aber das furchtbare Thier hatte die ſchwere Tatze auf ihre Bruſt geſetzt und hielt ſie am Boden feſt. Der Athem verging ihr unter dem gewaltigen Drucke; ſie erwachte, gebadet im Schweiß, in den ſchrecklichſten Aengſten.

Glücklicher Weiſe war der Tag eben angebrochen, ſo daß ſie ſich ſchneller ſammeln konnte. Sie ſprang von ihrem Lager und riß das Fenſter auf, um die

erhitzten Lebensgeister in der frischen Morgenluft zu kühlen. Ihr wohlthätiger Eindruck machte sich auch fühlbar; dennoch verließ sie die Angst nicht. Zoë kannte die Bedeutung des Löwen als Sinnbild von Venedigs Macht, der Traum däuchte ihr klarer und unheilverkündigender, wie kein anderer. Je mehr sie sich ihn zu erklären suchte, desto bänger ward ihr. Sie wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie die nothdürftigste Kleidung umwärf, sich in einen großen schwarzen Schleier hüllte, und das Haus verließ, um in der Kirche Schutz zu suchen gegen Schrecken, die nicht von ihr weichen wollten.

Die Strahlen der Morgensonne vergoldeten eben die Gebäude der Insel von San Giorgio Maggiore und der Giudecca, als sie bald athemlos den Kai der Sklavonen erreicht hatte und in die nächste Gondel sprang, die an demselben lag. Sie war nicht wenig verwundert, wie sie unmittelbar hinter sich einen schweren Mannsfuß in das Fahrzeug treten hörte. Indem sie sich umwandte, sah sie den taubstummen Neger in der eigenthümlichen Stellung der Ehrerbietung, die er für sie hatte, vor sich stehen. Seine Gegenwart war ihr dießmal minder unangenehm als sonst. Sie fand sich vielmehr dadurch erleichtert und gehoben in ihrem Innern. Sie fühlte sich nicht mehr verlassen wie zuvor.

Auf ein Zeichen des Negers stieß die Gondel vom Land und nahm die Richtung nach dem nächsten Kanal, der in das Innere der Stadt führte. Da Zoë die Kirche, wo sie ihre Andacht verrichten wollte, weder mit

Namen noch nach ihrer Lage zu bezeichnen wußte, so ergab sie sich in die Führung des Taubstummen. Die Gondel hielt nach einiger Zeit still, und die schöne junge Frau sah mit angenehmer Ueberraschung die Kirche von San Giorgio vor sich liegen, wo die Flüchtlinge aus Griechenland der freien Ausübung ihres Cultus genossen. Sie hatten solche nach den letzten Eroberungen der Türken in ihrem Vaterland auf dem fremden Boden gegründet, der sie so gastfreundlich aufgenommen. Doch war der Bau noch bei weitem nicht vollendet. Sansorino hatte denselben vor wenig Jahren erst angefangen, und den Chor blos zur Nothdurft so weit fertig gemacht, daß ein Altar darin aufgestellt und die Messe gelesen werden konnte. Eine Bretterwand trennte diesen Raum von dem übrigen Bau, und Zoë fand die Thüre geschlossen. Umsonst klopfte der Neger erst leiser mit den Fingern, dann mit der Faust und endlich mit einem Stein an den Brettern. Alles blieb still, und ein Arbeiter welcher endlich kam und der Erste von seinen Kameraden zu seyn schien, belehrte die ungeduldig Harrenden, daß die Messe einige Stunden später gelesen, und der Chor nicht anders als für diesen Dienst geöffnet würde.

Ungeduld und Verdruß leisteten der schönen Frau vielleicht schneller Hülfe, als ihr durch das Gebet geworden wäre; denn ein wirkliches Uebel ist das beste Heilmittel gegen alle eingebildeten Uebel. Sie bestieg daher ihre Gondel wieder, und ließ es sich gefallen, als solche nach kurzer Fahrt vor einer andern Kirche still hielt. Sie sprang an's Land und naherte sich der Kirch-

thüre, welche sie offen fand. Es war die Pfarre des Kirchspiels, die Kirche von San Severo, welche den Kunstfreunden wegen einer schönen Kreuzigung Christi von Tintoretto wohl bekannt ist.

Zoë trat in das alte Gebäude. Es war auf das heiterste von der Morgensonne beleuchtet, und machte dadurch einen sehr freundlichen Eindruck auf ihr Gemüth. Sie nahm ihre Stelle unmittelbar vor dem Hochaltar, auf welchem noch keine Kerze brannte. Ueberhaupt herrschte eine so tiefe Stille in dem großen Gebäude, daß sie die Kügelchen ihres Rosenkranzes nicht nur fallen hörte, sondern selbst das Echo des schwachen Tones zu vernehmen glaubte. Wäre das Gebäude minder stark beleuchtet gewesen, so dürfte diese Einsamkeit ihre Unruhe leicht wieder aufgeregt haben.

Sie hatte nur kurze Zeit in dem Gebete zugebracht, welches sie öfters durch Herumsehen nach den mancherlei Ornamenten der alten Kirche unterbrochen, als sie ein schwaches Geräusch an der Thüre neben dem Chore vernahm, die wahrscheinlich in die Sacristei führte. Sie öffnete sich auch gleich darauf und machte das kleine Licht auf dem langen Stocke sichtbar, womit die Kerzen auf den Altaren angezündet werden. Schon senkte Zoë die Augen, um dem Kirchendiener in andächtiger Haltung zu erscheinen; aber das Rauschen schwerer Gewänder unterbrach ihre Fassung. Sie hob den Blick empor, und sah mit Erstaunen einen Mann von ansehnlicher Statur in einem purpursammtenen, mit reichem Pelzwerk verbrämten Talar, den niedrigen Dienst bereits an dem

Hochaltar beginnend. Da er ihr den Rücken zukehrte, konnte sie die ganze Gestalt mit Muße betrachten. Es blieb ihr kein Zweifel, daß es ein Mann von hohem Stand und wahrscheinlich einer der höchsten Staatsbeamten von Venedig war, ja, sie meinte daß es wohl der Doge selber seyn dürfte.

Die Zahl der Kerzen auf dem Hochaltar war ansehnlicher als gewöhnlich, und schien auf ein hohes Fest berechnet. Der Unbekannte möchte wohl noch eine gute Weile fortgefahren haben in seinem Geschäft, wäre nicht sein kleines Licht durch einen Stoß an die höchste und dickste Kerze erloschen. Jetzt kehrte er sich um, aber welches Entsetzen ergriff die junge Frau, als sie den Mann zu erkennen glaubte, dessen Anblick ihr tiefstes Gefühl aufregen mußte! Sein Blick begegnete dem ihrigen, und ein Ausdruck von Ueberraschung mahlte sich gleichfalls in demselben. Es war nur ein Moment, in welchem sich Beider Augen getroffen. Zoë, mehr vor Zorn erröthend als aus Ueberraschung, schlug die ihrigen zu Boden und gewährte dem Andern den Vortheil, seinen Blick unbemerkt auf sie heften zu können. Er machte sich etwas an einer Kerze zu schaffen, und nahm dabei seine Stellung so, daß er bequemlich die Züge der lieblichen Erscheinung mustern konnte. Bald war es auch für ihn kein Zweifel mehr, daß er eine alte Bekanntschaft vor sich sah, die er nur darum nicht gleich erkannt, weil sich ihre Schönheit inzwischen so herrlich entwickelt hatte. Wir dürfen vermuthen, daß ihm dieß eben so selten mit alten Bekannten begegnet

war, wie den Meisten unserer Leser: wenigstens mahlte sich der angenehme Eindruck immer stärker in seinem Gesicht und verlor sich zuletzt in ein Lächeln kühner Lüsternheit, das eben so wenig für die Nähe des Altares paßte, als zu seinem ehrfurchtgebietenden Gewande.

Schnell war auch der Entschluß in ihm gereift, diese Bekanntschaft zu erneuen; indem er sich aber Zoë'n nähern wollte, sprang sie mit einem Schrei des Entsetzens auf und wollte zur Kirche hinauseilen. Sie stieß an einen niedrigen Strohstuhl, der in ihrem Wege stand und fiel mit ihm zu Boden. Ob es der Fall war oder der Schrecken, sie verlor das Bewußtseyn.

Den Unbekannten setzte dieser Unfall nicht im geringsten in Verlegenheit, vielmehr zuckte ein Strahl von wilder Schadenfreude und wollüstiger Hoffnung über sein Gesicht. Ruhig legte er den Stab mit der Kerze, den er bisher in der Hand behalten, nieder, um der Gefallenen Hülfe zu leisten. Er blieb einige Augenblicke vor ihr stehen, das Aug' auf das bleiche Antlitz der Bewußtlosen geheftet. Seine Züge erheiterten sich auffallend in der Betrachtung derselben, und eine angenehme Erinnerung schien immer lebhafter in ihm zu erwachen.

Endlich bückte er sich, und faßte die am Boden Liegende, um sie auf eine Bank in einer Seitenkapelle zu tragen. Hier setzte er sie nieder, mußte sie aber festhalten, da sie das Bewußtseyn noch nicht wieder gewonnen. Er nahm nun selber Platz neben ihr, und während er sie mit dem einen Arm umschlungen hielt, daß sie an seiner Brust lag, begann er ihr das Mieder

zu lüften, um dem stockenden Blute freiern Raum zu gewinnen. Die keusche Muse wendet den Blick von der kleinen Gruppe, um die unwürdigen Regungen nicht zu bemerken, welche sich in die anscheinende Hülfleistung mischen. Glücklicher Weise ändert sich die Scene schnell genug, denn ehe noch der Unbekannte mit einem Geschäft fertig ist, welches einer Frauenhand bedarf, steht eine weibliche Gestalt vor ihm, die ihn mit starker Faust bei der Schulter faßt, als ob sie ihn wegziehen wollte.

„Ihr sehet ja, daß hier Hülfe nöthig ist," spricht er in einem Ton, in welchem der Unmuth, in diesem Geschäft unterbrochen zu werden, und die geringschätzende Vertraulichkeit mit Derjenigen, die ihn unterbrochen, nicht zu verkennen sind.

„Ja, ja," erwiedert Diese, „ich kenne die Hülfe, die Ihr der Unschuld und der Jugend zu leisten gewohnt seyd."

„Glaubt Ihr vielleicht aus Erfahrung zu reden?" fährt er in spottendem Tone fort. „Ich für meine Person erinnere mich nicht, Jugend und Unschuld jemals an Euch gekannt zu haben."

„Es ist mir mit Tugend und Ehre nicht besser bei Euch ergangen." —

„Aber ich bitte Euch, schöne Zoë, was hätten wir Beide mit Tugend und Ehre anfangen sollen? Doch wozu uns mit nüchternem Magen verdrießliche Dinge sagen? Hohlet eine Handvoll Weihwasser herbei, und spritzet es dem schönen Kinde hier in's Gesicht, damit es die Augen wieder öffnet. Ich schwör' Euch, so

schöne Augen findet man nur in dem Lande, wo man der Schönheit und der Lust Altäre zu errichten gewohnt war."

„Ich hoffe, diese Augen sollen für Euch zu Medusenaugen werden," sprach die Frau, indem sie an den nahen Weihwasserkessel trat, sich die Hand daraus füllte, und der Bewußtlosen das Wasser in den offenen Busen schüttete.

Zoë schlug einen Moment die Augen auf und schloß sie wieder. Aber man denke sich ihr Entsetzen, als sie, nach kurzer Weile zu vollem Bewußtseyn zurückgekehrt, sich in diesem Zustand in den Armen eines Mannes sah, den sie verabscheute, und vor ihr die Frau stand, welche sie vielleicht in nicht geringerem Grad haßte. Denn die zuletzt Gekommene war Niemand anders, als ihre Namensschwester, die sie in Spalatro zurückgelassen, nachdem sie von ihr jenes Gürtels beraubt worden, in welchem sie den Zauber der unvergänglichen Schönheit zu besitzen geglaubt hatte.

Und doch war diese Begegnung für sie nicht so entsetzlich, wie die des Unbekannten, das heißt, des Unbekannten für unsere Leser. Für Zoë war er es nicht; vielmehr hatte sie auf den ersten Blick in ihm jenen Provveditor Angelo Badoër erkannt, der seine Gewalt und ihre schwache Jugend so schändlich gemißbraucht, und um sie alles Schutzes zu berauben, sogar ihren Vater hatte ermorden lassen.

Dieser Mann war seit seiner Verwaltung der Insel Candia durch die höhern Posten der Republik, welche

nur den vornehmsten Familien offen standen, bis zu der Würde eines Procurators von San Marco emporgestiegen. Da dieses Amt dem Dogat allein im Range nachstand, so mögen unsere Leser um so mehr verwundert seyn, ihn ein Geschäft verrichten zu sehen, welches sonst den niedrigsten Kirchendienern zukömmt.

Wir bemerken daher zu ihrer Belehrung, daß es auch in Venedig nicht anders ist, und in der Zeit unserer Ereignisse nicht anders war. Sie werden sich aber vielleicht aus verschiedenen Stellen dieser Erzählung erinnern, daß Marco Badoër zu der Zahl jener Lebemänner gehörte, welche die Franzosen Roués nennen. Dergleichen Leute nehmen es mit ihrem Gewissen schon überhaupt nicht sehr genau, ist ein Genuß blos durch List oder Gewalt zu erreichen; aber sie lassen sich nur desto freier gehen, wenn sie die Religion auf ihrer Seite zu haben glauben. Dieß war der Fall unseres Provveditors von San Marco, welcher in der Beobachtung aller äußern Religionspflichten seines Gleichen suchte. Er versagte sich daher keine Sünde, wenn sie den geringsten Reiz für seine Leidenschaft hatte, und beeilte sich nur, sein Gewissen jedesmal ungesäumt durch eine offene Beichte und durch genaue Erfüllung der Buße zu erleichtern, die ihm sein Beichtvater auflegte. Ob seine Sünde dießmal nur eine geringe Buße verdient hatte, oder ob die Verrichtung eines so niedrigen Dienstes, wie des Anzündens der Altarkerzen und Kirchenlampen seiner Pfarrkirche für einen Mann, der in einem der höchsten Staatsämter stand, und einer Familie angehörte, die

ihren Glanz um eine bedeutende Reihe von Jahrhunderten über das Alter der regierenden Häuser von Europa hinaus datirte, eine wirklich schwere Buße war, getrauen wir uns nicht zu bestimmen. Nur wissen wir, daß die Beichtväter, welche diese und ähnliche Bußen aufzulegen pflegten, von der vornehmen Welt eher gesucht, als gemieden wurden. Genug, der würdige Procurator von San Marco traf mit der schönen jungen Frau blos in der Kirche zusammen, weil er zur Abbüßung seiner Sünden am frühsten Morgen, wo sich höchstens Leute von den untern Klassen in den Kirchen einfanden, die niedrigsten Tempeldienste verrichten mußte.

Zoë war dermaßen erschüttert, daß sie nicht gleich die Kraft fand, aufzustehen, und sich den Hülfleistungen überlassen mußte, deren sie so sehr bedurfte, und die ihr mit der größten Zuvorkommenheit von ihrer Namensschwester geleistet wurden. Zugleich hatte sich Badoër entfernt, und sein Geschäft wieder begonnen.

„Welch ein Glück für mich," sprach die Spinelli zu ihr, denn mit diesem ihrem Namen müssen wir die schlimm berüchtigte Frau in Zukunft bezeichnen; „welch ein Glück für mich, Euch in den ersten Stunden meiner Ankunft in Venedig zu begegnen! Ich hätte fürwahr lange nach Euch suchen können in der großen Stadt, um Euch Euer Eigenthum zu überliefern. Und doch konnte ich mir die Sorge so gut denken, in der ihr um den Wunder-Gürtel stehen mußtet. Wukaschin fand ihn nach Eurer schnellen Abreise unter einem Tisch in Eurem Gemache. That ich nicht gut daran, ihn gleich selber

umzulegen? Ich wollte das kostbare Kleinod, das nur bei denen sicher zu seyn scheint, die es nicht zu schätzen wissen, keiner neuen Gefahr aussetzen. Kommt, und lasset Euch damit umgürten, auf daß es ungewiß bleibt, ob die Gewalt Eurer Reize von der Kraft des Gürtels, oder von Eurer eigenen Schönheit stamme." —

Mit diesen Worten schlug sie den Zendaletto, welcher sie nach damaliger Sitte ganz umhüllte, zurück, und der volle Glanz des reichen Geschmeides strahlte in Zoë's Augen. Nun war aber auch aller Jammer der schönen jungen Frau auf einmal vergessen. Sie umarmte die Spinelli mit einem wahren Entzücken, als sie ihr den Gürtel reichte, und legte ihn sogleich selber um. An die unangenehme Nähe des gehaßten Mannes dachte sie gar nicht mehr. Sie richtete hundert Fragen an die wieder gefundene Freundin, und redete ihr so lange zu, bis sie sich dazu verstand, sie nach Hause zu begleiten. Als die beiden Frauen im Weggehn an dem Altare vorbeikamen war Badoër noch mit dem Anstecken der Kerzen beschäftiget, kehrte sich aber bei ihrer Annäherung sogleich um. Zoë schlug zwar den Blick zu Boden, benützte jedoch den Moment, da er sich ehrerbietig, und wie mit einem Ausdruck von Reue oder Bitte um Verzeihung, vor den Vorübergehenden beugte, um unter den langen Wimpern hervor einen Blick auf ihn zu werfen. So schnell war Alles in dem leichten Sinne der schönen Frau vergessen, daß man diesen Blick ohne Ungerechtigkeit der Neugierde beimessen darf, welche sich von der Wirkung des Gürtels auf den verhaßten Mann überzeugen wollte!

Als Zoë den ſchwarzen Diener nicht an der Kirchenthüre fand, blieb ſie ſtehen, und blickte nach allen Seiten herum, ihn zu entdecken. Auf die Frage der Spinelli, wen ſie erwarte, gab ſie lachend zur Antwort: „Bei meinen und Euren Augen, geliebte Zoë, es iſt Jemand der Euch, wie es ſcheint, nicht gerne begegnet, und deſſen Anblick Euch auch ſchwerlich ſehr erfreuen würde. Kommt; hab' ich doch Euch zur Begleitung. Wen ſollt' ich weiter bedürfen?“ —

Die Spinelli meinte, daß ihr an einer Geſellſchaft, auf die ihre ſchöne Freundin ſo geringen Werth zu ſetzen ſcheine, nichts gelegen ſeyn könnte und begann von andern Dingen zu reden. Sie begleitete Zoë'n nach ihrer Wohnung, und benützte die Gunſt, die ihr nun in doppeltem Maße wieder zu Theil wurde, um ſie auszuforſchen. Da ſie nicht gleich Antwort auf ihre Fragen erhielt, ſtutzte ſie einen Augenblick, indem ſie Zoë's Schweigen für Mißtrauen nahm. Ihr Irrthum dauerte jedoch nicht lange, denn Zoë ſprach zu ihr:

„Nichts iſt gewiſſer, als daß unangenehme Träume angenehme Dinge bedeuten, und umgekehrt. Ich mache dieſe Erfahrung heut' aufs Neue. In der vorigen Nacht plagte mich ein Traum auf das fürchterlichſte. Ich konnte ihn nicht los werden, nachdem ich lang erwacht war, ja ſchon mehrere Kirchen beſucht hatte. Ein ungeheurer Löwe hatte mich im Traume gefaßt, und wollte durchaus nicht von mir weichen. Ich ſah darin das Scheitern aller Plane von Jacques Pierre, und Ihr könnet Euch vorſtellen, wie mir zu Muthe

seyn mußte, als ich, ihrer Ausführung und der Erfüllung aller meiner Wünsche so nahe, an dem Gelingen verzweifelte. Aber siehe da, während ich mich in der Einbildung quälte, hatte mir das Glück durch Eure Güte das schönste Unterpfand seiner Gunst bereitet. Denkt Ihr nicht auch, Schwester meiner Seele, daß mir nun nichts mehr mißlingen kann? Was soll ich aus Euch machen, wenn ich Herzogin bin?" —

Mit diesen Worten faßte Zoë die Freundin bei den Ohren und küßte sie auf beide Augen. Das Gesicht der Spinelli überflog einen Augenblick jene Röthe leidenschaftlicher Regung, die wir früher an ihr bemerkt haben; sie faßte sich indeß sogleich und ging in alle Träumereien der schönen Frau von ihrer künftigen Größe ein. Indem sie das Glück derselben mit den reizendsten Farben ausmalte, entlockte sie ihr Alles, was sie von den Vorbereitungen zu Jacques Pierre's Planen, von dem für die Ausführung entworfenen Gang und von der Zeit derselben wußte. Zoë, die nicht satt werden konnte, sich mit dem köstlichen Schmuck im Spiegel zu betrachten, gerieth im Freudenrausch ihrer Eitelkeit allmählich in ein solches Schwatzen hinein, daß sie wahrscheinlich noch mehr sagte, als sie wußte. Sie wollte die wiedergefundene Freundin gar nicht von sich lassen, und gab sich erst auf ihr Versprechen zufrieden, daß sie noch am nämlichen Tag' ihren Besuch wiederholen wolle.

Die Spinelli hatte genug von Zoë'n erfahren, um überzeugt zu seyn, daß Jacques Pierre seinen Plan

nicht nur nicht aufgegeben, sondern daß er sich auch im Besitz der wichtigsten Hülfsmittel befand, daß er der umfassendsten Mitwirkung versichert und die Zeit der Ausführung ganz nahe war. Sie konnte die Wichtigkeit, welche diese Sache für die venetianische Regierung hatte, in ihrem ganzen Umfang ermessen, da sie durch ihren Gatten von den Besorgnissen unterrichtet war, welche man zu Venedig gegen den Unternehmungsgeist des Herzogs von Ossuna hegte. Vielleicht wußte sie auch, mit welchem Argwohn Jacques Pierre beobachtet wurde, und durfte sich reichen Lohn für ihre Entdeckung versprechen.

Ihr Entschluß war daher augenblicklich gefaßt, von dem Doge eine geheime Audienz zu verlangen, und Alles, was sie erfahren, anzuzeigen. Damit ihr Niemand in einer so wichtigen Angelegenheit zuvorkam, eilte sie nur nach ihrer Wohnung, um die nachlässige Morgenkleidung gegen einen zwar bescheidenen, aber nicht minder ausgesuchten Anzug zu vertauschen. Auch hier durfte der Zendaletto nicht fehlen, und da sie sich, wie jede Venetianerin, von diesem Stück desselben die meiste Unterstützung zu glücklicher Ausführung ihres Vorhabens versprach, so müssen wir uns einige Worte über denselben erlauben.

Der Zendaletto ist an sich ein sehr unscheinlicher Theil der venetianischen Damentoilette. Ein schwarzer, seidener Schleier, der höchstens, wo er das Gesicht zu umschließen hat, mit einem Streifen Flor oder schwarzer Spitzen eingefaßt ist, kann seine Bedeutung nur durch

die Art gewinnen, wie er getragen wird. Dieß ist die große Kunst der Frauen von Venedig, in deren ganze Tiefe nur wenige Glückliche eindringen, die aber auch damit die Hälfte anderer Reize, die ihnen vielleicht abgehen, ersetzen können. Man behauptet, der Zendaletto sey eben so geeignet, Fehler in Gesicht, Wuchs und Gestalt zu verbergen, als jede Schönheit derselben hervorzuheben und mit doppeltem Gewichte geltend zu machen. Als ein Stück der Nationalkleidung durch Jahrhunderte hindurch läßt sich wohl denken, daß alle Geheimnisse seines Gebrauchs für jene Zwecke erschöpft worden; gewiß ist aber auch, daß sich das Höchste darin so wenig, als die Schönheit und Anmuth, lehren lassen und das Meiste auf das natürliche Talent ankömmt. Schwerlich würde die Spinelli den Gürtel der Venus zurückgegeben haben, wenn sich seine Kraft erprobt hätte; auch berechtigt die letzte Scene mit Angelo Badoër wohl zum Schlusse, daß solche wenigstens gegen ihn unzulänglich gewesen ist. Aber als Venetianerin besaß sie in dem Zendaletto ein Mittel von nicht geringerer Zaubergewalt, und einer unserer Landsleute hat nur einem venetianischen Schriftsteller nachgeschrieben, wenn er von diesem Schleier sagt: „Gleich dem Gürtel der Venus, „hat der Zendal die magische Kraft, daß er die von „der Natur etwas zu stiefmütterlich Bedachte schön „macht, ihren Lieblingen aber unzählige Vorzüge und „Reize hinzufügt.“

Mit dieser Waffe ausgerüstet besteigt die noch immer verführerische Frau ihre Gondel und läßt sich an dem

Plaze von San Marco ans Land ſetzen. Schnellen Schrittes eilt ſie dem Palaſte dieſes Namens zu, welchen der Doge bewohnt, und ſteigt die ſogenannte Rieſentreppe hinauf, um in das Vorzimmer deſſelben zu kommen. Indem ſie über die lange Gallerie weggeht, begegnet ſie einem alten Bekannten, deſſen unerwarteter Anblick die ſonſt ſo zuverſichtliche Frau auf das tiefſte erſchüttert. Schnell zieht ſie den Zendaletto über dem Geſicht zuſammen, um nicht von ihm erkannt zu werden. Wahrſcheinlich iſt ihr dieß gelungen; denn der Mann ſcheint ſo vertieft in ſein Geſchäft, daß er ſie ſchwerlich bemerkt hat. Er ſteht vor einer der ſogenannten bocche parlanti, in die er gerad' einen Brief hinein wirft und eilt ſodann fort, als beflügelte Furcht oder Hoffnung ſeine Schritte. Die Spinelli wartet die wenigen Augenblicke ab, bis er aus ihrem Geſichtskreiſe verſchwunden iſt, um ſich dem Löwenrachen zu nähern, in welchen er den Brief geworfen. Sie lieſt über demſelben die Inſchrift:

Anzeigen in Betreff der Diener der Republik, welchen ſie ihre Intereſſen bei den fremden Mächten vertraut hat.

Der Eindruck, den dieſe Aufſchrift auf die Frau macht, die ſonſt eine ſeltene Gewalt über ſich ſelbſt beſizt, iſt ſo heftig, daß ſie mit beiden Händen nach der Wand greift, um nicht zu Boden zu ſtürzen. Während ſie hier gelehnt ihre Kräfte ſammelt, wollen wir den Anlaß dieſer Veränderung erklären.

Es wäre zu spät, wollte man ungerecht seyn gegen die untergegangene Regierung von Venedig, und so darf man ohne Bedenken behaupten, daß Mißtrauen die Basis ihres ganzen Systems gewesen ist. Mag immer die Zahl von sechzigtausend Spionen, welche sie im Solde gehabt haben soll, übertrieben seyn; gewiß ist, daß sie mit derselben nicht ausreichte. Sie suchte auch Denen, die die Angeberei nur sprungweise und aus Laune trieben, und den Andern, die aus Furcht, sich böse Händel damit zuzuziehen, oder aus Rache gegen Feinde, die sie ohne eigene Gefahr zu Grunde richten wollten, gern unbekannt bleiben mochten, die Bequemlichkeit zu verschaffen, sie mit wahren, und wie leicht zu ermessen ist, mit noch weit mehr falschen Nachrichten zu versehen. Zu diesem Zweck hatte man an vielen Wänden im Innern des Marcuspalastes Löwenköpfe von Marmor angebracht, deren offene Rachen dazu dienten, die anonymen Anzeigen aufzunehmen. Diese Papiere fielen in Kasten, die innerhalb angebracht waren, und zum wenigsten einmal des Tags von den Staatsinquisitoren geöffnet wurden. Nach dem Inhalt der Anzeigen verfügten Diese augenblicklich das Nöthige. Stand die Sache nur entfernt mit Vergehungen gegen die Sicherheit des Staats im Zusammenhange, so wurde gleich Befehl zur Verhaftung der Angegebenen ertheilt.

Diese Löwenköpfe hießen redende Mäuler (bocche parlanti), und es ist ein furchtbares Zeichen, wie viel diese Mäuler zu reden hatten, daß sie so sehr vervielfältiget, und nach der Verschiedenheit der Vergehungen,

und Verbrechen geordnet waren. Ueber jedem solchen Löwenkopfe stand mit großen Buchstaben geschrieben, für welche Art von Angaben er bestimmt war. Wir haben zuvor schon eine solche Inschrift mitgetheilt. Andere lauteten: Verbrechen gegen die Sicherheit der Republik, Verdächtige Fremde, Bestechungen, Diebstähle u. dgl. In der Regel wurden die Angaben anonym gemacht; wer sich aber des Lohns versichern wollte, der damit zu gewinnen war, brauchte deßhalb seinen Namen nicht beizusetzen. Er schnitt sich ein Stückchen von dem Papier ab, das er in das Löwenmaul warf, und legitimirte sich damit bei dem Sekretär der Staatsinquisition, sobald es sein Interesse war, aus der Anonymität hervorzutreten.

Der Mann, welchem die Spinelli so eben in diesem saubern Geschäfte begegnet ist, war der nämliche Schreiber, den ihr Gatte aus seinem Hause gejagt, weil er ihm unverlangte Entdeckungen über die geheime Geschichte seiner Gemahlin gemacht hatte. Schon in so fern konnte seine Begegnung ihr nicht anders als unangenehm seyn; sie wurde aber wahrhaft furchtbar für sie, wenn sie dachte, daß seine Angaben auf ihre eigenen Verhältnisse Bezug haben könnten. Sie mußte dieß für ganz wahrscheinlich halten. Wie sich unsere Leser vielleicht erinnern, so war der Schreiber mit Drohungen dieser Art aus dem Hause des Residenten geschieden. Er hatte seine Angabe in den Löwenrachen geworfen, der für die Denunciationen gegen das diplomatische Corps der Republik bestimmt war, und die kluge Frau kannte die

venetianiſche Dienſtmaxime nur zu wohl, daß die Männer, welche Geſandtſchaftsposten im Auslande bekleideten, für die Aufführung ihrer Gattinnen verantwortlich waren und jede Unregelmäßigkeit in derſelben auf das Schwerſte büßen mußten. Wie würde ihr erſt zu Muthe geweſen ſeyn, hätte ſie die Aeußerungen gekannt, welche der Rachſüchtige gegen Jaffier und Laura gemacht hatte?

Schnell faßte ſich jedoch die entſchloſſene Frau und beſchleunigte ihre Schritte, um das Vorgemach zu erreichen, wo man ſich zu den geheimen Audienzen bei dem Doge zu melden pflegte. Es war ein wahrer Donnerſchlag für ſie, als ihr der einzige Diener, den ſie mit Reinigung des Gemachs beſchäftiget fand, mit einer Verwunderung, in der ein gewiſſer Grad von Mißachtung unverkennbar war, auf ihre Bitte, ſie zu melden, antwortete: woher ſie denn komme, daß ſie nichts von der heutigen Feier der Vermählung des Doge mit dem adriatiſchen Meere wiſſe? Die Spinelli kannte die Schnelligkeit der geheimen Juſtiz von Venedig hinlänglich, um gewiß zu ſeyn, daß ſie von dem Augenblick an, wo die Anzeige des Schreibers in die Hände der Staatsinquiſitoren fiel, nicht mehr auf ihre Freiheit rechnen, und ſelbſt in die Unmöglichkeit verſetzt werden konnte, ſich durch die Angabe der Gefahr zu retten, womit Jacques Pierre's Plane die Republik bedrohten. Eben ſo gut wußte ſie auch, daß es die gelindeſte Strafe war, die ſie zu erwarten hatte, wenn ſie ohne Verhör und ohne Zögerung in irgend ein ſtrenges Kloſter der entfernteſten Gegenden von Dalmatien begraben wurde.

Ohne den Diener einer Antwort zu würdigen, eilte sie fort; denn im nämlichen Augenblick war auch ihr Entschluß gefaßt. Es blieb ihr, wie sie meinte, kein Mittel übrig, als ihre Angabe gleichfalls einem der Löwenmäuler anzuvertrauen. So konnte diese wenigstens zu gleicher Zeit mit der gegen sie gerichteten Denunciation in die Hände der Staatsinquisition gelangen, und durfte sie hoffen, gehört zu werden, bevor über sie entschieden wurde.

Nun entstand aber eine Verlegenheit anderer Art, die unsern schönen Landsmänninnen kaum glaublich erscheinen wird. Die Frau, welche durch ihre gesellschaftliche Gewandtheit und die politische Stellung ihres Gatten den höhern Ständen angehörte, konnte nur nothdürftig lesen, was in großen Buchstaben geschrieben war, gleich jenen Aufschriften über den Löwenmäulern; aber schreiben konnte sie nicht. Wo sollte sie in der Eile die Feder finden, die ihre Angabe zu Papier bringen könnte?

Unter ihren Bekannten war Niemand, dem sie sich anzuvertrauen wagte, und so warf sie sich lieber Jemand in die Arme, den sie gar nicht kannte. In allen großen Städten Italiens findet man in der Nähe von Plätzen und Straßen, wo der stärkste Verkehr ist, Männer, die ein Gewerbe daraus machen, Jedem, der ihnen diesen Dienst bezahlen will, die Feder zu leihen. Die niedrigern Volksklassen, und besonders die Landleute, welche nach der Stadt kommen, halten sich in allen ihren Angelegenheiten an diese öffentlichen Schreiber, und lassen sich sogar ihre Liebesbriefe von ihnen aufsetzen.

Einen dieſer Leute ſuchte die Spinelli nun auf. Aber indem ſie über den Marcusplatz wegeilte, ſah ſie mit Verdruß, daß die Plätze leer waren, wo gewöhnlich mehrere dieſer Schreiber ſaßen. Das heutige Feſt hatte ſie von ihren Stellen getrieben; denn ſie wußten wohl, daß ſich weder ihre Kunden, noch Gerichts- und Verwaltungsſtellen heut' um ernſtliche Geſchäfte bekümmerten. Blos Liebesbriefe konnte es zu ſchreiben geben, da dieſe aber nur von jungen Leuten beſtellt wurden, die wenig Geld in der Taſche zu haben pflegten, ſo war der Verluſt nicht groß, wenn ein Feiertag gemacht wurde.

Es war jedoch keineswegs die Abſicht der Spinelli, einen der Schreiber des Marcusplatzes für ihren Zweck zu wählen; ſie verließ denſelben auch nur mit der Beſorgniß, daß ſie in den entfernteren und einſamern Theilen der Stadt eben ſo wenig Jemand zu ihrem Dienſt bereit finden würde. Inzwiſchen verſuchte ſie es dennoch, und eilte in die Gegend des Arſenals, wo ſie ſich erinnerte, dergleichen öffentliche Schreiber geſehen zu haben. Hier ſind auch mehrere Kai's höchſt einſam; ſie brauchte nicht zu fürchten, daß ihr dort Jemand von ihrer Bekanntſchaft begegnen könnte. Perſonen ihres Standes bedienten ſich dieſer Schreiber nicht. Den höhern Klaſſen leiſteten gewöhnlich die Advokaten dergleichen Dienſte.

Gegen alle ihre Hoffnung war ſie ſo glücklich, ihren Mann zu finden. Er ſaß unter einem großen Schirm von Wachstuch, der auf ſeinem kleinen Tiſchchen befeſtiget war und ſchien heut keine Kunden zu erwarten.

Ganz vertieft in einen Folianten, den er hart vor das Auge hielt, auf dem er noch allein sah, war ihm die lange Feder von dem Ohr herabgegleitet und hatte sich gleichsam in seine Schulter eingebohrt, um nicht weiter zu fallen. Er bemerkte seinen Besuch gar nicht; die ungeduldige Frau besann sich aber nicht lang und klopfte ihm ohne Umstände auf die Schulter, um ihn für seine Geschäfte zu wecken.

„Ihr konntet nicht zu besserer Stunde kommen," sprach der Mann, indem er sein Buch niederlegte und in schiefer Richtung zu der vor ihm Stehenden empor blickte. „Hat man eben den göttlichen Petrarka gelesen, so befinden sich Kopf und Herz in dem Einklang von Begeisterung, der nöthig ist, um einem Liebesbrief das Feuer einzuhauchen, welches niemals seine Wirkung verfehlt. Kommt," setzte er hinzu, indem er eine frisch geschnittene Feder von seinem Dintenfaß nahm, „kommt und saget mir, was Ihr zu schreiben gedenket. Mehr bedarf ich nicht, um so viele Blätter daraus zu machen, als Ihr bezahlen wollet. Aber wisset Ihr denn auch, was mein Preis für eine Seite ist? Ich denke Euch wie einen alten Kunden zu behandeln und hoffe, daß wir uns heute nicht zum letztenmale sehen." —

Die Spinelli, welche kaum das Ende seiner Anrede erwarten konnte, erwiederte ihm kurz abgebrochen, daß es ihr weder um einen Liebesbrief, noch um Ersparniß zu thun sey. „Ich habe der Staatsinquisition wichtige Dinge zu melden," setzte sie hinzu; „nur dafür und für nichts anderes bedarf ich Eure Feder."

„Bei Sanct Marcus," erwiederte der Mann, „da habe ich Reſpekt und nehm' es auch nicht ſo genau mit der Bezahlung. Nur müßt Ihr mir eine Stunde Zeit laſſen, um meinen Kopf auf einen andern Ton zu ſtimmen."

„Eine Stunde Zeit?" fragte die Andere unmuthig. „Wer hat eine Stunde Zeit, wenn er kommt, um Eure Feder zu borgen?"

„Nun, eine Stunde — auf eine Stunde will ich gerade nicht beſtehen; aber bedenkt nur. Eben ſaß ich mit Petrarka an der Quelle von Vaucluſe und ſeufzte mit ihm:

Chiare, freſche e dolci acque,
Ove le belle membra
Pose colei, che ſola a me par donna:
Gentil ramo, ove piacque
(Con ſoſpir mi rimembra)
A lei di far al bel fianco colonna;
Erba e flor, che la gonna
Leggiadra ricoverſe
Con l'angelico ſeno;
Aër ſacro ſereno,
Ov' Amor co' begli occhi il cor m'aperſe,
Date udienza inſieme
Alle delenti mie parole extreme.

Wie könnt Ihr erwarten, daß ich mit einem Sprung in Florenz ſeyn und mich zu den Füßen des großen Staatsſecretärs ſetzen ſoll?" —

Der Mann hatte die Stelle von Petrarka auswendig und mit einem gewiſſen ſüßlichen Ausdruck hergeſagt,

der bei ſeinem ganz kahlen Scheitel eine überaus komiſche Wirkung machte.

Indeß war die Stimmung der Spinelli weder dem Eindruck, den er beabſichtigte, noch dem entgegengeſetzten, den er wirklich hervorbrachte, günſtig. Ihr Geſicht überlief jene gelbliche Röthe der zürnenden Ungeduld, wie ſie den leidenſchaftlichen Frauen ihres Schlags eigen iſt, und ſie ſprach im äußerſten Unmuth:

„Alles, was Ihr mir ſagt, verſteh' ich nicht. Was ich will, das habe ich Euch geſagt. Ich bin ſehr eilig, und die Sache, die mich zu Euch geführt, iſt es noch mehr.“

„Nun, ich denke, Venedig wird noch ſo lang halten, bis Eure Anzeige auf dem Papier ſteht. Dennoch will ich ſo viel nachgeben, als möglich iſt. Aber eine halbe Stunde brauch ich, bis ich mich ein wenig in Machiavelli hineingeleſen. Der Gegenſtand, für den Ihr mein Talent in Anſpruch nehmet, ſchlägt in die Politik ein, und auf dieſem Boden, ſeht Ihr wohl, kann man nicht arbeiten, wenn man den Kopf voll von Petrarka hat. Habt Ihr heute ſchon Eure Meſſe gehört?“

„Was geht Euch das an?“

„Eigentlich nichts; aber ich dächte, Ihr brauchtet es nicht mit dem Himmel zu verderben, wollt Ihr mit der Staatsinquiſition gut ſtehen. Wie wär's, wenn Ihr nach San Giorgio Maggiore hinüberführet und eine Meſſe hörtet, während ich einige Seiten in dem Fürſten läſe und mich in den Zug ſetzte?“ —

Die Spinelli bedachte ſich einige Augenblicke, dann

ſprach ſie: „Es ſey! Thut inzwiſchen was Ihr wollt. In einer halben Stunde bin ich wieder hier.“ —

Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich und beſtieg die Gondel, die in einem Seitenkanal ihrer wartete. Gleichzeitig erhob ſich der Schreiber und ſagte für ſich, indem er nach dem nahen Hauſe ging: „Machiavelli auf Petrarka; es iſt hart. Käſ' auf Honig! — Heute beſonders hätte' ich lieber ein ſüßes Briefchen gedrechſelt, als eine Angabe für die da Oben zu Papier gebracht. Aber was hilfts?“ —

Nach einer kurzen Weile kam er zurück und nahm ſeinen vorigen Sitz wieder ein. Er hatte ein Buch in der Hand und blätterte geraume Zeit in demſelben. Endlich begann er: „im Grunde ließe ſich am beſten mit der Zueignung an Lorenzo von Medici anfangen. „„Wer nach der Gunſt eines Fürſten ſtrebt,““ las er, „„bringt ihm gewöhnlich Dasjenige dar, was er ſelber am liebſten hat, oder was dem Fürſten die meiſte Freude zu machen ſcheint.““ „Man weiß ja,“ ſetzte er hinzu, während er das Buch von dem Auge wegnahm, und nickte ſelbſtgefällig; „man weiß ja, was den Mächtigen am beſten gefällt. Angeberei iſt Treue in ihren Augen. Es iſt Eifer, und bei Sanct Marcus, wer würde auch etwas angeben, wenn er ihnen damit nicht zu gefallen wünſchte? Mit geringen Aenderungen könnte das Schreiben in dieſen Worten eröffnet werden; und ein gutes Exordium iſt den halben Brief werth. Aber laß ſehen, ob nicht ein eigenes Capitus da iſt von den Dingen, welche man Denen da Oben am liebſten durch die Löwenmäuler zufertiget.“ —

Und nun hielt er sich das Buch wieder vor das eine Auge, und las, nachdem er eine Weile darin geblättert: „„wie vielerlei Formen der Herrschaft es gibt, und von den Arten und Weisen dazu zu gelangen.““ Gehört nicht hieher. Es gibt nur eine Art und Weise zur Herrschaft zu gelangen, und das ist die Wahl durch den Senat. „„Von Republiken will ich nicht reden,““ fährt er lesend fort; und warum denn nicht? Das ist's ja gerade, worauf es ankommt. Nun, laß sehen, warum? „„Weil ich in einem andern Werke davon weitläuftig gehandelt.““ So machen es die Bücher! Sucht man etwas in einem Buche, so wird man auch sicher von ihm auf ein anderes Buch verwiesen. Ja, ja, „„sieht man ein Uebel von Weitem sich nähern, so ist ihm leicht zu begegnen. Wartet man aber, bis es da ist, so kommt man mit aller Arznei zu spät.““ Das paßt nicht schlecht! Besonders das treffende Gleichniß: „„es ist wie mit der Lungensucht, wovon die Aerzte sagen, daß sie im Anfang leicht zu heilen sey. Die Schwierigkeit wäre nur, die Krankheit auch gleich im Anfang zu erkennen.““ Ist es anders bei den Uebeln des Staats? Und von einem Uebel im Staate muß doch die Rede seyn, wenn man ihm etwas durch die Löwenmäuler in's Ohr sagen läßt. Vortrefflich! Wort für Wort zu brauchen! „„Die Zeit treibt Alles vor sich her,““ fährt er fort, nachdem er eine Weile halblaut vor sich hingelesen; „„Gutes und Schlimmes. Aber sie bringt das Schlimme eben so leicht, wie das Gute.““ Wie schön! Wie wahr! Ich wette, mein gnädiger Herr

Niccolo Dandolo sagt gleich, wenn er es liest: Ich erkenne diese Feder. So schreibt nur der Meister Parrasio Benfatto hinter dem Arsenale!" —

Plötzlich legt er das Buch nieder und starrt eine gute Weile vor sich hin. Endlich beginnt er, seine Rede nur absatzweise vor sich hinstoßend: „es ist eine Frau; was geht sie die Politik an? Ist, was sie anzugeben hat, wahr, oder nicht wahr? Das ist die Frage! — Ist es nicht wahr, was hilft ihre Angabe der Republik? Ist es wahr, was kann ihr die Angabe helfen? — Es ist eine Frau — was wollten sie aus ihr machen? Sie ist eine vornehme Frau — das läßt der Zendaletto wohl erkennen. So tragen ihn nur die Damen aus den großen Häusern. — Warum macht ihr Mann nicht die Angabe? — Sie hat keinen Mann. Mag er gestorben seyn, was geht das mich an? — Genug, den Lohn der Angabe kann ich besser brauchen als sie. Auch wenn nichts an der Sache ist, kommt sie mir dennoch zu Statten. Ihr kann sie nichts helfen. Bei mir wird es heißen: es ist doch Schade! Der gute Wille ist hier so gut als die That." —

Während der letzten Worte hat der Mann das Buch wieder aufgenommen, und blättert weiter darin herum. „Das muß man sagen," beginnt er, indem er mit der Hand auf die offen liegende Seite schlägt; „der Staats-Secretär von Florenz weiß für Alles Rath! „„Wer sich in den Kopf setzt,"" liest er langsam und mit starker Betonung jedes Wortes: „„wer sich in den Kopf setzt, überall nur als rechtschaffener Mann zu handeln, muß

in Mitte von lauter Schurken nothwendig zu Grunde gehn.““ Das iſt klar, und heißt mit andern Worten: wer unter den Wölfen iſt, muß mit ihnen heulen. Man muß ſagen, in ſeiner Art iſt der Machiavelli doch ein wahrer Petrarka! Der eine verliebt in eine ſchöne Frau, der Andere in den Vortheil des Staats, der ihm eine behagliche Lage gemacht hat. Und wie ſchön, was er weiter ſagt! „„Alles genau bei'm Lichte betrachtet, ſo ſieht manchmal etwas wie Tugend aus, wobei man zu Grunde geht, und ein anderes wie Laſter, wodurch Sicherheit und Wohlfahrt gewonnen wird.““ Sehr wahr! fährt er fort, nachdem er das Buch wieder niedergelegt hat. Ich nehme z. B. nur die Treue. Was iſt das für eine Treue, wenn ich nur ſchreibe, was mir dieſe Frau ſagt, und mich weiter nichts darum bekümmere, was aus meiner Scriptur wird? Bei Sanct Marcus, das iſt der klarſte Fall von einem Ding, welches wie Treue ausſieht. Der Frau iſt damit nichts genützt; aber ganz Venedig kann darüber zu Grunde gehen. Man flüſtert ſo viel von Complotten, die im Dunkeln ſchleichen, und dem Löwen von Sanct Marcus eine Grube graben wollen. Iſt es nicht meine Pflicht, ein ſolches Complott im Augenblick anzugeben, da ich Kenntniß davon erhalte? Darf ich es darauf ankommen laſſen, daß ſich dieſe Frau — und, bei Sanct Marcus, ſie ſieht launiſch genug dazu aus — unterwegens eines andern beſinnt, und mein Opus, wenn es der florentiniſche Staats-Secretär ſelbſt geſchrieben, in den erſten beſten Kanal wirft, ſtatt in das Löwenmaul für den Hochverrath?

Das wäre mir eine ſchöne Treue gegen meine gnädigen Herren vom Senat! Und dann iſt doch auch zu bedenken, daß Niemand unachtſamer mit Papieren umgeht, als die Weiber. Wenn dieſe Frau verlöre, was ich für ſie geſchrieben, wenn, was ſie verloren, einem Feind der Republik in die Hände fiele? Vielleicht einem der Verſchworenen ſelbſt? Und ſo erfuhren Dieſe, daß das Complott angegeben iſt; das wäre mir eine ſaubere Geſchichte! Nein, ſo dumm iſt Parraſio Venfatto nicht, daß er dem Schein einer Tugend zu Lieb den Staat in der Gefahr ſtecken, und die Gelegenheit, eine fette Schreiberſtelle im Zoll zu erhalten, aus den Händen ſchlüpfen läßt. — Da kommt ſie wieder!“ —

Mit dieſen Worten faßt er ſein Buch und ſcheint ganz vertieft in daſſelbe, ſo daß er ſeine Kunde gar nicht bemerkt, als ſie wieder an ſeinen Tiſch tritt.

„So ſchreibet denn,“ ſprach ſie, indem ſie ihn auf die Schulter klopft.

„Bei Sanct Marcus,“ erwiedert der Mann, das Buch haſtig auf den Tiſch werfend und ſeine Feder faſſend. „Ich ſchreibe; aber was ſchreibe ich denn?“

„Schreibet, daß ich ein Complott zu entdecken habe, welches der Republik den Untergang droht.“ —

„Wiſſet Ihr was?“ unterbrach ſie der Schreiber, indem er die Feder niederlegte, und die Frau, welche vor ihm ſtand, mit dem kleinen, tückiſchen Auge maß, das ihm allein übrig geblieben war. „Laſſet uns mit Beſonnenheit zu Werke gehn. Ihr wendet Euch an die rechte Schmiede, und was man an dieſe bringen will,

muß wohl überlegt und mit Gemeſſenheit abgefaßt ſeyn. Am beſten iſt es, Ihr erzählet mir erſt die ganze Sache; ich faſſe ſie dann in Kürze zuſammen und ſchreibe nur das Weſentlichſte davon nieder. Ihr ſetzet doch Euren Namen bei?“ —

Die Spinelli fand dieſen Vorſchlag ganz vernünftig, und erzählte Alles, was ſie von Jacques Pierre's Planen und den Theilnehmern an denſelben wußte. Mit jedem Wort, das ſie ſagte, wurde der Schreiber aufmerkſamer. Sein Geſicht wechſelte in convulſiviſchen Zuckungen, während er ſich die Namen, die in ihrer Erzählung vorkamen, auf ein Zettelchen ſchrieb. Endlich ſprang er auf, ging einige Schritte haſtig die kurze Straße auf und nieder, und ſtellte ſich dann mit aufgeſpreizten Beinen, und die Arme über einander geſchlagen, vor die Frau. Nachdem er einigemale mit dem Kopfe genickt, als ob er das Wort nicht finden könnte, brach er mit der Frage heraus: „Und alles Dieß wußtet Ihr, ohne ſelber Theil an dem Complott genommen zu haben?“

„Würd' ich es verrathen, wenn ich Theil daran hätte?“

„So müſſet Ihr wenigſtens angeben, von wem Ihr Eure Nachrichten habt.“

„Das denk' ich auch zu ſagen, wenn ich von der Staatsinquiſition gefragt werde.“ —

Der Mann fuhr ſich über dieſe Antwort in die Haare, als ob er ſeinen Gedanken nachhelfen wollte. Wirklich muß ihm dieß auch gelungen ſeyn; denn er warf ſich

auf seinen Stuhl, ergriff die Feder und fuhr damit auf das Papier, als ob er mit der größten Hast beginnen wollte. Aber auf einmal schien sein Geist gleichsam stille zu stehen, er richtete das blitzende Aug' in die Höhe, als sollt' ihm eine Eingebung vom Himmel kommen. Nach einer guten Weile setzte er die Feder an; er hatte jedoch kaum einige Zeilen zu Papier gebracht, so legte er sie nieder, faßte die vor ihm Stehende scharf in's Aug und fragte sie endlich: „Schreiben könnt Ihr nicht, aber lesen?"

„Ich bin eine Griechin —" antwortete die Spinelli.

„Aus?..."

„Was kann Euch daran liegen?"

„Mir nichts, aber den gnädigen Herren von der Staatsinquisition. Sie fragen nach Allem."

„Nun, meinetwegen, aus Trebisond."

„Wo ist dieß?"

„Am schwarzen Meere —"

„Gehört auch noch der Republik — und Euer Name?" —

„Den werd' ich der Staatsinquisition selber sagen. Ihr brauchet nichts, als meine drei Kreuze. Die verstehe ich zu machen."

„Wie soll Euch die Staatsinquisition denn finden, wenn sie Euch selber hören will? Und das wird sie wollen; dafür steh' ich Euch..."

„Ihr habt Recht. Ich heiße Zoë Spinelli..."

„Und wohnet?"

„Ich bin fremd hier und wohne im Gasthofe zu den drei Türken."

„Gut, ſehr gut," ſagte der Schreiber, indem ein Strahl von Freude über ſein gelbes Geſicht wegblitzte und er die Feder anſetzte.

„An ſo große Herren ſchreibend, muß man ſich kurz faſſen," fuhr er fort, nachdem er eine Seite geſchrieben. „Zudem wird man Euch doch vernehmen, und dann könnt Ihr das Beſte ſelber hinzuſetzen." —

Nachdem er noch einmal durchgeleſen, was er geſchrieben, tauchte er die Feder ein und reichte ſie der Spinelli. „Es fehlen jetzt nur noch Eure drei Kreuze," ſprach er; „das Uebrige iſt Alles klar und deutlich, daß es ein Kind verſtehen könnte, geſchweige denn die hochweiſen Herren von der Staatsinquiſition, denen man ohnedieß nichts ſagen kann, was ſie nicht ſchon wiſſen." —

Die Spinelli nahm die Feder und ſetzte die drei Kreuze unter die Scriptur.

„Soll ich Euch das Schreiben nicht verſiegeln?" —

Sie ließ es auf ſein eigenes Urtheil ankommen, ob es nöthig wäre, und ſo ſchloß er es mit einer Oblate. Die große Haſt, mit der Alles dieß verrichtet wurde, machte einen ſehr angenehmen Eindruck auf die Spinelli. Sie zweifelte nicht, daß die Ungeduld, an den Feſtlichkeiten Theil zu nehmen, den Mann trieb, und legte ein anſehnliches Stück Geldes auf den Tiſch. Als ſie den Wunſch hinzufügte, daß er ſich nun auch einen guten Tag machen möchte, meinte er immer noch Zeit genug zu haben, um den Doge wieder in die Stadt einziehen zu ſehen.

Indem er der Weggehenden das Schreiben überreichte, griff er auch wieder nach dem Folianten, über dem sie ihn gefunden. Sein Blick folgte ihr jedoch über das Buch weg, und er legte es sogleich nieder, als sie ihre Gondel betreten. Er faßte die Feder aufs Neue und begann mit größtem Eifer zu schreiben, während er wiederholt in dem Blättchen nachsah, auf welchem er die Namen angemerkt hatte. In Kurzem waren mehrere Blätter voll, die er noch einmal durchlief, um darin nachzubessern. Hierauf nahm er aus der Schublade unter seinem Tischchen einige Bogen feineres Papier und schrieb den flüchtigen Entwurf ins Reine. Die Hast der Arbeit regte den Mann so stark auf, daß sich sein Gesicht mit einem braunen Roth bedeckt hatte, als er fertig war und aufstand. Er nahm sein Tischchen mit Allem, was darauf lag, und trug es in eines der nächsten Häuser. Nach kurzer Zeit kam er in völligem Festtagsanzuge wieder heraus, bestieg die erste Gondel, so er am Kai fand, und ließ sich nach dem Palaste von San Marco rudern.

Bekannt mit dem Labyrinthe des großen Gebäudes, vermied er die sogenannten Riesenstufen, und stieg die geheime Treppe empor, auf der man nach den Gemächern der Staatsinquisitoren gelangte. Was führt diesen Mann hieher? Was hat er bei den Staatsinquisitoren zu schaffen, während Niemand in Venedig an etwas Anderes denkt, als an das heitere Fest, welches man feiert. Wird er Jemand finden, am Tage, wo sich die ganze Stadt entweder auf den Kai's längs dem großen Kanale

drängt, oder in Barken auf dem schönen Gewässer dahin gleitet, oder die Fenster und Dächer der Stadtgegenden besetzt hält, durch welche der Festzug kömmt? Ist doch Niemand bedeutend im Amt, Ansehn und Namen, der nicht schon deßhalb seine Stelle in dem Festgepränge zu nehmen hätte.

Für Gewalten, wie Diejenigen, die unser Mann aufsucht, gibt es keine müßige Zeit; vielmehr sind dieß gerade die Tage, wo sie am beschäftigtsten sind. Wir werden auch bald genug vernehmen, daß sie nicht unthätig waren, und machen hier eine Pause, um unsern gütigen Lesern einen Ruhepunkt zu gönnen.

Viertes Kapitel.

Man darf es in Wahrheit für einen Beweis von großer Kraft der Selbstüberwindung ansehen, wenn sich Jemand heute dem allgemeinen Jubel zu entziehen vermag. Das herrlichste Wetter begünstiget den schönen Maitag, und Himmel und Meer glänzen in Ruh' und Heiterkeit. Die Kais auf beiden Seiten des großen Kanals sind mit Gerüsten, und die Gerüste mit festlich gekleideten Zuschauern und mit Musikbanden bedeckt. Von den Fenstern und Balkonen der Häuser und Palaste hängen die buntesten Teppiche nieder, von ihren Dächern wehen die Fahnen mit den Wappen und Farben aller großen Familien der Stadt und den Bildern der Schutzheiligen ihrer Bewohner, und von den tausend Schiffen jeder Form und Größe flattern die Flaggen, welche der heitere Frühlingswind bewegt. Es ist ein festlicher Anblick, wie er nur in dieser Stadt möglich ist, die recht eigentlich geschaffen scheint für dergleichen Tage der öffentlichen Pracht und Freude. Und doch hat das Fest selber noch nicht begonnen; man stehet noch in Erwartung des glänzenden Zuges, mit dem es sich eröffnen wird.

Von den vielen Tausenden, welche hier versammelt sind, haben die Meisten dieses Schauspiel schon öfters gesehen; dennoch harren ihm Alle mit einer Ungeduld entgegen, als ob es für ihre Schaulust noch den ganzen Reiz der Neuheit hatte.

Man feiert heute das sonderbare Fest der Vermählung des Doge mit dem adriatischen Meere. Die Venetianer behaupten, daß sich die Entstehung desselben an eine jener, in unsern Zeiten unglaublich scheinenden Scenen von Demüthigung der Kaisergewalt durch den päbstlichen Uebermuth anknüpfe. Nachdem die Versöhnung Beider dadurch vollzogen war, daß sich Kaiser Friedrich der Rothbart dem Pabst Alexander dem Dritten in der Marcuskirche zu Füßen warf, theilte der stolze Priester im Taumel seiner Größe Gnaden aus über Gnaden, und verehrte dem Doge nicht nur eine weiße Kerze, quo ipse et Ducantes post eum perpetuo in suis processionibus ut erotur; sondern er belehnte auch die Republik Venedig mit der ausschließenden Herrschaft über das adriatische Meer. Zum Zeichen davon gab er dem Doge einen Ring, um sich durch eine symbolische Vermählung mit dem Meere den Besitz desselben zu sichern. Dieser Akt wurde jedes Jahr am Himmelfahrtstag, oder wenn das Wetter nicht günstig war, einige Tage später vollzogen. Da man bei Festen auf dem Wasser vor allen Dingen gutes Wetter bedarf, und die prachtvollen, aber auch schwerfälligen Fahrzeuge, auf denen der Doge mit den höchsten Würdeträgern der Republik, mit den fremden Gesandten und mit Allem,

was in Venedig von Bedeutung war, auf die hohe See hinausfuhr, wohl für Prunkzüge, aber nicht zum Kampfe mit den Elementen paßten, so hing die Wahl des Tages hauptsächlich von dem Admiral des Arsenals ab, der den Bucintoro, das Prachtschiff des Doge selber, führte, und dem Senat mit seinem Kopf für die Ruhe des Meeres haften mußte.

An sich hatte die Ceremonie dieser Vermählung einen kleinlichen Charakter. Der Haupthandlung fehlte das Imposante des Gedankens, der ihr zu Grunde lag. Nur die ungeheure Menschenmenge, welche daran Theil nahm, und der Glanz, worin sich Jeder nach dem Maß seiner Kräfte und Verhältnisse dabei zu zeigen und als mittheiligt an dieser Herrschaft über das Meer darzustellen suchte, machte das Fest zu einem großartigen Schauspiel. In den Zeiten, die unsere Darstellung umfaßt, war die Republik der Periode ihrer größten Macht nicht zu weit entrückt. Noch hatte die Stadt vielleicht eine Bevölkerung von 320,000 Menschen, und unter ihnen über tausend Edelleute mit einem jährlichen Einkommen von 600 bis 25,000 Dukaten und mehr. Rechnet man dazu die vielen reichen Kaufleute und den großen, überaus wohlhabenden Gewerbstand, so findet man auf dem kleinen Raume trockenen Bodens, den Venedig einnimmt, eine Masse von Reichthum vereinigt, wie sich solcher in unsern Tagen, wo Industrie und Handel durch so viele tausend Kanäle vertheilt sind, in keiner einzigen Stadt, London selbst nicht ausgenommen, vermuthen läßt. Wenn man nun weiß, daß

jeder Bürger von Venedig den Glanz des vaterländiſchen Feſtes durch ſeinen eigenen Aufwand erhöhen zu müſſen glaubte, und daß man bei der Eigenthümlichkeit der Lage der Stadt in Mitte des Meeres und mit Kanälen anſtatt der Straßen, ſeinen Reichthum nicht anders zeigen konnte, als in dem Prunk der Schiffe, mit denen man ſich an den Zug des Doge anſchloß, und, auf der Stelle der Ceremonie angekommen, die glänzende Einfaſſung derſelben bilden half, ſo kann man ſich vielleicht eine Vorſtellung von der Pracht des Schauſpiels machen, durch welches dieſer Tag zum feſtlichſten im ganzen Jahre wurde.

Um das volle Bild deſſelben in das Auge zu faſſen, gab es jedoch nur einen Punkt in Venedig, welchen die Schauluſtigen gerad' am wenigſten beſuchten. Dieß war die Spitze des Thurmes auf dem Marcusplatze, von dem früher ſchon die Rede geweſen iſt. Von ſeiner Höhe herab war Jaffier Zeuge des merkwürdigen Feſtes, und da der Eindruck deſſelben auf ihn ſo wichtig für die Entwicklung unſerer Begebenheiten werden ſoll, ſo müſſen auch wir dieſen Thurm zum Mittelpunkt unſerer nächſten Darſtellung machen.

Es darf zuerſt in Verwunderung ſetzen, den jungen Mann, den wir, wenn auch in ſehr gelindem Arreſte, doch immer in Gefangenſchaft verlaſſen haben, auf dieſe Weiſe an der Feier des Tages Theil nehmen zu ſehen. Seine äußere Lage hat ſich ſeit der Zeit nicht geändert. Er iſt noch immer Gefangener in dem Hauſe des Arſenalotten, und von dieſem ſelbſt nicht ohne Mühe

beredet worden, dem Feste wenigstens als Zuschauer beizuwohnen. „Ihr dürfet mir glauben," sprach er zu ihm; „es läßt sich nirgends besser und bequemer betrachten, als auf dem Thurme von San Marco. Man braucht nur gute Augen zu haben und nicht von der Liebe geplagt zu seyn, die bei solchen Gelegenheiten freilich im Gedränge der Menschen ihre Rechnung am besten findet." —

Wir wissen nicht, ob ein höherer Zweck dabei zu Grunde lag, als der Arsenalotte dem jungen Seemann einen Vorschlag machte, zu dem er ohne Zweifel die Genehmigung seiner Obern zuvor eingeholt. Leicht mag es nur die Sorge für seine Gesundheit gewesen seyn, für welche sein Wirth zu fürchten anfing, da sein Gast seit einigen Tagen die frühere Heiterkeit und Ruhe verloren und sich einer dumpfen Niedergeschlagenheit überlassen hatte, die kaum anders als aus seiner Entbehrung von Gesellschaft und Vergnügen erklärbar scheinen mochte. Es war aber seiner Aufmerksamkeit entgangen, daß sich dieser Zustand erst von der Zeit an bemerklich gemacht, da der Gefangene Laura's Besuch erhalten. Und doch war die Erklärung, welche zwischen Beiden Statt gefunden, an der ganzen Veränderung schuld. Die Entdeckung, welche sie ihm von Jacques Pierre's Verrath an ihm gemacht, hatte sein Herz im Anfang tief verwundet. Zwar waren allmählich Zweifel in ihm aufgestiegen, ob die geliebte Frau in ihrem Unmuth über den Capitän auch richtig gesehen, und er fand es völlig unwahrscheinlich, daß seine gelinde Gefangenschaft eine

Folge seines Zusammenhangs mit Jacques Pierre's Planen seyn könnte. Damit richtete sich sein Gemüth jedoch nicht auf. Vielmehr quälte ihn nun das Versprechen, welches er Laura'n gegeben, diese Plane der Regierung anzuzeigen, noch viel stärker. Er fühlte, wie sein ganzes Glück bei der geliebten Frau davon abhing, daß er sein Wort löste; aber es schien ihm auch wahrhaft unmöglich, solchen Verrath zu begehen an dem alten Freund und Gönner. In seiner Seele entstand ein Kampf, schwerer und schmerzlicher, als jeder andere, der Kampf zwischen Freundschaft und Liebe, und es ist kein geringes Zeugniß für den Werth der Gesinnungen des jungen Mannes, daß auch der Gedanke, durch die Angabe der Plane des Capitäns seine eigene Freiheit gewisser und schneller wieder zu gewinnen, die Schaale, in der seine Liebe lag, nicht sinken machte.

In diesem Zustand wahrer innerer Zerwürfniß war ihm von seinem Wirthe der Vorschlag gemacht worden, den Anblick des großen Schauspiels, welches die ganze Stadt in Bewegung setzte, von der Spitze des Thurmes von San Marco herab zu genießen. Er hatte solche mit Gleichgültigkeit, ja mit Abneigung angenommen: wie dieß in solchen Seelenzuständen natürlich ist, und folgte seinem Führer nur aus Gefälligkeit.

Beide waren und blieben allein auf den Zinnen des Thurmes während der ganzen Dauer des Festes; denn bei dergleichen Gelegenheiten genügt es den Menschen nicht, Zuschauer, sie wollen Mitspieler seyn. Für die Stimmung des jungen Seemannes war diese Einsamkeit

überaus erwünscht; obgleich schon der erste Blick auf die herrliche Welt, welche vor ihm lag, sein Gemüth sehr angenehm bewegte.

Auf bedeutenden Höhen ist die Luft überhaupt einer heitern Stimmung sehr günstig, und die Wirkung derselben mitten in stark bevölkerten Städten noch fühlbarer als im Freien und auf Bergen, deren Spitzen nur in langsamem Durchgang durch die allmählich reiner werdenden Dunstschichten zu erreichen sind. Dazu kam hier der Blick auf das heitere Meer, welches die große Stadt von allen Seiten umschließt, und auf mehreren wieder von hohen Gebirgsketten eingefaßt ist. Alles lag in der freundlichsten Beleuchtung des schönen Spätmorgens da, und das Auge konnte sich kaum satt sehen an der Mannigfaltigkeit von Formen und Farben der vielen Inseln, aus deren reicher Vegetation sich stattliche Häuser und Kirchen erhoben, und der fernen Küste des festen Landes mit ihrem bunten Saume von Städten und Dörfern und Gärten und Gehölzen, und dem blauen Rahmen von Gebirgen, der die äußerste Einfassung des ungeheuren Gemäldes bildete. In Wahrheit, es muß eine Nacht seyn, für die keine Sonne mehr aufgehen kann in dem Gemüthe Deßjenigen, der an einem heitern Morgen auf dem Thurme von San Marco steht, wenn sich sein Herz nicht der Freude an der schönen Welt öffnet, welche hier vor ihm ausgebreitet liegt.

Vielleicht war es auch die mehrtägige Gefangenschaft, welche die Eindrücke auf Jaffiers Gemüth nicht nur begünstigte, sondern erhöhte. Wie leicht sie ihm gemacht

wurde, ſo durfte er doch das Haus ſeines Wirthes nicht verlaſſen. Dieß mußte eine doppelt läſtige Entbehrung für einen Seemann ſeyn, der in der freien Luft zu leben gewohnt iſt, aber auch eine deſto größere Freude, als die Beſchränkung aufgehoben wurde und ihm plötzlich der reiche Blick auf das Element, welches gleichſam ſeine Heimath bildete, wieder aufging. Nachdem er lange die herrliche Welt, die im Kreis um ihn herumlag, betrachtet, und von ſeinem Wirthe mit den meiſten merkwürdigen Punkten, ſowohl der Stadt ſelbſt, als der ſie zunächſt umgebenden Gewäſſer und der fernen Inſeln und Gebirge bekannt gemacht worden war, begann es dumpf zu dröhnen unter ihren Füßen, und im nächſten Augenblick das ganze mächtige Geläute des Thurms zuſammen zu ſchallen. Faſt gleichzeitig bricht der Donner der Kanonen des Arſenals, der Forts der Stadt und der zahlreichen Kriegsſchiffe los, und ſtürmen die Glocken ſämmtlicher Kirchen der Stadt wild durcheinander. Hunderte von Muſikbanden ſtimmen in den betäubenden Lärmen ein, und der Arſenalotte ruft mit wahrem Jubel aus: „Das iſt der Augenblick, wo der Bucintoro mit dem Sereniſſimo vom Lande ſtößt! Nach einer kurzen Weile ſollet Ihr eines Anblicks theilhaftig werden, wie er nur möglich iſt in der herrlichſten Stadt der Welt!“ —

Stimmungen der Art, wenn ſie auf eine würdige Art laut werden, ſind anſteckend für edlere Naturen, und ſo theilte auch Jaffier bald, wenn nicht den Jubel, doch die Freude ſeines Führers, als der Feſtzug, den ſie

sor den Palästen und andern großen Gebäuden des Vordergrundes nicht gleich sehen konnten, sich von der Riva de' Schiavoni aus zwischen San Giorgio Maggiore und der Sanct Antoniospitze ausdehnte, und allmählich seine ganze Herrlichkeit in den vielen tausend Schiffen, die ihn bildeten, auf umfassenderem Raum entwickelte.

„Hoch lebe San Marco!" rief entzückt der Arsenalotte aus; „wo in der Welt ist ein zweites Fest, wie dieses! Wo in der Welt eine zweite Stadt, wie meine herrliche Vaterstadt Venedig! Seht Ihr den gewaltigen Bucintoro, wie er majestätisch dahingleitet auf dem leuchtenden Spiegel, einem lebendigen Wesen gleich, die rothen Schwimmfüße bewegend? Denn so kann man wohl die zweiundvierzig Ruder nennen, welche von hundertundachtundsechzig meiner Brüder in dem untern Raume des prachtvollen Schiffes geführt werden. Auf dem obern Verdecke befindet sich der erlauchte Bräutigam mit den vornehmsten Dienern unserer gebenedeiten Mutter, und das ist ein Glanz und eine Herrlichkeit, wie sie nirgends sonst in der Welt auch nur möglich sind. Welch ein ehrfurchtsvolles Gewimmel rings um den schwimmenden Palast! Sollte man nicht glauben, daß es Schiffe von purem Golde wären, die sein glänzendes Geleite bilden? Schauet die beiden größten unter ihnen! Ihre Flaggen sind Euch als Seemann bekannt; aber Ihr kennet die Männer nicht, welchen diese Barken gehören. Die Eine mit den goldenen Lilien auf der weißen Flagge führt den Herrn Brulart von Leon, den Botschafter von Frankreich, und die Andere, deren Flagge noch größer

ist, den spanischen Botschafter, Markese von Bedemaz. An der Größe der Flagge und den bunten Wappenbildern auf derselben läßt sich der spanische Hochmuth wohl erkennen. Aber was gehen mich die fremden Botschafter an? Hoch lebe der heilige Marcus! Lieber betrachtet mit mir die Peote der Herren von der Marine! Vor allen Andern ragt unter ihnen das Schiff des Doge der Nicolotti hervor. Denn Ihr müßt wissen, die Nicolotti sind wir, und wir Arsenalotten haben unseren eigenen Doge, der, wenn er auch ein Unterthan des Serenissimo, doch nicht minder geehrt ist von uns Allen, die wir das Glück haben, von der besonders geliebten Familie unserer gebenedeiten Mutter zu seyn. Die Ehre, die ihm widerfährt, widerfährt in ihm einem Jeden von uns, und wie demüthig wir uns auch vor ihm beugen mögen, so stolz dürfen wir uns auch wieder aufrichten, da wir uns nur vor uns selbst gebeugt haben. Hoch lebe der heilige Marcus!" —

Es ist angenehm, das Muster einer so innigen Vaterlandsliebe fest zu halten, denn die Bildung unserer Zeit sucht sich von allen Einseitigkeiten loszumachen, ohne zu bedenken, daß die Vaterlandsliebe die größte unter ihnen ist. Und so bleibe denn dem Arsenalotten das Wort länger, als Manchem lieb seyn mag.

„Ich rath' Euch," fuhr er fort, „die herrliche Peote in's Auge zu fassen, die unmittelbar hinter dem Bucintoro einherfährt. Es ist das Prachtschiff der edlen Zunft der Glasmacher, welche das besondere Recht hat, das Geleite des Serenissimo zu bilden an seinem Ehrentage. Unsere

gebenedeite Mutter hält große Dinge auf dieſe ihre Söhne, und ihr Schutz iſt über ihnen, wie weit immer der Handel ihre Kunſtprodukte durch die Welt verbreitet. Freilich befinden ſich auch die Peoten der übrigen Zünfte in dem Zug, und wohl ſind ſie ſolcher Ehre würdig, da auch ſie den Ruhm und Glanz von Venedig mit ihren herrlichen Kunſtarbeiten in die äußerſten Fernen des Oſten und Weſten tragen. Wer kennt nicht den venetianiſchen Zecchin? Unſer Marco Polo hat ihn am Ganges und auf der Küſte von Malabar im Umlauf angetroffen, die Portugieſen fanden ihn in Calicut, ja, die Araber ſtehen noch heutzutag im Glauben, daß nur unſere gebenedeite Mutter Golddergwerke, wo nicht gar den Stein der Weiſen beſitze, um Gold zu machen. Das verdanken wir der Geſchicklichkeit unſerer Münzer, deren reichvergoldete Peote ſo gravitätiſch einherſchwimmt, als trüge ſie alle Schätze der Welt. Hoch lebe der heilige Marcus, deſſen Löwe der Schutz iſt alles unſeres Reichthums und ſeiner Herrlichkeit! —“

Sämmtliche Schiffe, welche zum Zuge gehörten, und die unzähligen andern, die ihn, mit Zuſchauern angefüllt, begleiteten, befanden ſich nun in dem Geſichtskreiſe der beiden Beobachter auf dem Thurme. Die bewaffneten Galeeren der Republik ſchloſſen gleichſam einen Halbkreis um das glänzende Gewimmel von Fahrzeugen, deſſen beide Enden auf der Spitze der Inſel von San Giorgio Maggiore und der Punta von Sant Antonio ruhten, und feuerten in kurzen Zwiſchenräumen aus allen ihren Kanonen. Noch ertönte die Muſik der vielen

Banden bis zu dieser Höhe herauf, und bildete mit dem Geläute der Glocken von den vielen Thürmen der Stadt ein wunderliches Tongewirre, das jedoch in dieser Entfernung nichts Unangenehmes hatte, und für den ruhigen Genuß des Beobachters nicht störend war, wie es in der Nähe wohl seyn mochte. Jaffiers Gemüth begann sich allmählich der Freude des Tages weiter zu öffnen, er machte Frag' um Frage an seinen gefälligen Begleiter, und dieser fuhr auf seine Erkundigung nach mehreren der größern Schiffe fort:

„Die großen Peoten, welche den Meistern in Glasarbeiten zunächst folgen, gehören den übrigen Zünften, in deren fleißigen Händen unser Reichthum und unsere Macht ruhn. Jene dort ist die der Orgelbauer; sie führt die heilige Cäcilia in der großen weißen Flagge, und ihre Orgeln gehen durch die ganze Welt. Neben ihr sehet Ihr die rüstigen Waffenschmiede. Es ist eine Zunft, reich und mächtig an Geld und Männern, und Jeder von ihnen führt die Waffen, die er macht so gut, als der beste Soldat. Dann kommen die Glockengießer, und auch das ist kein geringer Ruhm für meine herrliche Vaterstadt, daß in der halben Welt die Christen zum Gebet, zur Freude und Trauer gerufen werden mit Glocken, die in unserer Stadt gegossen werden. Hoch lebe der heilige Marcus! Wo ist ein schönes Weib, das seine Reize nicht durch venetianische Goldketten zu erheben suchte? Wo ein herrlicher Edelstein, der seinen ganzen Werth nicht erst durch die Fassung unserer geschickten Goldschmide zu gewinnen hoffen dürfte? Dort

gleitet ihre Peote dahin, einem silbernen Palaste gleich, oder einem Demant, wenn die Strahlen der Sonne sich in dem Silber brechen, womit sie bedeckt ist. — Aber wann würd' ich enden, wollt' ich Euch alle diese Prachtschiffe näher bezeichnen? Doch müßt Ihr die Peote der Cornaro's kennen lernen. Es ist das älteste unter allen Häusern von Venedig. Seine Herkunft verliert sich mit dem Cornelischen Geschlecht, von dem es stammt, in die Urzeiten des römischen Alterthums. Groß ist der Reichthum dieses Hauses; aber wie groß muß er gewesen seyn, als der Senat gerathen fand, den Giorgio Cornaro zu befehlen, in seinen drei Söhnen drei besondere Familienstämme zu gründen! freilich war auch jene schöne Catharina Cornaro, welche die Königskrone von Cypern trug, seine Schwester, und hatte sein Oheim Andreas auf Befehl unserer gebenedeiten Mutter die Stadt verlassen müssen, damit sein großer Aufwand nicht Andere, denen die Kräfte dazu fehlten, verführte, mit ihm zu wetteifern. Unter allen übrigen strahlt ihre Flagge hervor durch ihr schönes Blau und ihre Größe. Die goldene Krone darauf, welche das Königreich Cypern bedeutet, könnet Ihr freilich nicht sehen. Welch ein freundlicher Zufall es doch ist, der die Peote der Capello's gerade neben die Peote der Cornaro's gestellt hat! Hoch lebe der heilige Marcus! Auch den Töchtern dieses edlen Hauses lacht ein besonderes Glück. Auch den Capello's hat unsere gebenedeite Mutter eine Tochter zu der ihrigen erhoben. Wem wäre der Name der schönen Bianka Capello unbekannt? Die Liebe trieb sie, Venedig

zu verlassen, und ein Thron war ihre Entschädigung für das Opfer, das sie der Liebe gebracht hat. Sie starb als Großherzogin von Toskana, und unsere gebenedeite Mutter trug die Trauer um sie mit allen ihren Kindern, als um die geliebteste Tochter!" —

Der Halbkreis der Galeeren hatte sich inzwischen mächtig ausgedehnt, und berührte nun mit seinem rechten Ende die kleine Insel von San Servolo. Der Zug breitete sich immer weiter aus in die offene Lagune, und kehrte sich jetzt wieder gegen Osten, um sich der Insel Sanct Helena zu nähern, vor welcher eine Menge kleinerer Fahrzeuge aufgestellt sind. Mit einemmale geräthen sie alle in Bewegung, und eine große, reich mit Gold überzogene, Peote macht sich los aus ihrem Gewirre. Sie trägt den Patriarchen von Venedig, den die Mönche des Oelbergs auf der Insel Sanct Helena nach alter Sitte mit Castanien und Wasser bewirthet. Er fährt dem Bucintoro entgegen und weiht, als er ihn erreicht, ein großes Gefäß mit Wasser. Unter dem Donner der Kanonen und dem Geschmetter von tausend Trompeten und Posaunen wird das geweihte Wasser ausgegossen in die See. Damit ist der Festzug vollends gesichert gegen jede Laune des unbeständigen Elementes, und wendet sich nun vollends um die östliche Spitze der Stadt, um zwischen San Servolo und Sanct Helena hindurch die Richtung nach dem Ausgang der Lagune bei San Niccolo zu nehmen.

„Was ist der Peote der Michiel's," ruft der Arsenalotte hier aus, „daß sie sich vom Zug entfernt? — Ah, ich

rasche dich, Gevatter Mommolo;" setzt er sogleich hinzu. „Ihr sehet, das Gewimmel der Schiffe dehnt sich aus, indem es die Höhe der Sanct Antonio-Spitze erreicht hat. Mommolo sucht das Freie, um größern Raum für seine Ruder zu gewinnen und durch eine kühne Schwenkung alle übrigen Schiffe zu überflügeln. Und verdient es nicht das alte Haus, das auf der gewaltigen Peote dahin schwimmt? Die Michiel's sind Grafen und Herren der Insel Arbe, welche den heiligen Christophorus als ihren Schutzpatron verehrt. Ich rath' Euch, eine Betfahrt dahin zu thun, wenn Ihr Trost und Hülfe bedürfet von Oben. Nebst vielen andern unschätzbaren Reliquien verwahrt die Stadt Arbe die Häupter der heiligen Jünglinge Sadrach, Mesach und Abednego, welche Nebucadnezar umsonst in den feurigen Ofen werfen ließ. Am besten ist's, zum Feste des heiligen Marino dort zu seyn, das auf den 28. Jänner fällt. Mehr als einen Dogen haben die Michiel's hervorgebracht, aber der größte von Allen war der der Dominico Michiel, welcher Tyrus erobert hat. Er zog die Ehre, Wahlherzog von Venedig zu seyn, dem Glück vor, Sicilien als ein Erb-Königreich für sich und sein Haus zu gewinnen. Denn als ihn König Roger der Zweite zu Hülfe rief gegen seine Unterthanen, die sich im Aufstand gegen ihn befanden, boten diese ihm ihre Krone an. Und er nahm sie nur, um sie wieder auf das Haupt von König Roger zu setzen. So groß war das Vertrauen auf ihn, daß er Zechinen aus Leder prägen ließ, als ihm während der Belagerung von Tyrus

das Geld ausgegangen war. Jeder nahm ſie zum Werthe, den er ihnen beſtimmte, und Keiner hat es bereut. Als er nach Venedig zurückkam, löste er dieſe ledernen Zechinen mit blanken goldenen ein. Ich beſitze noch eine davon, die mir Se. Excellenz der Herr Procurator Marc-Antonio Michiel geſchenkt hat. Ihr müßt nämlich wiſſen, daß dieſer Herr mein Compare di San Zuane, oder mein Gevatter iſt, wie man an andern Orten ſagt, und wenn ich auf den Ruhm ſeines Hauſes zu reden komme, deſſen Creaturen alle meine Voreltern geweſen ſind, ſo kann ich das Ende nie finden. Hoch lebe der heilige Marcus!" —

„Auch Se. Excellenz, der Herr Francesco Corraro hat ſich mir immer als ein gnädiger Gönner erwieſen," fuhr er nach einer Weile fort. „In dieſem Augenblick iſt ſeine Peote die nächſte an der Sant Antonio-Spitze. Seit einem Jahre verehren wir ihn als einen unſerer hochgeehrten Herren vom Rathe der Zehen, und ich möcht' Euch wohl das Glück gönnen, aus ſeinem eigenen Munde zu hören, wenn er von ſeiner Ahnmutter Veriola Corraro erzählt, welche man wohl die Glücklichſte aller Mütter nennen darf. Wenn ich ſie die Glücklichſte von allen Müttern nenne, ſo weiß ich, was ich ſage, und nehme nur die heilige Jungfrau aus, welche die Mutter unſeres Heilands geweſen iſt. Frau Veriola aber war die Schweſter eines Papſtes, und die Mutter eines Papſtes, und die Großmutter eines Papſtes. Denket Euch das Glück einer ſolchen Schweſter, Mutter und Großmutter, und Frau Veriola vereinigte dreifach, was

einfach ſchon für das höchſte Glück gelten kann! O mein herrliches Vaterland, wo findet ſich ſolche Tugend und ſolches Glück zu ſeinem Lohne vereinigt in dem nämlichen Hauſe? Hoch lebe der heilige Marcus!"

Mit dieſen und ähnlichen Aeußerungen der Liebe und Bewunderung begleitete der treue Sohn ſeiner gebenedeiten Mutter den ungeheuren Zug von Schiffen ſo lange ſich die einzelnen Fahrzeuge noch aus der großen Entfernung unterſcheiden ließen. Aber als auch dieſes nicht mehr möglich war, und die größten unter ihnen dem Auge nur ein kleiner Nachen erſchienen, machte ſich die ungeheure Zahl derſelben erſt recht bemerklich. In der That mögen auch wenige Schiffe noch in Venedig geweſen ſeyn, die ſich nicht an den Zug angeſchloſſen hätten. Wenn man weiß, daß in dieſer Stadt, außer den vielen größern Fahrzeugen ſowohl der vornehmen Familien der Stadt, der höchſten Würdetrager der Republik, der Geſandten und der Zünfte, als auch der Staats-Galeeren, über 10,000 Gondeln in ſteter Bewegung waren, ſo kann man ſich, ohne es ſelbſt geſehen zu haben, eine ſchwache Vorſtellung von dem Gewimmel von Schiffen machen, das ſich jetzt immer weiter von der Stadt entfernte. Schon waren ſie ſo ferne, daß die vielen hundert Muſikbanden, welche über die großern Schiffe vertheilt waren, nicht mehr gehört werden konnten. Nur die Kanonenſchüſſe von den verſchiedenen Forts der Stadt und der Inſeln unterbrachen noch von Zeit zu Zeit die Stille, die für unſere beiden Beobachter auf ihrer einſamen Warte herrſcht.

Der Zug dringt jetzt durch die Oeffnung der Lagunen hinaus in die hohe See, und das unbewaffnete Auge erkennt wohl, daß er stille steht, doch vermag es nicht mehr zu unterscheiden, was in solcher Ferne vorgeht. Nur die Rauchwolken, welche sich auf einmal aus den Schiffen erheben, und der schwache Kanonen-Donner, der einige Augenblicke darauf folgt, beweisen, daß die Haupthandlung der Feier vollzogen, die Braut den Ring des Bräutigams empfangen hat und ihm auf ein Jahr weiter vermählt ist. Aber ehe noch Alles geschehen, hat der Arsenalotte sich auf die Knie geworfen, und ein lautes Gebet angestimmt:

„Aus der Ferne laß mich, o Herr!“ beginnt er, „mein Gebet vereinigen mit den Gebeten der Väter dieser Stadt, um denen Segen zu erflehen für das beglückende Band, welches heut' erneut wird. Seit Jahrhunderten besteht es zwischen unserer gebenedeiten Mutter und dem herrlichen Meere, das die Straße ist, auf der die Schätze der Welt zu uns gelangen und der Schauplatz unserer glorreichsten Siege! Haltet Eure Hände über uns, all' Ihr Heiligen, denen die Tausende von Kirchen dieser schönen Hauptstadt und ihres glücklichen Landes geweiht sind, und insbesondere wache Du über uns, o heiliger Nicolaus, welcher die Thätigkeit Derer beschützt, deren Beruf der Kampf ist mit den Wogen des Meeres. Vom Meere stammt ja aller Reichthum und alle Macht unserer gebenedeiten Mutter, und Deines Schirmes können wir nicht entbehren, wie gnädig auch der heilige Evangelist Marcus in der Stadt hier

über uns wacht, und wie hülfreich die Madonna della salute den Schiffbrüchigen die Arme entgegenstreckt von den Vorgebirgen unserer Küsten. Lasse die Pfeiler, auf welchen meine herrliche Vaterstadt ruht, immer tiefer wurzeln in den Gründen des Meeres, und mehre die Stärke unserer Häuser und Mauern zum siegreichen Widerstand gegen die Wogen, die rastlos ihren Fuß benetzen! Erleuchtet uns, du unser gütiger Gott und alle seine Heiligen, auf daß die Eintracht ewig wohnet unter uns mit dem Vertrauen und dem Gehorsam gegen unsere Obrigkeit, und Venedigs Macht und Herrlichkeit dauern bis zum Ende aller Tage!" —

Wir haben unsere Leser bereits darauf aufmerksam gemacht, wie sehr sich die Stimmung des jungen Mannes durch den Anblick der Festlichkeit erheitert hatte, welche das Schauspiel der glücklichsten Stadt darboten. Sein Gemüth war daher ganz dazu gestimmt, die Gefühle seines Begleiters in sich aufzunehmen und seine Wünsche zu den seinigen zu machen. Indem ihn aber die ganze Innigkeit seines Gebetes durchdrang, ergriff ihn auch ein ungeheures Mitleiden gegen die herrliche Stadt, welche zu seinen Füßen lag. Jetzt erschien es ihm eine That, barbarischer und grausamer, als jede andere, die Fackel von Brand und Zerstörung mitten unter ihre vielen Kirchen, Paläste und Häuser zu schleudern, und die Hunderttausende der glücklichsten Bürger in grenzenlosen Jammer zu stürzen. Was auch sein Führer weiter sprechen mochte, er hörte nichts mehr von Allem, und wandelte stumm einher neben ihm, als sie den Thurm

hinunterstiegen. Erst, als dieser den Weg in das Innere der Stadt einschlagen wollte, hielt er ihn mit dem Wort an: „Führet mich zu dem Doge. Ich habe ihm Entdeckungen von der höchsten Wichtigkeit für das Glück, die Ruhe und selbst die Erhaltung dieser Stadt zu machen.“

Dem Arsenalotten strahlte das Auge von freudiger Ueberraschung, und er erwiederte: „Kommt! Der Sereniſſimo wird freilich noch nicht heimgekehrt seyn. Aber Entdeckungen, wie die Eurige, können den ersten Augenblick seiner Rückkehr von dem Feste verlangen, und dürfen ihn erwarten. Kommt!“ —

Der Marcusplatz war verödet, und sogar die Riesentreppe des Palastes völlig Menschenleer. Es war nicht zu verwundern. An diesem Tage nimmt die ganze Bevölkerung der Stadt so allgemeinen Antheil an den öffentlichen Aufzügen, daß wer den Festzug auch nicht selber zu Schiffe begleiten kann, sich wenigstens nach den Punkten der Stadt drängt, wo der Anblick desselben am besten zu genießen ist.

Als sie in den Saal traten, welcher das Vorgemach des Doge bildete, fanden sie ihn leer, und der Arsenalotte entfernte sich mit der Versicherung, daß er gehe, um die Meldung bei dem Doge in dem Augenblicke zu machen, da er von dem Festzuge zurückkehrte. Indem sich der junge Mann umwandte, sah er mit Verwunderung eine Wache an der Thüre, die er zuvor nicht bemerkt hatte. Sie ließ den Arsenalotten ungehindert den Saal verlassen, würde jedoch schwerlich die nämliche Gefälligkeit

gegen seinen Begleiter gehabt haben, wenn er ihm hätte folgen wollen.

Jaffier mußte sich in Geduld fassen, da ihm die nächste Ueberlegung, wozu er in dem einsamen, langen Saale Raum genug fand, die Gewißheit gab, daß einige Stunden vergehen konnten, bevor der Doge von der Prunkfahrt außerhalb der Lagunen zurückkam. Wäre sein Inneres ruhiger gewesen, so hätte er sich mit Betrachtung der Wandmalereien angenehm und lehrreich beschäftigen können. Dieser Saal hieß der Saal der Marineen, weil er mit lauter Darstellungen eines venetianischen Nationalfestes in seinen verschiedenen Metamorphosen durch Zeit und Sitten geschmückt war. Da wir unsern Lesern mehr Gemüthsruhe zutrauen dürfen, als dem Gefangenen, welchen sie bisher begleitet haben, so wollen wir ihnen die Zeit bis zur Ankunft des Doge mit Nachrichten über diese Gemälde zu kürzen suchen.

Das erste derselben stellt eine Scene aus den ältesten Zeiten von Venedig dar. Ihr Schauplatz ist die Kirche von San Pietro di Castello, welche vor der Erbauung der Marcuskirche die Domkirche von Venedig, und hier noch ganz in dem Zustande dargestellt war, worin sie sich im Anfang des zehnten Jahrhunderts befunden. Da sie inzwischen wegen wiederholten Brandunglücks mehreremale neu aufgebaut worden ist, so muß man den Verlust dieses Gemäldes um so mehr bedauern, je weniger architektonische Werke aus jener Zeit übrig geblieben sind. Auch der Saal der Marieen ist nach den Ereignissen,

die uns beschäftigen, durch Feuer zerstört worden, und hat mit seinen schönen Malereien sogar seinen Namen verloren.

Es ist das Fest von Maria Verkündigung, an welchem im neunten und zehnten Jahrhundert alle Ehen von Venedig in der genannten Kirche eingesegnet wurden. Zu beiden Seiten des Hochaltars, vor welchem der Bischof von Olivolo die Messe liest, stehen die Verlobten des Jahres getrennt von einander nach den Geschlechtern. Hinter ihnen, auf erhöhten Sitzen und auf der schmalen Gallerie, welche Oben um den Chor herumlauft, sieht man die nächsten Anverwandten derselben. Sämmtliche Bräute tragen ein kleines Kistchen unter dem Arme, das ihre Morgengabe enthält, und die Arcella genannt wurde. In den Gesichtern der jungen Leute hatte der Künstler einen großen Spielraum zur Darstellung mannigfaltiger Schönheit und wechselnder Gemüthsstimmungen mit vieler Einsicht in das Räderwerk der Herzen und Geister benutzt. Die Sitte ließ die Braute zuerst anlangen, und so ist manches Gesicht mit ängstlicher Neugier oder freudigem Erröthen auf die Eintretenden gerichtet. Nach der Messe hielt der Bischof eine Rede über die Heiligkeit der Ehe, in der er vielleicht bereits begriffen ist. Wenigstens war dieß der dargestellte Moment; den folgenden kann unser Bericht leicht ergänzen. Nach der Rede segnete der Bischof Paar um Paar ein; worauf Jeder von den Neuvermählten seine Hälfte bei der Hand faßte, ihre Arcella unter den Arm nahm, und, von ihren und seinen Verwandten begleitet,

sie nach Hause führte. Gastmahl und Tanz eröffnete die Freuden der Ehe und schloß das Fest.

Dieß war die älteste Feier des Jahrtags von Mariä Verkündigung. Im zehnten Jahrhundert hatte sie bereits viel von ihrer frühern Einfachheit verloren, wie die Darstellung auf einer andern Wand des Saales beweist. Der Staat war reich geworden, und so glaubte man den Tag auch durch ein Fest auf öffentliche Kosten verherrlichen zu müssen. Zwölf arme Mädchen, die sich durch die Tugenden ihres Geschlechts und Alters auszeichneten, wurden auf Staatskosten ausgestattet und von dem Doge selber in vollem Ornate zum Altare geführt. Zu beiden Seiten desselben sind die übrigen Verlobten gereiht. In der Mitte nähert sich der Zug der zwölf Paare, von denen das Vorderste den Doge zum Begleiter hat, dem Bischof. Es ist ein wunderbarer Ausdruck von Andacht und Freude, von Demuth, ja von furchtsamer Scheu in dem Antlitz der Braut, deren Hand das Oberhaupt der Republik gefaßt hat. Mit Entzücken weilt das Auge des Beschauers auf dem Bilde; nur die sanftesten, die edelsten und beglückendsten Regungen sind auf demselben sichtbar.

Welch ein Contrast gegen das Bild der nächsten Wand! Es ist die nämliche Kirche, derselbe Altar, derselbe Bischof. Aber der Bischof stürzt hier, wie zur Flucht, die Stufen des Altares hinunter, die Monstranz mit der Hand bedeckend, und einzig bemüht, das Heiligthum gegen Entweihung zu schützen. Und wohl wäre Schutz hier Noth. Frevelhafte Störer der heiligen

Handlung ſind in die Kirche eingebrochen. Wilde Geſtalten, mit bloſen Schwertern in den Händen, haben die Bräute gefaßt und zerren ſie fort. Niemand wagt ihnen länger Widerſtand zu leiſten. Mehr als ein Bräutigam hat es verſucht, und liegt verwundet oder todt auf dem Boden. Einige Bräute haben ſich auf Diejenigen geworfen, die ihr Lebensglück zu theilen beſtimmt waren, und wehren ſich vergebens gegen die Räuber, welche ſie von ihnen losreißen wollen. Mehrere von dieſen haben ihren Raub glücklich gefaßt und eilen mit ihm davon; Andere bekämpfen noch das Widerſtreben der zarten Geſchöpfe. Unmöglich wären Angſt und Schrecken, ja Verzweiflung, rohe Siegestrunkenheit und wilde Begehrlichkeit mannigfaltiger darzuſtellen. Es iſt eine That, von Trieſtiner Corſaren begangen, die ſich in der Nacht vor dem Feſte herbeigeſchlichen und mit ihren Barken in dem Schilf hinter der Inſel Olivolo verſteckt hatten. Als die Kirche mit den feſtlich gekleideten Theilnehmern der heiligen Handlung angefüllt iſt, brechen ſie hervor aus ihrem Verſteck und ſtürzen hinein in die Kirche. Ein paniſcher Schrecken begünſtiget ſie; Niemand kann ernſtlichen Widerſtand leiſten, weil Niemand Waffen hat. Alle die ſchönſten und am reichſten gekleideten Bräute werden unbarmherzig fortgeſchleppt.

Dieſer neue Sabinerinnenraub fiel im Jahr 944 vor, endigte aber nicht ſo glücklich für die Räuber, wie der römiſche. Sie entkamen bis Caorle und zögerten hier, um die Beute an Mädchen und Schmuck unter einander

zu theilen. Ueber der Theilung entſpinnt ſich ein Streit, und aus dem Streit ein ſo heftiger Kampf, daß die Corſaren die Annäherung ihrer Verfolger nicht bemerken. Der Doge Pietro Candian III. hatte ſich ſchnell gefaßt. Er war mit den Räubern aus der Kirche geſtürzt und hatte die Bürger von Venedig zu raſcher Hülfe und Rache aufgerufen. Mit unglaublicher Schnelligkeit ſind die Barken mit den tapferſten Männern gefüllt; ein günſtiger Wind ſchwellt ihre Segel, und in wunderkurzer Zeit ſind die Räuber eingeholt. Nach kurzem Kampfe werden ihnen die Bräute und der übrige Raub wieder abgewonnen. Dieſen Kampf und ſeinen Sieg ſtellt das Gemälde der folgenden Wand dar. Der Schauplatz iſt ein kleiner Seehafen, welcher ſeit der Zeit der Porto delle donzello, der Hafen der Mädchen, heißt. Mehrere Barken ſind ſchon wieder gefüllt mit den Geretteten; um die Andern wird noch ſchwach geſtritten. Nach ſchnell beendigtem Kriegszuge kehren Alle triumphirend heim nach Venedig. Keine der Bräute iſt verloren. Jede kommt unberührt zurück in die Arme ihres Bräutigams, ihres Gatten. Hier ſind die verſchiedenartigſten Leidenſchaften und Affekte im Antlitz der Sieger und der Beſiegten, der Retter und der Geretteten, hier iſt das Wiederſehen der Liebenden, die Wuth und der Schmerz des Verluſtes, die Freude und der Jubel des Gewinns — kurz, das Aeußerſte in Allem, was den Menſchen in ſeiner tiefſten Tiefe aufregt, iſt hier dargeſtellt.

So weit reichten die Darſtellungen an den vier

Wänden des Saales; doch war die Geschichte des Festes damit nicht erschöpft. Wir wollen die Nachsicht unserer Leser noch weiter in Anspruch nehmen, um sie mit wenigen Zügen zu vervollständigen.

Aus einem festlichen Tage waren allmählich acht Festtage geworden. Der Doge wählte in jedem der sechs Stadtquartiere zwei der hübschesten Mädchen aus, welche hochgeputzt durch die ganze Stadt geführt wurden. Dann bestiegen sie eine offene Barke und fuhren, von zahllosen Fahrzeugen begleitet, zum Doge, welcher sie empfing und mit ihnen in die Marcuskirche zog. Nach der Hochmesse geleiteten sie ihn auf gleiche Weise zurück in seinen Palast, wo er sie feierlich entließ und das ganze Volk segnete. Nun bestiegen die Marieen — so nannte man die Mädchen — ihre Barke aufs Neue, und zogen den großen Kanal entlang durch die ganze Stadt. Wo sie vorüberkamen, waren die Häuser festlich geschmückt mit Tapeten, und schallte frohe Musik ihnen entgegen. In irgend einem der vornehmsten Häuser der Stadt wurden sie festlich empfangen und mit großen Geschenken entlassen. In dem Aufwand dieses Empfangs suchten sich die Reichen zu überbieten. Die Verschwendung wuchs mit jedem Jahr, und ward am Ende auf eine Höhe getrieben, daß man Gesetze zu ihrer Beschränkung nöthig fand. Die Zahl der Marieen wurde auf vier, und später auf drei heruntergesetzt.

Die sieben übrigen Tage des Festes vergingen in Tanz und Schmausereien, in Maskeraden, Regaten und andern öffentlichen und häuslichen Lustbarkeiten.

Nur in diesen Tagen genossen die Frauen ihre volle Freiheit und sollen sie manchmal mißbraucht haben. Die Marieen selbst erregten Aergerniß durch ihre Eitelkeit und ihre Gefallsucht; kurz, das Fest, welches ursprünglich der ehlichen Tugend geweiht war, wurde allmählich ein Fest der Ausgelassenheit für Verheirathete und Ledige.

Solcher Unordnung mußte zuletzt gesteuert werden. Die Regierung wollte das Fest jedoch nicht ganz eingehen lassen und verordnete, daß hölzerne Jungfrauenbilder an der Stelle der frivolen Marieen in dem Zug einhergeschleppt werden sollten. Jetzt bemächtigte sich erst die wildeste Zügellosigkeit des Festes. Pfeifen, Schreien und Geheul empfing und begleitete die Popanze; man warf mit Obst, mit Eiern, mit Koth nach ihnen. Ein strenges Verbot mußte den unerträglichen Unfug bändigen. Mit der Beschränkung der Ausgelassenheit verlor das Volk auch die Freude an dem Feste, doch konnte es seine hölzernen Marieen nicht ganz vergessen. Jedes Weibsbild, das sich durch Magerkeit und linkisches Wesen bemerklich machte, erinnerte den Venetianer an sie. Er nannte sie eine Maria di legno — eine hölzerne Maria, und nennt sie noch so.

Von diesem Feste war bis auf den Untergang von Venedigs Freiheit und Selbstständigkeit noch ein Schatten übrig in dem Besuche, welchen der Doge jedes Jahr am Feste von Mariä Verkündigung, begleitet von der ganzen Signoria, in der Kirche von Santa Maria Formosa machte. Der Pfarrer trat ihm hier in der Kirche entgegen und überreichte ihm einige Flaschen

Malvaſier, ein Körbchen Orangen und mehrere vergoldete Strohhüte — alles Dieſes zum Gedächtniß der Antwort, welche die Zunft der Tiſchler dem Doge Pietro Candian nach jenem Sieg bei Caorle gegeben. Sie hatte die meiſten Barken und Mannſchaften für den Kriegszug geliefert und überhaupt am nachdrücklichſten für ſeinen Erfolg mitgewirkt. Zum Danke dafür foderte er ſie auf, ſich eine Gnade von ihm zu erbitten. Die beſcheidenen Männer baten nur um das Verſprechen, daß er in Zukunft alle Jahr' an dieſem Tag ihre Pfarrkirche, Santa Maria Formoſa, beſuchen möchte. Verwundert über ihre Uneigennützigkeit, fragte er ſie ſcherzend: wie aber, wenn es regnet? — Dann liefern wir Euch Schirme, erwiederten ſie. — Wenn wir aber unterwegens Durſt bekamen? — So werden wir Euch zu trinken reichen. —

Es iſt ſchwer, die Feder anzuhalten, wenn der Lauf der Begebenheiten auf die alten Volksſitten führt, von denen die meiſten in unſerem nüchternen Zeitalter vollends zu Grabe gegangen ſind. Und ſo mögen wir bei unſern Leſern Entſchuldigung finden, daß wir das Recht der Dichtkunſt nicht benutzt haben, den Doge ſchneller zurückkehren zu laſſen. Dafür ſollen auch die großen Flügelthüren des Saals nach den herzoglichen Gemächern nicht länger geſchloſſen ſeyn. Sie öffnen ſich mit Geräuſch, und der Doge erſcheint, getragen in einem Lehnſeſſel, das Haupt von Müdigkeit, wo nicht von Krankheit, geſenkt. Lange Ceremonien ſind doppelt ermüdend für das Alter. Der Doge befindet ſich den

Achtzigen nah und scheint von den Strapatzen des Tages sehr angegriffen. Seine Hand zittert, als er den Trägern des Lehnstuhls das Zeichen gibt, ihn niederzusetzen, und seine Stimme ist nur so weit hörbar, um den grämlichen Ton nicht verkennen zu lassen, in welchem er an den vorgetretenen Jaffier die Frage richtet: „Seyd Ihr der Mann, welcher wichtige Entdeckungen machen will, die keinen Aufschub leiden?“ —

Auf Jaffiers bejahende Antwort setzte er im nämlichen Tone hinzu: „Nun, so lasset denn hören, was Ihr wisset. Aber fasset Euch kurz.“ —

Es kostete den jungen Mann nicht geringe Ueberwindung, die Worte zu finden, durch die er, wie er wohl wußte, den langjährigen Gönner und Freund in's Verderben stürzte. Gern wär' er jetzt zurückgetreten, wenn es noch Zeit gewesen wäre. Die Ueberwindung einer augenblicklichen Verlegenheit wird dem Menschen manchmal so schwer, daß er die größte Gefahr, die ihm Aufschub gewährte, vorziehen würde, wenn er könnte.

Mit jedem Wort von Jaffier wurde der Doge aufmerksamer. Das Haupt des Greises richtete sich allmählich in die Höhe, und seine Haltung gewann zuletzt den ganzen kraftvollen Anstand des Herrschers. Er machte mehrere Fragen in einem Tone, der immer milder, aber auch immer kräftiger klang. Aus mehreren derselben hätte man schließen mögen, daß ihm die Sache nicht ganz neu gewesen wäre.

Nachdem er Alles, was Jaffier wußte, erfahren, erhob er sich plötzlich und rief durch die Thüre nach

den innern Gemächern. Ungesaumt erschien ein alter Mann mit Schreibmaterialien, der an dem kleinen Tischchen neben dem Doge Platz nahm und sich zum Schreiben anschickte. Jaffier mußte nun Alles, was er gesagt, wiederholen. Es wurde schnell zu Protokolle gebracht, und dieses, nachdem es ihm noch einmal vorgelesen worden, geschlossen. Der Doge sagte ihm, daß seine weitern Aussagen bei der Untersuchung selber verlangt werden würde, daß er sich aber für die gute Gesinnung, die ihn zu diesen Entdeckungen getrieben, der Erkenntlichkeit der Republik versichert halten dürfe. In Kurzem werde der Beschluß des Senats ihm bekannt gemacht werden; inzwischen sey ihm die Freiheit wieder gegeben und könne er keinen bessern Gebrauch von derselben machen, als wenn er sich unter die Verschworenen mischte und weitere Nachrichten über ihre nächsten Absichten sammelte.

Damit entließ der Doge den jungen Mann. Dieser aber ging weg mit schwererem Herzen, als er gekommen war. Der Verrath an Freundschaft ist so sehr gegen die Natur des Menschen, daß sie sich auch da noch gegen ihn empört, wo er durch denselben nicht nur eine Leidenschaft befriedigt, sondern selbst eine Pflicht erfüllt hat!

Fünftes Kapitel.

Jaffier hatte so eben einen Besuch von seinem bisherigen Wirth erhalten, welcher ihn im Auftrag der Staats-Inquisitoren an die Nothwendigkeit erinnerte, die Verschwornen nicht aus den Augen zu lassen. Er war bereits in seine ihm früher bestimmte Wohnung im Arsenal eingezogen, und wollte sich eben auf den Weg machen, um sich bei dem Capitän zu melden, den er seit der von ihm erbetenen Zusammenkunft nicht wieder gesehen, da entstand plötzlich im Hof unten großer Lärmen. Der Ruf: Feuer! Feuer! erschallte, und als Jaffier hinunter kam, schlug die Flamme bereits aus einem der Gewölbe heraus, in welchem ein bedeutender Vorrath Werk zum Calfatern der Schiffe aufgehäuft war. Man wendete die äußersten Anstrengungen an, um die großen Säcke, welche das Feuer noch nicht ergriffen, herauszuschaffen. Dadurch gelang es, die Gewalt der Flammen zu beschränken, und in Kurzem war man ihrer ganz mächtig geworden.

Sobald die Gefahr überwunden war, erhob sich die Frage nach der Ursache ihrer Entstehung. Der soge-

nannte Padrone di guardia — Derjenige von den ſechs Patriziern, welche die Oberaufſicht über die Verwaltung und Polizei des Arſenals führten, und ſich von vierzehn zu vierzehn Tagen in dieſem ſehr angeſtrengten Dienſt ablöſten; — der Padrone di guardia ſtand am Fuße des Maſtbaums, der mitten auf dem ſogenannten Campo dell' Arſenale aufgerichtet, um an Feſt- und Feiertagen die große Flagge der Republik zu tragen, und verhörte die Wachen, die ihren Poſten in der Nähe des Magazins gehabt hatten. Keiner wollte das Geringſte bemerkt haben, da trat einer der neugierig Umherſtehenden vor, und erklärte, daß er vor einer halben Stunde die alte Frau, welche ſeit einiger Zeit den ganzen Tag am großen Thore des Arſenals bettelnd ſtehe, an dem Eingang jenes Magazins geſehen. Man ſchickte ſogleich eine Wache ab, um die Frau herbeizuholen, wenn ſie auf ihrem gewöhnlichen Poſten wäre. Die Wache kam auch nach kurzer Weile zurück und brachte die Alte, die Jaffier ſchaudernd für die nämliche erkannte, welche die Rauderburg und einige Tage nachher den Tempel der Hoffnung in Brand geſteckt hatte. Sie ſchien die Fragen, welche man an ſie richtete, nicht zu verſtehen, und eben ſo wenig wurden ihre Antworten verſtanden. Ueberhaupt ſchien ihre Mundart ſämmtlichen Umſtehenden fremd, bis Jaffier dem Padrone di guardia die Anſicht äußerte, daß es die verdorbene Sprache der Bewohner von den Gebirgen des Abruzzo wäre. „Unter ſo vielen Fremdlingen aller Zungen und Länder," ſprach dieſer hierauf, „die unſer Dienſt vereinigt, wird doch wohl auch Einer

aus den Abruzzo's seyn." — „Da brauchen wir nicht lange zu suchen," erwiederte der Obermeister der Sailer. „Ich habe den Mann, den wir brauchen unter meinen Leuten. Ohnedieß ist er diesen Morgen noch in dem Magazin gewesen, um Werg zu holen, und wird Euch gewiß am schnellsten Aufschluß verschaffen können." —

Der Redende ging weg, um seinen Mann zu holen und kam gleich wieder mit ihm zurück. Mit Ueberraschung fand Jaffier in ihm einen andern alten Bekannten. Vielleicht erinnern sich unsere Leser Seiner noch als eines der Bewohner des Tempels der Hoffnung, dessen eheliches Verhältniß einen so widerlichen Kontrast gegen das häusliche Glück des greisen Paares bildete. Sie sind Zeugen seines tragischen Endes durch den Feuerbrand gewesen, den die nämliche Alte, um sich für die gefühllose Gleichgültigkeit ihres Sohnes zu rächen, in den Tempel der Hoffnung geschleudert hatte. Auch jetzt stellt sich ihnen wieder eine jener Winkelscenen des Lebens dar, welche den Glauben, daß das Bessere in keiner Menschenbrust ganz fehle, so tief erschüttern. Denn als der Unglückliche mit dem aschenfarbigen, aufgedunsenen Gesicht auf das bestimmteste erklärte, daß er das Gewölbe seit dem frühen Morgen nicht mehr betreten, und auf die Frage an seine Mutter, was sie davon wüßte, mit ihr in einen Zank gerieth, der ihn bis zur äußersten Wuth erhitzte, konnten die Umstehenden nicht zweifeln, daß hier ein besonderes Geheimniß walten müsse, über das sich die Beiden entzweiten. Vergebens fragte ihn der Padrone di guardia und nach ihm der Obermeister

der Sailer nach dem Grunde seines Zorns; in der Heftigkeit seiner Leidenschaft gab er Niemand Gehör, und schien nahe daran zu seyn, sich thätlich an der alten Frau zu vergreifen. Da brach einer der Gegenwärtigen, welcher die Mundart der Beiden verstand, in die Worte aus: „Es ist entsetzlich! die Mutter beschuldigt den Sohn des Verbrechens, das hier begangen worden ist, und der Sohn wirft die Beschuldigung auf seine Mutter zurück! Niemand, sagt er, könne das Feuer angelegt haben, als sie. Sey es doch nicht das erste Feuer, das von ihr angelegt worden.“ —

Ein Gemurmel des Erstaunens und Entsetzens erhob sich unter den Umstehenden. „Nur Eines von Beiden kann schuldig seyn,“ fuhr der Vorige fort; „und dennoch beschuldiget Eines das Andere. Das Eine ist die Mutter und das Andere ist der Sohn! Wer hat solche Unnatürlichkeit jemals gesehen?“

„Wer kann zweifeln, daß Beide schuldig sind?“ sprach ein Anderer. „Die That selbst ist nicht schwerer als die Beschuldigung, und die Eine oder die Andere lastet auf Jedem von Beiden.“ —

Den tiefsten Eindruck machte die Scene auf Jaffier'n, denn er hatte die Gewißheit, daß die alte Frau schuldig war. Wie die Rache sie getrieben, erst die Räuberburg, und wenige Tage nachher den Tempel der Hoffnung in Brand zu stecken, so zweifelte er auch nicht, daß die nämliche Leidenschaft hier wieder thätig gewesen, und sie irgend eine Mißhandlung ihres gefühllosen Sohnes mit einer That vergolten, durch welche sie ihn ins Unglück zu stürzen hoffte.

Die alte Frau schien den meisten Anwesenden bekannt; aber aller Abscheu fiel auf ihren Sohn, als sie sein Verhältniß zu ihr erfuhren. „Hat er die unglückliche Alte auch nur einmal angesehen," sprach Einer von ihnen, „wenn er zum Thore hinausging, unter welchem sie bettelnd saß?"

„Brauchte er sie betteln zu lassen mit dem schönen Verdienste, den er als Sailer im Arsenale hat?" bemerkte der Nächste. Sie war doch seine Mutter, das läugnet er nicht, und er war ihr den Lebensunterhalt schuldig in ihrem Alter. Hat sie ihn nicht unter ihrem Herzen getragen?"

„Hu, welch' ein Scheusal von Sohn!" riefen die Frauen, welche sich allmählich gesammelt. Und sie erhoben einen solchen Lärmen, und steigerten sich gegenseitig in Kurzem zu solcher Erbitterung, ja Wuth, daß sie im Begriffe standen, über den Unglücklichen herzufallen, und ihn in Stücke zu zerreißen. Der Padrone di guardia gab daher Befehl, ihn ins Gefängniß abzuführen. Die alte Frau nahm er selber mit, und ließ sich von Demjenigen begleiten, welcher zuvor den Streit zwischen den Beiden gedeutet, um ihn im Verhöre mit der alten Frau als Dolmetscher zu gebrauchen.

Jaffier trat jetzt den Gang an, welchen er sich vorgenommen; aber er wurde ihm saurer als er am Morgen gedacht hatte. Seine Gedanken vermochten nicht, sich von der Scene loszumachen, von der er so eben Zeuge gewesen. An seinem Herzen nagte die Vergleichung zwischen Dem, was hier geschehen war, und

Dem, was er ſelber gethan. Auch hier war ein Verrath, verübt von einer Perſon an einer Andern, der ſie Dank und Anhänglichkeit, ja Liebe ſchuldig war. Und er befand ſich auf dem Weg zu einem Manne, dem er ſo viele Jahre hindurch die innigſte Anhänglichkeit gewidmet, und den er dennoch verrathen. Biſt du beſſer als dieſer unnatürliche Sohn? fragte ſein Gewiſſen. Was warſt Du, als der Capitän Dich als einen kleinen Knaben mit an Bord nahm? Verdankſt Du ihm nicht Alles, was Du verſtehſt, und damit Alles, was Du biſt? Hätte er mehr thun können, wenn er Dein Vater geweſen wäre? Und dennoch haſt Du ihn verrathen? O es liegt eine Hölle in dieſem Gedanken! Mit dieſem Gedanken willſt Du vor den Capitän treten, um Stoff zu neuem Verrathe gegen ihn zu ſammeln? O was iſt aus Dir geworden!" —

Aber er ging; denn hat der Menſch einmal die gerade Straße der offenen Pflicht verlaſſen, und iſt auf die ſteil abwärtsführende Bahn der heimlichen Angeberei gerathen, ſo iſt es unmöglich, daß er wieder anhalte. Zudem zeigte ſich am Ende derſelben der Lohn der Liebe — wie hätte er umkehren ſollen, wo keine Umkehr möglich war? Daß er den Capitän nicht mehr retten konnte, daß dieſer bereits mit Garnen aller Art umſtellt war, daß die Staatsinquiſition von allen ſeinen Schritten Kunde hatte, das wußte er wohl; aber er wußte auch, daß er ſelber zu ſcharf beobachtet war, um ſich ohne Gefahr ein vertrautes Wort gegen den Capitän erlauben zu können. Nachdem dieſer ihn einmal verrathen, kannte

er ſich nicht durch einen neuen Verrath zu retten ſuchen, und durch Angabe der Warnung, die er von ihm erhalten, Gnade erkaufen wollen?

Man denke wie dem jungen Manne zu Muth war, als er wärmer denn jemals von dem Capitän empfangen wurde! Es lag eine Weichheit in deſſen ganzem Weſen, die er nie an ihm geſehen. Wiederholt ſchloß er ihn, ohne ein Wort vorbringen zu können, in ſeine Arme. „Bei der heiligen Jungfrau vom Berge," ſprach er endlich, „ich bin froh, Dich wieder zu ſehen. Die Gefängniſſe dieſer Stadt öffnen ſich eben ſo leicht für die Eintretenden, wie ſie ſchwer ſich den Austretenden öffnen. Und doch biſt Du noch in Venedig? Fort von hier! Dieſe ganze Stadt iſt nur Ein großes Gefängniß. Ich wollte, daß ich ihren Namen nie ausſprechen gehört hätte! Ja, ich ſeh' es an den Falten Deiner Stirne, es iſt Dir nicht anders zu Muth, als mir auch. Wir müſſen fort von hier, fort ohne Zögern! Biſt Du nicht auch meiner Meinung, Steuermann Jaffier?"

„Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll," erwiederte Dieſer.

„Gehe, eile, Jaffier," fuhr der Capitän fort, „und verlaſſe dieſen Boden. Er brennt unter unſern Sohlen, eh er gleich mit Waſſer umſchloſſen iſt" —

„Wie? Ihr wolltet uns verlaſſen?" unterbrach Zoë den Capitän, indem ſie ſich an Jaffier wandte. „Höret nicht auf ihn! Es iſt eine der trüben Launen, die ihn bei'm Südweſt ergreifen. Der erſte helle Sonnenblick lacht ſie wieder hinweg."

„Sey es, was es wolle," sprach dieser; „in meiner Seele ist es finster, als ob mir ein großes Unglück bevorstände. Und es ist auch nicht anders; darum weichet von mir, und lasset mich allein mit dem Schicksal, das ich herausgefodert. Ich empfehle Dir mein Kind, Jaffier; ich empfehle Dir seine Mutter. — Hast Du Laura'n schon gesehen?" —

„Da seht Ihr, wie er mich liebt," fiel Zoë weinend ein. „Aus mir mag werden, was will, das bekümmert ihn nicht! Nur an die, die ihn unglücklich gemacht hat, denkt er im Augenblick, da er Unglück fürchtet für sich und die Seinigen! Komm Lauretta," setzte sie hinzu, „wir wollen gehen. In meinem schönen Vaterland wird sich wohl eine Hütte finden, die uns aufnimmt."

„So laß uns gehen, Mütterchen," sprach das Kind, indem es Zoë's Hand faßte. „In dieser Wasserstadt gefällt es mir ohnedieß nicht. Komm, laß uns in eine Stadt gehen, wo es Bäume gibt."

„Du siehst, Jaffier," begann Jacques Pierre aufs Neue, „daß es Zeit ist, sich zu trennen, da sich so leicht von mir ablöst, was die Natur selber an mich gekettet. Verlaß' auch Diese nicht, wie leicht sie mich verlassen. Ich verdien' es nicht besser von ihnen; hab' ich sie doch mit Allem, was ich besitze, auf eine einzige Karte gesetzt. Gehet, und lasset mich das halsbrechende Spiel allein zu Ende spielen! Oder meint Ihr, daß ich mit Euch davon gehen soll?" —

In diesem Augenblick stürzte der Neger hervor aus der Ecke, wo er unbemerkt gestanden, und warf sich

dem Capitän zu Füßen. Mit einem Blicke, für welchen jede weitere Verständigung durch seine Zeichensprache unnöthig war, flehte er auf zu ihm, und schien in gleicher Weise den unglücklichen Ausgang seiner Plane anzudeuten.

„Da seht Ihr es," fuhr der Capitän fort; „auch dieser Unglückliche warnt mich vor einer Zukunft, der ich nicht mehr entgehen kann. O hätt' ich früher seinen Warnungen Gehör gegeben! Ja, es ist der Geist von Manso Cuerdos, der aus seinem Auge spricht! Ich glaubt' ihm nicht, als es noch Zeit war zur Umkehr." —

Zoë war über das Benehmen des Negers in ein Lachen ausgebrochen, welches Jaffier'n mit Schauder erfüllte. Als ihr der Capitän einen Blick zuwarf, dessen sprechenden Sinn sie wohl verstand, sprach sie zu ihm: „nun, wenn die Tauben hören, und die Stummen reden, ist es freilich nicht mehr Zeit zum Scherzen. Aber in allem Ernste, Capitän; Dir fällt gar nicht ein, daß Du heut' Gäste hast, und ihrem Empfang ein heiteres Gesicht schuldig bist."

„Wer kann auch nur im Augenblick leben, wie Du," erwiederte Jacques Pierre. „Bei meiner Ehre, es ist eine Kunst, am Rande des Abgrunds noch fröhliche Mienen zu schneiden. Aber Du hast Recht. Es ist eine Thorheit, Vorschüsse auf das Unglück zu nehmen, und eine Dummheit, Gäste zu laden, ohne eine heitere Stirne für sie im Vorrathe zu haben. Doch, wo bleiben meine werthen Gäste?" —

Mit diesen Worten hatte der Capitän den Ausdruck

seines Gesichts und seines Tones vollkommen verändert, und ging in eine Lustigkeit über, deren Ausgelassenheit freilich die Ruhe seines Innern schwer bezweifeln ließ.

„Gehen wir noch nicht?“ fragte Lauretta Zoë'n.

„Frage Deinen Vater,“ erwiederte Diese. „Sein Humor ist wenigstens besser geworden. Vielleicht darf man eine Reise mit ihm wagen.“

„Laß uns allein gehen,“ sprach das Kind. „Mir ist bange hier.“

„Du bist eine kleine Thörin,“ sprach der Capitän, „und bedenkst nicht, daß Du ein Diadem in die Schanze schlägst. — Willkommen, Hauptmann Langlaud! Herzlich willkommen, Freund Brulart! Ich hoffe, Ihr bringet gute Neuigkeiten und guten Appetit mit. Beides gehört zusammen, wenn die Welt in vierundzwanzig Stunden zu oberst und zu unterst gekehrt werden soll.“

Der Capitän hatte diese Worte an zween Officiere gerichtet, die eben eingetreten waren und von denen der Eine unsern Lesern schon bekannt ist.

„Wie? Sollte Octaviano Canale noch nicht hier seyn?“ sprach Langlaud nach den ersten Begrüßungen. „Vor einer halben Stunde hat er mich auf dem Marcusplatze verlassen. Er wollte einen Umweg nehmen, um nicht bemerkt zu werden.“

„Ich freue mich auf seine Bekanntschaft,“ erwiederte Jacques Pierre. „Da Ihr für ihn einsteht, werden wir ihm wohl trauen können.“

„Wie uns selber. Er ist arm, er ist beleidigt — welche Bürgschaft weiter könntet Ihr verlangen?“

„Er ist wohl ein Barnabote?“ fragte der Capitän.

„Wenigstens so arm, wie ein Barnabote — ja, ja, ich entsinne mich; er wohnt auch im Quartier von Sanct Barnabas, wo aller arme Adel der Stadt haust. Er schäumte vor Wuth, als ich ihm heute begegnete. Er kam eben aus dem Senat“ —

„Wie? Ist er Mitglied des Senats?“ unterbrach der Capitän den Andern. „Das wäre Etwas, wenn wir ihm vollkommen trauen dürften.“

„Er ist es nicht,“ war Langlaud's Antwort, „und wir sind Seiner nur um so sicherer. Er kam aus dem Senat, wo er vorgeladen worden war, um einen tüchtigen Verweis zu erhalten. Die Geschichte ist allerliebst und ganz charakteristisch für dieses Aristokratennest.“

„Nun?“ fragte der Capitän.

„Es ist schon lustig genug, wenn zween Männer über ihren Namen mit einander in Streit gerathen. Der Hauptspaß ist aber hier, daß der Eine da Ponte (Brücke) und der Andere Canale (Kanal) heißt. Ich weiß nicht wie der Streit anfing, kurz die Brücke warf dem Kanal vor, daß er von neuem Adel sey, und meinte, daß Ihresgleichen hoch über den Kanälen ständen. Der Kanal blieb der Brücke die Antwort nicht schuldig, und fragte sie: ob sie denn nicht wisse, daß die Kanäle älter als die Brücken, und die Brücken nur um der Kanäle willen da wären? Diese Scene fiel auf dem Broglio vor, und kam dem Senate, wie Alles was dort gesprochen wird, sogleich zu Ohren. Und was beschließt der Senat in seiner Weisheit? Er läßt die Brücke und

den Kanal verlassen, und macht ihnen unter der ernstlichsten Verwarnung gegen ähnliche witzige Gefechte des Hochmuths bemerklich, daß sie diese Lection von dem Senat erhielten, in dessen Gewalt es stehe, alle Brücken einzureißen, und alle Kanäle auszufüllen." —

Diese Erzählung hatte die meisten Anwesenden nicht wenig belustigt. Jacques Pierre allein blieb ernsthaft und sprach: „unser neuer Freund muß ein sehr reizbares Gemüth haben, wenn ihn die Geschichte so gewaltig in Harnisch jagen konnte. Im Grunde hatte der Senat doch nur die Beiden in Dünkel und Witz überbieten wollen. Die Sache hat indeß eine sehr ernste Seite, und es ist gewiß nicht der schlechteste Theil seiner Weisheit, wenn er diese Zankereien zwischen altem und neuem Adel nicht aufkommen lassen will, und jede Regung derselben auf das Strengste bestraft. Bei meiner Ehre, unser neuer Freund durfte sich glücklich schätzen, daß man ihm nicht, ohne ein Wort an ihn zu verlieren, lieber sogleich sein Quartier unter den Bleidächern angewiesen."

„Er wäre da wenigstens ein alter Gast gewesen," sprach Langlaud. „Er hat schon einmal zehen Jahre lang unter diesen Dächern gesessen. Ihr wisset wohl," setzte er hinzu, als er mir die Geschichte seiner Leiden erzählt hatte, „wir Venezianer tragen das Gedächtniß im Herzen."

„Und warum sagtet Ihr mir das nicht sogleich?" fragte der Capitän. „Das ist eine Bürgschaft, die ich in Ehren halte. Unser neuer Freund soll mir sehr will-

kommen seyn. Aber ich dachte, Freund Brulart," wandte er sich gegen den Officier, der mit Langlaud gekommen war; „ich dachte, Ihr hättet den alten Renault im Schlepptau. Kommt er allein, so fürcht' ich, daß er sich nicht bis hieher durchschlägt. Es liegen zu viele Weinhäuser auf seinem Wege."

„Verzichtet für heut auf ihn, Herr Capitän," erwiederte Brulart. „Auch wird es am Besten seyn, wenn Niemand erfährt, daß der alte Trunkenbold zu uns gehört. Ich hatte so eben eine Scene mit ihm, welche leicht schlimme Folgen haben könnte" —

„Ihr fandet ihn gewiß schon betrunken —"

„Wer hat ihn je anders gefunden? Aber heute hat er einen dummen gefährlichen Rausch, wie ich ihn nie an ihm gesehen. Als ich den Kai der Sclavonen heraufkam, stand er in der Thür' eines Weingewölbes, in der einen Hand den vollen Becher haltend, und mit der Andern den nackten Dolch schwingend. Ich war mir nichts Gutes vermuthend, und hielt mich nah' am Rande des Kai's, um so weit entfernt als möglich an ihm vorüber zu schlüpfen. Dennoch hatten mich seine Triefaugen erkannt, und er stürzte mit seinen beiden Waffen auf mich los. Wie? Du willst hier vorbei, ohne mir Bescheid zu thun? rief er; bei'm Löwen von San Marco, lieber stoß ich dich nieder, eh' ich diese Schmach dulde. Ich mochte sagen was ich wollte; es war Alles in den Wind gesprochen. Um die Scene abzukürzen, that ich ihm seinen Willen. Aber nun war noch weniger von ihm loszukommen. Jetzt sollt' ich

auf die Gesundheit des Capitäns Jacques Pierre und des Herzogs von Ossuna trinken" —

„Ist der Kerl wahnsinnig geworden?" rief der Capitän bestürzt aus.

„Nicht Wahnsinn, aber Wahnwitz ist es, ein hohler Kopf, gefüllt mit lauter Dünsten von spanischem und griechischem Wein. Und wenn es nur bei jener Gesundheit geblieben wäre! Aber nun fing er an, auf das Verderben der Pantalons und auf das Glück unserer Pläne zu trinken. Dabei fuchtelte er mit seinem Dolch herum, daß ich mich nicht genug wenden und drehen konnte, um nicht auch noch einen Stich von ihm davon zu tragen. Zuletzt blieb mir nichts übrig, als mich zu ihm an den Tisch zu setzen, die Würfel zu ergreifen, und ihn dermaßen durch das Spiel zu erhitzen, daß er eine Flasche um die andere hinunter stürzte, und in Kurzem unter dem Tische lag. Von diesem Kunststück komme ich her, aber ich zittere bei dem Gedanken an jede Verzögerung unseres Losbrechens. Halten auch alle unsere übrigen Freunde Stich; vor dem Wahnwitz des alten Trunkenbolds sind wir keinen Augenblick sicher."

„Ihr habt Recht, wir müssen uns den unnützen Burschen vom Halse schaffen. Wer will es über sich nehmen, heut Abend einen Spaziergang mit ihm an dem großen Kanale zu machen, und ihn an irgend einem stillen Orte den Versuch mit dem Wassertrinken anstellen zu lassen? Ohnedieß haben wir Neulicht, und er ist darauf gefaßt, seine durstige Existenz bei Mondschein im Wasser zu beschließen."

„Ich bin bereit, unserer Sache diesen Dienst zu leisten," erwiederte Brulart. „Nur muß ich mir ausbitten, daß ein Anderer so lange mit ihm trinkt, bis es Zeit ist zum Spaziergang im Mondschein. Ich bin ein guter Narr, wenn ich getrunken habe. Ich könnte nicht vermeiden, mich selber ein wenig anzutrinken, und dann wär' es, trotz allem Mondschein, um meine guten Vorsätze geschehen."

„Dazu wird sich schon Einer unserer Freunde finden, und den alten Trunkenbold dürfen wir ohne Weiteres unter den Abgang schreiben. Die Hauptsache ist, daß Ihr Eure Wallonen noch einige Wochen bei guter Laune erhaltet, Hauptmann Langlaud. Wir können in den nächsten zehen Tagen nicht losschlagen. Ich hatte in der vergangenen Nacht eine Unterredung mit dem spanischen Botschafter. Es war eben eine Depesche von dem Vicekönig eingegangen. Ossuna gibt darin Nachricht von den Ursachen, welche die Absendung seines Geschwaders um acht bis zehn Tage verzögerte. Dafür hat der Herzog desto mehr Geld geschickt, und ich bin im Stande, ganz ansehnliche Vorschüsse auf die Plünderung von Venedig zu machen. Das Unangenehmste ist mir der Befehl, den ich diesen Morgen erhalten, mich auf die Flotte zu begeben, die in den Gewässern von Lesina kreuzt. Inzwischen werd' ich meine Abreise noch einige Tage zu verzögern suchen, und mich alsdann erst auf den Weg machen. Und bei meiner Ehre, sie sollen bald bereuen, daß sie mich nicht in Venedig gelassen! So wie ich das Geschwader des Vicekönigs in der Nähe

weiß, stecke ich meine Galeere in Brand, kappe die Ankertaue und lasse sie mitten unter die Flotte hineintreiben, damit sich der Brand den übrigen Schiffen allen mittheilt. Dann eil' ich an Bord der neapolitanischen Galeeren, und erscheine um Mitternacht in dem großen Kanale. Sind wir einmal so weit, dann ist noch nicht Alles gethan, aber doch Alles gewonnen." —

Unter diesen Gesprächen waren noch mehrere Andere von den Verschwornen, und zuletzt auch Don Octaviano Canale gekommen. Er war tief eingehüllt in seinen Mantel, und wickelte sich erst heraus, als er von Langlaud bei der Hand gefaßt und dem Capitän vorgestellt wurde. Zoë sah ihn von der Seite an, und schien seine Kleidung zu mustern, die allerdings kaum vermuthen ließ, daß er sich heute dem Senat darin vorgestellt. Indeß ließ ihr der Capitän nicht lange Zeit zu solchen Beobachtungen. Er wies dem neuen Bekannten den einen Platz neben ihr an, und gab Jaffier'n den andern. Das Mahl begann, und die reizende junge Frau übertraf sich selbst in Liebenswürdigkeit und Munterkeit. Wiederholt machte sie Jaffier'n spottend darauf aufmerksam, daß der Capitän wieder in seine finstere Laune verfallen sey, und fragte ihn zuletzt, als ihre Stimmung durchaus keinen Anklang bei ihm fand, ob ihn der lustige Humor des Capitäns angesteckt habe?

Jaffiers Antwort war nicht nach ihrem Sinne. Sie versank daher in das schmollende Schweigen, dem sie sich gewöhnlich in Gesellschaft von Männern überließ,

die sich wenig um sie bekümmerten. Doch konnte sie nicht vermeiden, den großen Fisch vorzulegen, welcher aufgetragen wurde. Dazumal war mehr Sorgfalt hiezu nöthig, als in unsern Tagen. Selbst die größten Fische kamen auf die feinen Tafeln, ohne zuvor ausgenommen worden zu seyn. Dieses Geschäft stand Demjenigen zu, welcher vorlegte. Zoë verrichtete dasselbe mit einer Zierlichkeit, die kaum der Schönheit ihrer Hände bedurfte, um von allen Anwesenden mit Bewunderung anerkannt zu werden.

Und nun ereignete sich, was der Aufmerksamkeit der ganzen Tischgesellschaft plötzlich eine ernste Wendung gab. Wahrscheinlich hatte die schöne Frau die Eingeweide des Fisches zerrissen, als sie solche rasch herausnahm. Indem ihr Inhalt über den Teller quoll, ward ein glänzender Gegenstand darin sichtbar. Man sah gleich, daß es ein goldener Ring war; aber wer schildert Zoë's Jubel, als sie denselben, nachdem sie ihn abgetrocknet, für ihren eigenen Trauring erkannte?

Unsere Leser erinnern sich noch jener Scene des Fischzugs, welchem Jacques Pierre und Zoë bei ihrer Einfahrt in die Lagunen beigewohnt, als die reizende Frau im Jubel des Glücks, das ihr von allen Seiten zu lachen schien, ihren Trauring vom Finger riß, und ihn in das Meer hinausschleuderte. Ob sie damit den Neid der Schicksalsmächte versöhnen wollte: gleich jenem Beherrscher von Samos in der Ballade unseres Dichters, vermögen wir nicht zu sagen, gewiß ist, daß Keiner der Gäste aufstand, um einen Ort zu fliehen, dem, nach

ſo vielem Glück, nur um ſo größeres Unglück bevorſtehen mußte. Vielmehr fanden ſie, nachdem Jacques Pierre alle Umſtände des Vorfalls erzählt hatte, in demſelben ein unverkennbares Schickſalszeichen, ja eine Bürgſchaft des vollkommenſten Erfolges ihrer Unternehmung. „Wo ſich das Glück," ſprach der Hauptmann Langlaud, „ſo ſichtbar mit Denjenigen verbindet, die in großen Dingen begriffen ſind, dürfte man den Ausgang nicht bezweifeln, wär' er auch weniger geſichert durch die vorbereiteten Mittel, die Gunſt der allgemeinen Verhältniſſe, und die Klugheit und Kraft Derer, die an der Spitze ſtehen." —

Man kann denken, welchen Schwung dieſer Vorfall der Stimmung aller Anweſenden geben mußte. Auf Niemand war die Wirkung größer, als auf den Capitän, der inzwiſchen aller Gewalt über ſich bedurft, um nicht jeden Augenblick in den Zuſtand von Hoffnungsloſigkeit zurückzuſinken, welche ſich Seiner vom Augenblick des Erwachens am frühen Morgen bemächtiget hatte. Nichts würde jetzt ſeinem Glücke gefehlt haben, wenn Jaffier ſolches zu theilen geſchienen. Daß dieſer aber nicht aus dem Zuſtand von Verſunkenheit in ſich, worin er während des ganzen Eſſens daſaß, zu erheben war, möchte ihn vielleicht, wenn nicht beunruhiget, doch gekränkt haben, hätte er ſeine Schuld gegen den jungen Mann vergeſſen können, und den Grund ſeiner Stimmung nicht in Laura's Abweſenheit geſucht. So ließ er denſelben am Ende gewähren, und wendete ſeine ganze Aufmerkſamkeit den übrigen Gäſten zu. Er verbreitete ſich mit größerer

Wortfülle, als ihm gewöhnlich war, über das Glück, das alle Unternehmungen seines Lebens begünstiget, und malte den glänzenden Lohn, der seiner Freunde wartete, mit einer Beredsamkeit, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Immer lauter wurde der Frohsinn der ganzen Gesellschaft. Gesundheiten folgten auf Gesundheiten, und sprachen das Geheimniß der Plane und Wünsche der Verschwornen so laut aus, daß die Wände dießmal weder Ohren noch Zungen zu haben brauchten, um dasselbe weiter zu verbreiten als den Glückstrunkenen lieb seyn durfte.

Insbesondere wandten sich nun alle Huldigungen der Männer an Zoë'n, welche sie einstimmig für ihre Glücksgöttin erklärten. Zum Danke dafür ließ es die schöne Frau auch nicht an der Haupteigenschaft Fortuna's, der launenhaften Unbeständigkeit, fehlen. Denn als alle ihre Versuche, Jaffier'n zu reizen, an seinem finstern Ernste gescheitert waren, kehrte sie sich plötzlich mit einer auffallenden Vernachlässigung von ihm weg, und richtete abwechselnd ihren Angriff bald auf Diesen, bald auf Jenen von der Gesellschaft. Keiner widerstand der reizenden Lockung, welche sie nach einander an den Meisten versuchte, während sie Alle zugleich auf die verschiedenste Weise beschäftigte. Niemand blieb ohne Hoffnung, und der Capitän hätte Ursache genug zur Eifersucht gehabt, wär' er als guter Seemann dieser Schwachheit überhaupt unterworfen gewesen.

Den meisten Eindruck machte die junge Frau indeß auf den Venetianer, der zuletzt gekommen war. Da die Gelegenheit besondere Bewerbungen um sie nicht

begünſtigte, ſo ſuchte er ihre Aufmerkſamkeit durch das Feuer ſeiner Reden und die Bedeutung ihres Inhalts zu gewinnen. Als daher Jemand aus der Geſellſchaft von den Schwierigkeiten ihres Unternehmens und dem Ruhm ihrer Beſiegung ſprach, nahm er das Wort, und ließ ſich in einen weitläuftigen Vortrag aus, in welchem er die Unfehlbarkeit des Erfolges aus den Verhältniſſen und öffentlichen Zuſtänden von Venedig ſelbſt zu beweiſen ſuchte.

„Mit dem Ruhme bin ich einverſtanden,“ begann er; „die Schwierigkeiten kann ich aber ſo groß nicht finden. Wer dieſen Staat, oder vielmehr dieſe Stadt, denn darauf kömmt Alles an, genauer kennt, dem erſcheint die Aufgabe, die wir uns geſtellt, nicht über der Kraft entſchloſſener Männer. Wagt auch Niemand davon zu reden in Venedig, ſo iſt es doch für Niemand ein Geheimniß, daß Alles hier im Sinken iſt und das morſche Gebäude dieſer Größe nur noch durch künſtliche Mittel zuſammen gehalten wird. Darf man ſich wundern, wenn man weiß, daß Staaten blos durch die Mittel erhalten werden, durch die ſie groß geworden? Venedig aber, das die Furcht empfangen, die Freiheit geboren, die Armuth aufgeſäugt und der Frieden groß gezogen, iſt kaum zum Gefühl ſeiner Stärke gelangt, als es die erobernde Macht zu ſpielen, ſeine Sumpfhütten in Marmorpaläſte zu verwandeln, und ſeine eigenen Bürger zu Sklaven zu machen beginnt. Bei Sanct Marcus, es iſt zum Lachen, wenn man ſieht, daß dieſe hundertköpfige Tyrannenhydra ſich vermißt, mit den mächtigſten

Staaten der Welt in die Schranken zu treten. Und womit wird Alles unternommen? — Mit Heeren, die aus dem Auswurf aller Völker zusammengelesen sind. Mit Feldherren, welche man im Auslande gekauft hat, um sie einem Schwächling aus den sogenannten alten Häusern unterzuordnen, der jeden Erfolg hindert, weil er seinen Ruhm nicht theilen kann. Mit Ausrüstungen, welche der Hochmuth und der Leichtsinn beschließen und der Krämergeist und die Knauserei zur Ausführung bringen. Mit Operationsplanen, die durch mangelnde Vollmachten und verspätete Befehle unmöglich gemacht werden. Damit war die Macht nicht aufzubauen, von der Venedig herabzusinken begonnen. Die Hauptwaffe unserer Tyrannen ist die Arglist und der Verrath unter jeglicher Gestalt. Wie sie dem Francesco Carrara gethan, hat die ganze Welt gesehen; aber Wenigen ist bekannt, wie sie das Königreich Cypern erworben. Die schöne Catharina Cornaro war der Köder für den schwachen König Jacob, der Thor genug war, in ihrer Erklärung zur Tochter der Republik eine Ehre, und nicht die Einleitung zu ihrer Bewerbung durch die Mutter zu erblicken. Heimlich beigebrachtes Gift schaffte ihn und seinen Sohn aus dem Weg, und die Republik setzte sich die Königskrone von Cypern auf das Haupt. Die Rache dieser Schandthat wird nicht ausbleiben, so wenig, als die Vergeltung des schamlosen Raubes, den sie an allen ihren Nachbarn begangen. Dalmatien und Croatien mit dreihundert Inseln und den schönsten Seehäfen sind alte Bestandtheile des Königreichs Hungarn. Padua,

Vincenza und Verona gehören dem deutschen Reich und werden von ihm wieder gefodert werden. Was mag die gesunkene Republik übrig behalten, wenn der Tag der Erstattung anbricht? Ueberall werden die Herzen der Einwohner den alten Herren entgegen fliegen; denn so müde sind sie überall des Drucks und Hochmuths unserer Tyrannen, so tief gekränkt ihre edlen Geschlechter durch die Ausschließung von allen Ehrenstellen, so verarmt die Völker durch die Last der Abgaben, daß sie überall gerne das Beispiel von Ragusa nachahmen möchten, welches sich lieber unter den Schutz der Türken begeben, als länger unter venetianischer Herrschaft seufzen wollte. Würde sie auch nicht durch uns herbeigeführt, so könnte doch der Tag nicht lang ausbleiben, wo sich alle diese buntscheckigten Landermassen eine um die andere ablösen müßten, gleich den Gliedern des Arlechino in dem Puppenspiel. Umsonst wird er nach Hülfe rufen, dieser stolze Senat, der selber nie geholfen hat, außer um vollends zu verderben. Nur durch Venedig ist Constantinopel für die christliche Welt verloren gegangen, und der Schlüssel von Europa den asiatischen Eroberern ausgeliefert worden. Eine venetianische Flotte lag im Angesicht der Stadt, als sie von den Türken belagert wurde. Der griechische Kaiser bat um Hülfe, er bat zuletzt nur um zwei Galeeren. — Umsonst! Die Türken nahmen die Stadt im Sturm, und das Angst- und das Jammergeschrei der Unglücklichen, an denen die Barbaren jede Mißhandlung ausübten, drang bis in die Ohren der Venetianer. Ruhig

sahen sie dem Brande, der Plünderung und dem Morde zu, und als sie endlich die Hände rührten, geschah es nur, um den Türken die unermeßliche Beute für ein Spottgeld abzukaufen, und die Schätze griechischer Kunst und Herrlichkeit auf allen Märkten von Europa zu ungeheuren Preisen feil zu bieten."

„Die größten Feinde von Venedig sind jedoch in Venedig selbst, und sicherer konntet Ihr nirgends sein Verderben bereiten, als in seinem eigenen Herzen. Betrachtet nur die Bevölkerung der Stadt! Zuerst diesen Adel. Er beherrscht die Republik, aber er ist schwach an sich durch Gesinnung und Zahl, und noch schwächer durch seine Uneinigkeit. Er ist schwach durch Gesinnung — das verräth die Arglist der venetianischen Politik, die Unwissenheit, die Müßiggängerei und die Liederlichkeit, in welcher die Jugend aufwächst, die zur Regierung bestimmt ist. Er ist schwach durch seine Zahl und fühlt seine Schwäche. Umsonst sucht er sie in der Gleichheit der Kleidung mit dem höhern Bürgerstande zu verbergen. Das Volk weiß, wie klein die Zahl seiner Tyrannen, wie leicht mit ihnen fertig zu werden ist, und wartet nur auf das Zeichen zu ihrer Ermordung, von wo es auch kommen mag. Der Adel ist schwach durch seine Uneinigkeit; denn blutig und unversöhnlich ist der Haß zwischen den alten und neuen Geschlechtern. Was ist lächerlicher, als die Stammbäume dieser sogenannten alten Häuser? Die Giustiniani sind noch die Bescheidensten; sie wollen doch nur von dem Kaiser Justinian abstammen. Aber die Cornaro's leiten ihren

Urſprung von dem alten römiſchen Geſchlechte der Cornelier her, die Quirini's von dem der Sulpizier, die Loredan's von den Scävola's. Wer weiß nicht, daß die Gründer von Venedig die Auswürflinge der Bewohner der Terra Firma geweſen ſind, welche die Armuth in die Sümpfe der Lagunen trieb, um ihr Leben durch den Fiſchfang zu friſten? Aus den Fiſchern wurden Schiffer, aus den Schiffern Kaufleute, und aus den Kaufleuten Fürſten, und dieſe Familien, an denen nichts als der Schmutz des Alters hängt, entblöden ſich nicht, ihre Stammbäume mit den edelſten Namen des alten Roms zu füllen! Der übrige Adel weiß dieß und lacht darüber; aber in ſeinem Innern knirſcht er vor Wuth über jenen Hochmuth und vor Neid über ihre Macht und ihren Reichthum. Glaubt Ihr, daß größere Einigkeit ſey unter dem gemeinen Volke? Betrachtet nur die Nicolotten und die Caſtellanen, welch ein tief gewurzelter, unauslöſchlicher Haß Beide gegenſeitig erfüllt! Können ſich doch ihre Kinder nicht einmal begegnen, ohne in blutigen Zank zu gerathen. Und doch ſind dieß die beiden Hauptmaſſen, in welche das ganze gemeine Volk von Venedig zerfällt. Selbſt die Geiſtlichkeit harrt in der Stille mit Wünſchen und Gebeten dem Umſturz der Republik entgegen, und wiederholt ſich leiſe ſeufzend das Wort des Cardinals Zapata, daß der Clerus in Venedig übler daran ſey, als die Juden in Egypten unter den Pharaonen geweſen. Die Furcht allein hält die Dinge noch zuſammen, und unbegreiflich erſcheint es, daß ſie nicht ſchon längſt vor der Kenntniß

des wahren Zustands, die keinem Venetianer fehlt, verschwunden ist. Andere Tyrannen schützen sich durch ihre Heere nach Innen und nach Außen; aber die Unsrigen fürchten sich vor ihren Soldaten, wie vor ihren Bürgern. Wie unbedeutend ist die Kriegsmacht dieser Republik! Zudem besteht sie aus lauter Fremden; denn es ist unmöglich, weniger kriegerisch zu seyn, als ein Venetianer. Ich selber bin ein Venetianer; aber mit Wuth im Herzen und mit Scham auf der Stirne muß ich es sagen, daß unsere Erziehung jede männlich kräftige, jede kriegerische Neigung in uns unterdrückt. Einst war der heilige Theodor Venedigs Schutzpatron; aber unsere Tyrannen waren Kaufleute, und weil der heilige Theodor ein Kaufmann gewesen, mußte er dem heiligen Marcus Platz machen. Mächtiger, als jede andere Gewalt, ist die Furcht in Venedig, und so mächtig ist sie, daß sie sogar zum Sturze seiner Macht mitwirken muß. Hunderte und Tausende können an den Entwürfen gegen sie Theil nehmen; Niemand wird sie verrathen. Jeder weiß, wie dieser Senat zu belohnen pflegt. Ihr kennet Alle die Geschichte jenes Doge Falieri, der die Verfassung, unter der er seufzte, umstürzen wollte. Sein Plan wurde dem Senate verrathen, und das Haupt des Doge fiel unter dem Beile des Henkers. Beltrando Pelizzaro hieß, der ihn verrathen. Und was war sein Lohn? — Der großmüthige Senat beschenkte den Beltrando Pelizzaro mit dem Adel und ließ ihn im Gefängniß erdrosseln." —

Der Schluß dieser Rede verfehlte seine Wirkung

nicht auf die Gesellschaft, und der Sprecher, dem ihre Aufmerksamkeit nicht wenig geschmeichelt, erzählte nun noch mehrere Züge von der Undankbarkeit seines Vaterlands gegen seine verdientesten Männer. Die Geschichte aller Republiken ist reich an ähnlichen Erfahrungen; aber keine, außer der athenienſiſchen, vielleicht reicher, als die von Venedig, und Octaviano Canale hätte noch lange fortfahren können, wenn ihn Zoë nicht mit einer Frage unterbrochen, die dem Gespräch eine ganz andere Wendung gab.

Jaffier hatte jedoch das Ende der langen Rede nicht abgewartet, sondern einen Augenblick, da die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft besonders gespannt war, benützt, um leise aufzustehen und sich zu entfernen. Dem Capitän war dieß nicht entgangen. Er folgte ihm auf dem Fuße nach und hielt ihn im Vorsaale fest. „Ich weiß, was Dich forttreibt, Steuermann Jaffier, und bin weit entfernt, Dich zurückhalten zu wollen. Aber der Tag soll nicht enden, bevor Alles wieder rein geworden ist unter uns, wie früher.“ —

Jaffier wollte ihn mit der Versicherung unterbrechen, daß Alles zwischen ihnen bei'm Alten sey; der Capitän aber fuhr fort: „Spare Deine Worte. Ich weiß nur zu gut, daß von Deiner Seite nichts geschehen ist, um es zu ändern. Bei meiner Ehre, Jaffier, einen Finger von meiner Hand wollt' ich geben, könnte ich das nämliche von mir sagen. Es war ein unglücklicher Augenblick, der mich hingerissen. Deine Weigerung, an meinem Unternehmen Theil zu nehmen, machte mich

argwöhnisch, und als ich Deine wahre Gesinnung kennen lernte, war das Schlimmste geschehen. Erspare mir das Uebrige. Sage nicht, daß Du mir verzeihest. Antworte mir gar nicht, sondern reiche mir die Hand." —

Jaffiers Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, und tiefe Reue ergriff ihn, als der Capitän so herzliche Worte sprach. Er stand im Begriffe, sich ihm um den Hals zu werfen, ihm seinen Verrath zu gestehen und ihn zu beschwören, augenblicklich sein Heil in der Flucht zu suchen. Aber der Capitän, der seine Bewegung für bloße Rührung ansah, ließ ihn nicht zum Worte kommen. Er drückte ihm die Hand und eilte wieder hinein zu seinen Gästen.

Jaffier stand einige Augenblicke unbeweglich und starrte gegen die Thüre, in welcher der Capitän verschwunden war. Plötzlich schlug er sich vor den Kopf und stürzte fort, die Treppe hinunter. Wir wissen nicht, wohin er wollte; aber es hing auch nicht mehr von ihm ab. Denn als er an die Hausthüre kam, fand er den Arsenalotten, seinen Wirth, der ihn zu erwarten schien und ihm erklärte, daß er ihn einem seiner Leute übergeben müßte, um ihn gleich in der Nähe zu haben, wenn die da Oben seine Aussagen verlangten. Er bemerkte mit Bestürzung, daß ein Haufen Bewaffneter den schmalen Kai besetzt hatte, und konnte nicht mehr bezweifeln, daß das ganze Haus umstellt war und die Gefangennehmung der Verschworenen vollführt werden sollte. Schweigend, aber mit Gefühlen in der Brust, welche sein ganzes übriges Leben

vergiften müſſen, trat er zu dem Soldaten, dem ihn der Arſenalotte zugewieſen. Zugleich ſammelte ſich eine bedeutende Mannſchaft vor der Thüre des Hauſes, und brach plötzlich ein in daſſelbe. Kein weiterer Lärm ward vernommen, und es würde auch nachher noch ſtille geblieben ſeyn, als die ganze Geſellſchaft, welche bei dem Capitän geweſen war, allmählich gebunden herausgebracht und Jeder einzeln in einer Barke fortgeführt wurde, wäre die Reihe nicht auch noch zuletzt an Zoë'n und Lauretta'n gekommen. Zoë ſchluchzte laut, das Kind aber brach in ein Geſchrei aus; ſo daß einer von der Wache daſſelbe unſanft faßte und ihm ohne weitere Umſtände ein Taſchentuch in den Mund ſtopfte.

Jaffier hatte den Blick abgewendet, um nicht zu ſehen und nicht geſehen zu werden. Der Arſenalotte aber ſprach zu ihm, als die Barken ſämmtlich weggefahren waren: „Ich meine, Ihr dürftet es Euch dieſe Nacht bei mir gefallen laſſen. Ihr könnet doch nirgends beſſer aufgehoben ſeyn, als in dem Haus eines Mannes aus der beſonders geliebten Familie unſerer gebenedeiten Mutter. Hoch lebe der heilige Marcus! Kommt!“ —

Sechstes Kapitel.

Die Staatsinquisition besaß zwar die furchtbare Macht noch nicht, die ihr erst seit der Zeit unserer Ereignisse, und höchst wahrscheinlich durch sie veranlaßt, übertragen worden ist; dennoch lag die Hauptgewalt bei allen Prozessen, welche die Sicherheit des Staats betrafen, in ihren Händen. Sie hatte die Untersuchung zu führen, von der in solchen Dingen Alles abhängt. Diese war gegen Jacques Pierre und die übrigen, wenn auch nicht in seine Plane, doch in sein Schicksal verwickelten Personen auf eine Weise beschleuniget worden, welche sich nur durch den Grundsatz der venetianischen Kriminaljustiz, daß die Wohlfahrt der Republik auch mit dem Tode von Unschuldigen gesichert werden dürfe und selbst der Schein des Staatsverbrechens zu bestrafen sey, rechtfertigen ließ. Schon am 12. Mai wurde die ganze Sache dem Rath der Zehne vorgelegt. Francesco Corraro, trotz seiner Jugend, einer der drei Staatsinquisitoren, erstattete den Bericht, auf welchen hin das Urtheilt gefällt wurde. Bevor dieses jedoch geschah, trugen die Consulenten der Republik ihr Gutachten über

die politische Frage vor, welcher Grad von Oeffentlichkeit der ganzen Sache zu geben, oder ob sie nicht lieber in ewiges Geheimniß zu begraben sey. Darüber sowohl, als über das Schicksal der meisten Betheiligten, wurde der Beschluß noch in der nämlichen Sitzung gefaßt.

Beide Vorträge sind für unsere Darstellung von Wichtigkeit. Schon ihrer Natur nach fassen sie die Entwicklung der Schicksale sämmtlicher Personen unter einem Gesichtspunkte zusammen. Sie werfen auf den Charakter derselben und auf manche Seiten der Ereignisse eine Masse von Licht, die wir, ohne einen großen Aufwand von Scenerie nicht hervorzubringen im Stande seyn würden. Vielleicht tragen sie aber auch dazu bei, die sonderbare Erscheinung zu erklären, welcher man nicht selten in politischen Prozessen begegnet, wo die Einen die Wahrheit der zu Grunde gelegten Thatsachen geradezu ableugnen und Alles für bloße Fantasmagorieen ausgeben, während die Andern nicht Worte genug finden können für die Gefahr, worin der Staat geschwebt, und die Größe des Verbrechens, das gegen ihn versucht worden ist. Und so glauben wir uns wohl gestatten zu dürfen, den Schluß unserer Ereignisse durch eine genauere Nachricht über diese Verhandlungen vorzubereiten.

Der Rath der Zehen ist in dem Sitzungssaale der Staatsinquisition versammelt, welcher nichts Auszeichnendes hat, als die Art, wie die Gewalt dargestellt ist, die hier ausgeübt wird. Unter den Bildnissen der Dogen, welche die Wände bedecken, heftet sich das Aug unwillkürlich auf eines unter ihnen, das durch einen schwarzen

Vorhang verhüllt iſt. Er verbirgt das Gemälde des unglücklichen Doge Marino Falieri, deſſen wir mehreremale gedacht haben. Unmittelbar unter demſelben ſteht der Lehnſtuhl, welchen der dermalige Doge, Niccolo Donato, heute ſelber eingenommen. Neben ihm ſitzt der ſogenannte Capo-Dieci, der Präſident des Raths, deren drei ſind, welche ſich jeden Monat ablöſen. Zu beiden Seiten reihen ſich um den großen, länglich runden Tiſch die übrigen Mitglieder deſſelben und die Räthe des Doge. Sie ſind in ſchwarzer Kleidung, ohne Auszeichnung ihrer beſondern Aemter und Würden. Alles hat den Schein, als ob ſie wegen eines öffentlichen Unglücks in Trauer wären.

Nachdem der Berichterſtatter den Urſprung der Verſchwörung, die Mittel und die Zwecke derſelben weitläuftig entwickelt und das Einzelne mit Auszügen aus den Unterſuchungsprotokollen belegt hatte, zog er die Reſultate ungefähr in nachſtehender Weiſe zuſammen.

„Unter den Perſonen, welche ſich in unſerer Gewalt befinden, und über die wir das Amt der ſtrafenden Gerechtigkeit auszuüben haben, ſteht der Corſare Jaques Pierre oben an. Er iſt das Haupt der Verſchwörung, was die Ausführung betrifft. Der Gedanke derſelben und die Grundlage im Großen ſtammt weiter her und gehört ohne Zweifel dem Herzog von Oſſuna; ſo wie auch alle bisherige Förderung durch bedeutende Geldmittel von ihm gekommen iſt, und die wichtigſte durch Truppen und Schiffe noch erwartet wurde. Der Entwurf im Einzelnen, ſo weit er auf die eigenthümlichen

Verhältniſſe unſeres Freiſtaats und die beſondern Zuſtände ſeiner Hauptſtadt berechnet erſcheint, iſt unverkennbar das Werk des ſpaniſchen Botſchafters Alfonſo de la Cueva, Markeſe von Bedemar, deſſen thätige Theilnahme an dieſer Verſchwörung und ſomit die beiſpielloſeſte Verletzung des Völkerrechts, durch die Unterſuchung außer allem Zweifel geſetzt iſt.“

„Inzwiſchen darf man den Corſaren nicht für ein bloſes Werkzeug des unruhigen Ehrgeizes der beiden Spanier und der argliſtigen Politik ihres Cabinets anſehen. Sein Beſtreben ging vielmehr dahin, das Hirngeſpinnſt ihres Haſſes und Eigennutzes, den Umſturz unſerer Macht, für ſich ſelbſt zu benützen, und ſich — es iſt ſchwer, dieſen Gedanken des Wahnwitzes ohne Lachen auszuſprechen — die Herzogskrone von Venedig auf das Haupt zu ſetzen.“ —

Ein Geräuſch des verachtenden Unwillens unterbrach hier den Redner; doch ward kein Lächeln ſichtbar in dem Angeſicht der ernſten Richter, und der Berichterſtatter fuhr fort:

„Zur höchſten Stufe des Wahnſinns, zum Hochmuth und Ehrgeiz, ſteigt der Menſch nur allmählig hinan, und um das Ungeheure zu unternehmen, bedarf es einer eigenthümlichen Richtung ſeines Geiſtes und einer groſen Gewalt der Leidenſchaften. Dieſe hat ihren Grund in der natürlichen Verkehrtheit ſeines ganzen Weſens; jene wird hauptſächlich durch ſeine Schickſale beſtimmt.“

„Was zuerſt die Natur-Anlagen angeht, ſo kommt vor allen Dingen das Vaterland des Mannes in Er-

wägung. Dieſer Corſare iſt nicht nur aus dem groſſen Volk, das der römiſche Geſchichtſchreiber Livius ſchon gentem natam in vanos tumultus, avidissimam auri genannt, und ein frommer Dichter des Mittelalters noch viel treffender in den Verſen bezeichnet hat:

Gens . .
Torva, ferox, ventosa, procax, incanta rebellis,
Inconstans, disparque sibi novitatis amore,
Prodiga verborum, sed non et prodiga facti;

ſondern er gehört auch derjenigen Provinz an, die im ganzen übrigen Frankreich des ſchlechteſten Rufes genieſt. Foi de Normand ſagt man, wie man fides graeca ſagt. Qui ſit Normand, il ſit truand, iſt ein allgemein bekanntes Sprüchwort; doch drückt es den gefährlichen Charakter der Bewohner der Normandie nur höchſt unvollkommen aus. Um dieſen ganz kennen zu lernen, muß man in die frühere Geſchichte von Europa zurückgehen. Da ſieht man eine Horde von Barbaren, welche Hunger und Kälte in dem tiefſten Norden aufgejagt, in elenden Nachen an der Weſtküſte von Frankreich landen und Schutz und Hülfe ſuchen. Um Beide zu finden, nehmen ſie das Chriſtenthum an, und wie es mit ihrer Bekehrung gemeint iſt, erkennt ſich in dem Zuge, welchen die Chroniken von Einem dieſer Eindringlinge berichten, der ſich zwölfmal taufen ließ, um eben ſo oft das neue Gewand zu erhalten, womit die frommen Bekehrer die Heiden für die Taufe zu bekleiden pflegten. Bald kommen neue Haufen dieſer Barbaren auf den Meereswellen angetrieben, und in Kurzem iſt ihre Zahl groß

genug, um sich zu Herren des Landes zu machen, das sich den Hülflosen so gastfreundlich geöffnet. Aber für die Völlerei und die Habsucht ist nicht Raum genug an dieser armen Küste. Der Sohn eines Bauern versucht es, glücklichere Länder aufzufinden. Robert Guiscard heißt der Mann, und Tankred von Hauteville nennt er später, nachdem er zur Größe gelangt ist, seinen Vater. Als Pilger bettelt der Bauernsohn sich über die Alpen und findet unser schönes Italien von Barbaren anderer Länder bedrängt. Er wirbt eine Bande Landstreicher und überwindet die Barbaren. Aber schnell verwandelt sich der gedungene Beschützer in den unterdrückenden Gebieter. Die Kunde solch großen Glücks zieht neue Scharen nach dem Süden, und bald ist keine Krone hoch genug, nach der die normänn'schen Abenteurer ihre Hände nicht ausstreckten. Der Glanz der Erfolge bedeckt die Niedrigkeit des Anfangs und die Schändlichkeit der angewendeten Mittel, und Robert Guiscard steht als ein großer Name in der Geschichte. Diesen seinen Landsmann, oder seinen Sohn Boëmund, hat sich der Corsare zum Muster und Vorbild gewählt, und verschiedene Prognostika und Glückszeichen bestätigen seinen Wahn, dasselbe zu erreichen, wo nicht zu übertreffen. Mit der Hoffnung, ein gleiches Glück zu erschwingen, verläßt er sein armes Vaterland und durchzieht bald die Meere als Räuber, bald dient er den Chimären des Herzogs von Nevers, welcher die Rechte der Paläologen auf Griechenland geerbt zu haben glaubt, bald den Intriguen, die der Pater Joseph für

den Cardinal Richelieu auf Morea anzettelt, und tritt zuletzt in die Dienste des Vicekönigs von Neapel, dem keine Unternehmung zu abenteuerlich ist, wenn sie seiner Eitelkeit schmeichelt und seinem Hasse gegen unsern mächtigen Freistaat Befriedigung verspricht. Der spanische und der französische Phantast verbinden sich, wie sie in ihrem Hochmuth wähnen, zu unserem Verderben, und Beide den Betrug, mit dem Jeder den Andern als sein Werkzeug zu brauchen denkt, im Herzen verbergend. Der prahlerische Spanier kann sich nicht enthalten, seinen Triumph über uns zum Voraus zu genießen, und spricht offen von den Planen zu Venedigs Verderben. Die Thorheit des Gedankens ist nicht zu fassen, und noch weniger die Raserei, einen Plan selbst zu verrathen, der, wenn seine Ausführung möglich wäre, nur durch das tiefste Geheimniß gelingen könnte. Spinelli berichtet diese Reden des wahnwitzigsten Dünkels. Er glaubt selbst nicht an ihren Ernst, und auch wir erkennen darin nur die Prahlereien eines unmächtigen Hasses. Auf einmal beginnt Ossuna andere Karten auszuspielen. Der Corsar entzweit sich mit ihm auf eine Weise, die dem heftigsten Bruche gleich sieht. Er entflieht aus Neapel; der Herzog zieht sein Vermögen ein und bemächtigt sich seiner Familie, die er zurückgelassen. Der Corsare wendet sich an seinen alten Wohlthäter, den Herzog von Savoyen, um Empfehlungsbriefe von ihm an den Senat zu erhalten und Eintritt in unsern Seedienst zu erlangen. So kommt er nach Venedig, und wird, wenn auch gleich nicht ohne Arg-

wohn, in einem bedeutenden Posten auf unsern Flotten angestellt. Während er die gefährlichsten Umtriebe anspinnt, deren Umfang Euch in Erstaunen gesetzt hat, macht er verschiedene Angaben, die ihm überall sonst, nur nicht in Venedig, Vertrauen erworben hätten. Er bezeichnet einige Punkte der Lagunen, welche durch Befestigungen gegen einen kühnen Feind gesichert werden müßten. Er warnt vor mehreren seiner eigenen Vertrauten und Helfershelfer; er gibt sogar Denjenigen an, auf den er am meisten zu halten scheint, als in Einverständnissen mit dem Vicekönig von Neapel begriffen. Vielleicht hätte er selbst größern Argwohn noch länger getäuscht, wäre Verrath nicht der alte Lohn des Verrathes. So mußte die Entdeckung des ganzen Complotts durch den nämlichen Steuermann Jaffier geschehen, welchen er selber der verrätherischen Verbindung mit unserem größten Feinde beschuldigt hatte."

„Welche Federn in dieser Entwicklung vorzüglich gespielt, wird sich weiterhin ergeben. Zuvor ist noch eines sonderbaren Umstandes zu gedenken."

„Nach des Corsaren verstellter Flucht aus Neapel hatte sich Ossuna, wie bereits bemerkt worden, nicht nur seines Vermögens bemächtiget, sondern auch die Seinigen verhaftet. Alles war mit großem Geräusche vollzogen worden, und der Herzog selbst hatte durch seine Vertrauten viel von der Härte reden lassen, welche man gegen die unschuldigen Frauen verübt habe. Sie sind in ein Kloster von der strengsten Ordensregel eingesperrt, und erfahren, wie allgemein versichert wird,

die unmenſchlichſte Behandlung. So berichtet unſer Reſident in Neapel dem Senat in mehreren Depeſchen. Plötzlich wird ihm die Kunde, daß ſich die Frauen in aller Stille aufgemacht, und, mit jeder Bequemlichkeit verſehen, auf dem Weg nach der Küſte des adriatiſchen Meeres befinden. In Chifferſchrift zeigt er die Hieherſendung eines vertrauten Berichterſtatters an, welchen er auf dem nämlichen Weg abſchickt, den Jene genommen. Dieſe Perſon iſt Niemand anders als ſeine eigene Gattin, die auch wirklich ſo glücklich iſt, mit den Reiſenden in Spalatro zuſammenzutreffen und nähere Bekanntſchaft mit ihnen zu machen. Sie gewinnt ſogar das Vertrauen des Corſaren und gelangt zum Beſitze des ganzen Geheimniſſes. Aber ſtatt nach Venedig zu eilen und ihre Entdeckung zu melden, bleibt ſie in Spalatro zurück, während die Angehörigen des Corſaren längſt hier angekommen ſind, und der Umſturz unſerer Macht, wenn er überhaupt möglich wäre, vollendet werden konnte. Allerdings iſt es eine ſchwere Krankheit, welche ſie niedergeworfen. Dennoch iſt ſie ſchwer zu rechtfertigen, wie alsbald klar werden wird."

„Dieſe Frau ſcheiterte, wie es gewöhnlich geſchieht, durch die Hauptſchwachheit ihres Charakters. Schwachheit iſt jedoch hier ein zu milder Ausdruck. Sogar das Wort Laſter genügt nicht, um die Unerſättlichkeit in Wolluſt und die Gleichgültigkeit gegen die Rechtlichkeit der Mittel ihrer Befriedigung, ihres Wechſels und der Verheimlichung ihrer Folgen zu bezeichnen. Es iſt die Meſſaline des Alterthums, eine Meſſaline ohne Thron,

eine Meſſaline im Finſtern, aber vielleicht ſchlimmer als dieſe Genoſſin eines kaiſerlichen Ehebettes, das ſie nicht nur durch Ehebrüche ohne Zahl, ſondern ſelbſt durch die öffentliche Vermählung mit einem ihrer Buhlen neben dem blödſinnigen Gatten befleckt. Die Laſter brauchen Helfer, wie die Verbrechen, und ſind auch hier nichts als Verbrechen. Ein unbedeutender Schreiber, welchen Spinelli mit ſich nach Neapel genommen, wird von der Ruchloſen zu Herbeiſchaffung der Gifte gebraucht, die ihr nöthig ſind, um ſich der Liebhaber zu entledigen, deren ſchnellſter Wechſel allein noch Reiz für ſie hat. Spinelli iſt in ſeinem Unmuthe gegen dieſen Menſchen manchmal weiter gegangen, als ſeine Würde, ja nur die Klugheit erlaubt. Der Beſitz der Geheimniſſe ſeiner Gebieterin macht den Diener trotzig gegen ſeinen Herrn. Spinelli jagt ihn aus dem Dienſt, und indem der Schreiber ſein Haus verläßt, droht er, die Aufführung der Gattin des Reſidenten bei der Staatsinquiſition anzugeben. Spinelli kennt genug von Dieſer, um zu wiſſen, wie viel er zu verantworten und zu büßen hat, kommt auch das Wenigſte nur in dieſem Rath zur Sprache. Er hofft Verzeihung zu gewinnen, wenn er uns eine Nachricht von großer Wichtigkeit ſendet. Vielleicht vertraut er auch auf die Gewandtheit einer Frau, deren lang gemißbrauchte Schönheit doch immer noch Reize genug für ſchwache Köpfe und ſchwache Grundſätze behalten. Sie ſelber rechnet ohne Zweifel auf die Fürſprache mächtiger Freunde, welche ſie hier finden wird und über die leider in

Schauder erregende Einzelnheiten einzugehen ist. In Spalatro vergißt sie den Zweck ihrer Reise. Sie verführt einen Geistlichen, der bis dahin den unbescholtensten Ruf genossen hat, und gefällt sich länger bei ihm, als das wichtige Geheimniß, dessen Trägerin sie ist, gestattet. Darüber verfällt sie in Krankheit und langt erst in Venedig an, nachdem die Entdeckung bereits von anderer Seite geschehen."

„Wie eben berührt worden, so rechnete diese Frau auf mächtige Fürsprecher in unserer Stadt, und es ist nun ein Verhältniß zu berühren, das uns einer Seits mit Trauer, anderer Seits aber auch mit demuthsvoller Bewunderung der Wege erfüllen muß, welche die Vorsehung einschlägt, um die Werke der Finsterniß an das Licht zu ziehen. Verhüllet Eure Häupter, Väter des Vaterlands! Ein Mann, in einer unserer höchsten Staatswürden, für den Alles erreichbar war in unserem Freistaat, ist nicht nur der älteste Genosse der Ausschweifungen dieser Frau, sondern auch der Mitschuldige in mehreren Verbrechen, welche sie begangen." —

Bei diesen Worten war die Aufmerksamkeit der Versammlung auf einen Grad gestiegen, daß man den Athem ihrer sämmtlichen Mitglieder hören konnte. Erstaunen, ja Entsetzen, selbst Angst malen sich in diesen, sonst unbeweglichen, Gesichtern, je nach der Vermuthung, die ein Jeder von Demjenigen hat, der genannt werden wird, und dem Grade des Antheils, den Verwandtschaft, Geschäftsberührung oder andere Verhältnisse an ihm nehmen lassen. Francesco Corraro fährt jedoch fort:

„Zu gleicher Zeit hat die Unterſuchung aber noch zwei andere ſchwere Thaten dieſes Mannes an den Tag gefördert. Beide ſind begangen worden, während er die wichtigſten Stellen unſerer Provinzialverfaſſung bekleidete. Von der Einen iſt ganz Dalmatien Zeuge geweſen. Sie wurde verübt an dem Haupt einer der bedeutendſten Knesenfamilien des Landes. Der Oberknes hat eine Summe Geldes, die an unſern Schatz abzuliefern iſt, ſeinem Weib in Verwahrung gegeben, bis er Gelegenheit findet, ſie ſicher nach Spalatro zu ſchicken. Das Weib, eine geborne Walachin, glaubt das Geld nicht beſſer verwahren zu können, als indem ſie daſſelbe nach der Sitte ihres Landes hinter dem Haus in die Erde verſcharrt. Einige Tage darauf wird das Geld von dem Schatzmeiſter der Provinz verlangt. Der Oberknes weiß nicht, wohin ſein Weib das Geld vergraben, und verſpricht es zu ſenden, ſo wie ſie von der Hochzeit heimgekehrt ſeyn werde, auf der ſie nach Ragusa abweſend iſt. Der Provveditore, dem dieſes gemeldet wird, läßt den Mann greifen und ihn ohne weitere Unterſuchung aufhängen. Nach wenigen Tagen kommt ſein Weib zurück. Sie eilt nach Spalatro, um das Geld abzuliefern und ihren Gatten aus dem Gefängniß zu befreien, und findet ihn am Galgen. Ihr Alle kennet dieſes Weib. Seit der Zeit habt Ihr ſie jedesmal geſehen, wenn der Doge den 1. Mai ſeinen Amtsbeſuch im Kloſter von Santa Maria delle Vergini macht. Seit zwanzig Jahren hat ſie umſonſt, mit dem Schädel in der Hand,

um Rache geschrien. Nun erst kann und muß sie ihr werden!" —

Ein lauter Ausdruck des Erstaunens und des Unwillens unterbricht hier den Redner. Er macht eine Pause, während er die Augen, als fürchtete er, den Schmerz der Versammlung zu sehn, an den Boden heftet. Endlich fährt er fort: „Der Sohn dieser Unglücklichen ist der Pfarrer, welchen jenes Weib verführt hat, und weil sie Seiner bereits überdrüßig geworden ist, hat sie ihn als Theilnehmer an dem Complotte des Corsaren angegeben. Wukaschin heißt der Mann. Er hat die gröbste Verletzung an dem heiligsten seiner Standesgelübde begangen; aber er ist unschuldig, weissen ihn die neue Messaline bezüchtigt."

„Es ist unvermeidlich, auch der zweiten jener Thaten nahe zu treten, genügt gleich die erste schon, um das Vaterland in Trauer zu stürzen. Diese war eine That der Jugend, man konnte sie vielleicht dem unbesonnenen Eifer, der unmäßigen, doch wohlgemeinten Strenge des Neulings in der Staatsverwaltung beimessen. Was jetzt zu berichten ist, gehört dem reiferen Alter des Mannes an. Die That fällt in seine Verwaltung einer unserer griechischen Provinzen, die wir bisher nicht für unrühmlich gehalten. Ein Mädchen aus einer der edelsten Familien des Landes, schön in den seltensten Reizen der ersten Jugend, wird der Gegenstand seiner regellosen Begierden. Zeit und Gelegenheit fehlen, um die Arme durch allmählich wirkende Künste zu verführen. Euer Provveditore benützt die kurze Abwesenheit ihres

Vaters; er dringt in das Haus ein und schändet die Vierzehnjährige mit Gewalt — "

Eine neue Bewegung unter den Richtern schneidet der Redner ab, indem er sich mit den Worten an sie wendet: „Haltet Euren Unmuth noch zurück, auf daß Euch ein Ausdruck übrig bleibt für das Entsetzen über das Ungeheure! — Der Vater der Geschändeten kömmt zurück. Er findet seine Tochter und sein Gesinde in Thränen, und erpreßt ihnen die Angabe des Geschehenen. Er schwört einen heiligen Schwur, selber nach Venedig zu gehen und um Gerechtigkeit gegen den Schändlichen zu schreien. Der Provveditore kennt Eure gerechte Strenge; er will sich gegen sie sicher stellen, und läßt den unglücklichen Vater durch Meuchelmord aus dem Wege räumen. Ich muß noch einmal verlangen, daß Ihr Eurem Unwillen gebietet, die Grenze dieser Thaten ist noch nicht erreicht! Die Waise selbst, die Geschändete ermannt sich, und besteigt ein Schiff, um nach Venedig zu reisen und Gerechtigkeit für den Tod ihres Vaters und für ihre eigene Mißhandlung zu erflehen. Kaum hat sie den Hafen verlassen, so nimmt ein türkischer Seeräuber das Schiff. Der Türke selbst ist von Eurem Provveditore gedungen. Damit hat sich aber auch das Maß der Verbrechen bis zum Rande gefüllt. Das türkische Schiff fällt in die Gewalt des Corsaren, der an der Spitze dieser Verschwörung steht. Die Griechin ist sein Weib, und der Alles dieß gethan hat, der Procurator von San Marco, Angelo Badoër." —

Obgleich die Anwesenden vielleicht alle ohne Aus-

nahme auf dieſen Mann gerathen, ſo war die Wirkung auf ſie doch nicht geringer, als ſein Name ausgeſprochen wurde. Denn eine ungeheure Kluft iſt zwiſchen dem Gedanken und dem Wort, und die Welt überlebte ſich keine Stunde, würden alle Gedanken der Menſchen auf einmal zu Worten. Mehrere von den Richtern verhüllten ihr Antlitz in den Mantel; leichenblaß ſahen die Uebrigen in ihren Schoß, und der Berichterſtatter ſelber ſchien einer Pauſe zu bedürfen, um die Faſſung für ſeinen weitern Vortrag wieder zu gewinnen.

„Hier ſtellt ſich die Vermuthung dar," fährt Francesco Corraro fort, „daß Durſt nach Rache den Corſaren geleitet. Die Unterſuchung hat ſolche nicht beſtätiget; wohl aber die große Wahrſcheinlichkeit herausgeſtellt, daß er ſelber durch die Rache zu Grunde gerichtet worden iſt."

„Eine ſchwere Verletzung göttlicher und menſchlicher Geſetze hat ſich auf die furchtbarſte Weiſe gerächt an dieſem Manne. Jahre lang hat er gelebt in Schande mit einer Frau, die eines beſſern Schickſals würdig ſcheint. Beide waren nicht durch den kirchlichen Segen verbunden; eine frühere Ehe, welche der Tod noch nicht gelöſet, hatte dieß in den Zeiten verhindert, wo des Corſaren Leidenſchaft noch zu jedem Opfer bereit war. Das griechiſche Mädchen, das er an Bord des genommenen Türkenſchiffs gefunden, zerſtörte das ärgerliche Verhältniß. Er trennte ſich von der vieljährigen Genoſſin ſeines Glücks und Unglücks, und reichte ſeine Hand, die zu dieſer Zeit durch den Tod ſeines Weibes

frei geworden war, der Griechin. Das Kind, welches die Frucht jenes ärgerlichen Verhältnisses gewesen, folgte seiner Stiefmutter und nicht seiner leiblichen Mutter. Es ist schwer, den Charakter dieser Frau zu ergründen. Laura ist ihr Name. Sie konnte nicht so weit in die Untersuchung gezogen werden, als es dazu bedurft hätte. Gewiß ist, daß sie sich an den Steuermann Jaffier anschloß, der eine heftige Leidenschaft für sie gefaßt hatte. Beide kamen mit einander nach Venedig. Der Steuermann Jaffier war es, der das ganze Complott verrathen. Eine alte Gewohnheit, die er Dankbarkeit nennt, hatte ihn an den Corsaren gefesselt und machte sich nun auf's Neue geltend. Er verbirgt seine Reue gar nicht, daß er ihn verrathen, und es ist nicht zu viel geschlossen, wenn angenommen wird, daß er dieß nur gethan, weil das Unglück des Verräthers an ihrer Liebe der Preis gewesen ist, für den sie ihm die Erwiederung derselben versprochen."

„Bis dahin ist Alles so ziemlich klar in der Sache; nur bleibt der tiefe Haß, ja Widerwillen, den die Spinelli gegen diese Frau hegt, ein Räthsel. Sie hat in den Verhören Alles Mögliche angewendet, um einen Theil der Schuld auf sie zu bringen, die auf den Verschwornen lastet. Sie ist ein überaus kluges Weib; aber das Unwahrscheinlichste ist nicht zu stark für sie, um ihren Haß zu befriedigen. Sie hat in Spalatro unter dem Dache des Pfarrers Wukaschin mit Laura zusammengewohnt, und so wenig vertrugen sich Beide, daß die Letzte das Haus des Pfarrers in den ersten Tagen ver-

ließ.“ Die alte Kukuwitza, die Mutter Wukaschin's, mit dem Schädel ihres Gatten folgte ihr, und ist auch mit ihr in Venedig eingetroffen.“

„In Beider Begleitung befindet sich noch eine andere alte Frau, die eines so schweren Verbrechens bezüchtiget ist, daß es nur für einen großen Zweck möglich scheint. Ist sie schuldig, so fällt der Verdacht der Anstiftung unvermeidlich auf Laura, weil sich sonst durchaus kein anderer Zusammenhang der Alten mit der übrigen Welt auffinden läßt. Die Untersuchung, welche nach dem Urheber der Brandstiftung im Arsenale forscht, ist noch im Gange. Sie ist auf die entsetzliche Ungewißheit gestoßen, ob der Sohn die Mutter fälschlich dieses Verbrechens beschuldige, oder die Mutter den Sohn. Das natürliche Gefühl bebt mehr vor der Beschuldigung zurück, als vor der That, und mehr noch vor der Schuld der Mutter, als vor der Schuld des Sohnes. Ist es erlaubt, nach seinem Gesicht zu urtheilen, so hat die Natur diesen Menschen zu jeder Entartung bestimmt. Unmöglich kann sie bei einer Mutter so weit gehen, um die falsche Anklage gegen den eigenen Sohn zu erheben. Von einem Zusammenhang zwischen dem Brandstiftungsversuch und dem Complott hat keine Spur gefunden werden können; man müßte dafür nur den Umstand gelten lassen, daß die beiden Frauen und der Steuermann Jaffier auf der Reise durch die Abruzzen in einem Hause, welches der Mordbrenner Dazumai bewohnte, Mittag gemacht haben. Das ganze Complott ist von dem Steuermann Jaffier angegeben; warum

sollte er diesen Menschen allein schonen, der einem andern Volk, andern Verhältnissen überhaupt, und einer weit niedrigeren Stufe des Standes und der Bildung angehört als er selber?"

„Ein noch schwerer zu lösendes Räthsel ist der Neger, welchen der Corsar als Diener mit sich nach Venedig gebracht hat. Stumm und taub, wie er ist, wie er sich wenigstens anstellt, aber von Allen, die ihn kennen, wirklich dafür gehalten wird, muß er in der äußersten Verwahrlosung der Natur schon als Diener sehr auffallen. Was mag man mit einem solchen Diener bezwecken, ist es nicht die Sicherung eines schweren Geheimnisses durch die unvermeidliche Nähe eines Thürhüters, der nichts von demselben erfahren, und nichts weiter verbreiten kann? Sind aber Taubheit und Stummheit nur Verstellung, so muß ein wichtiger Zweck vermuthet werden. Läßt er sich auch nicht errathen, so darf man doch nicht zweifeln, daß er auf das Complott Bezug hat."

„Dieser Neger ist mehr als ein Räthsel. Man kennt Züge von seinem Scharfsinn, von seiner Fassungskraft, von seinem Vermögen Alles zu wissen, und, was er nicht weiß, zu errathen, von der Kunst, überall zu erscheinen, wo seine Erscheinung für unmöglich gelten kann, ja gleichzeitig an mehreren Orten zu seyn; daß man unwillkürlich an Zauberei und Teufelswerk erinnert wird" —

„Wer kann zweifeln, daß es dieß ist?" unterbrach den Redner der Staatsinquisitor Lorenzo Capello, und

wohl war in den Geſichtern mehrerer andern Mitglieder der Verſammlung zu leſen, daß ſie ſeinen Glauben theilten.

„Die Anhänglichkeit dieſes geheimnißvollen Geſchöpfes an den Corſaren," fuhr der Berichterſtatter fort, ohne auf Jenen zu achten, „hat wunderähnliche Erſcheinungen erzeugt. In der engſten Haft, und weit von Dieſem getrennt, hat er ihm Verſchiedenes zugebracht, ſowohl für ſeine Bequemlichkeit, als um ihm die Flucht möglich zu machen. Iſt dieß durch Beſtechung bewirkt worden, ſo können wir uns auf keinen von unſern Arſenalotten mehr verlaſſen. Aber auch damit wäre das Räthſel nicht gelöst, da man dem Gefangenen gleich bei dem Eintritt in die Gefängniſſe Alles abgenommen, und überdieß die Einleitung jedes Einverſtändniſſes durch die Sprache hier unmöglich war. Es bleibt keine Erklärung für dieſe ganze Erſcheinung, als daß die Natur ſich darin gefällt, den Unglücklichen, welchen ſie die gewöhnlichen Mittel der Verſtändigung verſagt, einen deſto reicheren Quell des innern Verſtändniſſes zu eröffnen, und ſie vielleicht mit Weſen einer für uns unſichtbaren Ordnung der Dinge in Verbindung zu ſetzen. Unſer verehrter College Marc-Antonio Bragadin hat, während er Botſchafter der Republik an dem Hofe von Frankreich war, genaue Kenntniß von einem ähnlichen Fall erhalten. Ein gascogniſcher Edelmann, Namens d'Aubigné, hatte einen ähnlichen Neger in ſeinem Dienſte, deſſen wunderbare Eigenſchaften eben ſo wenig eine natürliche Erklärung zuzulaſſen ſcheinen. Vielleicht beliebt es ihm

ſelber zu berichten, und Euch aus ſeinem Munde zu vernehmen, was ihm davon erinnerlich iſt.“ —

Auf dieſe Worte ſtand einer der Anweſenden auf, welcher Mitglied des Raths der Zehen war, und ſprach: „ich bin bereit, das Wichtigſte zu ſagen, was mein Gedächtniß über die Sache aufbewahrt hat, und hoffe, die Geduld meiner verehrten Collegen nicht zu mißbrauchen.“

„Der Taubſtumme des tapfern d'Aubigné ſchien ein Alter von neunzehn bis zwanzig Jahren zu haben. Sein Geſicht war bleifarbig, und ſein Blick hatte einen widrigen Ausdruck, der Entſetzen einflößte. Ob ihm gleich die Sprache mangelte, ſo verſtand er doch nicht nur Alles, was man ihm ſagte, ſondern er wußte ſich auch ſo deutlich zu machen durch Zeichen, daß Niemand an ihm das gewöhnliche Werkzeug menſchlicher Verſtändigung vermißte. Seine Kenntniß der Vergangenheit und der Zukunft, ſo wie der Geheimniſſe der Gegenwart in Näh' und Ferne, ſchien alles Wiſſenswerthe zu umfaſſen. Was man verloren haben, was geſtohlen worden ſeyn mochte, er wußte es wieder zu finden und herbeizuſchaffen. Er kannte die Genealogie aller Edelleute, die ſich mit ihm darüber einlaſſen wollten, beſſer, als ſie ſelbſt, er brauchte aber auch ſeinen Mann nur ſcharf in's Auge zu faſſen, ſo hatte er ſein Gewerbe, ſeine Neigungen, ſeine Leidenſchaften und ſein Talent errathen. Lange vor König Heinrichs IV. Tode gab er das Jahr, die Stunde, den Ort und die nähern Umſtände ſeiner Ermordung an. Kurz, er ſagte auf das Genauſte voraus, wornach er gefragt wurde, und d'Aubigné

versicherte heilig, daß noch Alles eingetroffen sey, was er verkündiget. Ich muß sehr bedauern, nicht zu wissen, was aus dem räthselhaften Geschöpfe geworden ist, nur erinnere ich mich wohl, daß die Einen an der Wahrheit der ganzen Sache zweifelten, die Andern den Taubstummen für einen Dämon erklärten, welcher Menschengestalt angenommen. Mehrere einsichtsvolle Personen aus dem Poitou, wo d'Aubigné lebte, als er ihn bei sich hatte, versicherten mich, den Taubstummen selbst gesehen und sich von seinen wunderbaren Eigenschaften überzeugt zu haben. Ich glaube an sie, gestehe aber gerne, daß ich keine Erklärung dafür habe." —

Mit diesen Worten setzte sich der Sprecher nieder, und Francesco Corraro fuhr fort: „Es ist eine Erfahrung weiter, daß große politische Verbrecher den gefährlichsten Feind ihrer Erfolge in der Ruchlosigkeit ihrer Kameraden haben. Ein alter Trunkenbold, der vom Morgen bis zum Abend den Spielbecher in der einen, den Trinkbecher in der andern Hand und die Tabakspfeife im Mund hat, ist eine der Hauptpersonen in dieser, zum Umsturz unseres Vaterlands angezettelten Verschwörung. Dieser Mensch ist in jeder Kunst des Lasters und der Sünde geübt; nur hat er noch nicht gelernt, die Dünste des Weins zu bemeistern. Tag und Nacht betrunken, ist es zu verwundern, wie der Corsar seit vielen Jahren sein Spießgeselle, wie es scheint, nur die Augenblicke finden konnte, um irgend-eine Abrede mit ihm für ihren gemeinschaftlichen Plan zu treffen. Dennoch hat dieser Mensch mehr Besinnung gezeigt,

als man ihm zutrauen sollte, wenigstens um sich für alle Fälle sicher zu stellen. Wie es scheint, war es nur ein glücklicher Zufall, oder vielmehr der höchste Grad von Betrunkenheit, der ihn abgehalten hat, in dem Gasthofe della Trombetta zu erscheinen, wo die Hauptverschwornen sämmtlich zum Mahle versammelt waren, und auch alle glücklich festgenommen worden sind. Doch muß sich um diese Zeit eine Warnungsstimme vor der nächsten Zukunft in seinem Innern erhoben haben. Um sich gegen das Scheitern der Verschwörung in Venedig sicher zu stellen, hatte er sich von dem französischen Botschafter einen Paß zur Reise nach Frankreich verschafft, und auf die erste Kunde, daß alle seine Mitschuldigen festgenommen seyen, war er zum Doge geeilt, um die ganze Verschwörung anzugeben, und ist auch in den Vorgemächern des Serenissimo verhaftet worden. Dieser Mensch hatte sich als Antheil an dem Resultate der Verschwörung die Plünderung der Münze der Republik und den Besitz sämmtlicher Vorräthe in den Weinmagazinen hinter dem Arsenal ausbedungen." —

Der Berichterstatter setzte diese klare Darstellung noch weiter fort, und verbreitete sich zunächst in gleicher Weise über die Persönlichkeit der übrigen Verschwornen. Da diese jedoch nicht in näherem Zusammenhang mit den Schicksalen der Personen stehen, die uns beschäftigen, so glauben wir hier abbrechen, und auch die Uebersicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, welche Francesco Corraro zuletzt von den Mitteln der Verschwörung und dem ganzen Plane der Ausführung gab. Die Haupt-

zügen sind unsern Lesern bereits bekannt, und die politische Frage, welche nach der Berichterstattung zur Berathung kam, ist zu wichtig, als daß wir uns nicht, wo es ohne Nachtheil für die genaue Kenntniß der Sache geschehen kann, kurz fassen müßten, um Zeit und Raum für die Lösung eines historischen Räthsels zu gewinnen, welches den Gelehrten schon so viel zu schaffen gemacht hat.

Dem Berichterstatter gegenüber auf der andern Seite des Saales sitzen an einem kleinen Tische zween Männer, von denen der Eine das Gewand der Mönche des Servitenordens trägt, und der Andere seiner Kleidung nach dem Advokatenstand angehört. Der Letzte verschwindet gleichsam vor dem Ersten, welcher sich auf den ersten Blick durch den Ausdruck einer höhern Natur bemerklich macht, der unverkennbar in seiner Haltung und besonders in seinem Gesichte liegt. Dieser ist ein Mann in den Sechzigen, von mittlerer Größe und der äußersten Magerkeit, mit jener weißen Gesichtsfarbe und dem hohen Roth auf den Backenknochen, wie man es häufig bei Personen findet, deren physische Kraft der Gewalt ihres innern Lebens nicht gewachsen scheint. Auch der runde, wohlgebildete Kopf ist für den Körper, der ihn trägt, zu groß. Eine fingersdicke Ader spaltet die breite, klare Stirne, und läßt auf die Stärke des Geistes schließen, der unter ihm wohnt, und die natürliche Zornmüthigkeit überwunden haben muß, womit er in dieser Versammlung schwerlich einen Platz gefunden haben würde. Schöne Augenbraunen, große, schwarze, auch in diesem Alter noch strahlende Augen, und die

gewaltige, nicht sehr lange Nase, vollenden die Größe der Formen dieses Gesichts, dem nur mehr Fülle des Bartes zu wünschen wäre. Dafür fällt die große Narbe auf der rechten Wange des Mannes desto stärker ins Auge. Vielleicht erkennen ihn Manche von unsern Lesern an dieser Spur eines jener fünfzehn Dolchstiche, die er zehn Jahre früher von Meuchelmördern erhalten und in welchen er selber mit witzigem Doppelsinne stilum curiae romanae zu finden geglaubt hatte. Ob mit Recht oder Unrecht, ist eine Frage, die sich schwerlich mehr lösen läßt. Man hat der römischen Curie so viel unverdientes Böses nachgesagt, und Paolo Sarpi ihr so viel verdienten Nachtheil zugefügt, daß man Beide nicht durch die Wahrscheinlichkeit der an ihm genommenen Rache zu vergrößern braucht.

Paolo Sarpi ist der Mann, welcher der Versammlung des Raths der Zehen als Theologe und Consultore, oder wie er in den verwandten Verfassungen des alten Deutschlands genannt wurde, als Consulent der Republik beiwohnte. Neben ihm sitzt Servilio Treo, von dem wenig mehr als die Kunde seines Namens und die Ehre, Sarpi's College gewesen zu seyn, auf die Nachwelt gekommen ist. In dieser Eigenschaft erhob sich der Letzte, um sein und seines Collegen Gutachten über die Frage der Oeffentlichkeit des verhandelten Prozesses und den Grad derselben, wenn sie beliebt werden sollte, abzugeben. Erst wenn darüber entschieden seyn würde, hatte der Capo-Dieci seinen einleitenden Vortrag geschlossen, könnten die Strafen der Verschworenen be-

stimmt werden. In diesem Freistaat wurden die politischen Verbrechen aus dem Standpunkte der Politik allein gewürdiget. Die größere oder geringere Schuld fand nur eine untergeordnete Berücksichtigung, sprach ja selbst die anerkannte Unschuld nicht frei, wenn die ragione di stato ein Opfer verlangte.

Alle Anwesenden waren der bisherigen Verhandlung mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit gefolgt. Als sich aber Fra Paolo von seinem Sitz erhob und nach einer tiefen Verbeugung gegen den versammelten Rath seinen Vortrag begann, wurde solche nicht nur, man darf wohl sagen, unwillkürlich von den meisten Mitgliedern erwiedert, sondern die Aufmerksamkeit Aller schien auch dermaßen gespannt, daß die hohe Meinung, welche man von seinem Verstand und seinem Charakter hatte, in ihrer Körperhaltung und ihrem Gesichtsausdruck deutlich zu erkennen war.

„Es ist keine Frage des Rechts," begann der Redner, „die uns Eure Weisheit zu lösen vertraut hat, erhabene Väter. Die Gesetzgebung unseres Vaterlandes legt in den Unterschied der Oeffentlichkeit und des Geheimnisses der Strafe keine Verschiedenheit ihres Grades. Die Frage ist rein politisch. Der größere Vortheil, welchen die Republik in der einen oder dem andern findet, darf hier allein entscheidend seyn."

„Die Frage ist aber eine ganz andere, als sie sich sonst bei Bestrafung von Staatsverbrechen darstellt. Es handelt sich nicht allein davon, ob die Strafe vor den Augen des Volks vollzogen werden soll, sondern

insbesondere, ob dem Volk, und nicht nur dem Volke von Venedig, sondern der ganzen Welt bekannt gemacht werden will, was hier gegen die Republik gewagt worden ist, und wie sie es bestraft hat."

„Die Geschichte unseres Vaterlands bewahrt große Beispiele von jeder Lösung unserer Frage. Die Mauern dieses Palastes und das ganze Volk von Venedig haben das Haupt jenes achtzigjährigen Dogen durch des Henkers Beil fallen sehen. Jene Porphyrsäulen auf dem Platze bewahren das Andenken der Hinrichtung eines der tapfersten Männer und größten Heerführer seiner Zeit. Das Haupt des Doge Falieri und das Haupt von Francesco Carmagnola fiel, weil sich Beide in verbrecherische Entwürfe gegen die Republik eingelassen."

„Betrachten wir diese Vorgänge genauer, so unterscheiden sie sich wesentlich von Demjenigen, der Euch beschäftiget. Das Verbrechen des Hochverraths wurde von Männern begangen, in deren Hände die Republik die höchste Gewalt gelegt hatte. Der Eine befand sich als Doge an der Spitze der ganzen Staatsverwaltung, der Andere als Feldherr an der Spitze der bewaffneten Macht. Ragte Jener auch weit hinweg über Diesen durch die Erhabenheit seiner Würde, so war Carmagnola mächtiger durch die Anhänglichkeit und das Vertrauen des Heeres. Der Gefährlichere war offenbar der niedriger Gestellte."

„Nichts wäre leichter gewesen, als das Verbrechen dieser Männer und ihre Strafe durch einen geheimen Tod in ewige Vergessenheit zu begraben. Die Weisheit

unſerer Altvordern hat die Oeffentlichkeit vorgezogen. Es galt ein abſchreckendes Beiſpiel aufzuſtellen gegen jeden ähnlichen Verſuch des Mißbrauchs einer Gewalt, welche die Republik unvermeidlich in die Hände Derer legen muß, die ſie an die Spitze ihrer Verwaltung und ihrer Heere ſtellt. Es mußte den Bürgern von Venedig gezeigt werden, daß die Macht der Republik größer iſt als alle Gewalt, die ſie in die Hände ihrer Diener zu legen für gut findet. Aber auch die ganze Welt ſollte erfahren, wie feſt Venedigs Macht ſteht, da ſie ſelbſt von Denen nicht umgeſtürzt werden kann, welchen ſie zur Verfügung geſtellt iſt."

„Keine dieſer Rückſichten darf ſich hier geltend machen. Die Republik hat es mit einer Handvoll fremder Abenteurer zu thun, die ſich auf die verſchiedenſte Weiſe bei uns eingeſchlichen; Abenteurer, welche die Hoffnung, ſich unſerer Schätze zu bemächtigen, jedem halsbrechenden Unternehmen geneigt macht. Weder die Entdeckung ihres Verbrechens kann den Ruhm Eurer Wachſamkeit, noch ſeine Beſtrafung den Begriff von Eurer Stärke vergrößern. Wo viel zu gewinnen iſt, fehlen die Wagehälſe nicht, die es verſuchen. Hier iſt Alles zu gewinnen und nicht mehr daran zu ſetzen, als täglich von ihnen geſchieht, wenn ſie ſich zum Raub an die Straße legen. Es läßt ſich durchaus nicht abſehen, welchen Nutzen die Oeffentlichkeit der Strafe bringen ſollte."

„Die Oeffentlichkeit könnte eine doppelte ſeyn. Das Urtheil würde in den Kerkern vollzogen und die Leichname

erscheinen am andern Morgen zwischen den Säulen des Marcusplatzes hängend mit oder ohne Masken, aber auch mit der warnenden Tafel auf der Brust und Angabe des Verbrechens, wofür sie bestraft worden. Oder ihre Hinrichtung geschähe dort am hellen Tage, mit dem ganzen Gepränge der strafenden Gerechtigkeit."

„Unsere Republik hat in den meisten Fällen jener ersten Art von Oeffentlichkeit den Vorzug gegeben. Wirklich beschäftiget das Geheimniß der Hinrichtung die Fantasie des Volks länger, und läßt darum auch eine tiefere Wirkung in ihm zurück."

„Die öffentlichen Hinrichtungen sind mehr ein Schauspiel für das Volk, als eine Warnung. Manchmal erregen sie sein Mitleid zu Gunsten der Verbrecher; und dann sind sie eher für schädlich als für nützlich zu achten. Immer haben sie nur einen Augenblick, welcher das Volk erschüttert. Aber der Eindruck wird schnell durch die Mannigfaltigkeit so vieler anderer sinnlicher Eindrücke verwischt, die mit den öffentlichen Spectakeln verbunden sind. Oft wiederholte Scenen der Art stumpfen das Volk zuletzt ab, und machen es gleichgültig zuerst gegen die Strafe, und dann gegen das Verbrechen. Hat man ja selbst Zeiten gesehen, wo die Eitelkeit einen Spielraum in der öffentlichen Hinrichtung fand, und Verbrecher mit einer Art von Stolz das Haupt unter das Beil legten. Verbrechen wurden begangen, um mit Muth zu prunken in der letzten Stunde, vor der die Meisten zittern, ob ihr auch gleich Keiner entgehen kann."

„In beiden Fällen, der öffentlichen Hinrichtung und der geheimen, jedoch mit Ausstellung der Hingerichteten, bliebe der Hauptzweck unerreicht, würde das Volk nicht mit dem Verbrechen bekannt gemacht, dessen Bestrafung oder Opfer man ihm gezeigt hätte. Eine solche Bekanntmachung wäre aber hier nicht nur unvermeidlich, sondern sie erfoderte auch einen Grad von Oeffentlichkeit, der über die Grenzen unseres Freistaates hinausreichte, und auf die ganze civilisirte Welt berechnet seyn müßte.“

„Die Untersuchung hat den nähern oder entferntern Antheil, welchen zween hochstehende spanische Staatsmänner an dem Complott genommen, unzweifelhaft herausgestellt, vermochte sie gleich keine schriftlichen Beweise dafür zu finden. Das Volk hat auf die erste Nachricht, welche die geheimnißvollste Behandlung durchbrochen, seine Wuth gegen den spanischen Botschafter gewendet, und nur mit großer Anstrengung von der blutigsten Rache an ihm und an allen Spaniern zurückgehalten werden können. Die Welt hat ähnliche schwere Verletzungen des Völkerrechts selten gesehen, aber wo sie vorkamen, setzten sie immer die beiden Regierungen, welche sie betrafen, in Verlegenheit. Die Beleidigte: weil sie doch ein Bedenken darin finden mußte, was leicht allein in dem Leichtsinn, in der Unbesonnenheit, in der Ungeschicklichkeit des Dieners und nicht in dem Willen des Herrn seinen Grund haben mochte, zum Anlaß eines Bruches zwischen zwei Völkern zu machen. Die Beleidigende: wenigstens in so fern

der in ihrem Namen Handelnde von ihr für jede ſeiner Handlungen, als durch ſie inſtruirt und geleitet, beglaubiget war, und, wie ſie auch die Sache nehmen mochte, ſie dem Vorwurf nicht entgehen konnte, in einem ihrer Agenten für die wichtigſten Verhältniſſe mit andern Staaten eine ſchlechte Wahl getroffen zu haben. Die Beleidigende aber auch dann vorzüglich: — und vielleicht iſt dieſer Fall der unſrige — wenn die Verletzung des Völkerrechts nur der Anfang einer großen Feindſeligkeit ſeyn ſollte, mit deren Erfolg in dem Umſturze des beleidigten Staates man jede Unbill gegen ihn, wenn nicht zu rechtfertigen, doch zu bedecken gehofft hatte."

„Nach langen Kampfen iſt der Madrider Frieden zu Stande gekommen. Soll das große Verſöhnungswerk ſo ſchnell wieder zerſtört werden? Wenn das Cabinet von Madrid wirklich ſelbſt die Seele dieſes Complotts geweſen wäre, müßten wir in demſelben nicht ein Zeichen ſeiner Schwäche, ſeiner Unvermögenheit finden, ſich mit uns zu meſſen in offenem Kampfe? Ein ſolches Bekenntniß des Staats, der nach der Univerſalmonarchie geſtrebt hat, möchte vielleicht unſerer Dankbarkeit werth ſeyn. Schwerlich könnte ſie ihm beſſer bezeugt werden, als indem wir es nicht zu bemerken ſchienen."

„Wolltet Ihr Euch aber auch über alle dieſe Rückſichten wegſetzen: wie Ihr Solches im Gefühl Eurer Macht und in der Ueberzeugung von der Unauslöſchlichkeit des ſpaniſchen Haſſes wohl verſucht ſeyn könntet, und gewiß in der Ehre unſeres Staats die Rechtfertigung

finden dürftet; gesetzt, Ihr sprächet die Anklage der Verletzung alles Völkerrechts gegen die spanische Regierung vor der ganzen Welt aus, so verlangte doch die Wichtigkeit der Sache und der Ernst aller völkerrechtlichen Beziehungen, daß der schwere Vorwurf nicht ohne Beweis vorgebracht würde. Die Untersuchung hat keinen solchen Beweis geliefert. Es fehlt nicht an Aussagen gegen den Herzog von Ossuna; wir haben mehrere gegen den spanischen Botschafter. Aber diese Aussagen kommen von Leuten, deren Standpunkt in der Welt so tief unter dem Standpunkt jener Männer steht, daß es das gemeinschaftliche Interesse aller hohen Stellungen in der Welt zu seyn scheint, ihr Zeugniß nicht gelten zu lassen. Wenn nun der Hauptgewinn dieser Oeffentlichkeit, der spanischen Regierung vor den Augen der ganzen civilisirten Welt einen Schandfleck aufzuhängen, nicht erreicht werden kann; wozu sie wählen, da sich noch so viele andere Bedenken gegen sie erheben?"

„Ein solches liegt zunächst in dem Mangel der Beweise für die Theilnahme an dem Complott, dem zwanzig unserer Nobili von dem Corsaren beschuldiget werden. Diese Angabe ist von der höchsten Wichtigkeit, und nicht zu verschweigen, wenn die Bedeutung des Verbrechens in das vollste Licht gestellt werden soll; Unsere Gesetzgebung in Sachen des Hochverraths läßt die Strafe auch auf den bloßen Verdacht zu; aber die Oeffentlichkeit der Strafe wird in diesem Falle doppelt bedenklich. Wenn die Namen unserer großen Familien an den Pranger gestellt werden, darf man den Beweis ihres

Verbrechens nicht schuldig bleiben. Selbst das Schweigen unserer besten Bürger wird ihn verlangen."

„Was mag die Welt urtheilen, wenn Ihr das Verbrechen strafet, und die Beweise davon schuldig bleibet? Ihr hättet keine Beweise, wird sie sagen. Und so ist es auch. Aber sie wird hinzufügen: entweder, daß Ihr Unschuldige bestraft, oder daß Ihr nicht genau untersucht habt. Ihr erscheinet ungerecht im ersten Fall; aber kann der mächtigste Staat das Vertrauen auf seine Gerechtigkeit entbehren?"

„Im zweiten Falle hättet Ihr es wenigstens an Gewissenhaftigkeit, wenn nicht an Einsicht, fehlen lassen. Dann wird die Beschuldigung aber auch nicht auf diesem Punkte stehen bleiben. Sie wird Verdacht gegen die ganze Untersuchung erregen; sie wird die schlagendsten Beweise für die Schuld aller Uebrigen verdächtig machen."

„Nimmt die Welt jedoch die Schuld jener fünfzehn bis zwanzig Nobili ohne Weiteres für wahr an, und glaubt an den ganzen Umfang des Complotts, so wird der Gewinn höchstens dem Ruf Eurer Wachsamkeit und Energie zu gut kommen. Ihr bedürfet Seiner nicht; am wenigsten, wenn er so theuer erkauft werden soll, als er Euch hier kosten würde."

„Die Welt wird nicht nur in der Theilnahme Eurer Nobili, sondern in dem Complott überhaupt den Beweis finden, daß entweder die Form unserer Regierung, oder die Verwaltung derselben das Glück des Volks nicht fördern, indem solche Symptome Zeichen großer innerer Unzufriedenheit seyen, die einen Staat früher oder später

in das Verderben stürzen. Eine Handvoll Fremdlinge, wird die Welt sagen, kann unmöglich so kühn seyn, ein Unternehmen der Art in dem ganzen Herzen eines Staats zu beginnen, wenn nicht auf eine, jede Veränderung günstige Stimmung seiner Bürger zu rechnen ist."

„Noch mehr! Wenn die Welt erfährt, welch eine Handvoll Menschen, und mit welchen geringen Mitteln sie einen so mächtigen Staat umzustürzen unternommen, wird sie nicht in ihrer Meinung an der festen Begründung unserer Macht irre werden?"

„Der Herzog von Ossuna hat den Ruf, einer der klügsten Köpfe unserer Zeit zu seyn. Der spanische Botschafter steht ihm hierin wenig nach, in jedem Falle gewinnt sein Urtheil größeres Gewicht durch seinen langen Aufenthalt unter uns, in einer öffentlichen Stellung, deren Zweck hauptsächlich die Beobachtung ist. Beide halten den Erfolg der Unternehmung nicht nur für möglich, sondern selbst für so wahrscheinlich, daß sie nicht nur die bedeutendsten Mittel an Geld, Flotten und Menschen, sondern selbst ihr Leben, ja den Ruf ihrer Einsichten daran wagen. Wenn solche Männer unsern Umsturz für leicht achten, wird er der Welt schwerer erscheinen? Müssen nicht alle unsere friedlichen Verhältnisse mit den fremden Staaten durch diese veränderte Ansicht von unserer Macht unsicher werden? Haben wir auch nichts zu fürchten; immer bleibt es eine würdige Aufgabe für Eure Staatsweisheit, auch diejenigen Kämpfe zu vermeiden, deren Sieg Euch gewiß ist. Ihr habt

des Ruhmes und der Macht so viel, daß es keine höhere Aufgabe für Eure Politik mehr gibt, als das Erworbene zu erhalten."

„Ein Gewinn scheint allerdings gewiß bei der Oeffentlichkeit der Sache. Dieser heimliche Krieg in Mitte des Friedens, diese schreiende Verletzung des Völkerrechts, diese Chimäre, einen großen und mächtigen Staat durch einen coup de main umzustürzen, würde einen starken Schatten werfen auf den Verstand und die Redlichkeit von zween Männern, die unserer Republik immer schädlich, wenn auch nicht gefährlich sind. Ihr werdet dieses Cuevа entlediget werden, dessen geheuchelte Biederkeit uns so lange getäuscht hat; Ihr werdet vielleicht den Sturz dieses Ossuna beschleunigen, dessen Gunst ohnedieß zu Madrid im Sinken ist. Und das wäre der ganze Gewinn? Ja, Ihr hattet den Einen nur gestürzt, um für einen Feind, den Ihr kennet, einen Feind zu erhalten, den Ihr nicht kennet. Ihr hättet in dem Ossuna nur einen Mann zu Grunde gerichtet, der in Kurzem von selbst in das Nichts der Hofleute zurücksinken wird. Aber sollt es Euch nützlich seyn, den Feinden dieses Mannes eine solche Waffe gegen ihn zu liefern? Venedig kann nur wünschen, daß alle Könige so leichtsinnige, so tollkühne Diener haben möchten; und Ihr wolltet dem König von Spanien den Leichtsinnigsten, den Unbesonnensten, den Tollkühnsten unter Allen nehmen? — Ihr müßtet ihm einen solchen zu geben suchen, wenn er ihn noch nicht hätte."

„Welches Gewicht Ihr auch dem, was wir bisher

gesagt, beilegen möget, so dürfen wir Euch die Schwierigkeit nicht verhehlen, die Sache so darzustellen, daß sie für Jedermann überzeugend ist. In den Augen der Meisten würden diese Menschen und ihre Mittel zu unbedeutend erscheinen. Alles würde nur als ein Hirngespinnst, nur als ein Gewebe verächtlicher Angebereien betrachtet werden. Man würde Alles für falschen Lärm, man würde Eure Vorsicht für Furcht erklären, und in der Furcht Eure Schwäche erkennen wollen."

Aber auch bei den Andern würde Euer Zweck verfehlt werden. Wer an die Möglichkeit eines solchen Versuchs glaubt, der glaubt auch an die Möglichkeit seines Gelingens. Wird Venedig in Solcher Augen an Macht gewinnen oder verlieren?"

„Wir müssen mit der Frage schließen: kann es räthlich, kann es nützlich seyn, daß man in Venedig selbst erfahre, was gewagt worden ist? — Gewiß würd' es nützlich seyn, wenn es nützlich wäre, die Bürger eines Staates über das Geheimniß seiner Erhaltung aufzuklären. Das Geheimniß der Erhaltung eines Staats aber ist der Glaube der Bürger an seine Unzerstörbarkeit. Sobald seine Bürger die Möglichkeit gefaßt haben, daß die Staatsordnung umgestürzt werden könne, ist die beste Kraft derselben gebrochen. Hier ist das Unternehmen überdieß so groß, daß die Meisten noch geheime Gründe des Gelingens vermuthen werden. Indem sie solche vermuthen, haben sie sie selber schon geschaffen."

„Eurer Weisheit, erhabene Männer, gebührt die Entscheidung, ob wir richtig gesehen, indem wir es für

das einzige Mittel erklären, alle obwaltenden Interessen zu vereinigen, wenn die Verschwörung des Corsaren Jacques Pierre und Alles, was damit zusammenhängt, mit einem so dichten Schleier bedeckt wird, daß die Zukunft bezweifeln muß, ob etwas der Art jemals unter uns vorgefallen ist." —

Eine tiefe Stille folgte dem Vortrag des Redners. Sie wurde nur durch die leise Bewegung desselben und seines Collegen unterbrochen, als Beide sich mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung aus dem Saal entfernten. Nun erst erhoben sich die meisten Mitglieder mit Hast von ihren Sitzen, und erwiederten die Ehrenbezeugung der Abgehenden auf eine Weise, die keinen Zweifel über die Macht gestattet, welche Sarpi's Geist hier ausgeübt hatte.

Kaum bedarf es vielleicht der Bemerkung, daß der Beschluß der Versammlung fast einstimmig dahin erfolgte, das Verbrechen und seine Bestrafung in das tiefste Geheimniß zu verhüllen. Es ward auch mit der ganzen dieser Regierung eigenthümlichen Festigkeit und schonungslosen Consequenz und mit solchem Erfolg ausgeführt, daß man bis auf die Forschungen eines der geistvollsten Historiker unserer Zeit, welchem sich die geheimsten Archive der vormaligen Republik Venedig geöffnet, an der Wirklichkeit des Ereignisses zweifeln durfte. Bedenkt man, daß der völlige Umsturz dieses mächtigen Staates nöthig war, um diese Aufschlüsse möglich zu machen, so wundert man sich nicht, wenn Ranke mit allem seinem Scharfsinn die Widersprüche, welche sich

zwischen seinen neuen Quellen und den frühern Erzählungen der Sache ergeben haben, nicht vollständig aufzuklären im Stande gewesen ist, und unsere Darstellung selbst sich in mehreren wichtigen Punkten von der seinigen entfernen durfte.

Was nun das Urtheil über die Verschworenen betrifft, so können wir uns aller Angaben darüber enthalten, da das nächste Capitel unsern Lesern diese traurigen Entwicklungen selber vor die Augen führen wird. Nur ist nicht zu vermeiden, einer Wendung zu folgen, welche die Sitzung des Raths der Zehen am Ende nahm, als der Berichterstatter, der die Strafanträge gemacht hatte, auf eine, für die meisten Mitglieder der Versammlung überraschende, Weise abbrach, und den vorsitzenden Capo-Dieci ersuchte, die Sitzung aufzuheben.

Der Doge selber schnitt die Antwort des Letztern ab, indem er an das Gesetz erinnerte, daß sich die Versammlung nicht auflösen dürfte, bevor der ganze Prozeß abgeurtheilt sey. „Noch," sprach er, „ist über das Schicksal mehrerer Personen zu entscheiden, und unter ihnen Zweier, welche die Republik näher angehen, als alle Uebrigen."

„Allerdings ist es von höchster Wichtigkeit," erwiederte Francesco Corraro, „daß die Sonne nicht untergehe, bevor auch Angelo Badoër und die Zoë Spinelli gerichtet sind. Die Staatsinquisition hat für gut gefunden, diese Entscheidung an sich zu behalten, und wird ihre Sitzung im Augenblick eröffnen, in welchem

der Rath der Zehen die seinige geschlossen haben wird. Nur zu diesem Zweck ist der erhabne Rath ersucht worden, sich den Sitzungssaal der Staatsinquisitoren gefallen zu lassen. Der Zeitverlust mußte vermieden werden, den es zur Folge hatte, wenn die vielen, zu diesem Prozesse gehörigen, Gegenstände und Papiere von einem Ort nach dem andern gebracht wurden. Ueberdieß sind die Bleigefängnisse hier ganz nahe, wenn es nöthig werden sollte, die Gefangenen vorzurufen." —

Nach diesen Worten erhoben sich zwei andere Mitglieder der Versammlung, und sprachen mit Nachdruck die Worte: „so ist's!" —

Nun stand der Doge von seinem Sitz auf. Es wurde dem achtzigjährigen Manne sichtbarlich schwer, und die Anstrengung, die es ihm kostete, ließ sich noch deutlicher in dem Zittern seiner Stimme erkennen. Er war offenbar unpäßlich; ob es blos körperliche Zustände waren, oder ob ihn die Theilnahme an der Sache so sehr bewegte, wird schwerlich mehr zu bestimmen seyn; wie ernstlich auch die Folge seiner Anstrengung für den hochbejahrten Fürsten gewesen ist!

„Ich weiß," begann er, „daß die Gesetze dem Beschuldigten nicht gestatten, sich hier vor seinen Richtern zu vertheidigen. Auch bin ich so alt nicht geworden, um nun erst anzufangen, die Gesetze zu tadeln, welche mich so lange beschützt, und mich auf die höchste Ehrenstufe der Republik erhoben haben. Dennoch will ich nicht verhehlen, daß mir der Wunsch, die Vertheidigung möchte wenigstens den Männern gestattet seyn, die

wegen Verbrechen in der Verwaltung von Staatsämtern angeklagt sind, heute näher tritt, als jemals. Unsere Gesetze vergönnen doch so viel, daß es demjenigen Glied unserer Versammlung, welches sich durch Mitleiden, oder bessere Kenntniß der Sache zur Vertheidigung des Angeklagten berufen findet, unverwehrt ist, solche zu versuchen. Ich spreche dieses Recht an, und bitte um die Erlaubniß, dasselbe sogleich auszuüben."

„Die Staats-Inquisitoren," erwiederte Francesco Corraro, „sind weit entfernt, dieses Recht einem Mitgliede des Raths der Zehen, und am Allerwenigsten dem durchlauchtigen Fürsten zu bestreiten. Allein sie betrachten die Sitzung des Raths als aufgehoben, und bestehen auf ihrem Beschluß, die Sache von Angelo Badoër und Zoë Spinelli an sich zu behalten. Dafür sowohl, wie für das Urtheil, das sie fällen werden, achten sie sich nur Gott und ihrem Gewissen verantwortlich."

„So ist's!" stimmten die beiden andern Staats-Inquisitoren ein.

„Noch sizt der Rath," entgegnete der Doge. „So lang er sizt, kann er auch beschließen, und er muß beschließen, nachdem eine Sache einmal vor ihn gebracht und von ihm angenommen ist."

„Der Rath scheint Eure Ansicht nicht zu theilen, durchlauchtiger Fürst. Der Rath und mit ihm die Staatsinquisition verehren in Euch majestatem regis, erkennen aber nur autoritatem civis an."

„So ist's," unterbrach der Zweite von den anwesenden Staatsinquisitoren, Niccolo Dandolo, seinen

Collegen Corraro. „Der Doge iſt rex in purpure, senator in curia, in urbe“ —

Bei dieſem Wort ſtockte er. Ohne Zweifel war ihm eingefallen, wie ſchlecht es ſich gezieme, den Doge zu erinnern, daß er ein Gefangener ſey. Bekanntlich verbot ihm das venetianiſche Staatsgeſetz, die Stadt jemals zu verlaſſen. Darum nannte man ihn auch einen König, was das Purpurgewand betreffe, einen Senator, weil er im Senat nicht mehr Gewalt habe, als jeder andere Senator, und einen Gefangnen wegen der ſo eben berührten Beſchränkung.

„Ich trage darauf an,“ ſetzte der Staatsinquiſitor Lorenzo Capello hinzu, „daß die Sitzung alsbald aufgehoben werde.“ —

Der Doge wollte noch einmal aufſtehen, um das Wort zu nehmen. Aber die Kräfte verſagten ſich ihm. Stumm und mit Thränen in den Augen ſah der Greis umher in der ganzen Verſammlung, ob ihm nicht ein Aug begegne, das mit ihm zuſammenſtimmte. Umſonſt! Niemand wagte, den Blick zu ihm zu erheben, und der Capo-Dieci ſprach die Aufhebung der Sitzung ohne weitern Einwand aus.

Die Anweſenden verließen ſämmtlich ihre Sitze und reihten ſich zur Seite, um dem Doge den Vortritt zu laſſen. Zween ſeiner Räthe, die als ſolche Mitglieder der Verſammlung waren, hatten ihn unter den Armen gefaßt und führten ihn fort. Die Uebrigen ſchloſſen ſich an ihn an, und die Staatsinquiſitoren Francesco Corraro, Niccolo Dandolo und Lorenzo Capello blieben allein zurück in dem Saale.

Nachdem der Erste von ihnen die Thüren untersucht hatte, ob sie geschlossen waren, nahmen sie Platz um den runden Tisch, der auf der andern Seite stand und mit schwarzem Tuche bedeckt war. Francesco Corraro ergriff zuerst das Wort. Er trug die Sache von Angelo Badoër noch einmal weitläuftiger vor, und belegte sie mit Stellen aus den Akten, welche vor ihm lagen. „Der Fall," schloß er, „ist nicht vorgesehen in unsern Gesetzen. Unsere Gewalt aber steht, wenn nicht über den Gesetzen, doch gewiß über ihrer Unzulänglichkeit. Ich trage daher auf die Absetzung des Angelo Badoër von der Würde eines Procurators von San Marco und auf fünfjähriges Exil desselben nach einer der entferntesten Städte von Istrien und Dalmatien an, mit der Maßgabe, daß bei der Wahl derselben der Umstand entscheidend seyn soll, daß Keiner seiner Verwandten in einer höheren Stelle der Provinz stehe." —

Dieser Antrag war für die beiden andern Mitglieder der Staatsinquisition sichtbarlich in hohem Grad überraschend. Eine lange Pause folgte darauf, während Francesco Corraro, dem der Eindruck desselben auf seine Collegen nicht entgangen war, seine Verlegenheit zu verbergen in den Akten blätterte, die vor ihm lagen. Endlich nahm Niccolo Dandolo das Wort.

„Obstupui! muß ich mit dem Dichter ausrufen, und fast möcht' ich hinzusetzen: vox faucibus haesit! Ja, ich will es sogleich nicht verhehlen, daß mich die in Antrag gebrachte Strafe mit Erstaunen erfüllt hat. Ich kann sie weder dem Verbrechen, noch den höhern

Staatsrücksichten angemessen finden, die uns vor allen Dingen leiten müssen.“

„Das Verbrechen des Angelo Badoër ist ein Doppeltes. Ich will jedoch nur bei dem Einen stehen bleiben: bei dem Verbrechen der Schändung einer edlen Jungfrau, die nach Allem, was ich aus den Akten vernommen, noch nicht mündig war, als sie diese Mißhandlung erfahren. Mit welcher Strafe göttliche und menschliche Gesetze die Schändung belegen, ist Euch bekannt. Absetzung vom Amt und ein fünfjähriges Exil klingen fast wie Verhöhnung der Gerechtigkeit. Hier steht aber noch zu besonderer Erwägung, daß es ein Procurator von Sanct Marcus ist, den wir für die schändlichste Mißhandlung, die gegen die Minderjährigkeit möglich ist, zu bestrafen haben. Und dann muß ich Euch an den Ruhm unserer Vaterstadt erinnern, der von der ganzen Welt anerkannt ist, daß nirgends das Schicksal der Minderjährigen so gut gesichert sey, als in Venedig. Was wird aus diesem Ruhm unseres Vaterlands werden, wenn wir gerade diejenigen Männer, welchen die Sorge für die Minderjährigen vorzüglich obliegt, und die, um der Heiligkeit ihres Berufs in den Augen des Volks einen besondern Glanz zu verleihen, mit dem höchsten Rang und Ansehn umgeben sind, wenn wir gerade die allgemeinen Vormünder aller Waisen der Republik für das größte Verbrechen, das gegen sie möglich ist, mit einer so gelinden Strafe belegen?“

„Höhere Staatsrücksichten stellen sich aber auch dem

Strafantrag auf Absetzung und beschränktes Exil entgegen."

„Ich darf die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dem Antrag auf Exil nothwendig der Zusatz hätte gegeben werden müssen, den Verbannten auf das Register der Verbannten wegen Staatsverbrechen zu bringen. Man könnte einwenden, daß die Verbrechen von Angelo Badoër nicht in die Kathegorie des Hochverraths gehören. Die Antwort liegt mir in unserem Statut vom 19. Juni 1454 nahe. Sein 48ster Artikel verlangt dieß überhaupt, wo die Verbannung wegen eines wichtigen Falles ausgesprochen ist. Aber auch der Grund wird Euch einleuchten, wenn ich, wie hiemit geschieht, den Strafantrag stelle und motivire, zu dem ich mich durch meine Pflicht gegen Gott und gegen die Republik gezwungen fühle."

„Der Geist unserer Strafgesetzgebung widerstrebt den Strafen citra mortem. Sie erklärt sich aber insbesondere dagegen, wo sie es mit Personen zu thun hat, welche viribus, ingenio, specie, durch öffentliche Aemter und Einfluß auf ihre Mitbürger eine gewisse Bedeutung im Staate haben. Es liegt ihr die Erfahrung zu Grunde, daß solche Männer durch die Strafe nicht gebessert, wohl aber gereizt und nun auch noch durch die Rache getrieben werden zu Dem, wozu sie zuvor ihre natürliche Verkehrtheit getrieben. Hier ist der Tod die beste Strafe, und wir können die hohe Gewalt, die in unsere Hände gelegt ist, nicht nur nicht zweckmäßiger, sondern selbst nicht wohlthätiger ge-

brauchen, als wenn wir sie in den meisten Fällen anwenden. Diese Gewalt ist uns gerade darum verliehen, damit jeder der höchsten Staatsrücksichten ihr Recht gesichert bleibt. Unsere Pflicht ist es, zu erwägen, daß ein Todesurtheil, an einem Mann aus einem der ersten und mächtigsten Häuser der Republik vollzogen, denselben nach seinem Tode noch gefährlicher machen kann, als er bei seinem Leben war. Gnade und Strenge sind hier gleich schädlich. Die Gnade legitimirt gewissermaßen das Verbrechen, die Strenge läßt der Republik aus dem Blut eines einzigen Feindes hundert neue Feinde aufgehn. Wir vermeiden beide Klippen, wenn das Urtheil auf Todesstrafe gesprochen, ein vertrauter Gefängnißwärter aber autorisirt wird, den nie ausbleibenden Versuchungen durch Bestechung und Mitleiden nachzugeben und dem Verurtheilten heimlich den Kerker zu öffnen — "

„Und damit gedenket Ihr den Gesetzen und den höhern Staatsrücksichten besser Genüge zu leisten, als durch meinen Antrag?" unterbrach Francesco Corraro den Niccolo Dandolo mit Heftigkeit.

„Unterbrechet mich nicht," erwiederte Dieser, „bevor Ihr genau wisset, wohin mein Antrag zielt. Kann ich auch nicht in Gelehrsamkeit wetteifern mit Euch, so pflege ich doch zu überlegen, bevor ich rede, und habe ich mich auch nicht in den Gesetzen und Geschichten der Normannen umgesehen, so sind mir dafür die Gesetze und die Geschichte meines Vaterlands nicht fremd geblieben. Ich sage also, daß jener Dienst dem Ver-

urtheilten nur geleistet werden darf, nachdem man ihm zuvor ein schnell wirkendes Gift, das keine Kennzeichen zurücklaßt, in den Speisen beigebracht hat. Damit ist die strafende Gerechtigkeit befriedigt, sind Verwandte und Anhänger, welche den Tod des Ihrigen nur dem Zufall beimessen, versöhnt, und ist vor allen Dingen dem 28sten Artikel unseres zweiten Supplementarstatuts, der recht eigentlich für diesen Fall entworfen scheint, Genüge geschehen." —

Der Eindruck, welchen dieser Vortrag des Niccolo Dandolo machte, war bei weitem stärker, als der vorige und schien den Francesco Corraro in noch größere Verlegenheit zu setzen. Um so gespannter war seine Aufmerksamkeit, als Lorenzo Capello, der Dritte von den Staatsinquisitoren, das Wort nahm.

„Der Fall, der uns beschäftiget," begann er, „ist allerdings von der höchsten Wichtigkeit. Unser College hat ihn vollkommen gewürdiget, indem er ihn der Sphäre vindizirt hat, in welcher es Rücksichten gibt, die gegen das klarste Recht entscheiden müssen. Wir haben die hohe Stellung zu beachten, welche Angelo Badoër in der Republik einnimmt, die Bedeutung der vielen Staatsämter, die er bekleidet hat, um sie zu erreichen, und die Macht und den Reichthum des Hauses, dem er angehört. Da er keines Staatsverbrechens beschuldiget ist: wo wir grundsätzlich die Strafe der Untersuchung vorangehen lassen müßten; so ist es erlaubt, einige besondere Umstände, welche sich mir aus den Akten ergeben, zu Eurer Erwägung zu stellen."

„Die eine That, welche dem Angelo Badoër zur Last liegt, rührt aus seiner Verwaltung von Dalmatien her. Er hatte dazumal sechs und zwanzig Jahre, und befand sich folglich in einem Alter, dem weder Reife der Erfahrung, noch ruhige Ueberlegung zuzutrauen ist. In diesem Alter pflegt der Diensteifer der Besonnenheit voranzueilen und die Strenge gern in Härte auszuarten. Der Mann, dessen Hinrichtung Badoërs Verbrechen ausmacht, war aber auch nicht unschuldig. Er hatte Gelder der Republik in Verwahrung, und mußte sie jeden Augenblick zu ihrer Verfügung bereit halten. Als sie ihm in ihrem Namen abgefodert wurden, konnte er sie nicht herbeischaffen. Er entschuldigte sich, daß sein Weib die Gelder zur Sicherheit in die Erde vergraben, und ihm die Stelle, wo sie lägen, unbekannt wäre. Man möchte ihm Frist bis zu ihrer Rückkehr gestatten, da sie zu einer Hochzeit nach Ragusa gegangen. Wer die Sitten der Morlaken und Wallachen kennt, dem durfte dieß glaublich vorkommen. Ich weiß nicht, ob Badoër sie kannte; als Richter mußte er Alles bezweifeln. Die Eheleute konnten einverstanden seyn, die Gelder zu veruntreuen. Das Weib konnte sie mit sich genommen haben, der Mann ihr folgen wollen. Allerdings war keine Gefahr bei dem Warten; man mag sogar denken, daß die Gefahr für die Gelder am größten war, wenn nicht gewartet wurde. Wie man aber auch die That ansehen mag; mehr als eine Uebereilung war es nicht von Angelo Badoër, als er den Oberknesen so schnell hinrichten ließ. Seit zwanzig

Jahren ist die Sache nie anders angesehen worden. Die Wittwe erschien an jedem unserer großen Kirchenfeste, um sich mit ihrem Todtenschädel dem Doge zu Füßen zu werfen und um Rache zu schreien gegen den Mörder ihres Gatten. Niemand fiel es bis jetzt ein, Angelo Badoër'n für diesen Akt seiner jugendlichen Provinzialverwaltung zur Rechenschaft zu ziehen."

„Es läßt sich aber auch der Fall denken, daß er ganz unschuldig sey. Es ist die nämliche Ansicht, die bei dem zweiten Verbrechen, welches ihm vorgeworfen wird, entscheiden und sich alsdann von selbst auf das erste anwenden muß."

„Diese Sache gehört dem reiferen Leben Badoër's an. Seit seiner Zurückkunft von der Insel Candia ist wenig über ein Jahr verflossen. Seine Verwaltung dieser wichtigen Provinz hat bisher für ausgezeichnet rühmlich gegolten."

„Auf einmal wird die Anklage der schändlichsten Gewaltthat, die er an der Tochter eines der angesehensten Manner der Insel begangen, gegen ihn erhoben und er des Meuchelmords ihres Vaters beschuldigt. Und wer beschuldiget ihn? — Eine junge, leichtsinnige Griechin, die sich dafür rechtfertigen will, daß sie an der Verschwörung gegen die Republik Theil genommen. Sie behauptet, die Reise von Candia nach Venedig unternommen zu haben, um Eure Gerechtigkeit gegen den Statthalter der Insel anzurufen. Gewiß ist, das Schiff, an dessen Bord sie sich befand, wurde von den Türken genommen,

aber ihnen auch kurz darauf wieder von dem Corsaren Jacques Pierre abgejagt. Es ist kein Zweifel, daß sie sich noch auf der hohen See tiefer mit diesem Mann eingelassen, als einem Mädchen geziemt, das die Achtung vor sich selber bewahrt hat. Zwar folgte die Heirath nach; aber sie hatte der engsten Vertraulichkeit vorangehen müssen, wenn jene Mißhandlung Glauben finden sollte. Angelo Badoër leugnet dieses Verbrechen; aber er leugnet nicht den Mord ihres Vaters. Er erklärt ihre Klage wegen Schändung blos durch Rache für den Letztern ersonnen."

„Für den Mord ihres Vaters glaubt er sich aber vollkommen rechtfertigen zu können. Er behauptet, durch die Staatsinquisition zu demselben besonders ermächtiget worden zu seyn. Der Mann sey durch seinen Haß gegen die Republik und den starken Anhang, den er auf der Insel gehabt, gefährlich gewesen. Alles erscheint vollkommen glaublich, wenn man den 23sten Artikel unseres Statuts vom 19. Juni 1454 betrachtet. Hier heißt es:

„Von Seiten der Staatsinquisition soll unsern „Kommandirenden auf den Inseln Candia und Cypern „die Befugniß ertheilt werden, im Falle, daß in dem „einen oder in dem andern dieser Reiche einer von „unserem Adel, oder sonst ein Mann wäre, der an „der Spitze einer Partei stande und dessen Betragen „seinen Tod wünschenswerth machte, denselben heimlich „aus dem Wege zu räumen, wenn er in seinem Ge„wissen kein anderes Mittel zu finden weiß; wo es

„sich dann von selbst versteht, daß er Gott allein „dafür Rechenschaft abzulegen hat.““

„Freilich kann er sich auf keine schriftliche Vollmacht von unsern Vorgängern berufen. Er will solche mündlich in ihrer Sitzung erhalten haben, und es ist ein eigenes Unglück für ihn, daß die drei Staatsinquisitoren, welche bei seinem Abgang nach Candia in Funktion waren, nicht mehr bei Leben sind.“ —

„Ich muß Euch unterbrechen,“ fiel Niccolo Dandolo ein. „Wahrscheinlich ist Euch das erste Supplement zu dem Statut vom 19. Juni 1454 nicht erinnerlich. Es bestimmt das Formelle über diesen wichtigen Gegenstand näher, und lautet in seinem fünften Artikel wie folgt:

„„Oftmals kommen unsere Stellvertreter auswärts „„in die Nothwendigkeit, im Interesse des öffentlichen „„Dienstes alles Mögliche anzuwenden, um einen „„Schuldigen aus dem Wege zu schaffen; entweder „„weil er an der Spitze einer Partei steht, oder aus „„andern Gründen, welche keinen Verzug gestatten „„und die Anwendung der gesetzlichen Formalitäten un„„zulässig machen, die schon an sich viele Zeit erfodern, „„und noch mehr durch die Appellation, so sie zulassen; „„wo der Schuldige sich alsdann der Strafe durch die „„Flucht entziehen kann oder andere Nachtheile ent„„stehen. Es erfodert daher eine reifliche Ueberlegung, „„in welcher Art unsern Stellvertretern die Hände so „„gebunden werden mögen, daß sie weder nach Laune „„handeln, noch sich von ihren Leidenschaften leiten

„lassen und eine so wichtige Befugniß mißbrauchen können.
„Dem gemäß haben wir beschlossen, daß jedesmal, wenn
„die Republik einen Mann in hohen Würden nach
„Außen versendet, derselbe von unsern Nachfolgern in
„der Staatsinquisition auf das Strengste geprüft und
„sein Charakter erforscht werden soll, ob er von
„strengem Gerechtigkeitssinn, und nicht dem Einflusse
„von Privatleidenschaften oder gar des Eigennutzes
„unterworfen ist; indem ihn Dieses allein schon jetzt
„und für immer unfähig machen würde, die Vollmacht
„auszuüben, nach seinem eigenen Ermessen und frei
„von der Ordnung der Gesetze, zu verfahren. Wird
„ein Solcher in Allem probefest gefunden, so soll ihm
„von der Staatsinquisition ins Geheim die Gewalt
„ertheilt werden, mit königlicher und absoluter Macht-
„vollkommenheit zu handeln, als ob er allein die
„ganze Staatsinquisition bildete; Dieses jedoch nur in
„dem wichtigsten und unerwartetsten Falle, wo bei
„dem gewöhnlichen Verfahren schwerer Nachtheil für
„das allgemeine Beste zu besorgen ist. So wie
„er jedoch einmal von dieser Gewalt Gebrauch ge-
„macht hat, muß er den ganzen Prozeß ohne Verzug
„einsenden, damit er von den Staatsinquisitoren auf
„das Genaueste geprüft werden kann. Fällt ihr Urtheil
„einstimmig dahin aus, daß von diesem summarischen
„und außergerichtlichen Verfahren nur ein nützlicher
„Gebrauch gemacht worden ist, so soll dasselbe in
„einer förmlichen Erklärung ausgesprochen und die
„nämliche Vollmacht zum Zweitenmal ertheilt werden.

„In gleicher Weise kann es zum Drittenmal geschehen. „Haben sie einmal das Verfahren des Stellvertreters „gemißbilliget, so ist die Vollmacht weder für sein „dermaliges, noch für jedes künftige Amt zu erneuen, „damit es bei dem einzigen Falle des Mißbrauchs sein „Bewenden habe. Bringen die Staatsinquisitoren aber „in Erfahrung, daß der Mißbrauch ihrer Vollmacht „aus unlauteren Gründen geschehen ist, so soll nach „der Rückkehr des Schuldigen die strengste Strafe „gegen ihn, als für ein, an der höchsten Gewalt be„gangenes Sacrilegium eingeleitet werden. Nur die „Unzulänglichkeit der Einsicht darf ihn retten, und die „Unfähigkeit zu ähnlichem Vertrauen alsdann seine „Strafe seyn. Wenn diese Vollmacht dem Repräsentanten „bei seiner Abreise ertheilt wird, so muß es in einer „förmlichen Urkunde, die von allen dreien „Staats-Inquisitoren unterzeichnet ist, „geschehen, und ihm zugleich das eidliche „Versprechen abgenommen werden, solche „Justiz ohne Leidenschaft auszuüben, und sich blos „Gott und unserem Officium dafür verantwortlich zu „achten.““

„Meines Bedünkens,“ setzte Dandolo hinzu, nachdem er die unterstrichene Stelle mit besonderem Nachdrucke gelesen, „meines Bedünkens ist kein Zweifel, daß Angelo Badoër etwas Schriftliches erhalten haben müßte, wenn ihm diese Vollmacht ertheilt worden wäre, und er nur nach Maßgabe derselben verfahren hätte; er müßte aber auch gleich den ganzen Prozeß an uns ein-

gesendet haben. Von Allem diesem findet sich keine Spur in unsern Protokollen und Archiven, und so denke ich, wird unser College Capello seinen Antrag wohl fallen lassen, wenn er ein Strafurtheil citra mortem beabsichtiget haben sollte." —

„Was soll ich sagen?" erwiederte Dieser. „Allerdings war mir der angeführte Artikel im Augenblicke nicht erinnerlich. Nach demselben läßt sich freilich keine mildernde Deutung für Angelo Badoër gewinnen. Da sich der einzige Grund, womit er den Meuchelmord des Candioten rechtfertigen wollte, als falsch erwiesen, so fällt auch die Glaubwürdigkeit seiner übrigen Angaben zusammen. Ich stimme daher nach Maßgabe des 28sten Artikels des 2ten Supplementar-Statuts für den Tod. Das Gefängniß soll ihm heimlich geöffnet werden, nachdem ihm zuvor eine genügende Dosis Gift beigebracht ist, um seinem Leben, dessen Dauer sich nicht länger mit der Wohlfahrt unserer Republik verträgt, in den ersten Tagen seiner Flucht ein Ende zu machen." —

Gegen den klaren Buchstaben des Statuts, welches den Staats-Inquisitoren als Gesetz galt, ließ sich kein Einwurf erheben. Das Urtheil gegen Badoër wurde demgemäß gesprochen, und zu den weitern Verhandlungen geschritten.

Die Reihe kam nun an Zoë Stinelli, und Francesco Correro nahm wieder das Wort. In einem weitläuftigen Vortrag entwickelte er die Beschuldigungen, die er in der Sitzung des Raths der Zehen summarisch angegeben, mit ihren nähern Umständen, und schloß

mit dem doppelten Antrag, daß die Frau auf lebenslänglich in das Kloster der Augustiner-Converitinnen auf der Giudekka eingesperrt, ihr Gatte, der Resident zu Neapel, aber seiner Aemter und Würden entsetzt und zu zehenjahrigem Gefängniß in dem Kastelle von Brescia verurtheilt werden sollte.

Unsere Leser werden sich wundern, die Strafe der Unglücklichen nicht nur auf ihren Gemahl ausgedehnt, sondern selbst für ihn noch verstärkt zu sehen. Wollen sie jedoch den weitern Verhandlungen folgen, die wir in möglichst abgekürzter Uebersicht zu geben gedenken, so werden sie den Grund davon, und mit ihm ein merkwürdiges Gesetz des vormaligen Freistaates kennen lernen.

„Ich kann mich mit den Ansichten unseres Collegen nicht einverstanden erklären," begann Niccolo Dandolo, nachdem Corraro seinen Vortrag geendiget. „Ich habe seine Entwicklungen nicht nur mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt, sondern auch den Verhören ohne Unterbrechung beigewohnt. Vielleicht gelingt es mir, die Sache aus Gesichtspunkten zu beleuchten, die zu einem andern Resultate führen."

„Die Hauptschuld, die auf der Spinelli lastet, ist die Verspätung ihrer Anzeige des gegen die Republik geschmiedeten Complotts. Und hier muß ich zuerst bemerken, daß die Untersuchung durchaus keine Gewißheit von ihrer frühern Kenntniß desselben vor dem Antritt der Reise nach Venedig gegeben. Im Augenblick der Abreise wird ihre ganze Willenskraft durch den Sturz in das Meer und die Krankheit, welche die Folge davon

von gewesen ist, gelähmt. Für diese Verzögerung ist sie durch die höhere Gewalt, der sie unterliegt, vollkommen gerechtfertiget. Wir wissen aber auch, daß sie nicht einmal ihre ganzliche Genesung abgewartet, um sicher zu eilen, und die Gefahr anzuzeigen, von der sie die Republik bedroht wußte."

„Zweifelhafter kann ihre Unschuld in Betreff ihres hiesigen Aufenthalts erscheinen. Drei Tage vergingen, bevor sie die Anzeige bei uns machte. Sie behauptet, Angelo Badoër'n sogleich Kenntniß von Allem, was sie wußte, gegeben zu haben, und erklärt sein Schweigen gegen uns mit der Leidenschaft, die er gegen das Weib des Corsaren gefaßt, welches von dem Augenblick, da wir das Complott erfuhren, für ihn verloren seyn mußte. Diese Aussage gewinnt alle Wahrscheinlichkeit, sobald man weiß, daß ein früheres Verhaltniß zwischen Badoër'n und der Spinelli bestanden hat. Es sind aber auch Spuren gefunden worden, daß derselbe die schöne Griechin seit seinem zufälligen Zusammentreffen mit ihr in der Kirche von San Severo verfolgt hat. Freilich stellt Angelo Badoër selbst Alles in Abrede; wie wenig jedoch der Wahrheit seiner Aussagen zu trauen ist, hat der Prozeß gegen ihn sattsam erwiesen."

„Für die zwei ersten Tage ihres hiesigen Aufenthalts scheint die Spinelli völlig gerechtfertiget; für den dritten wird auch nicht der leiseste Zweifel an ihrer Unschuld übrig bleiben."

„Nachdem sie am Morgen dieses Tags zufällig mit der Frau des Corsaren in der Kirche zusammengetroffen

ist, gewinnt sie in den nächsten Stunden von ihr die vollständigste Kenntniß der ganzen Lage der Verschworenen und ihrer Mittel. Unmittelbar von ihr weg eilt sie nach dem Marcus-Palast, um sich dem Doge vorzustellen und ihre Anzeige mündlich bei ihm anzubringen. Es ist der Morgen des Himmelfahrtstages, und sie findet wegen der Festlichkeiten kein Gehör. Sie thut, was sie kann, und eilt, uns durch die Löwenmäuler zu warnen. Als Griechin, die unsere Sprache weder liest, noch schreibt, muß sie sich einer fremden Feder bedienen. Unbekannt in Venedig, bleibt ihr nichts übrig, als sich an den ersten Lohnschreiber zu wenden, den sie an dem allgemeinen Freudentage nur mit Mühe findet. Sie wird von ihm betrogen, indem er ihre Unkenntniß im Lesen benützt, um sich selber den Lohn der Entdeckung zuzueignen. Sie erwartet, zu näherer Angabe von uns vorgerufen zu werden, als sie auf die Denunciation eines ihrer vormaligen Hausgenossen festgenommen wird."

„Alles, was dieser Frau nun weiter vorgeworfen wird, beruht auf den Anklagen dieses Menschen. Er war als Schreiber im Dienst ihres Gatten gewesen, und von ihm aus dem Hause gejagt worden. Zufälliger Weise wurde der Corsare Zeuge der unwürdigen Scene. Seine Aussagen beweisen, daß der Schreiber Spinelli's Schwelle mit dem Vorsatz verlassen, Rache an ihm zu nehmen. Zu diesem Motiv gesellt sich das nicht minder mächtige der Eigennutzes. Seine schriftliche Denunciation liegt vor Euch. Sie beginnt damit, daß er das Amt seines vormaligen Dienstherrn zur Belohnung für seine

Angaben verlangt. Wer den Gefallenen ausplündern will, kann sich nicht über Unrecht beklagen, wenn ihn der Argwohn trifft, daß er ihn selber zu Boden geschlagen."

„Im Grunde sind die Angaben dieses Menschen gegen Spinelli allein gerichtet, indem er die Grundsatze und die Aufführung seiner Gattin in einem Lichte darstellt, daß sie nothwendig den öffentlichen Charakter desselben im Ausland entehrt habe, und ihm somit die Strafe zuziehen müßte, mit der unsere Gesetze die Gesandten für das Betragen ihrer Frauen im Auslande belegen. Darum nur wenige Worte über Das, was gegen sie selber angebracht ist!"

„Sie wird der Giftmischerei beschuldiget. Der Ankläger wagt sogar zu versichern, daß er ihr dabei durch Herbeischaffung der Gifte den Dienst geleistet, ohne welchen er in ihrem Hause nicht hatte bleiben können. Die widersprechendsten Aussagen Beider stehen hier einander gegenüber. Die Folter allein könnte uns zur Wahrheit führen. Sie ist nicht angewendet worden. Die wichtigere Frage mußte zuvor entschieden werden, ob die Spinelli in der Angabe des Complotts keine Pflicht versäumt hatte. Findet Ihr sie in diesem Punkt unschuldig, so wird, was sie wenigstens versucht hat, ein Verdienst um die Republik. Ihr konntet ihr vielleicht Vergessenheit der übrigen Vergehungen zum Lohn ertheilen wollen. In diesem Fall hätte die Folter Eure Großmuth im Belohnen auf eine Weise angegriffen, die nicht mehr gut zu machen gewesen wäre."

„Die Beschuldigung der Giftmischerei ist aber auch überhaupt ohne Grundlage. Sie betrifft Verhältnisse, welche nur durch die genaueste Untersuchung der einzelnen Thatsachen, und blos in Neapel selbst aufzuklären sind.“

„Größere Wahrscheinlichkeit hat der Vorwurf wollüstiger Neigungen, den man gegen sie erhoben. Gerüchte darüber sind schon früher im Umlaufe gewesen, und selbst im Senat zur Sprache gekommen. Es ist der einzige Gegenstand, wo die Verläumdung gegen die Frauen offenes Feld hat. Unbestimmte Angaben und Gerüchte, welche so weit zu laufen haben, verlangen doppelte Vorsicht, ehe man ihnen Glauben beimißt. Aber hier muß auch der Schein so gut, als die That, vermieden werden. Die Gattin des Mannes, welcher im Auslande die Ehre und den Vortheil der Republik gegen Neider und Feinde wahrzunehmen hat, ist wie Cäsars Weib. Der Verdacht allein schon macht sie Seiner unwürdig. Unsere Gesetze erklären auch den Gesandten für die Aufführung seiner Gattin verantwortlich. Es ist jedoch auffallend, daß sich in unsern Archiven nicht ein einziger Fall auffinden läßt, wo sie angewendet worden wären. Bei aller Achtung vor den Tugenden der venetianischen Frauen kann unmöglich angenommen werden, daß nie eine von ihnen Ursache gegeben zu Anwendung dieser Gesetze.“ —

„Warum dürfte man Dieß nicht annehmen?“ unterbrach Lorenzo Capello den Sprecher. „Ich sollte denken, daß sich die Töchter von Venedig zu allen Zeiten durch ihre Tugenden ausgezeichnet. Schwerlich würden sich

sonst mächtige Fürsten des Auslands durch die Verbindung mit ihnen geehrt, und die Republik sich bewogen gefunden haben, Töchter ihrer Unterthanen für ihre eigenen Töchter zu erklären." —

„Wir kennen Alle den Ruhm der Cornaro's," erwiederte Niccolo Dandolo, „deren Tochter der Republik die Krone von Cypern, welche sie als Königin getragen, zugebracht hat. Auch ist nicht vergessen," setzte er mit einem ebenso schnell aufleuchtenden, als wieder verschwindenden, Ausdruck von Spott hinzu, „daß einer Capello im verwandten Falle die Ehre geworden ist, zur Tochter von San Marco ausgerufen zu werden. Ich will sogar nicht einmal jene Dandolo erwähnen, die dem König von Rascien vermählt war. Es bedarf so erlauchter Beispiele nicht, wo es sich nur um die Frage handelt, ob ein venetianischer Gesandter für die Vergehungen seiner Gattin im Ausland zur Rechenschaft gezogen werden solle." —

„Wie kann ein Zweifel walten, wo Gesetz und Observanz so klar sind?" fiel Lorenzo Capello auf's Neue ein.

„Die Observanz kann ich nicht zugeben; wenigstens nicht in Eurem Sinn," erwiederte Niccolo Dandolo, so lange mir kein Fall nachgewiesen ist, wo das Gesetz, dessen Daseyn ich nicht bestreite, in Anwendung gebracht worden wäre. Vielmehr schließe ich aus dem gänzlichen Mangel eines Vorgangs, daß die Observanz seiner Nichtanwendung das Gesetz in Vergessenheit gebracht hat, oder, daß die Weisheit unserer Väter dasselbe ab-

flichtlich in Vergessenheit habe fallen lassen. Nichts ist auch erklärlicher, wenn man seinen Ursprung kennt. Offenbar ward es jenem Antrage des Messalinus Cotta in dem römischen Senate nachgebildet, von welchem Tacitus berichtet: cavendum senatus consulto ut quamquam insontes magistratus et culpae alienae nescii provincialibus uxorum criminibus, perinde quam suis, plecterentur.*) Aber auch die römische Geschichte beweist die Unzulänglichkeit aller Gesetze in diesen Dingen. Lang ehe Messalinus Cotta seinen Antrag machte, hatte der Grundsatz in Rom bestanden: ne foeminae in socios aut gentes exteras traherentur, „„es sollen nie Frauen zu den Bundesgenossen oder fremden Völkern mitgenommen werden.““ Kurz vor jener Verhandlung war die Sache schon im Senate vorgekommen, und der Antrag gemacht worden, das Verbot auszusprechen: ne quem magistratum, cui provincia obvenisset, uxor comitaretur; „„daß Niemand, dem die Verwaltung einer Provinz anvertraut würde, seine Gattin solle mitnehmen dürfen.““ Dieses Gesetz war eben so wenig durchgegangen, wie das spätere; ob dieses gleich, als zunächst gegen C. Silius und dessen Gattin Sosia Galla gerichtet, welche zu dem Anhang des Germanicus

*) „Es solle durch einen Senatsbeschluß fürgesorgt werden, daß Staatsbeamte, wenn sie selbst auch völlig unschuldig daran seyn sollten, ja ohne Kenntniß davon gewesen wären, dennoch für Das, was ihre Frauen in den Provinzen gesündiget, in gleicher Art bestraft werden können, als ob sie es selber gethan hätten.“ Tacitus. Anm. IV. 20.

gehörten, bei dem Hasse des Kaisers Tiberius gegen Alles, was mit diesem Namen zusammenhing, der nachdrücklichsten Unterstützung gewiß seyn durfte."

„Und dennoch hatten die Römer Gründe von dem höchsten Gewichte für ein solches Gesetz. Frauen, sagte man, seyen störend für die Thatigkeit des Mannes, und bei jeder raschen Bewegung hinderlich. Alles schlechte Volk hänge sich an sie und ihren Schweif. Sie mischten sich in die Geschäfte; sie nahmen an den Erpressungen ihrer Gatten Theil, trieben sogar zu solchen und vergrößerten sie."

„Diese Gründe, wie triftig sie auch waren, passen nicht auf die Verhaltnisse unserer Gesandten. Dennoch ist das Gesetz des Messalinus Cotta von unsern Vorfahren angenommen worden. Es geschah in jener Zeit, wo die Welt von den, plötzlich in die Abendländer eingebrochenen, Strahlen des Lichts der alten Römer und Griechen geblendet, Alles, was von ihnen stammte, als die höchste Weisheit bei sich aufnahm."

„Daher ist es ganz begreiflich, daß unsere Vorvordern, sobald sich der Anlaß zu Anwendung des Gesetzes ergab, Bedenken trugen, sie eintreten zu lassen. Die römischen Gründe paßten wohl bei den Statthaltern unserer Provinzen, aber nicht bei den Gesandten unserer Republik, und Diejenigen, welche für sie geltend gemacht werden konnten, waren nicht mächtig genug, weder um den Gesandten das Opfer ihres häuslichen Glücks zumuthen zu können, noch um die Härte zu rechtfertigen, daß ein Mann für Vergehungen gestraft

wurde, die Jeder vor ihm zu verbergen so viele Ursache hatte."

„Die Ausschweifungen einer Frau sind allerdings ein Schimpf für ihren Gatten. In einem so wichtigen Posten auswärts werden sie zum Schimpfe für den Staat, den er zu repräsentiren hat. Ich verkenne die Wichtigkeit dieses Moments nicht; aber so hoch kann ich sie nicht anschlagen, um ihr alle übrigen Rücksichten unterzuordnen."

„Es ist schon überhaupt selten, daß die Aufführung einer Frau über die Grenze geht, wo der Schimpf für den Mann gewissermaßen öffentlich wird. Bleibt sie diesseits derselben stehen, so theilt er blos das Schicksal so vieler anderer Männer, nicht nur bei uns, sondern auch überall im Ausland. Ein Schimpf fällt dann nicht auf den verletzten Gatten, und noch weniger auf den Staat, den er repräsentirt. Wollen wir die Welt vermuthen lassen, daß die weibliche Tugend so selten in Venedig sey, um durch Gesetze Fürsorge treffen zu müssen, daß die Ausgelassenheit venetianischer Frauen nicht im Auslande bekannt würde?"

„Die nächste Folge einer strengen Anwendung des Gesetzes dürfte keine andere seyn, als daß die meisten unserer Gesandten ihre Gattinnen nicht mit in das Ausland nähmen. Und nicht nur Dieses würde geschehen, sondern noch Schlimmeres. Mancher der trefflichsten Geister, der einen besondern Werth auf sein häusliches Glück setzte, würde sich einer Laufbahn entziehen, in der das Talent von so großer Wichtigkeit ist. Entschließen sich aber auch die Besten, wie sich nicht bezweifeln

läßt, ihr häusliches Glück der Republik aufzuopfern, so möchten sich dafür Andere finden, welche diese Laufbahn nur beträten, um einer Gattin los zu werden, die ihnen zur Last wäre. Was ist in beiden Fällen für sie selbst, was für die Ehre unseres Freistaats gewonnen? Unsere Gesandten werden sich einem ausschweifenden Leben überlassen; ihre Aufführung wird der Republik nicht nur zur Schande gereichen, sondern uns auch den Vorwurf zuziehen, daß wir für so wichtige Posten Männer gewählt, die sich nicht selber zu beherrschen vermögen."

„Mag aber auch keine dieser Folgen eintreten; andere Nachtheile werden darum nicht ausbleiben. Die Einsamkeit seines Hauses muß den Mann, der an das Glück seines Heerdes gewohnt ist, verstimmen, und seine Stimmung kann nicht ohne Einfluß auf seine Geschäfte bleiben. Er wird sich im Ausland mißfallen; er wird seine Unbehaglichkeit nicht verbergen, sie wird das fremde Volk, unter dem er leben muß, verletzen. Ein Gesandter muß das Vertrauen, das Wohlwollen der Regierung, bei der er beglaubigt ist, er muß die Achtung ihres Volkes zu gewinnen wissen. Wie wäre dieß möglich, wenn Jedermann sieht, daß er die Tage zählt, bis er wieder nach Hause zurückkehren kann?"

„Endlich wird unsern Gesandten damit das kostbarste Mittel entgehen, dem Ausland einen hohen Begriff von venezianischer Tugend und venezianischem Glück beizubringen. Ein Haus, welches von einer keuschen, schönen, klugen und gewandten Frau geschmückt ist, zwingt selbst den Wüstlingen Verehrung ab. Auch die die Tugend

achten, vereinigen sich gern um eine liebenswürdige Frau. Wie Viele — und es werden gewiß die Besten seyn — besuchen nicht am liebsten ein Haus, dem eine mit jeder Tugend geschmückte Frau vorsteht? Der Vortheil für die Geschäfte des Mannes, für den Nutzen, für die Ehre unserer Republik kann unmöglich ausbleiben."

„Ohne Zweifel haben Betrachtungen der Art auf unsere Vorgänger in diesem Rathe gewirkt, weil sie das Gesetz einschlafen ließen, daß Männer, in gesandtschaftlichen Posten, für die Aergerniß erregende Aufführung ihrer Frauen bestraft werden sollen. Und wir, gleichgültig gegen solche Gründe, wir sollten es wieder aufwecken? Wir sollten uns ihrer höhern Einsicht überheben wollen, und eine negative Observanz, bei der sich die Republik Jahrhunderte wohl befunden, verlassen? Was wäre denn gewonnen mit der Bestrafung der Spinelli? Weiter nichts, als daß Ossuna unserer Strenge spotten, daß er sich Glück wünschen würde, einen so scharfen Beobachter, wie unsern dermaligen Residenten, einen so unerschütterlichen Anhänger der Grundmaximen unserer Politik los geworden zu seyn; daß, was nur in Neapel bekannt, und bei der Sittenlosigkeit des vicekönigl[ichen] Hofes vielleicht nicht einmal dort anstößig ist, die Augen von ganz Europa auf sich zöge, und eine Sache die so abweichende Ansichten zuläßt, überall auf eine andere Weise, aber immer zum Nachtheil, und manchmal zur Beschimpfung unserer Republik, ausgebeutet würde. — Ich stimme für die lebenslängliche Einsperrung der Zoë Spinelli in das Kloster der Conver-

tittinnen vom Auguſtinerorden und die Nichtanwendung des Strafgeſetzes auf ihren Gatten.“ —

Nach einem ſchwachen Widerſtande, den Capello leiſtete, ging dieſer Vorſchlag durch, indem Corraro, ſo ſicher und wohl überdacht auch ſeine Vorträge waren, doch die Gabe nicht beſaß, Einwürfe, die ihm mit Zuverſicht gemacht wurden, zu widerlegen.

Noch leichter vereinigten ſich die drei Staatsinquiſitoren über den Beſchluß, den Neger in Freiheit zu ſetzen. Francesco Capello verhehlte ſeine Furcht nicht, daß der Satan ſelbſt in dieſem ſonderbaren Geſchöpf ſtecke. „Und Was hälfe es alsdann,“ ſprach er, „wenn wir ihn beſtrafen wollten? Hält ihn doch jetzt ſchon weder Schloß noch Riegel zurück, wohin er will, zu gelangen, ſo wird er gewiß nicht warten, bis man das Urtheil an ihm vollſtrecken will. Dafür wird er einen deſto ſchlimmern Geſtank zurücklaſſen, wie er überall thut, wo er der höhern Gewalt weichen muß.“ —

Corraro hatte ſich begnügt ſeinen Antrag abzuleſen, und ſich ohne weitere Vertheidigung deſſelben überſtimmen laſſen. Dagegen verbreitete ſich Niccolo Dandolo deſto weitläuftiger über das ſonderbare Geſchöpf, und kam noch einmal auf den Taubſtummen von d'Audigné zurück. Unerachtet er ſich über die Anſicht des Francesco Capello in einem Ton äußerte, der einen ſogenannten ſtarken Geiſt verrieth, ſo ſchien dieſer doch nicht ſehr probefeſt. Der Redner wurde wenigſtens leichenblaß und das Wort erſtarb ihm recht eigentlich auf den Lippen, als, während er ſpottend fragte, warum d'Audigné

ſich durch den allwiſſenden Taubſtummen nicht vor ſeinem eigenen Schickſal warnen laſſen, das bedeckte Gemälde des Doge Falieri von der Wand, und mit großem Geräuſch auf den Boden fiel. Er faßte ſich indeß ſchnell, doch geſchah es nur um der Abſtimmung von Francesco Capello für völlige Freilaſſung des Negers beizutreten.

Damit waren die Prozeſſe geendigt, deren Erkenntniß ſich die Staatsinquiſitoren vorbehalten hatten. Sie würden ſich ſogleich getrennt haben, wäre Francesco Corraro nicht noch mit Ausfertigung des Sitzungsprotocolles beſchäftiget geweſen. Wegen der Wichtigkeit der verhandelten Gegenſtände hatten ſie den Dienſt ihres Secretärs ſogar für bedenklich gehalten, und Francesco Corraro, als der Jüngſte von den Dreien, mußte die Feder führen.

Während er auf das eifrigſte damit beſchäftiget war, ſtanden die Beiden Andern in leiſer Unterhaltung begriffen in der Vertiefung des entfernteſten Fenſters. Das herabgefallene Bild des Doge Falieri ſchien Beide noch ſtark zu beſchäftigen und Lorenzo Capello eine beſondere Bedeutung in dieſem Umſtande zu finden. Indem er die verſchiedenen Ereigniſſe berührte, die es vorbedeuten könnte, hütete er ſich wohl, Dasjenige zu nennen, an dem er gar nicht zweifelte, nämlich den nahe bevorſtehenden Tod des Doge Niccolo Donato. Nachdem Dandolo ſeiner Rolle als ſtarker Geiſt allmählich wieder Meiſter geworden, ſagte er leiſe zu Capello, daß ihr gelehrter College ſie wohl am Beſten darüber würde belehren können.

„Geht mir mit dieſen gelehrten Leuten weg," erwiederte Dieſer. „Ich meine, unſere Republik könnte eben ſo gut oder noch beſſer ohne ſie regiert werden. Haben wir nicht ſchon genug an der Gelehrſamkeit unſeres Conſulenten? Bei Sanct Marcus, ich meine mehr als zu viel. Was hat uns dieſes lange Gewäſche des Mönchs heute geholfen? Wir waren ohne ihn eben ſo klug geweſen. Und dann will ich Euch nicht verhehlen, daß ich gar kein Zutrauen zu dieſem Mann habe. Gelehrt mag er ſeyn, meinetwegen. Aber daß er ein guter katholiſcher Chriſt ſey, das ſoll mich Niemand überreden. Daß er mit den Ketzern von halb Europa im Briefwechſel ſteht, und allen dieſen Religionsneuerungen in ſeinem Herzen gewogen iſt, habe ich neulich ſchon hier zur Sprache gebracht; aber ſolltet Ihr glauben, daß er ſich auch aus der Excelegie nichts macht?" —

Als Niccolo Dandolo ſeine Verwunderung hierüber durch Kopfſchütteln an den Tag zu legen ſchien, fuhr Lorenzo Capello fort.

„Ich kam heute zufällig eine halbe Stunde vor der Sitzung; aber es dauerte keine zehen Minuten, ſo trat auch Fra Paolo ſchon ein. Ich weiß nicht mehr, wie wir auf den Einfluß kamen, welchen die künſtlichen Berechnungen der Zukunft auf den Corſaren ausgeübt; kurz, ich äußerte, daß ſchon Mancher dadurch in das Unglück geſtürzt worden ſey, ob ſich gleich nicht in Abrede ſtellen laſſe, daß viele Wahrheit in dieſen Dingen wäre. Glaubt es nicht, ſprach er; alle dieſe Künſte ſind Spiegelfechtereien, und wo ſie mehr zu ſeyn ſcheinen, da

ist es nur, weil der Prophet einen glücklichen Doppelsinn getroffen. Ich habe, setzte er hinzu, in meiner Laufbahn als Theologe des Herzogs Wilhelm von Mantua eine merkwürdige Erfahrung darüber gemacht. Darauf erzählte er viel von dem Geiste dieses Fürsten und von seinen launischen Einfallen. Und wirklich war es auch mehr als ein launischer, ja ein vollkommen toller Gedanke, als er seinen Theologen in den Marstall rufen ließ, in welchem eben eine Stutte, die von einem Esel belegt war, ein Füllen werfen sollte. Er mußte seine astronomischen Instrumente mitbringen, um in dem Augenblick, da das Füllen zur Welt kam, den Moment der Zeit und seine Constellationen zu bestimmen. Dieses geschah denn auch, und ein förmliches Instrument wurde darüber aufgesetzt, und Abschrift desselben allen berühmten Astrologen der Zeit mit dem Zusatz gesendet, daß unter diesen Constellationen im Palaste des Herzogs ein Bastard geboren sey, dessen Nativität man gestellt wünsche. Da ein großmüthiges Geschenk zu hoffen stand, so ließen die Antworten nicht lang auf sich warten. Alle deuteten dem Neugebornen die glanzendsten Lebensschicksale an. Der Eine augurirte ihm den Cardinalshut, der Andere den Commandostab des großen Feldherrn, und Einer sogar die Schlüssel des heiligen Petrus. Nach dieser Geschichte, schloß er, könnt Ihr wohl denken, daß mir der Glaube an Prognostika und Nativitäten für alle Zukunft vergangen ist. Ich bemerkte ihm, daß mir seine Schlußfolge nicht ganz sicher vorkomme. Der Neugeborne sey freilich nur ein Maulesel gewesen, aber es walte durch-

aus keine Nothwendigkeit, die Prognostica auf ihn zu beziehen. Wer weiß, sagte ich, ob nicht in demselben Augenblick im herzoglichen Palast, oder Gott weiß wo sonst, ein Bastard oder mehrere geboren wurden, auf welche die sämmtlichen Prognostica paßten? — Ihr habt Recht, gab er zur Antwort, der Scherz des Herzogs beweist zu viel, und beweist eben darum nichts. Aber ob es dem schlauen Mönche damit Ernst war, ist eine andere Frage. Ich kann einmal durchaus kein Herz zu ihm fassen. Hundertmal hat mir mein Vater eingeschärft: Traue dem Mann nicht, der nur ein einziges Buch liest; aber ich traue Demjenigen noch viel weniger, der sie alle gelesen."

„Sprechet leiser," sprach Niccolo Dandolo; „denn wenn unser College Corraro auch nicht alle Bücher gelesen, so hat er doch weit mehrere gelesen, als nöthig ist. Ohne seine Gelehrsamkeit wären wir gewiß schon vor ein Paar Stunden fertig geworden." —

In diesem Augenblick erhob sich Francesco Corraro und lud seine Collegen ein, das Protokoll zu unterzeichnen. Sie entfernten sich, nachdem es geschehen war, und er ließ hierauf die verschiedenen Beamten eintreten, welchen er im Namen der Staatsinquisition die Befehle zu Vollziehung der gefaßten Beschlüsse ertheilte.

Siebentes Kapitel.

Die sogenannten neuen Gefängnisse sind ein wahres Prachtgebäude, das von dem Marcuspalaste, der Residenz des Doge und dem Sitz der höchsten Staatsbehörden, nur durch einen engen Kanal geschieden, jedoch durch eine Brücke mit ihm verbunden ist. Beide stellen sich als Hauptfronten der Regierungspaläste gegen den prächtigsten Theil des großen Kanals dar, und es ist von schwerer Bedeutung für den Charakter der ältesten Republik von Europa, daß der Verwahrungsort der Verbrecher neben der Residenz des Hauptes der Republik und ihr in Aufwand und Würde der Architektur nicht nachsteht. Die Ausübung der strafenden Gerechtigkeit war damit zur ersten Pflicht seines Herrscheramtes erklärt. Ja, diese Nachbarschaft sogar genügte der republikanischen Strenge noch nicht. In Mitte der schwersten Verbrecher sollte der Doge selber wohnen. Ueber seinen Prunkgemächern waren die Kerker der Bleidächer; unter ihnen lagen die noch schrecklichern der Pozzi (Bronnen). Unbekümmert um den Jammer der Unglücklichen, für die es keine Erlösung gab, als vor

Hitze zu verschmachten oder vor Kälte zu erstarren, in Schmutz und Nässe zu verfaulen, oder heimlich hingerichtet zu werden, schlief der Doge von Venedig. — Freilich auch ein Gefangener der Republik, die ihn nur darum so hoch gestellt zu haben schien, um seine Freiheit enger zu beschränken, als die des Geringsten seiner Unterthanen, und ihm vom Augenblick an, da sie ihn zum Herrn des Staats gemacht, seine Hauptstadt zum Gefängniß zu geben.

Nirgends verhehlte sich überhaupt der finstere Geist, der durch alle Institutionen dieser Republik waltete. Die marmorne Brücke, welche die beiden Paläste verbindet, hieß die Seufzerbrücke; denn der sie betrat, ohne zu den Dienern der strafenden Gerechtigkeit zu gehören, war in der Regel für dieses Leben verloren. Er wurde zum Tode selbst, oder in lebenslängliche Haft abgeführt, gegen deren längere Dauer der grausamste Tod eine Gnade schien.

In diesem Augenblick ist der enge Kanal zwischen den beiden Palästen seiner ganzen Länge nach vom Monde beleuchtet. Dante's schönes Wort:

Quivi era men che notte e men che giorno,

würde hier passen; ja, man möchte das Helldunkel, welches in dem Kanale herrscht, lieblich nennen, wäre die Nachbarschaft zu beiden Seiten zu vergessen. Eine große und eine kleine Barke halten unmittelbar unter der Seufzerbrücke. Die Mannschaft der ersten ist so stille, wie man es bei der Lebhaftigkeit des Volkes kaum erwarten sollte. Jeder hat sein Ruder gefaßt,

um augenblicklich vom Lande zu ſtoßen. Unbefangener ſcheint die Stimmung der beiden Schiffer in dem kleinern Fahrzeug. Sehr verſchieden von dem Ernſt ihrer Kameraden ſind ſie in einem zwar leiſen, aber lebhaften Geſpräche begriffen.

„Ich ſage Dir,“ ſprach der Eine, „ich weiß, wie die ganze Geſchichte zuſammenhangt. Wenn man Zween von den gnadigen Herren auf einmal vom Rath nach Hauſe fahrt, ſo braucht man die Ohren gerade nicht beſonders zu ſpitzen, um zu merken, woher der Wind weht.“

„Du ſollſt aber keine Ohren haben für Das, was die gnadigen Herren unter ſich reden,“ erwiederte der Andere; „und noch weniger eine Zunge, um es zu wiederholen.“

„Kann ich meinen Ohren verbieten zu hören? Wohl aber werd' ich hubſch bei mir behalten, was Du nicht erfahren willſt.“

„Wer ſpricht denn davon, Deo? Aber eine gute Lehre kannſt Du dir von einem Graukopf, wie ich, ſchon gefallen laſſen, ſo lange Dein Kinn noch ſo glatt iſt.“

„Iſt es meine Schuld? Hatte mir der Mommolo das Kinn nicht mit Thunfiſchblut eingerieben, ſo wäre mir der Bart gewachſen, wie jedem Andern.“

„Hat er es doch gut gemeint mit Dir. Und bei Sanct Marcus, es thut mir ſelber leid um Deine Singſtimme. Im Conſervatorio iſt keine ſchönere geweſen. Er brauchte es nur beſſer zu verſtehen, ſo war

Dein Glück gemacht. Aber mit dem Blute vom Thunfisch allein war es nicht gethan. Es gehörte noch ein scharfes Messer dazu und eine Hand, die es zu führen verstand. Mit ein Paar Tagen Schmerzen warst Du ein vornehmer Mann und durften vor dem Pabste selber singen." —

Zum Verständniß unserer Leser müssen wir bemerken, daß unter den Schiffleuten der meisten Küsten des mittelländischen Meeres der Glaube herrscht, man brauche das Kinn eines Knaben nur mit dem Blute des Thunfisches einzureiben, so werde er auch gewiß nie einen Bart bekommen. Mag Dieß nun seine Richtigkeit haben, wie man wohl anzunehmen versucht ist, da man diesem Glauben im frühesten Alterthume schon begegnet, so bleibt die Wirkung doch gewiß bei dem Barte stehen, ohne darum die Entwicklung der Männlichkeit zu hindern, wofür man in Italien bekanntlich ein sicheres, aber freilich weit unbequemeres Mittel kannte und auch oft angewendet hat, um die weibliche Zugendlichkeit einer schönen Knabenstimme zu erhalten. Auf diese grausame Operation, welche hoffentlich ganz aus unserer Zeit verschwunden ist, spielt der alte Schiffer an, indem er den jungen Burschen sein Bedauern darüber ausdrückt, daß sie nicht an ihm versucht worden. Der will jedoch den Dienst nicht anerkennen, den man ihm damit geleistet.

„Ich bedanke mich für die Ehre," spricht er, „und überlasse sie gern Andern, welche sie besser zu schätzen wissen. Lieber will ich als ein ganzer Mann auf der

harten Bank das ſchwere Ruder ſchwingen, denn als ein halber, oder eigentlich gar keiner die Hände auf purpurnen Polſtern ſitzend in den Schoß legen. Wofür wär' auch dem Menſchen die Liebe gegeben, wenn er ſie für ein Paar Dutzend Singtöne verkaufen dürfte?"

„Die Liebe?" fragte der Alte. „Weißt Du denn auch, was die Liebe iſt?"

„Dazu braucht man fürwahr keinen Bart zu haben. Die Liebe iſt — "

„Nun, heraus damit, wenn Du es weißt? — Da ſiehſt Du, ich muß Dir es doch ſagen, und es ſoll nicht das Schlimmſte ſeyn, was ich von der Liebe weiß. Die Liebe iſt ein Ding, man weiß nicht woher es kommt. Man fühlt ſie, und weiß nicht wo. Sie macht einem Kummer, und man weiß nicht warum. Man iſt glücklich, und weiß nicht weßhalb. Sie entflieht, und man weiß nicht wohin — "

„Du magſt in Allem Recht haben, Marc Toscan, nur was das Fliehen angeht, da biſt Du nicht im rechten Fahrwaſſer. Die Liebe entflieht nicht, wo ſie einmal recht feſt ſitzt — "

„Ah, bläst der Wind aus dieſem Loche? — Da kennſt Du die Frauen wohl, wie Du die Liebe kennſt — "

„Wie? Ich ſollte die Frauen nicht kennen? Wofür hätt' ich denn meine Augen im Kopfe?"

„Was die Augen betrifft, Oco, ſo rath' ich Dir, ſie aus dem Spiel zu laſſen, wenn Du in das Innere einer Frau ſehen willſt. Und darauf kommt Alles an. Ich will Dir ſagen, wie es darin ausſieht. Du kannſt

es am Beſten aus dem Recepte ſehen, wornach man ſie bei jedem Apotheker machen laſſen kann." —

Der junge Menſch ſtarrte den Andern mit großen Augen an. „Das Recept? Das Recept zu einer Frau?"

„Nun ja, das Recept zu einer Frau, und das lautet alſo: Nimm eine Haut, weiß wie Schnee und zart wie Sammet. Setz' ihr einen Engelskopf auf mit Baſiliskenaugen und einer Schlangenzunge. Lege ein Herz hinein, gefüllt mit Affenkünſten und Katzentücken. Blaſe das Ganze mit Eitelkeiten und Launen auf. Beleuchte es mit dem ſtechenden Sonnenſtrahl der Hundstagsſonne und dem Wechſelſchein des Aprilmonats — und Du haſt eine Schönheit, welche Dir ein Paar Tage deines Lebens zum Himmel und alle übrigen zur Hölle macht."

„Nun, meinetwegen! Wer Thor genug iſt, ſeine Frau in der Apotheke zu holen, kann ſich ſchon gefallen laſſen, wenn ſie nicht beſſer ausfällt. Aber was ſoll denn aus den andern Gefangenen werden, Marc Lescan? Das ſage mir einmal, der Du Alles weißt. Ich dachte, es müßten wenigſtens ein Paar Dutzend ſeyn, die im Kanal Orfano eingeweicht werden ſollen."

„Den Andern iſt ein beſſeres Glück beſchieden, Dee. Wenig fehlte, ſo hatten ſie eine Lerne gewonnen."

„Ich verſtehe Dich nicht — "

„Nun, ich denke, ſie werden auch mit der Amde zufrieden ſeyn. Iſt doch die Nacht angenehm kühl und der Mond ſo hell, als ſie ihn nur wünſchen können, um ihr Glück recht bei'm Lichte zu betrachten."

„Bei Sanct Marcus, Du ſprichſt heut' in lauter Räthſeln, Marc Toscan — "

„Kennſt Du denn die beiden Säulen auf der Piazzetta nicht, zwiſchen denen nur Diejenigen durchgehen, welche ſich in den Kopf geſetzt haben, den zeitlichen Dingen zwiſchen Himmel und Erde Valet zu ſagen?"

„Wer wird das Intercolumnio nicht kennen?"

„Nun ſiehſt Du, Dee. An andern Orten haben dieſe Maſchinen der Gerechtigkeit drei Füße, und da kann man ſie wohl eine Terne nennen. Unſere gnädigen Herren aber ſind der Meinung, eine Ambe ſey ſchon Glücks genug für Diejenigen, die auf dem Weg zum Galgen ſind. Doch hab' ich noch Keinen geſehen, der ſich über ſeinen Gewinn gefreut hatte. Die Terne ſchien Jedem in dem Kopf zu ſtecken, der dieſen Gang ging."

„Mit allen Deinen grauen Haaren biſt Du ein recht loſer Vogel, Marc Toscan, und hatteſt wohl verdient, daß Dich die gnädigen Herren auch einmal in den Glückstopf greifen ließen. Es iſt Schade, daß der Mommolo nicht Recht hatte. Er meinte ſchon vor zwei Jahren, daß Dir die Ambe nicht entgehen könnte."

„Was hatt' ich denn gethan? Ich gab einem Unverſchämten eine Maulſchelle, die ſich unterwegens in einen Dolchſtich verwandelte und einen guten Körper von einer ſchlechten Seele befreite. Das entging der Weisheit unſerer gnädigen Herren auch nicht; ſie ließen mich daher zum Lohn ſechs Monate auf ihrer großen

Karake rudern, und ſetzten mich dann wieder in meinen alten Poſten ein. Weißt Du auch, was beſſer als Gold iſt?“

„Die Liebe — “

„Pah, die Liebe! — Ein guter, geſunder Schlaf iſt es. Und weißt Du auch warum?“

„Nun?“

„Weil man zum Schlafen kein Geld braucht, aber mit allem Geld nicht ohne Schlaf leben kann.“ —

Der Andere wollte gerad' antworten, da öffnete ſich die kleine Thüre unter der Seufzerbrücke, und die größere Barke legte ſogleich vor derſelben an. Ein ſchwacher Lichtſchein fiel aus der Thüröffnung, und wir erkennen in der erſten Perſon, welche ſichtbar wird, den Capitan Jacques Pierre. Er iſt blos mit einem Hemd' und weiten Schifferbeinen bekleidet, und hat die Hände auf den Rücken gebunden. Zugleich mit ihm tritt ein Mönch in die Barke, deſſen Geſicht vor der Kapuze, die er über den Kopf gezogen, nicht ſichtbar iſt. Drei andere Gefangene folgen ihnen, ſind jedoch nicht im Schatten zu erkennen. Mehrere Bewaffnete nehmen gleichfalls Platz in der Barke, die nun ihre volle Ladung zu haben ſcheint und vom Lande ſtößt.

Im nämlichen Augenblick nimmt das kleine Fahrzeug mit unſern beiden Schiffern die Stelle an dem Pförtchen ein. Ein ſtärkeres Licht, wie von einer Fackel, fällt heraus und beleuchtet einen ſtattlichen Mann in ſpaniſchem Anzug, der einſteigt. Eine lange, rothe Feder wiegt ſich auf ſeiner ſchwarzen Mütze, und der weiße Stab

in ſeiner Hand bezeichnet das Amt, das er heute zu verrichten hat. Es iſt der herzogliche Caſtaldo, wie er genannt wird, ein Hausbeamter des Doge, der in ſeinem Namen den öffentlichen Hinrichtungen beiwohnt und ſie leitet. Unſere beiden Schiffer haben ihn mit Ehrerbietung begrüßt, und ſtoßen gleichfalls vom Lande, nachdem er ſich auf der gepolſterten Bank ihrer Barke niedergelaſſen.

Das Pförtchen ſchließt ſich wieder, und dichtes Dunkel umfangt die Fahrzeuge und die, welche ſie tragen; denn der Mond iſt inzwiſchen hinter dem Dache des Marcuspalaſtes verſchwunden und hat den ſchwarzen Schatten Platz gemacht, welche die hellen Nächte dieſes Landes ſo auffallend von den nordiſchen unterſcheiden. Wir können nur dem plätſchernden Geraufch ihrer Ruder folgen, um uns nicht von ihnen zu trennen.

Auf längerer Fahrt würde dieß ein unſicherer Leiter ſeyn. Glücklicher Weiſe haben die beiden Barken das Ende des Kanals erreicht, als der ernſte, ja ſchickſalsſchwangere Klang einer großen Glocke hörbar wird, deren Schläge ſich langſam folgen, aber noch länger nachtönen. Es iſt die Marangona von dem Marcusthurm, eine jener vier gewaltigen Glocken, welche das ganze Leben von Venedig regulirten. Dieſe war dazumal die furchtbarſte unter ihnen; denn ſie wurde nur geläutet, um den Einwohnern der Stadt zu verkündigen, daß die geheimnißvoll waltende Gerechtigkeit im Begriffe ſtand, ihre Todesopfer zu empfangen. Wer auf der Straße war, wenn ſie ertönte, der flüchtete ſich in die

erſte Hausthüre, die er offen fand, in den nächſten Winkel, der ihn verbergen konnte. Jeder ſcheute ſich, dem ſtillen Zuge zu begegnen, welcher mit den Verurtheilten nach dem Marcusplatz oder nach dem Kanal Orfano unterwegens war. Man wußte, daß die Hinrichtung heimlich ſeyn ſollte, wenn ſie in der Nacht vorgenommen wurde.

Wo ſich der dunkle Kanal auf dem Rii der Sklavonen ausmündet, liegt eine andere Barke, welche ſich ſogleich an die beiden Fahrzeuge anſchließt und nun mit ihnen in der vollſten Beleuchtung der heiterſten Mondnacht dahingleitet. Außer den Schiffern trägt ſie drei Frauen mit einem kleinen Mädchen und einem Diener. In der erhabenen Geſtalt, welche dicht verſchleiert unter den übrigen hervorragt, iſt Laura nicht zu verkennen. Ihr gegenüber ſitzt die alte Nukuwitza mit ihrem Schädel auf dem Schoß, und neben derſelben die Brandſtifterin in zuſammengeduckter Stellung, als ob ſie fröre. Die Frauen ſcheinen ganz in ſich gekehrt; nur Lauretta, die vor der Nukuwitza ſteht und inzwiſchen mit ihrem Schädel geſpielt hat, betrachtet die begleitenden Schiffe mit Aufmerkſamkeit, doch ohne beſondern Antheil.

Indem die drei Fahrzeuge dem Rii entlang dahin treiben, wird eine Gondel ſichtbar, die ihnen mit aller Anſtrengung der Ruder zu folgen und mit einer kleinen Fahne Zeichen zu machen ſcheint. Auf einen Wink des Caſſalbo ſtehen die Barken ſtill und laſſen der Gondel Zeit, ſich zu nahern. Alle ſind in geſpannter Erwartung der Botſchaft, die ſie bringt, und Gedanken,

ja Hoffnungen der verschiedensten Art bemachtigen sich sammtlicher Personen auf den drei Schiffen. In Kurzem fahrt die Gondel an der Barke des Castaldo an; ein Mann in schwarzem Mantel erhebt sich in ihr und nimmt, als er vor dem Hausbeamten des Doge steht, die weiße Larve einen Augenblick vom Gesicht. Die wenigen Worte, die der Angekommene gesprochen, scheinen den Andern tief zu erschüttern. Er verhüllt das Haupt in seinen Mantel, hebt es jedoch nach einer Pause wieder empor, und gibt seinen Ruderern durch einen Wink den Befehl, sich der großen Barke zu nahern. Indem dieß geschieht, tritt der Mönch, welcher den Capitan Jacques Pierre begleitet, an den Rand des Fahrzeuges.

„Ich muß Euch die traurige Nachricht mittheilen, Fra Paolo," spricht der Castaldo halb schluchzend, aber leise zu Diesem; „das Haupt der Republik ist gefallen. Der Durchlauchtige hat so eben das Zeitliche gesegnet."

„Gott sey der Seele von Niccolo Donato gnadig! Das Haupt der Republik aber stirbt nicht," erwiedert Paolo Sarpi; „denn dieser Mann ist es, welcher den Capitan als sein letzter Tröster begleitet."

Schnell hat sich die Trauernachricht unter den sammtlichen Anwesenden verbreitet, und eine neue Bewegung entsteht unter ihnen. Jacques Pierre allein ist sich gleich geblieben. Die Augen unverrückt bald auf Laura, bald auf seine Tochter geheftet, scheint er die Reden, welche Fra Paolo an ihn richtet, wenig zu beachten. Renault, den wir nun in der vollen Mondbeleuchtung

für den zweiten Gefangenen erkennen, hat offenbar eine andere Nachricht erwartet. „Laßt Euren Doge zur Hölle fahren," ſpricht er; „dort iſt die Partie gleich für uns! Reicht mir die Flaſche, daß ich die thörichte Hoffnung auf venetianiſche Gerechtigkeit aus meiner trocknen Kehle hinwegſpüle!"

„So kann ich nicht trinken," fährt er fort, als man ihm die Flaſche an den Mund halten will. „Laſſet mir wenigſtens eine Hand frei. Glaubt Ihr denn, daß ich Euch entfliehen werde? Bei'm Löwen von San Marco! — Hole der Teufel den Löwen von San Marco! — Ich flehe nicht und wenn ich auch könnte. Was ſollt' es mir helfen? Weiß ich doch, wie ich ſterben muß, und es ſieht Alles darnach aus, daß die Zeit dazu gekommen iſt — "

Fra Paolo deutet einem der Soldaten, dem Gefangenen den Strick zu löſen, womit ihm die Hände auf den Rücken gebunden ſind.

„Pah," ruft Dieſer, indem er die befreiten Hände ſchüttelt; „die Pfoten ſind mir ganz ſteif geworden. Aber dem letzten Dienſt, welchen ſie mir leiſten können, ſollen ſie ſich nicht entziehen." —

Damit faßt er die Flaſche mit beiden Händen, und leert ſie, ohne abzuſetzen, wie in einem Zuge.

„So!" ſpricht er, und ſchleudert die leere Flaſche hinaus in die See. „Was kann ich Dir weiter zu Danke thun, als daß ich Dich mein Schickſal theilen laſſe? Wohl bekomme Dir der ſalzige Trank, und will er Dir nicht ſchmecken, ſo tröſte Dich mit mir. Wie

ſind Beide einen beſſern gewohnt. Reichet mir eine Andere, damit ihre Schweſter nicht lang ohne Geſellſchaft in dem kalten Grunde bleibt.“ —

Die Blicke der Soldaten wenden ſich auf den Mönch.

Fra Paolo will die kurze Zeit noch benützen, um eine religioſe Stimmung in Renault hervorzubringen, und richtet den zweckmäßigſten Zuſpruch an ihn in dem ſanfteſten und eindringendſten Tone.

„Verſchonet mich mit dieſen Redensarten,“ unterbricht ihn Dieſer. „Ich ſehe nicht ein, warum ich den reumüthigen Sünder ſpielen ſoll für ein Leben, deſſen Ende ich nicht vermeiden konnte. Wie ich es auch angegriffen, ob ich wenig oder viel trank; immer mußte ich bei'm Mondſchein im kalten Waſſer ſterben, mit dem verfluchten Stein am Halſe, der dort für mich gerüſtet liegt.“ —

Paolo Sarpi machte ihm bemerklich, daß er ſich ſein Unglück ganz allein ſelber zugezogen, indem er ſich in eine Unternehmung eingelaſſen, die ihn überall, nicht in Venedig allein, den Hals gekoſtet haben würde.

„Wie konnte mir der Lumpe mit dem durchlöcherten Schadel in Neapel dieſen Tod prophezeihen,“ gab Renault zur Antwort, „wenn er nicht von Ewigkeit her beſchloſſen war? Und war er beſchloſſen, wie konnt' ich vermeiden, an dem Complotte Theil zu nehmen, wenn Eines nur die Folge des Andern iſt? Bei'm Löwen von San Marco — zum Teufel mit dem Löwen von San Marco! — ich habe nichts zu bereuen, als daß ich zu wenig Wein getrunken in meinem Leben.

Zur Strafe dafür muß ich im Waſſer ſterben, und wär' ich es nicht ſelbſt, ſo könnte ich mir die Strafe wohl gönnen." —

Paolo Sarpi mochte denken, daß der natürliche Zuſtand des alten Trunkenbolds der der Trunkenheit ſey, und ſich nur in dieſem Zuſtand ein vernünftiges Wort mit ihm reden laſſen möge. Wenigſtens ertheilte er die Erlaubniß, ihm eine Flaſche weiter, und nachdem er eben ſo ſchnell, wie mit der erſten fertig geworden war, noch eine dritte zu reichen.

Während dieſer Zeit richtete er mehreremale leiſe Worte an Jacques Pierre, von dem er, wie es ſchien, noch einige Mittheilungen über andre Einverſtändniſſe zu gewinnen hoffte, welche die Unterſuchung nicht genug aufgeklärt hatte. Als er aber ſah, entweder, daß Jacques Pierre ſich auf nichts einlaſſen wollte, oder daß ſeine ganze Aufmerkſamkeit, wie uns wahrſcheinlicher daucht, durch die Gegenwart von Laura und ſeiner Tochter verſchlungen wurde, wendete er ſeine Aufmerkſamkeit den beiden übrigen Gefangenen zu, und reichte dem Einen von Zeit zu Zeit das elfenbeinerne Crucifix, das er in der Hand hielt, zum Küſſen, während er an den Andern ſeine geiſtlichen Tröſtungen richtete.

Dieſer hatte ſie auch wirklich ſehr nöthig. Es war der Pfarrer Mukaſchin von Spalatro, welchen die Spinelli bewogen hatte, ſich mit den Verſchworenen einzulaſſen, um ſie mit Nachrichten über ihre Unternehmung verſehen zu können. Von dem frühern,

kraftigen und entschlossenen Wesen des Mannes war auch keine Spur mehr übrig geblieben. Zwar schien ihn der liebreiche Zuspruch von Paolo Sarpi allmählich ein wenig aufzurichten; aber der Rückfall war um so stärker, als er auf seine Bitte, ihm ein Wort des Abschieds an die Frau in der Begleitungsbarke zu gönnen, aus einem Irrthum gerissen wurde, der ihm bis jetzt noch einige Haltung gegeben. Der fromme Mönch hatte ihn falsch verstanden, indem er ihm zur Antwort gab, daß seine letzten Augenblicke durch die Umarmung seiner Mutter versüßt werden sollten, und war nicht wenig erstaunt, als Wukaschin nichts von seiner Mutter wissen wollte, sondern auf die hohe verschleierte Gestalt neben ihr zeigte. Der Unglückliche war wie vernichtet, als Sarpi dieselbe für die Begleiterin des Capitäns Jacques Pierre und die Mutter seiner Tochter erklärte. Der Pfarrer hatte Laura'n für die Spinelli gehalten; — eine Verwechslung, die öfters vorgekommen war und bei der äußersten Verschiedenheit beider Frauen in Höhe, Wuchs und Haltung wahrhaft unbegreiflich seyn müßte, wenn uns das geheimnißvolle Walten der Familienähnlichkeiten nicht so oft auffallendere Erscheinungen zeigte. Die Entdeckung, in seiner letzten Stunde von der Frau, deren Schicksal er nicht vermuthete, verlassen zu seyn, erschütterte ihn so tief, daß er den geringen Rest männlicher Fassung vollends verlor und in ein lautes Weinen ausbrach, das sich gar nicht mehr stillen ließ. Die alte Kukuwitza schien durch sein Stöhnen aufmerksam zu werden, sie hob die Augen

empor von dem weißen Schädel in ihrem Schoß und warf ihrem Sohn einen Blick zu. Aber mit wahrem Abscheu wendete sie sich schnell von dem widrigen Schauspiel solcher Unmännlichkeit, und die Muse, deren Beruf es ist, die Natur in ihren seltensten Regungen zu beobachten, darf es nicht verschweigen, daß die Mutter mit Ekel vor dem Anblick ihres entarteten Sohnes ausgerückt hat.

Besser gefaßt erscheint der andere Gefangene, in welchem wir gleichfalls einen Bekannten finden. Es ist der Unglückliche, dem wir zuerst in dem Tempel der Hoffnung und in dem widerwärtigsten häuslichen Verhältniß begegnet sind und den wir zuletzt im Arsenale verlassen, wo er von seiner eigenen Mutter der Brandstiftung beschuldigt worden war. Der fromme Zuspruch richtete den Unglücklichen aus der ganzen Tiefe auf, in die wir ihn versunken gesehn, und die religiöse Rührung, die ihn ergriffen, veredelt seine sonst so stumpfen Gesichtszüge auf eine Weise, daß sie in der vollen Beleuchtung des hellen Mondes kaum noch dieselben scheinen. Er wirft seiner Mutter Blicke voll Liebe zu, wie sie solche nie in ihrem Leben von ihm empfangen, und wendet sich gleichfalls mit der Bitte an seinen geistlichen Tröster, von ihr Abschied nehmen zu dürfen. Das Versprechen, daß ihm Solches noch vor dem entscheidenden Augenblick vergönnt werden solle, tröstet ihn sichtbarlich. Das Crucifix mit beiden Händen haltend, bleibt er auf den Knieen liegen, und seine Augen sind abwechselnd auf den gekreuzigten Erlöser und auf seine Mutter gerichtet.

Eine tiefe Stille, in welcher das Plätschern der Ruder kaum vernehmlich ist, hat diese verschiedenen Scenen bis jetzt umgeben. Nun läßt sich allmählich aus der Ferne der Wechselgesang von zwei schönen, männlichen Stimmen vernehmen, wie er vormals die heitern Nachte von Venedig so oft verschönerte. Der unglückliche Zug, den wir begleiten, scheint den Sängern näher zu kommen, und die ersten Worte, die verständlich zu uns gelangen, sind der Schlußreim einer Stanze:

Ich bringe Kampf und Tod — ist seine Antwort.

Und gleich erwiedert eine andere Stimme von der entgegengesetzten Seite mit Chlorindens Gegenrede, denn es ist die berühmte Episode aus Tasso's befreitem Jerusalem, wo Tankred nach schwerem Kampf in dem todtlich von ihm verwundeten Feind die schöne Sarazenin erkennt, die er hoffnungslos geliebt, und die, im Tode nur ihn um die Taufe bittend, sich wenigstens in den christlichen Hoffnungen auf die andre Welt mit ihm vereinigt. Je weiter die Fahrzeuge mit den Unglücklichen vorrückten, desto näher kamen sie den Sängern, von denen jedoch nichts zu sehen war, weil das Mondlicht die Fernen auf den Gewässern schnell in jene atherischen Dünste hüllt, welche den Träumereien des Gemüths so günstig sind. Rasch folgten jetzt Strophe auf Strophe, und der Zug der Barken ist eben auf der Höhe der Sant Antonio-Spitze angelangt, als der Kampf zwischen Beiden seine Entscheidung erreicht hat, und die Stanze beginnt:

Doch angebrochen iſt die Schickſalsſtunde,
Chlorinde hat ihr Lebensziel erreicht.
Sein Schwert durchbohrt mit tiefer Todeswunde
Den Busen, dem an Schönheit keiner gleicht.
Und ihr Gewand, das, goldendurchwirkt, das runde,
Das zarte Hüftenpaar umſchließt ſo leicht,
Füllt ſich mit Blut. Sie ſchaut des Todes Schatten
Sich nah'n, ſie fühlt die Beine ſich ermatten.

Die Pauſe, welche hierauf folgte, ward durch Renault's unerwartete Rührung unterbrochen, und dieſe ſtieg während der nächſten Stanze zu einem lauten und heftigen Schluchzen.

Tankred indeß verfolgt mit wildem Streben
Den Sieg, der ihr das Lebenslicht entreißt.
Die Jungfrau ſinkt — da füllt mit neuem Leben
Des Glaubens und der Lieb' und Hoffnung Geiſt
Die Bruſt ihr, von Gott ſelber eingegeben,
Der ihr des Himmels Pforte ſo erſchleußt;
Denn, durch Geburt zum Götzendienſt erkoren,
Wird erſt im Tod zur Chriſtin ſie geboren.

Paolo Sarpi glaubte, daß der Augenblick gekommen ſey, welcher Renault's Verſtocktheit durchbrechen, und wollte nur den Schluß der Stanzen abwarten, um ſeine weiche Stimmung zu benützen, und ihm in die Seele zu reden. Eine längere Pauſe, die den Wechſelgeſang unterbrach, ſchien ſeine Abſicht zu begünſtigen. Aber der fromme Mönch war ſehr betroffen, als Renault auf ſeinen Zuſpruch gar nicht achtete, ſondern ihn mit den Worten abſchnitt: „ich hab' es Euch ſchon geſagt, daß ich mit Euren Redensarten verſchont ſeyn will. Drum laſſet mich dem einzigen rechtſchaffenen Mann, den ich

in meinem Leben gekannt, eine Thräne der Liebe nachzuweinen. Dort drüben, wo die Laterne vor dem Gewölbe hängt, dort hat er seine ehrliche Wirthschaft getrieben. Armer Zanetto! Den besten Wein trank man bei Dir, und den wohlfeilsten Wein trank man bei Dir, und ein Herz hattest Du in der Brust, dem es nie einfiel, einen armen Teufel an das volle Kerbholz zu erinnern! — Ja, singt nur, Ihr venetianischen Schurken, bis Euch die Kehle so trocken wird, wie eine alte Degenscheide," fuhr er fort, als der Wechselgesang mit der Bitte der sterbenden Chlorinde an Tankred, ihr die heilige Taufe zu geben, wieder begann: „für solche Tugend hatten diese venetianischen Kramerseelen freilich keinen Sinn, und weil der gute Zanetto einen von ihnen in den Kanal geworfen, ließen sie ihn zwischen den verfluchten Säulen aufhangen. So behandelten sie das einzige ehrliche Gemüth, das in Venedig war! Hole der Teufel alle Venetianer, wie er diesen Doge geholt hat, der mir eben zur Hölle vorangegangen ist!" —

Dein ist der Sieg, o Freund, und ich verzeihe.
Verzeih' auch Du — mein Leid nicht kümmre Dich.
An meine Seele denke nur. Verreie
Von Sünden durch die heil'ge Taufe mich.
O bete für mich; das sey Deine Treue! —
So spricht sie sterbend. — Welche Stimme auch
Der süßen Klage, die in's Herz ihm dringet,
Den Zorn verjagt, und ihn zu Thränen zwinget!

Der Contrast zwischen dem Gesang und den Reden des ruchlosen Trunkenbolds war zu stark, als daß nicht selbst

die rohen Gemüther der Schiffer dadurch empört werden mußten. Sie konnten den Ausbrüchen ihres Zorns und Abscheu's nur in leis ausgesprochenen Worten Luft machen, und wünschten nichts so sehr, als den verstockten Sünder mit ihren Rudern todt schlagen zu dürfen. Fra Paolo selbst konnte sein Erstaunen über diese sonderbare Laune des menschlichen Herzens kaum verbergen, wo sich das einzige moralische Gefühl eines endenden Lebens von der eigenen Noth abwandte, und in der Rührung über das Andenken eines langst Verstorbenen zerfloß, welcher mit dem Unglücklichen nur durch einen der niedrigen Dienste des menschlichen Verkehrs zusammengehangen hatte. Im höchsten Unmuth warf einer der Schiffer dem ruchlosen Trunkenbold noch eine Flasche zu, und so ward er wieder ruhig, und störte nicht langer den anmuthigen Gesang.

Nicht weit davon rinnt eine kleine Quelle,
Die murmelnd aus des Berges Schooße bricht.
Er füllt den Helm betrübt aus ihrer Quelle,
Und kehrt zurück zur großen, heil'gen Pflicht.
Es bebt die Hand, als er mit frommer Sanftmuth
Enthüllt des Unbekannten Angesicht.
Sein erster Blick erkennt, was hier geschehen,
Und er verstummt, erstarrt — welch Wiedersehen!

Schon während der vorigen Stanze hatten die Schiffer die Kraft ihrer Ruder verdoppelt, entweder um den Kanal Orfano schneller zu erreichen, und das Ende des Verbrechers zu beschleunigen, dessen Ruchlosigkeit sie empörte, oder weil sie, von der Macht des Gesanges ergriffen, ihrer Regung auf eine sinnliche Weise Luft machen

mußten. Jetzt schienen sie aber alle ihre Kräfte einzusetzen, und die Stanze:

Noch unterliegt er nicht. Mit Helden Streben
Beherrscht er muthig das gebrochne Herz,
Bezwingt, um durch die Taufe zu beleben,
Die er durch's Schwert getödtet, seinen Schmerz.
Als seinem Mund die heil'gen Wort' entweben,
Schaut sie mit heitrem Lächeln himmelwärts,
Als spräche sie, schon von der Welt geschieden:
Der Himmel thut sich auf; ich geh' im Frieden.

Diese Stanze war eben geendigt, als sie auf der Stelle der Lagunen ankamen, wo die venetianische Gerechtigkeit und Politik ihre heimlichen Opfer in die Tiefe des Meeres zu versenken pflegte.

Auf ein Zeichen des Caßaldo zogen die Schiffer der großen Barke ihre Ruder ein, und er selbst näherte sich mit der seinigen. Paolo Sarpi sagte dem Unglücklichen, der für die Brandstiftung im Arsenale verurtheilt war, daß der Augenblick gekommen sey, um Abschied zu nehmen. Mit einer Freude, die seine fromme Stimmung wahrhaft verklarte, trat er an den Rand des Fahrzeugs, und richtete an seine Mutter, die in dem Begleitungsboot gerade vor ihm stand, die zärtlichsten Worte und die rührendsten Bitten um Verzeihung für Alles, was er in Liebe und Dankbarkeit ihr schuldig geblieben. Der Ausdruck, der in seinem Tone lag, war so mächtig, daß alle Anwesenden tief davon gerührt wurden, obgleich Niemand seine Reden verstand, da er sie in der Mundart der neapolitanischen Abruzzen vorbrachte. Einige Augenblicke sah ihm die alte Frau fest in's Gesicht, und

senkte dann ihre Blicke zu Boden. Aber nicht lange, so fing es an zu zucken in ihrem Antlitz, und immer stärker zu zucken, bis auf einmal die schroffen Züge nachließen, und ein Strom von Thranen aus ihren Augen brach, der, wie in Wellen, in denen sich der Mondschein spiegelte, über ihre Wangen herabfloß. Fast gleichzeitig löste sich auch das Siegel ihres Mundes, und eine Fülle von Reden entströmte demselben, als wäre das Schweigen eines ganzen Lebens einzubringen. Bald wurde sie von ihrem Sohn unterbrochen, und es waren offenbar Bitten, Flehen andern Inhalts, denn zuvor. Aber die Rede der Mutter schien des Sohnes Rede zu überwinden. Es war, als ob sie sich selber anklagte wegen seines Unglückes, und anders konnte es kaum seyn, da sie zuletzt sich an den Mönch wandte, der neben ihm stand, und ihm, wie ihr Ton deutlich verrieth, eine dringende Bitte vortrug. Fra Paolo fragte den Unglücklichen, was seine Mutter von ihm fodere, und bat, als er keine Antwort zu haben schien, alle Anwesenden, ihm das Verlangen der alten Frau zu deuten. „Offenbar hat sie eine Bitte," setzte er hinzu, „die ihr vielleicht gewährt werden kann. Es ist von Wichtigkeit für die Unglückliche, vielleicht für die Republik selbst, daß wir es erfahren." —

Niemand hatte jedoch die alte Frau verstanden, während ihre Noth, ja ihre Angst offenbar mit jedem Augenblicke zunahm. Da richtete ihr Sohn noch einige Worte an sie, in welchen der zärtlichste Abschied zu liegen schien, und kehrte sich gegen den Verlaroten, der

in scharlachrothem Mantel hinter ihm stand. Dann kniete er nieder vor Fra Paolo, welcher leise mit ihm betete, während ein Diener des Verlarvten ihm von hinten einen Strick um den Hals legte. Gleichzeitig traten zwei herkulische Gestalten hervor, und stellten sich ihm zu beiden Seiten. Ein kurzes Gebet noch, da schwang der Cassaldo sein weißes Tuch, und die beiden Diener der Gerechtigkeit faßten den Unglücklichen mit Riesenkraft unter den Armen, und schleuderten ihn hinaus in das Meer, während der Dritte zugleich ihm den schweren Stein nachwarf, den er ihm mit dem Strick am Halse befestigt. Man hörte nur einen dumpfen Schall, und der Unglückliche war unter dem Wasser verschwunden.

Im nämlichen Augenblick brach der Pfarrer Wukaschin in ein wahres Geheul aus, und stürzte sich die alte Frau ihrem Sohne nach in das Meer. Gleichzeitig begann der Wechselgesang mit der schönen Strophe, die bedeutsam die Versöhnung zweier Personen zu verklären schien, welche die Natur so innig verbunden, die das Leben so feindlich getrennt und der Tod erst wieder vereinigt hatte.

Wie Lilien sich vermischt mit Veilchen zeigen,
So ist die Blässe, die die Wang' ihr schmückt.
Und Sonn' und Himmel mitleidsvoll sich neigen
Auf sie herab, die glaubend aufwärts blickt.
Zum Friedenspfande reicht sie ihm mit Schweigen
Die kalte Hand, die fast der Schmerz erdrückt.
Indem die schöne Jungfrau so den Hafen
Der Ruh' erreicht, scheint sie nur eingeschlafen.

Der Eindruck, welchen die doppelte Todesscene und die Verse des Sängers auf die Anwesenden machten, ist undeschreiblich. Selbst die Gemüther Derjenigen unter ihnen, die an gewaltsame Katastrophen aller Art gewöhnt waren, wurden erweicht. Wenn gleich Niemand das Gespräch zwischen der Mutter und dem Sohne verstanden, so war doch nur eine Ueberzeugung unter Allen, von dem tiefblickenden Paolo Sarpi bis zu dem niedrigsten Henkersknechte, daß die Mutter den Sohn fälschlich des eigenen Verbrechens beschuldigt, daß seine großmüthige Verzeihung die harte Schale durchbrochen, welche die Mißhandlungen eines Lebens voll Elend um ihr Herz gezogen, daß sie den Verrath an ihm mit Gewalt bekennen, der Sohn es nicht gestatten, sondern für sie sterben wollte, und daß sie sich ihm in der Verzweiflung in das Meer nachgestürzt hatte.

Fra Paolo forderte die Schiffer auf, einen Versuch zur Rettung der Unglücklichen zu machen. Aber sie erklärten ihm mit einem Ausdrucke, in welchem sich Furcht und Abscheu mischten, daß Keiner von ihnen um alle Schätze der Welt sich auf dieser Stelle des Kanals Orfano in die See wagen würde. Da es der Castaldo überdieß durchaus unzulässig fand, den Lauf der strafenden Justiz durch ein anderes Geschäft zu unterbrechen, so ergab sich der fromme Mönch seufzend in die Nothwendigkeit, wohl fühlend, daß der Volksglauben unüberwindlich ist, wenn er an Orten haftet, die als gewöhnliche Schauplätze tragischer Ereignisse eine fatalistische Bedeutung genommen.

Schnell dürfen wir über die Todesscene des Pfarrers Wukaschin wegeilen. Kein Trost der Religion vermochte seine Feigheit zu überwinden. Heulend verschwand er im Wasser, und die alte Kukuwitza verschmähte, seinem Ende nur einen einzigen Blick zu gönnen.

Eben so weniger Worte bedarf es für Renault. Ertränkt im Wein lag er bald bewußtlos am Boden, und wurde mit dem Stein, den man ihm zum Begleiter bestimmt, gleichsam nur über den Rand des Schiffes weggewalzt. Er versank ohne Gebet und ohne Segen, ein Abscheu selbst für die Henker, welche solch' ruchlose Gefühllosigkeit niemals gesehen.

Die Hauptpersonen, deren Schicksal uns so lange beschäftiget, sind allein noch übrig. Jacques Pierre hat seine Fassung nicht verloren, und bittet Sarpi, als er seine Stunde gekommen sieht, ihm die Bande von den Händen lösen zu lassen, und die Umarmung seiner Tochter und ihrer Mutter zu gönnen. Nachdem seiner Bitte willfahrt ist, tritt er an den Rand der Barke, neben welcher das Boot mit den Seinigen angelegt hat. Er bietet Laura'n die Hand und wiederholt seine stumme Bitte, als sie zu zögern scheint. Endlich reicht sie ihm auch die übrige. Er bedeckt sie mit Küssen, und bricht in die rührendsten Worte der Reue, des Dankes, der Liebe aus, und das Gefühl gegen sie beschäftiget ihn so ausschließend, daß er seine Tochter gar nicht mehr zu bemerken scheint. Er bittet Laura'n um Vergebung; er fleht, er beschwört sie bei allen frühern Stunden ihres jungen Glückes, ihm zu verzeihen. Aber ihr großes

Auge bleibt trocken; ihr Mund schweigt, und auf ihren Gesichtszügen liegt eine erstarrende Kälte. Noch einmal wiederholt er Alles, was er gesagt, und endigt mit dem Bekenntniß seines schmerzvollen Bewußtseyns, daß er ihre Verzeihung nicht verdiene. Nur um Liebe für sein Kind glaubt er sie flehen zu dürfen. Es sey ja auch ihr Kind, und des Kindes Liebe werde sie vielleicht noch einst mit seinem Andenken versöhnen. Er bittet sie, ihm ihre Tochter zur letzten Umarmung zu reichen.

In diesem Augenblick lodert in dem Auge der Frau eine Flamme auf, welche nur die Begleiterin eines großen Entschlusses seyn kann. Mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit faßt sie Lauretta'n unter den Armen und reicht sie ihm hinüber in die Barke. — Aber wer möcht' es wagen, das Schicksal auszusprechen, das hier waltet? — Noch ehe der Vater es gefaßt hat, läßt die Mutter das Kind los, und es verschwindet mit einem Jammerschrei im Wasser zwischen den Beiden Fahrzeugen die im nämlichen Augenblick durch die unglückliche Dienstfertigkeit eines der Schiffer zusammenstoßen. Er hatte dem Vater die letzte Umarmung seines Kindes erleichtern wollen.

Wir schweigen von der Wirkung des entsetzlichsten Schicksals, welches das Herz des unglücklichen Vaters noch in seinen letzten Augenblicken zerreißen sollte. Er fand keinen Gedanken mehr an Rettung. Mit dem leisen Aechzen: „o Laura!" bedeckte er sich das Gesicht mit beiden Händen. Nur wenige Augenblicke beugte sich der starke Mann unter die Last seines Schmerzens.

Er wandte sich weg, und kniete vor Paolo Sarpi, um seinen letzten Trost zu empfangen. Mit einer Thrane im Aug' legt der fromme Mann die ganze Fülle christlicher Hoffnungen in wenige Worte, und noch rascher ist der Dienst der strafenden Gerechtigkeit, welchen das Mitleid der Henker beschleuniget, an ihm vollzogen. Er verschwindet in den Fluthen, und die schicksalschwere Stille wird nur durch den Mohren unterbrochen, der, den leuchtenden Dolch schwingend, sich hinter Laura'n erhebt und seinem Herrn in die Tiefe nachstürzt.

Jetzt beginnt auch der Wechselgesang wieder, und wohl mag Tankreds Verzweiflung noch Wonne gewesen seyn gegen die Gefühle, welche der Mutter warten, die nun einsam mit der alten Kukuwitza nach Venedig zurückkehrt.

Ich leb'? Ich athme noch? — Und meine Blicke
Ertragen dieses Tag's verhaßtes Licht?
Des Zeugen meiner stummen Bubenstücke,
Des Sündenmahners, der mein Herz nicht bricht?
Ha, feige, träge Hand, die jede Tücke
Des Todes kennt: was wagst den Stoß Du nicht?
Zu solcher Schandthat magst den Dienst Du leihen,
Doch von des Lebens Last mich nicht befreien?

Durchbohre diese Brust! Laß sich bestecken
Dein wildes Schwert mit meines Herzens Blut!
Gewohnt, nur grause Thaten zu vollstrecken,
Scheint Dir der Tod für meine Qual zu gut?
Verdammst zum Leben mich, und mich zum Schrecken,
Zur Warnung vor unsel'ger Liebesglut?
Es könne, soll ich zeugen, für solch' Leben
Nur Eine Strafe — dieses Leben — geben?

So irr' ich, von gerechten Eumeniden
In Angst und Qual wahnsinnig fortgeschreckt.
Vergebens bringt die Nacht mir ihren Frieden,
Da meiner That Erinnerung nur sie weckt.
Die Sonne hass' ich, die, als sie geschieden
Vom Leben, meine Schuld zuerst entdeckt.
Mich selber fürchtend, werd ich rastlos immer
Mich selber fliehn, doch mir entfliehen nimmer.

Schlußcapitel.

Wer möchte nun noch wagen, einen Blick in das Herz der Frau zu werfen, die uns so lang durch ihre Charakterhohe angezogen, und deren Unglück unsere Theilnahme so oft verdient hat? Wird es doch schon schwer genug, um das Nothwendigste von der Entwicklung ihrer äußern Schicksale zu berichten, um die übernommene Aufgabe zu ihrem Schluße zu führen.

Schwerlich bedarf es der Bemerkung, daß von den Hoffnungen, welche Jaffier früher an Laura's Zukunft geknüpft hatte, nicht mehr die Rede seyn kann. Ist auch der Verrath des Freundes möglich, so ist es doch sein Lohn nicht, wenn er anderswo als in äußerlichen Vortheilen gesucht werden soll. Mit der Schlange der Reue in der Brust hatte Jaffier sich unterstanden, sie an ihr Verbrechen zu erinnern, war aber mit einem Triumphe der Verachtung von ihr behandelt worden, die ihm keinen Zweifel ließ, daß sie ihn nur zum Werkzeug ihrer Rache gebraucht hatte.

Nun, nach der entsetzlichen Scene, der wir beigewohnt, als die Unglückliche den Becher der Rache bis auf den letzten Tropfen geleert, hatte sie selbst auch die

ganze Bitterkeit derselben empfunden. Die Natur war in alle ihre Rechte wieder eingetreten, und übte jetzt eine Vergeltung an ihr, gegen deren Qualen die kurzen Leiden, die sie für Andere zu erfinden vermocht, als Kleinigkeiten erschienen. Wie sie zuvor das Bedürfniß gefühlt, sich an Denen zu rächen, welche sie so sehr geliebt, so fühlte sie es nun weit stärker, sie an ihr selber zu rächen, und wählte sie darum auch mit der ganzen erfinderischen Grausamkeit, die wir an ihr kennen gelernt, für den Rest ihres Lebens einen Aufenthaltsort, welchen Haß und Bosheit vereinigt unmöglich tückischer auszusuchen vermocht hätten. Sie trat in das Kloster der Convertitinnen vom Augustinerorden auf der Insel Giudekka, das die Aussicht auf den nahen Kanal Orfano hatte, wo ihr Kind und sein Vater geendigt. Dieses Kloster war für die Lasterinnen bestimmt, welche sich, bevor die Sünde selbst sie verlassen, der Religion in die Arme werfen wollten oder mußten. Die Zahl seiner Bewohnerinnen ging damals über dreihundert, und diese Menge und die wahrhaft verzweiflungsvolle Trauer der neu Eingetretenen, welche sich von allem Umgang abschloß, mögen unsern Lesern die Möglichkeit erklären, wie Laura die Entdeckung, daß es noch eine schwerere Buße gab, als die sie sich selber auferlegt, erst machen konnte, als es zu spät war. Nachdem sie ihr Noviziat geendigt, und im Augenblick, da sie die unauflöslichen Gelübde ablegte, erkannte sie unter den beiden andern Novizinnen, die mit ihr eingekleidet wurden, ihre Feindin Spinelli.

Und nun ist es auch nicht länger zu verhehlen, daß diese Frau Laura's Schwester und die nämliche Zoë war, der sie alle Leiden ihrer Jugend, ja, das Jammerschicksal ihres ganzen Lebens mit Recht beimaß. Diese Schwester hatte ihre Lage im väterlichen Hause so unerträglich gemacht, daß sie sich dem ersten besten Mann, der ihr einige Theilnahme zeigte, in die Arme geworfen.

Wir müssen die Unglückliche, welcher die Natur die Kraft zur Entwicklung der erhabensten weiblichen Tugenden umsonst verliehen, ihrem trostlosen Zustand überlassen, um unsere Blicke dem jungen Mann zuzuwenden, den sie gleichfalls mit der Anlage für alles Gute ausgestattet, ohne die Kraft hinzuzufügen, selbständig daran zu halten. Der Steuermann Jaffier erntete den Lohn, der ihm gebührte. Der Rath der Zehen ließ ihm ein Geschenk von viertausend Dukaten reichen, und zugleich den Befehl ertheilen, die Stadt Venedig und das Gebiet der Republik ungesäumt zu verlassen und nie wieder zu betreten.

Die tiefe Kränkung, so er in dieser Behandlung fand, und zu der er keinen Anlaß gegeben zu haben sich bewußt war, wurde noch stärker gereizt durch die Reue, die an seinem Herzen nagte. Er nahm seinen Weg über Brescia, welches dazumal venetianisch war, und ließ sich hier mit französischen Abenteurern ein, die in geheimem Einverständniß mit Pedro von Toledo, dem spanischen Vicekönig in Mailand, standen, und den Plan gemacht haben sollten, die Festung an die Spanier zu übergeben. Man warf ihn in Fesseln, führte ihn

nach Venedig zurück und verurtheilte ihn zum Tod. Er endigte sein Leben im Kanal Orfano, in den nämlichen Gewässern, welche die Opfer seines Verraths verschlungen.

Indem wir auf diese verhängnißvolle Stelle zurückkehren müssen, ist es tröstlich, eines andern Schicksals zu gedenken, das, wie rathselhaft es auch im Uebrigen für uns bleiben mag, doch gleichfalls hier geschlossen wurde. Unsere Leser erinnern sich, daß der taubstumme Neger mit dem bloßen Dolch in der Hand sich hinter dem Capitan Jacques Pierre ins Meer gestürzt hatte und unmittelbar nach ihm in den Fluthen verschwunden war. Er ist nie wieder zum Vorschein gekommen, und wir wissen blos, daß er den Dolch mitgenommen, um den Mann, dem er seine ganze Existenz gewidmet, von dem Stricke zu befreien, welcher ihn mit dem Stein am Hals in die Tiefe gezogen. Es gelang ihm nicht, ihn zu retten, und schwerlich ware dem Capitan Jacques Pierre auch mit seiner Rettung ein willkommener Dienst geleistet worden.

Es ist die Eigenthumlichkeit aller großen Ereignisse, welche das Verderben vieler Menschen herbeigeführt haben, daß ihre Urheber nicht am schwersten durch die Folgen betroffen werden. Um so erfreulicher ist es, wo sich das Walten der Nemesis auch gegen die Letzten erkennen laßt. Und so dürfen wir nicht unberührt lassen, wie sich das Schicksal eines Mannes entwickelt, der sich so großer Dinge vermessen.

Ohne Zweifel war die Gunst des Herzogs von

Oſſuna bereits untergraben am Hofe zu Madrid, als er ſich der Ausführung ſeines Planes gegen Venedig ſo nahe glaubte. Nur der Einfluß des Cardinalherzogs von Lerma, ſeines Verwandten, hielt ihn noch. Aber auch dieſe Stütze brach kurze Zeit darauf zuſammen, und Lerma, deſſen Gewalt über den gutmüthigen König Philipp ſo unbeſchränkt geweſen, daß man ſie ſelbſt in den fremden Cabinetten nur durch Zaubermittel erklärbar fand, wurde plötzlich ſeiner Stellen verluſtig, und aus der Hauptſtadt verbannt. Mit ihm verlor Oſſuna einen zweiten Freund, welcher noch wichtiger für ihn geweſen ſeyn muß, da er, ſelbſt wirkſam in dem Detail der höchſten Staatsgeſchäfte, dem Vicekönig in den einzelnen Angelegenheiten ſeines Poſtens am nützlichſten ſeyn konnte. Eine gute Quelle berichtet, daß Oſſuna bei der Nachricht vom Sturze des Staatsſecretärs Rodrigo Calderon, welche mit Lerma's Entfernung zuſammenhing, in Thränen ausgebrochen ſey und bekannt habe, wie ihn nichts von Allem, was ihm je Schlimmes in der Welt begegnet, ſo ſchwer betroffen. Um dieſe Zeit ſchon ſandte er eine weitläuftige Rechtfertigung ſeiner Verwaltung an den König nach Liſſabon. Sie ſchloß mit den Worten, daß er das königliche Einkommen weniger als ſämmtliche Vicekönige vor ihm in Anſpruch genommen, und dennoch weit mehr damit geleiſtet, wie ſie Alle zuſammen. Er fand jedoch kein Zutrauen mehr. Die Zeichen ſeines ſinkenden Credits wiederholten ſich immer auffallender, die Gerüchte von ſeinem Plane, ſich unabhängig zu machen, verbreiteten ſich weiter und

gewannen wirklich auch immer größere Wahrscheinlichkeit bis endlich die kränkende Nachricht einging, daß der Cardinal Borgia zu seinem Nachfolger ernannt sey. Auch jetzt gab Ossuna die Hoffnung nicht auf, sich in seinem Posten zu behaupten, und es gelang ihm noch, den Cardinal bis zum Frühjahr 1620 in Rom hinzuhalten. Indeß wurden die Befehle von Madrid immer dringender; der neue Vicekönig begab sich nach Gaëta und kündigte dem Herzog seine Ankunft daselbst und seine Vollmacht an, die Regierung des Königreichs von ihm zu übernehmen. Ossuna ertheilte hierauf nicht nur keine Antwort, sondern er verbot auch alle Verbindung mit dem Cardinal. Dieser hatte jedoch bereits so viele heimliche Einverständnisse in Neapel angeknüpft, daß er es wagen konnte, bis nach Procida zu gehen. Von hier aus machte er den Behörden die königlichen Befehle bekannt, und man beeilte sich von allen Seiten, dem Nachfolger des Herzogs entgegen zu kommen. Während der Letzte noch Eilboten über Eilboten nach Madrid sandte, und nicht aufhörte, zu versichern, daß seine Bestätigung in der Regierung des Königreichs ungesäumt erfolgen würde, ward er auf einmal durch die Freudenschüsse aus den Kanonen sämmtlicher Kastelle der Hauptstadt belehrt, daß der neue Vicekönig in dem wichtigsten derselben, dem Kastell nuovo angelangt, daß er den Oberbefehl im Reiche bereits übernommen und von der bewaffneten Macht anerkannt worden war. Jetzt war freilich kein Bleiben mehr für Ossuna; er schiffte sich ein, um nach Spanien zurückzukehren.

Da der Herzog von Uzeda, sein naher Verwandter, um diese Zeit noch bei Philipp III. die höchsten Staatsgeschäfte leitete, so zweifelte Ossuna gar nicht, daß er seine Angelegenheiten am Hofe von Madrid wieder zurecht setzen würde. Und wirklich schien der Empfang, den er fand, seine Hoffnungen zu bestätigen. Er selber trug noch eine Zeit lang das ganze maßlose Gepränge seines Reichthums und Uebermuths in Madrid zur Schau, und der Marschall von Bassompierre erzählt in seinen Denkwürdigkeiten den glänzenden Aufzug des Herzogs, als er ihm seinen Besuch machte. Sein Wagen war von mehr als fünfzig Offizieren der verschiedensten Grade umgeben, und sein übriges Gefolge füllte nicht weniger als zwanzig andere Wagen. Aber alle diese Herrlichkeit ging mit Philipp dem Dritten zu Grabe. Eine der ersten Regentenhandlungen seines Nachfolgers war der Befehl zur Verhaftung des Herzogs und zu Einleitung eines Criminalprozesses gegen ihn. Gleichzeitig wurden mehrere hundert Personen als seine Mitschuldigen festgenommen. Ossuna erlebte das Ende seines Prozesses jedoch nicht, sondern starb schon 1624 im Kastell von Almeida als Staatsgefangener, nachdem er die letzte Zeit seines Lebens das Gedächtniß völlig verloren, und sich blos mit Religionsübungen und den Vorbereitungen zum Eintritt in den Augustinerorden beschäftiget hatte. Nach seinem Tode ward er zwar unschuldig befunden und völlig freigesprochen; allein der Verdacht staats- und majestätsverbrecherischer Bestrebungen ist dennoch auf die Nachwelt übergegangen, und die Geschichte hat sein An-

denken noch zur Stunde nicht gänzlich von so großer Schuld zu reinigen vermocht.

Gedenken wir zum Schlusse der Gesinnungen eines andern Mannes, der in dem Plane gegen Venedig ganz besonders thatig gewesen ist, ob er gleich nicht unmittelbar mit den Schicksalen, die uns beschäftigt, zusammengehangen hatte.

Der spanische Botschafter Alfonso de la Cueva, Markese von Bedemar, wurde von der venetianischen Regierung bekanntlich nur mit Mühe gegen das Volk beschützt, welches die schreiende Verletzung des Völkerrechts zuerst an seiner Person rächen wollte. Von seinem Posten abberufen, hinterließ er seinem Nachfolger eine Anleitung, wie er sich in demselben zu benehmen habe. Dieses merkwürdige Aktenstück enthält unter Andrem den Rath, bei jeder Gelegenheit über ihn selbst und über den Herzog von Ossuna tüchtig loszuziehen, weil ihm dieses in Venedig viele Freunde machen würde, und schließt mit den Worten: „Ew. Excellenz müssen kein Bedenken „tragen, zu äußern, daß S.e mit Bedauern gesehen, „und der König Alles höchlichst gemißbilliget, was wir, „der Herzog von Ossuna, der darum nichts deste weniger „einer der treusten und gewandtesten Diener Sr. „Majestat ist, und ich gegen Venedig versucht haben. „Mögen Spaniens Feinde davon denken und sagen, was „sie wollen! Uns genügt die Ueberzeugung, daß der „König weiß, wie wir nichts gethan, als was das „Interesse Seines Dienstes von uns verlangte.“ —

Solche Selbstverläugnung gehört zu den erhabensten

Tugenden des wahren Staatsmannes, und gerne schließen wir mit diesem Lichtpunkt von politischer Gesinnung eine Darstellung, die uns so oft in die Nothwendigkeit versetzt hat, uns mit der tiefsten Verworfenheit derselben zu beschäftigen.